NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170384 9

Digitized by Google

Digitized by Google

*DF
+
Illustr
Digitized by Google

Die
Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie.

Zweiter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs:
2 Thlr. — 3 fl. 36 kr. rh.

1854.

Preis des Monatsheftes:
5 Sgr. — 18 kr. rh.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Digitized by Google

217242B

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt.

1. Zweiter Jahrgang. 1854.

Die Lebensalter.

1. Die Kindheit.

Digitized by Google

217242B

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Blätter aus Natur und Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt.

1. Zweiter Jahrgang. 1854.

Die Lebensalter.

I. Die Kindheit.

Digitized by Google

Das Bild der Kindheit mit all seinen Reizen und Freuden. Im Hintergrunde zeigen sich Bruder und Schwester die frisch erschlossenen Blumen und die Schmetterlinge, die sich wieder im Azur des Himmels wiegen, während im Vordergrunde zwei andere Kinder mit dem Haushunde, ihrem treuen und gelehrigen Freunde, spielen, der die Liebkosungen wie die Launen mit gleicher Geduld erträgt. In der Mitte steht man, den Kopf im Lichte gebadet, die junge liebevolle Mutter in der ganzen Glorie ihres Glückes! Die rechte Hand läßt sie dem ältesten ihrer Söhne, der sich ängstlich hinter sie versteckt; der jüngere Bruder zur Linken ist ganz in den Kuchen vertieft, den er verzehrt; auf ihrem Arme lächelt und scherzt der Jüngstgeborene. Zur Seite erhellt eine zweite Mutter dem Kind, das sich an ihre Kniee schmiegt, mit freundlicher Hingebung den ersten Unterricht, der es in das Leben einführt und ihm die Welt des Geistes eröffnet. Ein frisches, schön gruppirtes Bild.

Joseph Haydn.

Von M. Lehmann.

I.

Vor etwa hundert Jahren lebte in dem Dorfe Rohrau an der Grenze zwischen Oesterreich und Ungarn ein armer Wagner, der mit seiner Frau und seinen Kindern von dem mageren Verdienste lebte, welchen sein bescheidenes Handwerk eintrug. Sonntag Mittags spielte der einfache Handwerker die Harfe, um sich die Zeit zu vertreiben und sich und seine Familie zu erheitern; seine Frau sang bisweilen dazu mit ihrer klangvollen, ungekünstelten, natürlichen Stimme, während ein munterer Knabe zu ihren Füßen saß, der, obgleich erst fünf Jahre alt, ein schmales Brettchen in der Hand hielt und es mit dem seinen Köpfchen stützte, indem er mit einer Ruthe eifrig über dasselbe strich, um anzudeuten, daß er zu dem Gesang mit der Geige spiele. Wer damals dem kindischen Treiben des Knaben zusah, mochte wohl nicht ahnen, daß in dem Kinde ein Geist von eminenter Größe lebte, daß der Knabe ein musikalisches Genie sei und daß der erste Drang des Talents sich auf diese drollige Weise äußern würde. Niemand glaubte wohl, daß aus dem Knaben ein musikalischer Heros werde, der große Schöpfer der heutigen Instrumentalmusik: ein Mann, den die Engländer und Franzosen schlechthin für den ersten, die Deutschen aber neben Sebastian Bach, nach dem er sich zum Theil gebildet hatte, für den Gelehrtesten aller Componisten halten, dem die Musik Beruf war, der Musik trieb, um die Welt zu erfreuen und seiner Stellung zu genügen, Gott zu ehren und zu loben, der seinem Christenglauben die erhabensten Denkmale gesetzt und sich durch seine Werke selbst geehrt hat im Laufe der Zeit, und der unvergeßlich bleibt in alle Zukunft. Der Knabe, dessen Talente auf eine so harmlose Weise sich äußerten, dessen Lebensberuf so ungekünstelt, für den Menschenkenner auf die schönste Art, sich andeutete, ist der berühmte Componist Joseph Haydn, geboren den 31. März 1733, wenige Jahre nach dem Geburtstag des unsterblichen Schöpfers der „Armide“ und „Alceste“: es ist Haydn, der gewandte Hofmann und liebenswürdige Gesellschafter, jenes glückliche Weltkind, dem freies und freudiges Naturleben, Scenen aus der sichtbaren Schöpfung den erhabensten Stoff zu musikalischen Zeichnungen und Gestaltungen darboten, dem Musik Bedürfniß war, der die Jugendträume und die zarten Reminiscenzen aus der Kindzeit ins Mannesalter hinüber gerettet hat, der noch in hohem Alter ein Kind war — voll Poesie und dichterischen, ächt musikalischen Schwungs. Oder repräsentirt Haydn nicht die natürliche Seite der Musik? Ist nicht jeder Zoll an ihm Natur? Ist nicht die Objectivität und die Natürlichkeit seiner Musik der eigentliche Grund, daß er unsterblich bleibt? Und ist der weltliche Schmuck, mit dem er nicht selten seine religiösen Compositionen ausstattet, an und für sich künstlerisch vollendet, nicht selbst ein Beweis seiner aufrichtigen Frömmigkeit? Weil Haydn stets die objective natürliche Seite der Musik zu treffen wußte, wird er stets einen Ehrenplatz unter der großen Zahl classischer Componisten behaupten. — Wenn man sich, um eine Vergleichung zu gebrauchen, bei Beethoven überlebt, bei Mozart sich selbst vergißt, so wird man bei Haydn verjüngt — die kindliche Einfalt und die natürliche Anordnung und Ausführung seiner idealen Musiksätze sprechen so unmittelbar an, treffen so unmittelbar das Gemüth, daß selbst Jene tief ergriffen werden, die auf der Mittagshöhe des Lebens stehend, sich fast ganz vom musikalischen Leben ferne gehalten haben und deren Leben fast ausschließlich im Dienste der Materie untergegangen ist. Um Beethoven richtig aufzufassen, muß man ihn kennen und verstehen, man muß ihn nachleben; Haydn wird von Allen verstanden, weil seine Musik ein Abbild der Natur ist. Mozart steht unter den Gesetzen der Musik, die ganze Welt ist für ihn Musik; er dichtet, dirigirt und componirt und nur hier bewegt er sich in seinem Element, er scheint die Welt nur in der Musik und durch die Musik zu verstehen. Haydn ist stets voll Innerlichkeit und verbindet seine natursinnige Innerlichkeit mit der Aeußerlichkeit des Lebens. Er ist deßhalb Allen zugänglich: er ist populär, er ist ein wahrer Componist für das Volk, für die Gebildeten — für Alle, deren musikalischer Sinn auch nur einigermaßen geöffnet ist.

Die häuslichen Concerte, die Haydn auch durch seinen Gesang verschönern zu müssen glaubte, gingen einige Jahre ihren gewohnten Gang und der Vater schied nur ungern von seiner zahlreichen Familie, wenn ihn das Amt eines Friedensrichters oder die Functionen eines Sacristans der Pfarrkirche, welche beiden Geschäfte er zu besorgen hatte, von dem gemüthlichen Treiben abriefen. Mit Leichtigkeit lernte Haydn die Lieder, welche die Mutter sang und die den Anfang bildeten zur Entwicklung seines musikalischen Genies. Noch in seinem spätesten Alter, mitten im Glücke und Reichthum, im Genusse des Ruhmes und Glanzes hat Haydn die Erinnerung an die Stunden jener häuslichen Vergnügungen und musikalischen Unterhaltungen bewahrt und mit einer wahren innigen Begeisterung konnte er von der Liederlust sein[illegible], von der Gesangsfreude seines heitern Vaterhauses sprechen. Er schämte sich seiner Abkunft nicht; es war [illegible] seine Schande, der Sohn eines armen Stellmachers [illegible] — wie ja auch sein berühmter Zeitgenosse, der [illegible]chnete Gluck, der Sohn eines einfachen Bauern [illegible] sang Haydn als Mann die Lieder, die ihm seine [illegible] zärtlicher Liebe gelehrt hatte. Was wäre er vielleicht [illegible] seine Mutter geworden? Legen denn die Mütter [illegible] den Grund zu dem, was aus dem Kind einst werden [illegible]? Die Begeisterung, mit welcher Haydn [illegible] Mutter sprach,

Digitized by Google

die Liebe, mit welcher er an den Liedern und Freuden seiner Jugend hing, wird uns leicht erklärlich, wenn wir bedenken, wie sehr er fern war von jeder Spur des Stolzes, der Eigenliebe und des Ehrgeizes. Haydn war ein Character — das sagt uns Alles!

Haydn mochte ungefähr sieben Jahre alt sein, als ein Verwandter seiner Familie, der Schulmeister Frank aus Hainburg, auf einer Reise bei seinen Eltern einsprach. Frank bemerkte zu seinem nicht geringen Erstaunen, wie sich der Knabe den Tact zu einem Liede schlug, das die Eltern sangen; und da Frank selbst Musikkenner war, so bat er die Eltern des Knaben, den jungen Haydn ihm zu überlassen, damit er seine Erziehung leite und sein musikalisches Talent ausbilde. So verließ denn der Virtuose der Familie das elterliche Haus und kam mit seinem Vetter nach Hainburg, woselbst er zwei Jahre unter dem strengsten Commando, dem selbst handgreifliche Zurechtweisungen nicht ganz fremd waren, aushalten mußte. Joseph war indessen bald der Lieblingsschüler des Schulmeisters, er machte große Fortschritte und brachte es in zwei Jahren so weit, daß er selbst schon einige Partien vom Blatte lesen konnte.

Damals lebte zu Wien der berühmte Componist Reuter, der an der Stephanskirche daselbst wirkte. Es traf sich, daß dieser gediegene Musikkenner und Kunstfreund gerade in die Gegend von Hainburg kam, um Knaben mit guten klangvollen Singstimmen für den Chor des Stephansdomes zu gewinnen. Sein Geschäft führte ihn auch zu dem Schulmeister Frank, der in seinen freien Stunden Unterricht im Gesang, Clavier- und Saitenspielen ertheilte. Frank führte Reuter seinen Lieblingsschüler vor und lobte dessen gutes Talent und musikalische Fähigkeiten, und um sich von der Wahrheit dieser Aussage zu überzeugen, mußte Haydn ein ziemlich schweres Musikstück vom Blatt singen. Die Probe fiel gut aus; Reuter bewunderte die Präcision im Vortrage, lobte die Sicherheit im Treffen, anerkannte die Lebhaftigkeit des Knaben und wurde von der klaren, klangvollen Stimme desselben wirklich überrascht. Nur das Trillern verstand Joseph noch nicht, da es sein Meister selbst nicht konnte. Allein der Knabe antwortete dem fremden Herrn, dessen Ansprüche zu hoch gingen, ohne jedwede Verlegenheit: „Wie können Sie, mein Herr, von mir verlangen, was mein Vetter selbst nicht kann?“ Reuter lächelte und sprach: „Nun, wenn es dein Vetter nicht kann, so will ich's dir lehren. Gieb einmal Acht!“ — Und Reuter zog den lebhaften Knaben zu sich hin und setzte ihm die Theorie des Trillers auseinander und erklärte ihm, wie aus dem ebenmäßigen Anschlagen zweier Töne der Triller entstehe. Joseph versuchte es, den Rath zu befolgen — und es ging, der Knabe schlug den prächtigsten Triller, was Reuter durch einen Teller voll schöner reifer Kirschen belohnte. Nie in seinem Leben vergaß Haydn die ehrenvolle Anerkennung, welche ihm in zarter Jugend von einem der gepriesensten deutschen Musiker zu Theil wurde. Wenn er einen schönen Triller ausführen hörte, so erinnerte er sich oft an Herrn Reuter, und scherzend konnte er oft zu seinem Freunde sagen: „Wenn ich einen hübschen Triller höre, so ist es mir, als hätte ich die schönen Kirschen vor mir, die mir ehedem Herr Reuter als ein Zeichen freundlicher Aufmunterung schenkte.“ — Haydn verließ mit Herrn Reuter seinen derben Vetter und das bescheidene Hainburg und kam, noch nicht volle acht Jahre alt, nach Wien als Singknabe an den Stephansdom. Als er aber im sechszehnten Jahre seine hübsche Knabenstimme verlor, verlor er auch seine Stelle und sein Einkommen. Es brachen herbe Tage der Noth und der Entbehrung über ihn herein, die endlich durch ein Fräulein von Martinez gehoben wurden, welche mit Metastasio in Wien genau bekannt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel St. Thomas

in der Bucht von Biafra.

(Westafrica.)

Ein rauher Boden, schwarzer Sand und Schlacken am Ufer; Basaltfelsen, die sich nadelförmig in die Höhe thürmen; eine mächtige, lebendige Vegetation, die sich in einander klammert und verschlingt, als mangelte ihr der Raum; klare Seen, in denen sich ein ewiger Azur spiegelt; zutrauliche Vögel, die diese schönen Einöden beleben: das sind die Züge, die die vier vulkanischen Inseln der kleinen Bucht von Biafra, im großen Golfe von Guinea, charakterisiren. In unbekannten Zeiten müssen gewaltige Erdrevolutionen diesen kleinen Fleck des Globus zum Schauplatz erhabener, aber furchtbarer Ereignisse gemacht haben; unterirdische Feuer drangen aus der Tiefe des Oceans, übergossen den Himmel mit grellem Roth und warfen diese von Wasser umschäumten Felsen auf; seit unzähligen Jahrhunderten deckte die wohlthätige und fruchtbare Natur diese Wunden der Erde mit ihren reichsten Schätzen wie mit einem lachenden Mantel. Die kleine Insel Anno-Bom im Süden ist nichts als ein Vulkan, dessen Wände mit Stauden und Moos bewachsen sind; sein Krater ist voll reinen Wassers mit ruhigem Spiegel und Niemand hat bis jetzt seine Tiefe ermessen. Fernando-Po im Norden ist nicht minder üppig, als St. Thomas. Die Prinzeninsel, in der Mitte, auf der der Pandanus wächst (vergl. I, 321) gilt unter den Reisenden für eine der herrlichsten Landschaften des Weltalls. Die Insel St. Thomas, welche dem Continent am nächsten liegt, hat viele Aehnlichkeit mit dem afrikanischen Boden. Das Land ist uneben und hügelig; auf der Westseite erhebt sich ein hoher schneebedeckter Berg, der durch die Ueppigkeit der Vegetation in den untern Regionen schwer besteigbar ist. Fernando-Po gehört England; die drei andern Inseln der Krone von Portugal, welche den Sitz ihrer Regierung auf St. Thomas, in der kleinen hübsch gebauten Stadt Santa Anna de Chaves, aufgeschlagen. Es gibt kaum ein Städtchen in Deutschland, neben welchem Santa Anna nicht armselig erschiene; die Wohnungen sind in der That traurig; nichts befindet sich darin, was auch nur entfernt an Bequemlichkeit erinnerte; aber die Bewohner von St. Thomas haben auch nicht das Bedürfniß besserer Zustände: ein Dach, eine Matte, einige Früchte, und das Schauspiel der Natur — genügt ihnen. Sie lieben die stille Einsamkeit und sind stolz auf ihre Wälder und Hügel, wie wir auf die schönen Plätze und Straßen unsrer Städte. Der Europäer, der einige Tage auf der Insel verweilt, theilt ihre Bewunderung und spricht seine enthusiastische Begeisterung aus, während der Eingeborne neben ihm in tiefem Schweigen verharrt; aber dieses ruhige, weniger aufgeregte Gefühl ist inniger und dauernder, als das seine. Ein Reisender, der neuerdings St. Thomas besuchte, schickte uns nachstehendes Bild und eine Seite aus seinem Tagebuch; seine Schilderungen stimmen mit denen der übrigen europäischen Besucher dieser fernen Insel überein. Die Gewandt-

Digitized by Google

heit seiner Feder versetzt uns mitten in diese Natur. „Verläßt man Santa Anna de Chaves, sagt Leop. von Folin, so erhebt sich vor uns eine lange Hügelkette, deren Spitzen ungefähr die Achse der Insel bilden. Bald und leicht erreicht man einige der höhern Regionen, wo die Landschaft mit jedem Schritte interessanter und wilder wird. Nachdem ich einige Meilen in der Richtung nach Süden zurückgelegt, kam ich am Fuße hoher Felsmassen an, die sich über einander schichteten und auf der südwestlichen Seite Stufenabsätze bildeten. Es gelang mir, sie zu besteigen, doch mußte ich mich immer an den Rissen und Vorsprüngen festhalten und an Lianen und anderem Gesträuch hinaufziehen. Auf diese Weise erreichte ich ein hohes Plateau, das mit Moos und Pflanzen aller Art bedeckt war, die theilweise prachtvolle Blüthen trugen. Das Plateau senkt sich zur Rechten, um einem schönen Wasserfall als Bett zu dienen. Strandläufer waideten an seinen Ufern; bei meinem Anblick schienen sie mehr erstaunt, als erschrocken; und erst nachdem sie einige Augenblicke gezögert, ergriffen sie die Flucht. Zur Linken erhoben sich große Bäume; einige derselben waren vom Blitz getroffen; andere, welche das Alter gestürzt, lagen über den Felsenrissen und dienten den Thieren als Brücke. Ich hatte ungefähr zweihundert Schritte in dieser Einsamkeit gemacht, als ich plötzlich an einem jähen Abgrund stand. Der Fels stieg senkrecht zu meinen Füßen in die tiefer liegende Gegend hinab, deren großes Panorama sich bis zum Ozean vor mir entfaltete. Auf dieser Plattform liegend, umfaßte mein Blick einen großen Theil der Insel tiefe Schluchten, hohe Felsen, Flüsse, deren Silberstreif durch das Grün hinzog, einige Hütten, aus denen Rauch-

Eine Landschaft auf St. Thomas.

wölkchen aufstiegen, einige röthliche Landstriche, die mit Ignamen oder Manioc bepflanzt waren, und Berge, die wie mit dem Meisel ausgehauen schienen. Meine Aufmerksamkeit zog jedoch vor Allem der hohe Pico de San Thomas an, der wie ein colossaler Thurm gerade aufsteigt und als der letzte Rest eines von Riesen erbauten Gebäudes erscheint. Diese natürliche Säule, die eine Höhe von 900 bis 1200 Fuß und unten einen Umfang von 450 Fuß hat, färbt sich nach den Launen des Lichtes verschieden. Moos und kriechendes Gebüsch grünt da und dort an der Oberfläche; auf allen Seiten ziehen sich tiefe Furchen herab, durch welche das Regenwasser abfließt. Von dem Felsen aus, auf welchem ich stand, erschienen die großen Bäume, die den ungeheuren Obelisken umgaben, wie hohes Gras. Es bildete einen wunderbaren Contrast mit diesen großen Proportionen, daß die einzigen lebenden Wesen, die vor mir in der Luft spielten, sozusagen die Zwerge ihrer Gattung waren. Unzählige Schwärme der kleinsten Papagaien (Psittacus pusillus), fett wie unsre Sperlinge, mit einem Gefieder, das in den Sonnenstrahlen herrlich glänzte, flogen auf allen Seiten durch die Luft. Diese hübschen Vögel leben von wilden Früchten, die sie auf St. Thomas reichlich finden; da sie jedoch große Liebhaber von Hirse und Mais sind, welche die Insel nicht hat, so fliegen sie häufig nach den

Digitized by Google

Küſten Afrika's hinüber und verwüſten die Felder. Nie aber wagen ſich dieſe kleinen Papagaien nach der Prinzeninſel; ſie würden dort von ihren grauen Brüdern ſchlimm empfangen werden. Die Eingebornen von St. Thomas beunruhigen ſie nicht; nur dann und wann wird einer gefangen, um ihn an Fremde zu verkaufen .... Ich kehrte durch Cacao- und Kaffeefelder nach der Stadt zurück. St. Thomas entwickelt keinen großen Handelseifer. Zwei bis drei Hamburger Schiffe reichen hin, jedes Jahr den Ueberfluß wegzuführen; ja dieſe ſind ſogar genöthigt, ihre Ladung auf der Prinzeninſel zu vervollſtändigen."

Der Palazzo Doria in Genua.

Die reichſte Phantaſie des Dichters vermöchte kein herrlicheres und überraſchenderes Bild vor unſre Blicke zu zaubern, als das meerumſpülte Genua. Es iſt das Ideal einer großen Seeſtadt; die Phantaſie gibt ſich beſiegt bei dem Anblick dieſer Maſſe von Häuſern, Kirchen, Paläſten und Terraſſen, die ſich amphitheatraliſch übereinander thürmen und in dem ſchönen Waſſer des Meeres ſpiegeln, das ſeinen ſilbernen Schaum zu ihren Füßen bricht. Sucht man, nachdem man den allgemeinen Eindruck dieſes erhabenen Schauſpiels in ſich aufgenommen, die Einzelheiten zu unterſcheiden, ſo hebt ſich der Palazzo Doria mit ſeinen Gärten

Die Gärten des Palazzo Doria in Genua.

und dem coloſſalen Neptun bedeutſam ab. Man ſieht ſie zur Rechten in der Nähe der Porta San Tommaſo und mächtig gemahnen ſie uns an die großen ruhmreichen Zeiten des ſechszehnten Jahrhunderts, des Heroenzeitalters unſerer modernen Geſchichte. An wie viele große Thaten, edle Kämpfe und herrliche Charactere erinnert nicht der Name Doria! Das Herz zittert bei dem Gedanken, daß auf dieſer weißen Terraſſe einſt die majeſtätiſche Geſtalt des Andrea Doria, des Vaters des Vaterlandes, des Rivalen Gonzalvos von Cordova, des Admirals Franz I. und des Beſiegers Carl V. und Barbaroſſas, gewandelt. Glaubt man nicht von einem Theſeus reden zu hören? Doria ſelbſt iſt es, den die Dankbarkeit in den Zügen dieſes rieſigen Neptun aus carrariſchem Marmor nachbilden wollte. Aus der Ferne iſt der Effect ein großartiger; in der Nähe jedoch verliert das Kunſtwerk und tiefer Schmerz ergreift uns bei dem Anblick der Verwüſtungen der Zeit. Die Statue iſt verunſtaltet; die Säulenhallen ſind zerfallen; die Fontainen verſiegt; Steinflechten verbergen mit ihrem grauſichen Grün die Sculpturtrophäen und das Meer bedeckt die ſtolzen Beſitzungen deſſen, der einſt über ſeine Wogen triumphirt. Der Palaſt macht jedoch noch immer einen großartigen Eindruck. Der Entwurf deſſelben ſtammt von dem römiſchen Architecten Montorſoli. Die Thüren, die Statuen, die Ara-

besten sind das Werk Pierino del Vagas, eines Schülers von Raphael. Am Aeußern und im Innern sieht man einige seiner Bilder, unter Anderem die Kinderspiele und als Contrast an einem Plafond den Kampf der Riesen, einen würdigen Vorwurf für den Palast eines solchen Mannes. Im letzten Jahrhundert waren die Gärten Doriäs die Lieblingspromenade der Genueser und wir finden in einem Buche aus dem Jahre 1788 folgende Schilderung: „Man genießt dort eines ewigen Frühlings; die Früchte des Orangenbaums und die Blüthen seiner duftreichen Familie entzücken die Sinne. Sprudelnde Fontainen unterhalten die Frische in schönen sandigen Alleen und unter dem Schatten, wo wir so süß träumen, als der unsterbliche Petrarca in Vaucluse. Der Anblick des Meeres, des Hafens, der Schiffe, die ein- und auslaufen, der kleinen Segel- und Ruderboote, die nach den öffentlichen, in der Mitte des Hafens gelegenen Bädern führen; der reiche Wechsel großartiger Scenen macht diesen schönen Garten zu einem der köstlichsten Spaziergänge der Welt. Wenn eine dunkle Wolke den Himmel umschleiert, so sucht man unter einer 250 Fuß langen Colonna Schutz, die gleichfalls die Aussicht auf das Meer bietet. In der Nähe des Palais ist ein Lusthaus, das damit zusammenhängt, und dessen Gärten bis auf die Spitze des Berges führen; man findet darin eine colossale Jupiterstatue und das Epitaph eines Hundes Rodan oder Roland, welchen Carl V., wie man sagt, dem Andrea Doria geschenkt."

Carl V., Franz I. und Napoleon bewohnten den Palazzo Doria, der durch Schillers Fiesco noch ein besonderes Interesse für uns hat.

Eine Nacht im Wolfsrachen.

Niemand, der Neuengland durchreist hat, wird je „die grünen Berge" vergessen, jene ungeheure Bergkette, welche den Staat Vermond von Norden nach Süden durchschneidet und deren Abhänge Tausenden von Flüssen ihren Ursprung geben, welche die Ebenen befruchten und den Champlain-See speisen. Da und dort bemerkt man, wenn man den Bergrücken verfolgt, eine dunkle Spitze, welche über die anderen mehr abgerundeten Höhen hervorragt, aber der Anblick der ganzen Kette bietet dem Auge ein unendliches Wald-Amphitheater, dessen Abgründe und Felsen mit einem Teppich von grünen Bäumen bedeckt sind. Gegen Süden bemerkt man einige weiße Häuser und den Kirchthurm eines kleinen Dorfes; aber so weit das Auge gegen Norden reicht, sieht der Reisende nur einzelne Pflanzerblockhäuser mit ihren von Baumstumpfen umgebenen Maisfeldern, und eine kleine Oase in der Ferne, wo zehn bis zwölf Kinder mit flachsfarbigem Haare das Vieh hüten. Das ist Alles, was im weiten Umkreis auf das Dasein von Menschen deutet. Die Fortschritte der Civilisation und die Kugeln der Jäger haben die wilden Thiere aus ihren Zufluchtsstätten, den Ufern der Flüsse und den lichtesten Partbieen der Wälder, vertrieben und alles, was noch übrig, hat sich nach den „grünen Bergen" geflüchtet, wo die Einsamkeit des Waldes ihnen einen undurchdringlichen Schlupfwinkel bietet. Dort, an Orten, welche der menschliche Fuß niemals betreten, tummelt sich noch der schwarze Bär, der Jaguar, der Wolf und der Damhirsch. In der Nacht brechen ganze Rudel von Füchsen aus diesen undurchdringlichen Verschanzungen hervor und richten Blutbäder in den Hühnerhöfen des Pflanzers an, tödten seine Lämmer und schleppen sein Geflügel fort. Die Bären und Jaguars sind nicht so häufig, aber die Wölfe haben sich so furchtbar gemacht, daß die gesetzgebende Versammlung sie in den Bann that und einen Preis auf ihren Kopf setzte. Indessen scheinen diese Räuber doch unverbesserlich zu sein, da sie der Proclamationen des Gouverneurs zu spotten fortfahren.

Vor einigen Jahren, als ich die schöne Zeit zu einem Ausfluge in dieses Land benützte, befand ich mich in einem kleinen Dorfe auf der westlichen Seite der grünen Berge. Der Anblick dieser Gegend hatte etwas ganz besonders Anziehendes für mich, und ich hielt mich deßhalb mehrere Tage auf, um eine Natur zu bewundern, die sich ihre ursprüngliche und wilde Frische erhalten hatte. Ich wurde nicht müde, diese gigantischen Waldmassen zu betrachten, deren höchste Spitzen sich wie die unendlichen Kuppeln einer grünen Stadt erheben. Ich betrachtete gerne die riesengroßen Schatten, welche auf der Rückseite des Berges spielten, wenn die Abendsonne schräge Strahlen durch die klare Luft warf. Welche Freude, mit seinen Träumereien durch diese jungfräuliche Einsamkeit zu streifen, wo die herrschende Stille nur von dem harmonischen Rieseln einer lebendigen Quelle, von dem Zwitschern eines unsichtbaren Vogels oder von einem sanften Murmeln unterbrochen wird, das Milton eine himmlische Sprache nennt, die dem Menschen unverständliche Worte zuflüstert.

Man wird leicht begreifen, welchen Genuß mir dieses Schauspiel gewährte, wenn ich hinzufüge, daß ich mehre Monate in den engen Mauern der Hauptstadt Neuenglands eingeschlossen gewesen und von meinen Fenstern nur auf Pflastersteine und Ziegelsteinmauern sehen konnte. Ich wünschte diese große prachtvolle Scene nie mehr verlassen zu dürfen, so tief, so lebendig war der erste Eindruck derselben auf meine Seele.

Obgleich ich ein ungelernter Schütze bin, liebe ich doch diese Beschäftigung. Es unterhält mich, das Wild zu verfolgen, es in seinem Laufe zu äffen und zum Rückzug zu zwingen. Ich kann die Umgegend von Boston und Nantucket zu Zeugen auffordern, wo die Schnepfen und Wildenten hundertweise, von meinem mörderischen Blei durchbohrt, zu Boden stürzten und die Wälder von Roxbury und Dedham, die ich beinahe ganz von ihren Eichhörnern gesäubert. Das Damwild ist besonders zahlreich in den Wäldern dieser grünen Berge und ich hatte noch niemals einen Damhirsch geschossen. „Ich muß doch wenigstens einen Damhirsch haben, ehe ich Vermont verlasse!" sagte ich zu mir selbst, und dieser Beschluß veranlaßte mich, wieder die Wälder zu durchstreifen, die ich so viel bewundert hatte. Ohne große Vorbereitungen zu treffen, entlehnte ich eine Büchse von meinem Wirth und richtete in früher Morgenstunde meine Schritte gegen die höheren Regionen.

Die Hirschjagd in Amerika gleicht durchaus nicht der Jagd in England. Dort galoppirt man nicht meilenweit über die Felder, sondern heimlich und langsam bahnt sich der Jäger seinen Weg durch den dicken Wald oder er stellt sich in den Hinterhalt an der einen oder andern lichten Stelle und wartet unbeweglich und stumm, bis der Damhirsch sich sehen läßt. Man kann durchaus keine Hunde auf einer solchen Jagd brauchen, denn ihr Gebell und das Rascheln des Gebüsches, das sie durchstreifen, würde das Thier schrecken, ehe der Jäger es erreichen könnte. Ich mußte mich also darein finden, mich allein und zu Fuß, die Büchse

Digitized by Google

auf der Schulter, auf den Weg zu machen. — Der Berg, den ich besteigen wollte, war eine unregelmäßige Masse von Hügeln, die übereinander gethürmt waren, wie die Bänke in einem ungeheuren Amphitheater. Er war mit dichtem Walde bewachsen, eine Granitspitze, die ihn krönte, und tiefe Bergklüfte ausgenommen, in denen sich der Regen zu schäumenden Waldbächen sammelte, die alles, was ihrer Macht widerstehen wollte, mit sich rissen. In einer gewissen Höhe fanden sich auch einige kleine offene Plätze auf des Berges südlicher Seite, und dahin führten die Pflanzer — auf einem dazu angelegten holperigten Wege durch den Wald — ihr Vieh zur Waide. Ueber diesen lichten Stellen dehnt sich eine unfruchtbare Wüste aus, ein unendliches Panorama, das die ganze Gegend beherrscht, aber nur selten von Reisenden und Neugierigen besucht wird.

Die Sonne, welche sich gerade erhob, wurde noch einige Zeit von der Bergkette verdeckt, deren schroffe Umrisse sich an einem reinen und klaren Himmel abzeichneten. Man sah keine Wolken am Horizonte; nur einige leichte Dämpfe durchzogen wie Flaum die feuchte Morgenluft.

Ich wanderte über die Felder des Dorfes und betrat den Wald auf einem schmalen holperigen Wege, der von dichtem Gebüsche umgeben und mit einer Lage in einander verwickelter Zweige bedeckt war. Kein menschlich Wesen ließ sich sehen. Das Eichhörnchen sprang von Ast zu Ast und betrachtete mich staunend. Die Eule ließ ein wildes Geschrei aus der Baumhöhle ertönen, als sie in ihrer Einsamkeit gestört wurde. Die Schnepfen und Feldhühner flatterten auf und ließen sich zehn oder zwölf Schritte weiter nieder. Die Enten hielten sich hinter dem Gebüsch versteckt, während der langsame feierliche Schlag der Drossel dann und wann die Stille der wilden Gegend unterbrach. Bisweilen mischte sich damit das entfernte Geheul der Wölfe, oder das Brummen der Bären in ihren unsichtbaren Höhlen. Ich war bewegt, aber nicht erschrocken — kein Damhirsch ließ sich sehen.

Der Tag war noch nicht sonderlich vorgerückt; ich beschloß deßhalb, meine Nachspürungen fortzusetzen.

Als ich zum zweiten Male durch die Bergkluft schritt, kam mir der Abhang noch steiler und holperiger vor. Der Wald mit den großen Eichen, Buchen und Ahornbäumen, die den Berg in der Mitte und am Rande bedeckten, verschwand nun und man sah nur trockene, vorspringende Felsen, mit dichtem Föhren-, Birken- und kleinem Tannen-Gebüsch gekrönt. Ich bahnte mir einen Weg, auf dem ich mehr als einmal wie ein Seemann zögerte, der von einem Vorgebirg nach dem andern segelt. In dieser Höhe zeigte sich kein Thier, kein Vogel mehr und die Bäume wurden, je weiter ich vordrang, immer niederkämmiger und verkrüppelter. Der steinige felsige Boden zeigte zuletzt nichts mehr, was eine Aehnlichkeit mit Pflanzen hatte, höchstens etwas verdorrtes Gras oder gelbes Moos. Ich erreichte endlich den höchsten Punkt des Berges, wo ich auf einem grauen Granitblock ausruhen konnte, der sich in der Mitte dieser kleinen Hochebene befand.

Welches prachtvolle Panorama breitete sich nun zu meinen Füßen aus! Es war einer der glänzendsten Tage der schönen Jahreszeit. Alle Formen und Nüancen der Landschaft ließen sich in der durchsichtigen und klaren Luft deutlich erkennen. Ich heftete zuerst meinen Blick auf die ungeheuren Berge mit ihren Höhen, ihren lächelnden Thälern und ihren großen Wäldern mit tausend verschiedenen Schattirungen. Ich sah deutlich das kleine Dorf, das ich am Morgen verlassen. Etwas entfernter wird das Land von tiefen Thälern durchschnitten, wo man da und dort ein Stück bebautes Land entdeckte; die Bäche schlangen sich wie ein Silberband mitten durch diese dunkeln Waldmassen und fern im Westen breitete sich der große, leuchtende Champlain-See von Norden nach Süden aus, soweit das Auge reichen konnte. Am äußersten Rand des Horizontes, noch weiter als der See, sah man die wellenartigen Spitzen der Shavranguuk-berge in einen blauen Nebel gehüllt.

Ergriffen von der Größe dieser Scene war ich eine Zeitlang in stummes Beschauen versunken, bis das Abnehmen der Sonne mich daran mahnte, an den Heimweg zu denken. Als ich von der Bergspitze herabstieg, erstaunte ich über eine leichte weiße Wolke, welche sich um die obersten Theile des Berges bildete. Als ich sie aber mit größerer Aufmerksamkeit betrachtete, gewahrte ich, wie sie sich entwickelte, verdichte und sich gegen mich heranwälzte. Ich eilte, hinabzukommen; bis ich jedoch die Waldregion erreicht, hatte mich die Wolke bereits eingeholt und die ganze Seite des Berges war nun in dichten Dunst gehüllt.

Zwei Minuten später hatte ich den Weg ganz aus dem Gesichte verloren — ich konnte auf zehn Schritte Entfernung nichts mehr sehen. Alles, was ich thun konnte, war, mich durch das Gebüsch hindurchzufühlen und maschinenmäßig einen lichteren Streifen zu verfolgen, den ich anfangs für einen Weg hielt, der aber eigentlich ein Flußbett war, das vermuthlich in einem Abgrund endigte. Ich wollte wieder zurückkehren, aber der Nebel wurde immer dichter und es war mir zuletzt unmöglich zu unterscheiden, ob ich gegen Osten oder Westen ging. Ich kletterte auf alle spitzen Felsen, auf die ich stieß, da ich wenigstens ein oder das andere Zeichen zu entdecken hoffte, das mich aus diesem Labyrinthe führen könnte; — doch stets vergebens!

Mein Zustand wurde bedenklich und ich stand wenigstens in Gefahr, die Nacht zwischen den Bergen zubringen zu müssen. Wenn man leicht angekleidet, ist es gerade keine angenehme Aussicht, die Nacht so zu verbringen, namentlich, wenn man, wie ich, einen starken Appetit hat, der durch die kalte Luft noch bedeutend vermehrt worden. „Ach", sagte ich bei mir selbst, „es wird mir wohl nicht das Glück werden, heute Abend etwas zu essen zu bekommen, und schlafe ich ein, so werde ich zweifelsohne in der Umarmung eines Bären erwachen. Traurige Aussichten!" — Dessenungeachtet beschloß ich doch, wieder vorwärts zu gehen, da ich hoffte, daß der Nebel sich vertheilen würde; aber ich täuschte mich in meiner Hoffnung. Der Horizont wurde immer dunkler; nur da und dort funkelte noch ein Stern. Ich sah nun ein, daß ich jeden Gedanken, das Dorf zu erreichen, aufgeben müßte, daß es im Gegentheil weit gerathener sei, einen Ort zu suchen, wo ich bis zum nächsten Morgen schlafen könnte. Erst dachte ich daran, auf einen Baum zu klettern, um mich gegen die wilden Thiere sicher zu stellen; aber der kalte Wind, welcher blies, rieth mir, eine bequeme Ruhestätte aufzusuchen. Ich entdeckte endlich eine enge Spalte, welche tief genug, mich zu beschützen, und deren Wände mit einer Lage dichten grünen Mooses bedeckt waren, das auf diesen Bergen sehr häufig ist.

Mit Hülfe meiner Büchse gelang es mir, einen Haufen dürrer Blätter und Tannenzweige anzuzünden und diese Flammensäule, die durch den Nebel aufstieg, schützte mich vor dem Besuch, den ich am meisten fürchtete. Die Sonne war untergegangen, die Dunkelheit mehrte sich mit jedem Augenblick und der Mond, der sich gerade am westlichen Himmel zeigte, verbreitete nur noch da und dort ein zweifelhaftes Licht. Indessen schien der Nebel sich in gleichem

Digitized by Google

Maße zu zertheilen, als der Wind stärker wurde, und ich freute mich, einen Ring von durchflechtigen Dünsten, welche in allen Regenbogenfarben spielten, sich um die Scheibe des Mondes bilden zu sehen. Nach und nach verschwand auch dieser Schein; der Mond ging unter, der Himmel wurde schwarz und die tiefe Dunkelheit im Walde durch die rothen Flammen meines knisternden Feuers erhellt.

(Schluß folgt.)

El Correo.

Aus Gueroults Reise in Spanien.

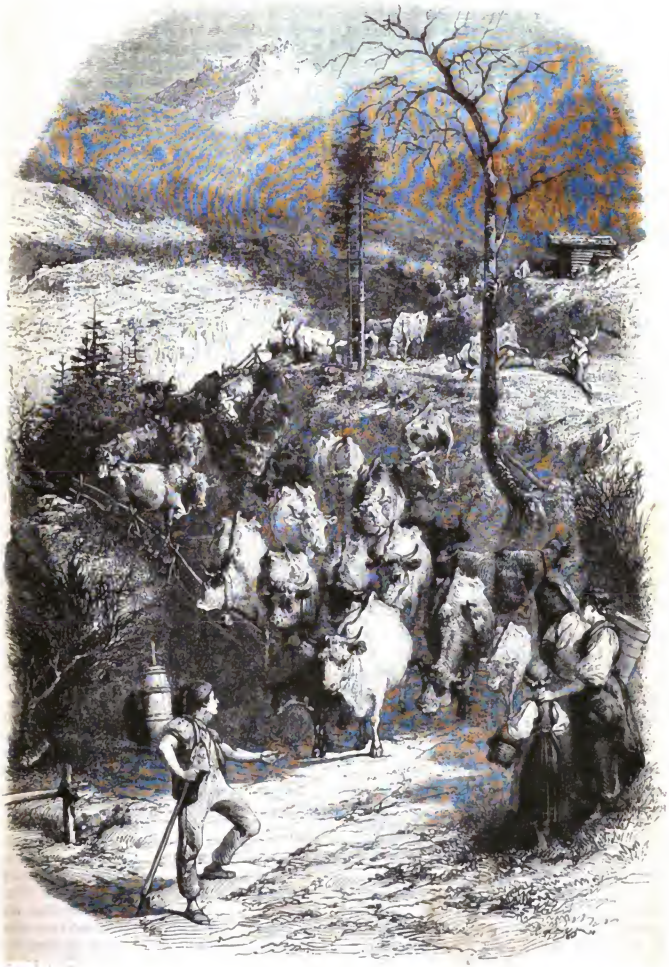
... Die Reisenden sind verlesen; der Postillon hat das zehnte Maulthier vorne bestiegen; der Mayoral und der Zagal haben sich brüderlich in den Sitz getheilt; der Peitschenknall zur Abfahrt ertönt und wir fahren nach Aranjuez. Der Weg ist traurig, man sieht nirgend einen Baum, und da man die Fenster aufziehen muß, um sich vor dem höllischen Staub zu schützen, so will ich die Zeit benützen, unsern Wagen zu beschreiben. Vorne acht, zehn und bisweilen zwölf Maulthiere, zwei und zwei neben einander gespannt; auf einem der beiden vordersten der Postillon; auf dem Wagensitz der Mayoral, der die beiden Maulthiere am Schwanzbaum lenkt; zu seiner Seite der Zagal. Der Zagal ist der Pylades, der Euryalus des Mayoral; er ist seine rechte Hand, sein Adjutant. Wenn ein Strang bricht, so ist der Zagal augenblicklich von seinem Sitze herunter; wenn ein Maulthier ausschlägt oder störrisch wird, und man das Gespann peitschen oder zum Galopp antreiben muß, so ist der Zagal alsbald auf dem Boden; er folgt den Maulthieren, peitscht sie und feuert sie an; er spricht mit ihnen wie einst Achilleus mit dem Rosse des Achilles; er nennt sie bei ihrem Namen, greift sie bei der Ehre an, schmeichelt ihnen; er wendet sich bald an die Capitana, bald an die Coronela, und hat er sie in großen Galopp gebracht, so faßt er einen Riemen und schwingt sich mit einem Sprung wieder an die Seite des Mayorals, der majestätisch und schweigend ihm zugeschaut. Der Zagal ist Spanien eigenthümlich und lebt nur unter seiner Sonne; er ist gewöhnlich klein, kräftig, gewandt; er verbringt sein Leben mit Aufsteigen, Absteigen und Laufen, und ich glaube nicht, daß man seit den olympischen Spielen, bei welchen die Kämpfer sich mit Sand rieben, je etwas Staubigeres, Schmutzigeres und von Schweiß und Staub unauflöslicher geklebte Haare gesehen, als die des Zagal, wenn er sich, nachdem er eine Viertelstunde mit seinen Maulthieren gelaufen, tief athmend und siegreich auf seinen Sitz schwingt.

El Correo, der Courier.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Horbe von Lowson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Heimkehr der Heerden.



St. Dionys entblättert die Eichen, die Buchen und das Gebüsch; die dunkeln Tannen allein beschatten die Bergabhänge noch, an denen sich die schweren Dünste hinaufziehen; die Sonne glänzt zwar auf den Hochalpen und bringt bis in die Thäler herab; aber der Winter ist vor unsrer Thüre; er hat die nahen Spitzen beschneit; es ist

Digitized by Google

Zeit, die Sennhütten und Waiden zu verlassen. Auf allen Seiten kündigen die Glöckchen mit dem silberuen Tone die Heimkehr der Heerden an.

Frau und Töchter des Hirten hatten nicht die Geduld, unter ihrem Dache länger zu warten; auch sie haben an den Mühen und Freuden eines langen Tages Theil genommen. Von diesem Augenblick an ist die Familie wieder vereinigt; das Stillleben des Winters beginnt.

Die Heerde verläßt nur ungern die Berge. Die guten Thiere lieben Veränderung nicht so, wie die Menschen; und dann die Freiheit auf der Waide, die frische und reine Luft, die herrlichen Kräuter zu den Füßen, die als Lager dienen, wenn sie nicht mehr frisch sind, und die Echos, die auf die Stimme antworten, und der stärkende Duft des Tannenwaldes; verdient das nicht alles einen Blick zurück? Wenn der Oberhirte nicht vorausginge, wenn er die Thiere nicht bei ihrem vertraulichsten Namen riefe, während er ihnen die mit Salz gefüllte Hand hinhält; wenn ein anderer Kuhhirte nicht die Widerspenstigsten mit Gewalt zum Gehen zwänge, man würde sie nicht aus ihrem hohen Bergsitze vertreiben können.

Und wie öde, wenn sie fort sind! Ein Berg ohne Heerde ist eine kalte Wüste. Sobald aber das Grün die neugierigen Köpfchen aus der Erde hervorstreckt, ertönt auch wieder das liebliche Geläute und der Hirte zieht mit seiner Heerde auf die Berge. Wenn es Frühling wird, wollen wir Euch, liebe Leser, von dem Leben und Treiben auf den hohen Bergen ein Ausführlicheres erzählen.

Joseph Haydn.

Von M. Lehmann.

(Fortsetzung.)

Haydn hatte sich schon als ein Knabe von zehn Jahren im sechzehnstimmigen Satz versucht und war hierin nicht unglücklich gewesen. Um so erfolgreicher war der Unterricht im Clavierspiel und im Gesang, den er dem jungen Fräulein von Martinez gab. Als Belohnung erhielt er von ihr freie Wohnung und freien Tisch; indessen nöthigte ihn nicht selten Mangel an Holz und Licht, die Wintertage und langen frostigen Wintersnächte im Bette zuzubringen. In Metastasio's Hause lernte er auch etwas Italienisch und erhielt die erste Kenntniß von der Aesthetik der Musik. Um das Jahr 1750 lebte in Wien der Italiener Porpora, für dessen Musik der venetianische Gesandte am Wiener Hofe, ein Sohn der allgemein verehrten Familie Corner, leidenschaftlich eingenommen war. Gerne hätte sich der junge Haydn an Porpora angeschlossen, weil auch er in ihm einen in der Composition erfahrenen Meister verehrte. Er suchte sich also bei dem Gesandten in Gunst zu setzen, weil er auf diese Weise am besten auf die Bekanntschaft mit Porpora hoffen durfte. Das Glück war ihm günstig; sein Stern ging abermals auf: der Gesandte ward ihm nicht blos freundschaftlich zugethan, er nahm ihn sogar mit in's Bad, das er in Begleitung Porpora's besuchte. Porpora war ein Mann von ziemlich frostiger Natur, er sprach wenig und lächelte noch viel weniger; aber Haydn that Alles, um sich den spröden wortkargen Mann günstig zu stimmen und ihn zum Sprechen zu veranlassen. Mit dem ersten Sonnenstrahle stand er auf, bürstete die Kleider des vortrefflichen Meisters, putzte dessen Habseligkeiten sauber, ordnete dessen zerzauste Perücke und blickte ihn stets freundlich und mit wohl berechneter Lieblichkeit an, so daß endlich des verehrten Maëstro's schroffer Character, der Haydn gegenüber lange unzugänglich blieb, sich wendete. Haydn hatte den seltsamen Mann durch die vielen Beweise der Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für sich gewonnen, der Meister unterrichtete den lernbegierigen Zögling fleißig in der Kunst und Theorie der Musik. Dieser Unterricht hat Haydn sonder Zweifel sehr viel genützt; Porpora hatte ihn in den Stand gesetzt, selbstständig über das Wesen und die Gesetze der musikalischen Kunst nachzudenken. Er betrachtete deßhalb auch den Umgang mit Porpora als eine der wichtigsten Epochen seines Lebens. Da aber Fräulein von Martinez Wien verließ, kamen für Haydn wieder die Zeiten der Noth und des drückendsten Elendes; dessen ungeachtet widmete er sich mit allem Eifer seinen musikalischen Studien. Er hatte sich bereits für sein ganzes Leben der Musik geweiht — nur in der Ausübung der Musik glaubte er sein Lebensglück zu begründen; Musik war sein Lebensberuf.

II.

Joseph Haydn lebte längere Zeit bei einem Perückenmacher Namens Keller, der bisweilen seine angenehme liebliche Liederstimme gehört hatte und der ihm deßhalb so hold wurde, daß er seinen Tisch mit ihm theilte und seiner Frau die genauesten Befehle zur pünktlichen Besorgung der spärlichen Garderobe des jugendlichen Sängers gab. Hier lernte er auch seine Lebensgefährtin, eine Tochter des Perückenmachers, die ziemlich hübsch war und einen wesentlichen Einfluß auf seine ersten Compositionen ausübte, kannen; oft bereute er zwar seine Heirath; denn seine Frau war eine gar heftige unverträgliche Natur, die ihm manchen heitern schönen Tag verdarb. In der beschrieben Wohnung seines Schwiegervaters dichtete und musicirte Haydn die lieben langen Tage; er componirte Clavierſonaten, die durch ihre Lieblichkeit allgemein gefielen und die deßhalb auch gerne, namentlich von seinen Schülern, gekauft und vorgetragen wurden — aus ihnen sprach die Kraft des Genies, das seiner glanzvollen Entfaltung immer näher kam. Des Abends durchzog er mit seinen Gefährten die Straßen der belebten Stadt, wo meistens seine aufsprechenden Quartette aufgeführt wurden. Als er achtzehn Jahre alt war, componirte er ein großes Quartett und der Beifall, den er dafür einernte, verschaffte ihm die Stelle eines Organisten bei den Karmelitern in der Leopoldstadt. Nun trat aber ein Ereigniß ein, das für das Lebensglück des jungen Künstlers von entscheidender Bedeutung war.

In der Zeit, als Haydn immer noch in dem freundlichen Asyl in Kellers Hause weilte, lebte zu Wien ein Komiker, der bekannte Kurz oder Bernadon, der bisher von Haydn's Leistungen beinahe vornehmen Umgang genommen hatte. Das Wiener Volk verehrte Bernadon hoch; er war sein Liebling, weil er durch seine witzigen Einfälle, durch sein gelungenes Spiel und durch seine originellen Leistungen Alles bezauberte. Die Leitung des Theaters am Kärnthnerthor war ihm übergeben, und da zu jener Zeit die Lustspiele in seinem Geschmacke in vollem Schwange gingen, es aber an Kräften fehlte, solche zu dichten, so kleisterte Bernadon selbst derartige Sachen zusammen, die immer den erwünschten Beifall erhielten. Seine

Digitized by Google

Sachen waren neu — nicht selten originell. Das Publikum hing mit großer Verehrung an ihm und er verstand sein Publikum. Die Wiener lieben den heitern Humor und sie sind nichts weniger als kopfhängerisch und melancholisch. Bernadon's Geschmack galt für unübertrefflich. Auch Haydn wollte sich dem Dichter und Schauspieler bekannter machen, und zu diesem Zweck gedachte er ihm, zugleich auch seiner schönen Frau, ein eigenes Fest zu bereiten. Eines Abends versammelte er seine Freunde vor Bernadon's Wohnung, um ihm eine Serenade zu bringen. Die Idee war neu, die Musik lieblich und angenehm; Bernadon wurde überrascht, und begeistert erschien er vor dem Hause, hingerissen von dem Eindruck, den die treffliche Nachtmusik auf ihn gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rekrut.

Erzählung.

Yvon Marker kehrte leichten Herzens von der Hauptstadt der Provinz zurück, denn er hat eine glückliche Nummer aus dem Hute gezogen. Er durfte nicht zum Militär. Gott, der die Schicksale der Menschen kennt, hatte ihn in seinen Schutz genommen. Der Vater Yvons war schwach und vor der Zeit ergraut, sein Bruder Johann konnte nicht mehr arbeiten und seine Schwester Bellah sorgte für den kleinen Jamik. „Gott wollte der armen Mutter nicht die ganze Last der Wirthschaft und der Familie allein auf die Schultern laden; zwei starke Arme sollen sie unterstützen und ein gutes Herz ihr Muth geben; der himmlische Vater hatte Mitleid mit den braven Leuten!"

So dachte der junge Bursche, während er den Pfad entlang ging, der an den bebauten Feldern vorüberführte; aber der glückliche Zug aus der Urne konnte seine Stirne nicht ganz aufklären. Die Freude von heute vermochte die Seufzer von gestern und von morgen nicht ganz zu verscheuchen.

Als er an den Kornfeldern seines Vaters vorüberkam, blieb Yvon unwillkührlich stehen und betrachtete die dünn gesäeten Aehren, deren Magerkeit von einem vernachlässigten Boden zeugte, während die Masse des Unkrautes den Mangel eines fleißigen Armes bewies. Als er etwas später an das kleine Feld kam, das das Viehfutter lieferte, war er erstaunt über das üppig wuchernde Rohr; die Aepfelbäume im Obstgarten hatten überall dürres Holz, Schmarotzermistlein und weißliches Moos! Krankheit und Armuth der Besitzer hatten Unfruchtbarkeit erzeugt. Das Unglück der Familie wuchs mit jedem Tage. Der Müller verlangte das rückständige Mahlgeld; das letzte Hufeisen war dem Schmiede noch nicht bezahlt und das Geschirr des alten Pferdes zerbröckelte bereits. Die Mutter arbeitete wohl bis tief in die Nacht hinein und stand vor Tagesanbruch auf, auch Yvon scheute keine Arbeit und benetzte jedes Saatkorn mit seinem Schweiß, — das Unglück war jedoch schon zu weit vorgeschritten, um die Familie nicht nach und nach allen Muth verlieren zu lassen.

Dieser Gedanke vergiftete die Freude des heutigen Tages.

Plötzlich, als er um ein dichtes Haselgebüsch bog, hörte er ein lautes Seufzen und Weinen, das von einer Stimme unterbrochen wurde, die zu trösten schien. Als er näher kam, sah er seine Nachbarin Magarite, umgeben von ihren Verwandten und etwas entfernter Perr Abgrall, den Sohn des Müllers, der traurig auf seinen Stock gestützt dastand.

Perr war vom Schicksal weniger begünstigt worden, als Yvon und sollte zum großen Schmerze seiner Braut ausgehoben werden.

Marker trat näher und wollte das arme Mädchen trösten, aber Perr unterbrach ihn mit der Bitterkeit, die uns jeder tiefe Schmerz gibt.

„Es ist bequem, wenn man dem Unglück entgangen, andern Muth einzusprechen", sagte er; „der König nimmt Yvon Marker nicht seine besten sieben Jahre; er kann dem Klange unserer Dorfglocken lauschen, während wir dem Lärm der Trommel folgen müssen."

„Du hast Recht, mein armer Freund", versetzte der junge Bursche, „mir ward ein glücklicheres Loos als dir, und glaube mir, daß ich das nicht vergesse. Wenn ich dir von Geduld sprach, so meint' ich nur, daß es keinen bessern Stab gibt, auf den man sich stützen könnte, wenn man wankt; ich erfahre das alle Tage."

„Da seht mal den geprüften Mann!" entgegnete Abgrall spöttisch, „ich möchte wissen, was dir fehlt, daß du so viel Geduld zu üben hast."

„Es fehlt mir, was du hast", versetzte Marker ernst, „Eltern, an denen das Unglück nicht zehrt, und Vermögen, um denen, die mir das Leben gegeben, ein ruhiges Alter zu bereiten! Glaube mir, Nachbar, jeder fühlt auf seiner Schulter, was das Kreuz wiegt, das er trägt."

„Wahrhaftig, ich würde gerne mit dir tauschen", versetzte Abgrall, freundlicher, aber immer noch mit dem Ausdruck des Schmerzes.

„Das ließe sich machen", meinte der Oheim Magarittens, der bis dahin geschwiegen.

Die beiden jungen Leute wandten zu gleicher Zeit ihre Blicke nach ihm.

„Angenommen, daß das Schicksal eure Nummern im Hute vertauscht hätte", fuhr er fort, „so wäre Perr im Augenblick an Yvons Stelle; wer hindert euch jetzt zu thun, was der Zufall früher hätte thun können?"

„Das heißt, daß Marker an meiner Statt Soldat würde?" fragte lebhaft der junge Müller.

„Und wer würde die Arbeit in meinem Hause besorgen?" fragte Yvon.

„Was das betrifft", versetzte der Oheim mit der vorsichtigen Schlauheit des Bauern, der einen Handel abschließen will, „das müßte in Freundschaft auseinandergesetzt werden; man verlangt keinen Dienst von dir, der dir Schaden brächte."

„Das heißt also, Ihr wollt mich erkaufen?" sagte Marker etwas verletzt.

„Wenn man kauft, so sagt man einen Preis und ich habe noch keinen Vorschlag gemacht", versetzte der Bauer; „aber du bist ein so braver Junge, daß du aus gutem Herzen thust, wozu Andre die Geldsucht verleitet; kurz die Sache verdient einige Ueberlegung."

„Das ist wahr, Vater Salaun", entgegnete Yvon, der plötzlich nachdenklich geworden; „Ihr bringt mich da auf eine Idee, auf die ich sonst nicht gekommen wäre. Mir war, wenn ich die sah, die ich liebte, nie in den Sinn gekommen, sie zu verlassen; im Gegentheile! Aber wenn meine Abwesenheit ihnen Ruhe und Zufriedenheit geben kann, so werde ich mich nicht aus falscher Scham dieser Pflicht entschlagen."

„Nun gut, ich begleite dich nach Hause, dann wollen wir weiter über die Sache sprechen", sagte der alte Bauer; „warte ein wenig, ich will nur die Frauen nach Hause schicken, dann bin ich bei dir."

Digitized by Google

Er ging zu Magaritte, die ihre Schwestern und ihre Mutter tröſteten, ſprach leiſe mit ihnen und bewog ſie, nach Hauſe zu gehen! Dann kam er mit dem jungen Müller zu Ivon und alle drei begaben ſich nun mit einander nach dem Dorfe.

Der alte Bauer ſetzte ſeinen Verſuch, Marker zu überreden, fort und ſtützte ſich dabei auf die Armuth der Familie. Es brauchte nicht viel, um ihm zu beweiſen, daß dieſe Dürftigkeit bald zum tiefſten Elend werden würde.

Die eignen Gedanken des jungen Burſchen hatten ihn zu dieſem Schluſſe geführt, und die Worte des Unterredners brachten ihn auf eine Idee, die er mit der Leidenſchaftlichkeit der Verzweiflung ergriff.

Wie jedes tiefſühlende Herz willigte er raſch in das Opfer und wollte nicht lange handeln; aber der alte Bauer hinderte die Ueberſtürzung durch ſeine vorſichtige Langſamkeit.

„Seht, Vater Salaun, es braucht nur ein Wort“, rief er plötzlich ſtehen bleibend, „verliert nicht viele Zeit damit, daß Ihr mir auseinanderſetzt, wie traurig es bei mir zu Hauſe ſteht und ſagt mir vielmehr, was Ihr und Abgrall meinen armen Eltern für die ſieben Jahre meines Lebens gebt.“

„Nun“, verſetzte Salaun, „wir ſollten doch wohl erſt wiſſen, wie viel du für deine Eltern wünſcheſt?“

„Gut“, ſagte Ivon in entſchiedenem Tone, „ein Paar Ochſen für's Erſte.“

„Ein Paar Ochſen!“ wiederholte der Bauer; „das koſtet viel Geld, weißt du das?“

„Dann möchte ich eine Kuh von drei Jahren“, fügte Marker hinzu.

„Auch noch!“

Der Abſchied des Rekruten.

„Und hundert Thaler, um zwei junge Männer in Dienſt zu nehmen, die das Gut in meiner Abweſenheit bewirthſchaften.“

Salaun und der junge Müller ſchrieen laut auf; ſie ſuchten Ivon zu beweiſen, daß er doppelt ſo viel verlange, als er vernünftiger Weiſe hoffen könne. Der junge Burſche ließ ſie ſchwatzen und begnügte ſich, zu verſichern, daß er nach der Stadt gehen und für einen Bürgerſohn einſtehen würde. Nach einer Verhandlung, die mehrere Stunden dauerte, wurde endlich die Familie des Müllers bewogen, den Bedingungen Markers zu entſprechen.

Lange kämpfte er mit ſich, wie er ſeinen Eltern den Handel mittheilen ſollte, an den ſich in jenen Gegenden immer die Schande knüpft. Der Notar, der mit der Vollziehung des Contracts beauftragt wurde, rieth ihm, die Sache zu verſchweigen. Er könnte ja vorgeben, die Nummer gezogen zu haben, die er freiwillig nahm. Das Geld, das er für ſeine Freiheit erhielt, wollte der Notar der Familie als eine unverhoffte Erbſchaft zuſtellen. Abgrall und die Seinen verſprachen Verſchwiegenheit, und nun blieb nichts zu thun übrig, als Markers Familie die ſchlimme Neuigkeit mitzutheilen.

Es war ein ſchrecklicher Augenblick für alle, beſonders aber für die arme Mutter. Ivon hatte viele Mühe, die Seinigen zu tröſten, und dabei brach ihm ſelbſt das Herz, wenn er daran dachte, alle, die er kannte und liebte, verlaſſen zu müſſen: nur der Gedanke an das Glück, das den Seinen daraus erwachſen würde, hielt ihn aufrecht.

Der Tag der Trennung war die ſchrecklichſte Prüfung; während der ſchwache und blaſſe Vater ſeine Hand hielt, ruhte das Haupt der vom Schmerze gebeugten Mutter auf ſeiner Schulter; die junge Schweſter und der kleine

Digitized by Google

Bruder weinten; selbst der Hund sah traurig zu ihm auf! Aber der Trommelwirbel erscholl durch das Dorf und rief die Rekruten zusammen. Eine letzte Umarmung; Yvon stieß zu seinen Kameraden und man machte sich auf den Marsch!

Alles ging gut, solange der Kirchthurm des Dorfes noch am Horizonte zu sehen war und der Character der Landschaft sich nicht veränderte; nach und nach traten jedoch Obstbäume an die Stelle der Weinstöcke und große Ebenen breiteten sich statt der kleinen von Hecken umzäunten Felder aus; Marker merkte, daß er seine Heimath nun verlassen und fühlte sich aus der trauten Umgebung verbannt.

Bei seinem Regimente angekommen, mußte er sich neuen Gewohnheiten fügen und seine Tage zwischen langweiligem Exerciren und müßigem Nichtsthun theilen. Unter seinen Kameraden, die die Bretagne nicht kannten und seine Sprache nicht verstanden, lebte Marker in einer täglich peinlicher werdenden Einsamkeit; bald umhüllte ihn die Trauer, die er abgeschüttelt, wieder wie eine undurchdringliche Atmosphäre. Dieses Heimweh, das langsam wühlt, untergrub nach und nach seine Kräfte und führte ihn endlich in das Spital, wo seine Ruhe es noch zu vermehren schien.

Mehrere Monate vergingen, ohne daß er Nachricht aus der Heimath erhielt. Zu Hause verstand Niemand zu schreiben und diese Unkenntniß trennte die Abwesenden wie Todte.

Das Uebel Yvons nahm mit jedem Tage zu; die Lebenskräfte schwanden mehr und mehr, wie eine Welle aus einem halbgebrochenen Gefäß. Er schleppte sich, wie ein

Die Heimkehr des Sappeurs.

Gespenst, im Garten des Spitales umher und folgte mit dem Blicke jedem Vogel, der durch die Luft flog: Bäumen, Moos und Vögel erinnerten ihn an sein Dorf! Er konnte an nichts anders denken, alles führte ihn wieder darauf hin.

Eines Abends hatte er sich traurig und schwach auf eine der Bänke des Hofes gesetzt und die Erinnerung an die Heimath kehrte lebhafter wieder denn je; er glaubte das große Brachfeld zu sehen, über das er das magere Gespann führte, die kleine Prairie, über die der Bach rieselte, der die Mühle Abgrallo trieb, die nebligen, mit schwarzen Schatten bedeckten Hügel, von denen der Gesang der Hirten herabtönte. — In diesem Augenblick erklang der Ton einer Sackpfeife. Yvon richtete sich auf! Der Pfeifer spielte die Melodieen seiner Heimath, die er so oft auf dem großen „Placis" gehört, wo die Jünglinge und Mädchen sich zum Tanze versammelten! Der arme Rekrut lief ganz außer sich nach dem Hofthore; es war geschlossen; rasch begab er sich nun nach dem Corridor, von dessen Fenster er die Straße sehen konnte! Die Straße war verlassen und man hörte die Sackpfeife nicht mehr!

Er fragte sich, ob es nicht das Spiel eines Traumes gewesen, als die barmherzige Schwester vom Dienste ihm einen Brief brachte, der für ihn angekommen sei. Marker bat die Schwester, ihn zu öffnen und zu lesen.

Er war vom Notar und im Namen seiner Eltern geschrieben, die dem Sohne die Veränderung mittheilten, welche durch die Erbschaft in ihrem Hause vorgegangen. Sie waren in den Stand gesetzt, einige junge Leute zum Pflügen in Dienst zu nehmen, ein Paar Ochsen zu kaufen und zu bezahlen, was sie schuldig waren; alles ging erwünscht, nur die Abwesenheit Yvons, den die Mutter nie nennen könne, ohne eine Thräne zu vergießen, grämte sie noch immer.

Digitized by Google

Der Notar fügte als Nachschrift noch mancherlei über die Art, wie man das Geheimniß verschweigen, über das Glück und das Wiedergesundwerden des Vaters bei.

Marker hörte diese Nachrichten mit freudig zitterndem Herzen an. Als die Nonne geendet, nahm er den Brief und suchte sich aus den Buchstaben, mit denen er bedeckt war, das Bild des Glückes seiner Familie noch einmal zusammenzusetzen. Es ging eine ganze Revolution in ihm vor. Die Sackpfeife und die Melodieen, die er einige Augenblicke früher vernommen, diese Zeilen, die ihm das Glück der Seinen verkündeten — Alles zauberte ihm ein heiteres Bild seiner Heimath vor die Augen, und er wußte nun wenigstens, daß sein Opfer nicht vergeblich gewesen; er war belohnt.

Dieser Gedanke entriß ihn seinem dumpfen Brüten. Er sagte sich, daß er leben müsse, um eines Tages die Glücklichen zu sehen, deren Wohlhabenheit er begründet. Seine Kräfte, die der Schmerz verzehrt, begannen durch die Hoffnung wieder zu wachsen.

Ein großer Plan beschäftigte von nun an seinen Geist. Der Brief, den er so eben empfangen, hatte ihm gezeigt, was das Schreiben gegen den Schmerz der Entfernung vermöge; er war demnach fest entschlossen, von nun an die Regimentsschule mit allem Eifer zu besuchen.

Es war für ihn eine schwierige Sache; das Gedächtniß zeigte sich anfangs widerspenstig, aber seinem starken Willen gelang es, das Alphabet zu lernen und ein Jahr später war er im Stande, sich mit denen schriftlich zu unterhalten, die von ihm entfernt waren.

Er blieb dabei nicht stehen; nachdem er einmal begonnen, sich Kenntnisse zu erwerben, wollte er alles lernen, wovon er in Zukunft Nutzen ziehen könnte. Die Zeit verfloß auf diese Weise zwischen Unterricht und Dienst. Marker, der sich durch seine gute Aufführung bald empfohlen, verließ die Reihen seiner Compagnie und wurde Sapeur. Die Dienstjahre verflossen, wenn auch nicht ohne Kummer, so doch ohne entmuthigende Unglücksfälle.

Als endlich die Stunde der Entlassung gekommen war, machte er sich heitern Sinnes auf den Weg, den er zum ersten Male so traurig betreten hatte.

Je näher er der Heimath kam, desto mehr wuchs seine Ungeduld; er verdoppelte die Schritte und sein Herz schlug laut, als er die Lieblingsplätze seiner Jugend, die Orte, deren Namen er so wohl kannte, wiedersah. Endlich erscheint das Dach, das er so lange mit dem Blicke gesucht! Nun ist Marker nicht mehr Herr seiner selbst; er läuft, so rasch er nur kann, über den großen Platz, ohne sich durch seine alten Freunde zurückhalten zu lassen, die ihn laut begrüßten. Die Kinder, die sein Bart und seine Uniform schreckt, fliehen bei seinem Anblick, die junge Schwester lehnt an der Mauer, überrascht und tief bewegt; aber der Hund, den der Instinct richtig führt, stürzt ihm entgegen, und seine Mutter zittert bei dem Ton einer Stimme, die sie noch nicht vergessen. Während alle Andern zögern, eilt sie auf die Schwelle, streckt die Arme aus und ruft Ivon. Sie hat von Gott nichts mehr zu wünschen; all' ihre Kinder sitzen nun um den häuslichen Herd.

Aber, wie lieb sie auch die Andern hat, der Heimgekehrte wird immer den ersten Platz in ihrem Herzen haben, denn um ihn hat sie oft geweint, für ihn hat sie gezittert, und dieses Uebermaß von Liebe wird die Belohnung für seine ungekannte Aufopferung sein. —

Eine Nacht im Wolfsrachen.

(Schluß.)

Trotz der Anstrengungen des Tages dauerte es lange, ehe ich einen Drang zum Schlafen fühlte. Unwerklich überließ sich meine Seele ganz der Poesie des Ortes, dem Eindruck der Nacht und der Einsamkeit des Waldes. Ich lauschte dem Seufzen des Windes, dessen Ton noch durch das Rascheln des Laubes vermehrt wurde; bisweilen glaubte ich das Geheul des Wolfes zu vernehmen; aber noch hatte kein Bewohner des Waldes meine Einsamkeit gestört. Ich beschloß endlich, mich dem Schlaf in die Arme zu werfen, und nachdem ich mir auf dem moosbewachsenen Felsen in der Tiefe der Kluft ein Lager bereitet und meine Füße dem Feuer zugewandt, verfiel ich bald in tiefen Schlaf.

Bei solchen Gelegenheiten wird man gewöhnlich von Träumen heimgesucht. Als meine Augenlider schwer wurden, war ich damit beschäftigt, die unsteten Schatten zu betrachten, welche die Rauchwolken auf den Wald warfen, und als sich meine Gedanken endlich verwirrten, glaubte ich — ich weiß selbst nicht mehr, wie viel, riesengroße Bären mit ihren Jungen zwischen den großen Laubhaufen spielen zu sehen. Bald war mir wieder, als irrte ich im Wald umher; hinter jedem Baume sah ich ein wildes Thier und — wie das gerne in Träumen geschieht, meine Büchse versagte, so oft ich schießen wollte. Ich versuchte, den Berg zu besteigen, aber ich fiel bei jedem Schritt; als ich jedoch endlich die Spitze erreicht hatte, wurde ich plötzlich von einer phantastischen Wolke erfaßt, die mich durch die Luft trug und dann in den Champlain-See fallen ließ.

Ich erwachte in diesem Augenblick und mein erstes Gefühl war, als ob ich mit etwas kämpfte, das mich ergriffen hatte. Einen Augenblick fühlte ich mich mit Gewalt fortgeschleppt — und einen Augenblick darauf spürte ich einen Stoß, der mich beinahe ganz betäubte. Ich glaubte noch zu träumen und sah mich um; überall die tiefste Dunkelheit! Nur über meinem Kopf gewahrte ich einen seltsamen Lichtstrahl, den man für eine Oeffnung des Himmels halten konnte, denn von dort kam dann und wann ein schwacher röthlicher Schein. Ich erhob mich und suchte vorwärts zu gehen — ach! vor mir stand eine senkrechte Felsenmauer! Ich sah mich noch einmal um und entdeckte, daß ich auf dem Boden einer tiefen Kluft lag und daß das Licht von oben durch eine Oeffnung der Kluft kam — durch welche ich herabgestürzt sein mußte. Also daher rührte der röthliche, flackernde Glanz, den ich bemerkt hatte. Es war mein Biwoakfeuer. Einige Quetschungen und der enge Raum, in den ich mich eingeschlossen fühlte, überzeugten mich, daß mein gegenwärtiger Zustand kein Traum sei.

Es gibt in den „grünen Bergen" manche derartige Höhle; der Reisende wandert auf einem Moosteppich, der sich vom einen Felsen zum andern ausbreitet, und ihn über tiefe Abgründe führt. Gerade über einem solchen Ort hatte ich mein Feuer angezündet und mich zur Ruhe gelegt, ohne zu ahnen, daß mein Lager selbst eine treulose Falle sei. War das Feuer unter das Moos gedrungen und hatte die dürren Aeste angezündet, die diesen Pflanzen zur Grundstütze dienen? Oder hatte das Moos meiner eigenen Schwere nachgegeben? Das konnte ich mir nie erklären. Ich rieb meine Augen wieder; ich war nicht verwundet, nur einige Quetschungen schmerzten mich. Der Boden in der Höhle war mit dürren Blättern und Zweigen bedeckt, die meinen Fall gemildert und meinen Kopf gegen die Felsenspitzen geschützt hatten, denn

Digitized by Google

ich war wenigstens aus einer Höhe von 15 bis 20 Fuß herabgestürzt. Ich tastete rings um mich her und bemerkte, daß ich beide Mauern der Höhle berühren konnte, wenn ich meinen Arm ausstreckte. In vollkommener Dunkelheit schritt ich durch den engen Gang vorwärts, aber die Mauern waren senkrecht und meine Hände konnten nichts fassen, was mir vom Boden in die Höhe hätte helfen können. — Da ich entdeckte, daß beide Seiten des Felsens zusammenstießen, kehrte ich wieder um, das andere Ende der Höhle zu untersuchen. Die Felsen waren überall so steil und glatt, daß sie mir nicht die geringste Hoffnung gaben, hinaufklettern zu können. „Was soll ich thun? Ich will das Anbrechen des Morgens erwarten", dachte ich bei mir selbst, „ehe ich mich ganz der Verzweiflung überlasse. Vielleicht verbirgt die tiefe Dunkelheit mir den einen oder andern Ausgang." — Plötzlich wurde ich durch die Bewegung eines Körpers im Hintergrund der Höhle beunruhigt. Einen Augenblick später waren zwei glühende Augen auf mich gerichtet. Ein Schauer durchrieselte meine Glieder, mein Haar sträubte sich, kalter Schweiß floß mir über die Stirn herab, ich war wie versteinert vor Schrecken. Ich hätte in diesem Augenblick gern ein Königreich für die mindeste Aussicht auf Rettung gegeben. Ich befand mich — in einer Wolfshöhle — allein mit einem fürchterlichen Feind, ohne ein Mittel zur Flucht oder Vertheidigung! Der Wolf und ich betrachteten uns gegenseitig; aber glücklicherweise bewegte er sich nicht. Ich hatte bald wieder so viel Geistesgegenwart, daß ich die Nothwendigkeit einsah, entweder einen kühnen Entschluß zu fassen oder mich in den Gedanken zu finden, von ihm zerrissen zu werden. Ich führte nur ein breites scharfes Messer bei mir, mit dem ich mich versehen, um das Gebüsch aus einander zu hauen, wenn es mir den Weg versperrte. Ich zog es aus der Tasche, faßte es kräftig mit der rechten Hand und machte mich bereit, auf das Thier loszuspringen. Das war eine That der Verzweiflung — aber ein neuer Gedanke hielt mich zurück. Mein wilder Feind saß ruhig am äußersten Ende der Höhle; ich war bereits mehrere Minuten in seiner Nacht gewesen, und Alles, was er that, war, daß er seine furchtbaren Augen auf mich heftete. Wenn er nun noch länger in dieser Unthätigkeit verbliebe? Ich erinnerte mich, daß der Wolf, so wild und fürchterlich er auch bisweilen ist, sich doch oft als ein großer Kujon zeigt. „Da er gezögert hat, mich anzugreifen", sagte ich zu mir selber, „so fürchtet er sich vielleicht", und ich sah ihn mit neu belebtem Muthe an. Seine Augen funkelten noch immer in der Dunkelheit, aber ich glaubte Unentschlossenheit in dem Blinzeln derselben zu entdecken. Doch war ich auf meinem Posten, fest entschlossen, ihm die Hälfte des Wegs zu ersparen, wenn er feindliche Absichten zeigen sollte.

Meine Vermuthungen täuschten mich nicht. Wahrscheinlich schlief der Wolf, als ich in die Höhle hinabfiel und man kann sich den Schrecken denken, den ihm dieser unvermuthete Besuch verursachen mußte; denn soweit ich mir die Geschichte erklären kann, befand er sich in jenem Augenblick gerade unter der Oeffnung und ich mußte auf ihn hinabgefallen sein. Ich hatte überdieß eine schwache Erinnerung, im ersten Augenblick nach dem Falle mit etwas Beweglichem gekämpft zu haben. Ohne Zweifel hatte sich der überraschte Wolf dem unwiderstehlichen Instinct der Furcht nachgebend in den fernsten Winkel der Höhle zurückgezogen.

Eine Stunde nach der andern verfloß und ich betrachtete noch immer meinen Wirth, da ich fürchtete, er möchte seinen ersten Schrecken überwunden haben und wieder der wilde Wolf werden, vor dem ich Anfangs geschaudert. Aber seine Stimmung blieb eine friedliche, und als des Morgens erste Strahlen in die Höhle drangen, sah ich, wie mich der Wolf von seinem Verstecke aus betrachtete und noch mehr zitterte als ich selbst. Aber ach! Das Anbrechen des Tages verwehrte meine Angst! Ueberall sah ich undurchdringliche Felsen; — Flucht war unmöglich. Ein einziger Ausgang am Ende der Höhle war frei; durch diesen kroch der Wolf täglich aus und ein. Wenn das Thier sich nach dieser Seite gewandt, hätte es augenblicklich fliehen können. In seinem ersten panischen Schrecken hatte es jedoch mehr daran gedacht, sich zu verstecken, als zu fliehen und wagte nun nicht, mir den Durchgang streitig zu machen. Ich mußte deßhalb auf ein Mittel zu meiner Befreiung denken; denn ich konnte nicht hoffen, daß mir in dieser unbekannten Berggegend ein menschliches Wesen zu Hülfe kommen werde. Aber konnte ich die Mauern meines Gefängnisses durchbrechen, oder seinen Grund untergraben, wenn die Felsen zur Rechten, zur Linken — überall — einen unübersteiglichen Wall um mich her bauten? Einen kleinen Streifen des blauen Himmels sah ich zwanzig Fuß hoch über meinem Kopfe. Ach, wie oft hob ich nicht meinen Blick dahin, um eines Engels Hülfe anzurufen! Mit welcher Andacht erinnerte ich mich Daniels, der in der Löwengrube verschont blieb! Vergebens — meine Wünsche und Bitten wurden nicht erhört!

Der Wolf schien ebenso verlegen als ich zu sein. In dieser hülflosen Lage hatte ich nur die Aussicht, zu verhungern, falls mich das Thier nicht zerriß, sobald der Hunger seine Furcht überwunden.

Indessen verliefen mehrere Stunden, und ich konnte aus den Sonnenstrahlen, welche jetzt in die Höhle drangen, schließen, daß es Mittag sein mußte. Eine Ohnmacht überfiel mich, vermuthlich eine Folge der Angst und des Hungers. In mein Schicksal ergeben setzte ich mich nieder und dachte daran, wie viele Vermuthungen der Fund meiner Knochen in dieser Höhle nach einer Reihe von Jahren hervorrufen würde. Plötzlich wurden meine Träumereien von einem dumpfen Geheule unterbrochen. Ich glaubte anfangs, der Instinct habe den Muth des hungrigen Wolfes wieder geweckt und er halte sich nun bereit, auf mich loszustürzen. Ich befahl meine Seele in Gottes Hand, denn ich war zum geringsten Widerstand zu schwach; — aber bald drang das Gebell eines Hundes an mein Ohr. Wie soll ich die Gefühle beschreiben, die bei diesem Laut in meiner Seele erwachten; er verkündete mir ja, daß man mir zu Hülfe komme, um mich dem furchtbaren Schicksal zu entziehen, von einem wilden Thiere zerrissen oder lebendig begraben zu werden! Das Gebell des Hundes kam immer näher und ich zweifelte nun nicht mehr, daß es meine Freunde seien, welche mich suchten, und daß sie meine Spur gefunden. Aber was mir Kraft und Hoffnung gab, schien die Angst des Wolfes zu vermehren. Er drückte sich beständig zitternd an den Felsen und antwortete auf das Gebell des Hundes mit einem klagenden Geheul. Sein geübtes Ohr hatte den Laut vor mir vernommen.

Wenige Minuten später hörte ich Menschenstimmen über meinem Kopfe und der laute Schrei, den ich ausstieß, führte sie augenblicklich an die Oeffnung des Felsen.

Man kann sich ihre Ueberraschung denken, mich in diesem Abgrunde zu finden. Sie banden sogleich Zweige zu einer Art Leiter zusammen, mit deren Hülfe ich mich bald wieder in der Luftregion befand.

Digitized by Google

Man erzählte mir, daß ich meinem treuen Hunde die merkwürdige Befreiung danke; denn trotz all meiner Umwege auf dem Berge hatte er doch meine Spur gefunden.

Mein wilder Wirth, dessen Gastfreundschaft ich mir auf diese Weise erzwungen, stürzte durch die enge Oeffnung der Höhle, sobald er sich von meiner Gegenwart befreit sah; er wurde jedoch von des Pächters Söhnen erlegt, noch ehe er sich zweihundert Schritte von der Höhle entfernt hatte.

Meine Haare wurden zwar nicht weiß durch dieses Abenteuer, aber es hat eine Erinnerung in mir hinterlassen, die nie erlöschen wird. Wie oft sah ich nicht seit jener Zeit im Traume zwei glühende Augen in der tiefsten Dunkelheit auf mich gerichtet! Wie oft hat sich nicht der Schrecken jener Nacht, die ich allein mit einem Wolf in seiner Höhle zubrachte, sich wieder und wieder vor meine Seele gestellt!

Die Moschee El-Moyed in Cairo.

Die Moschee El Moyed oder Medrecet-el-Moyedyed wurde im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts (im Jahre 807 der Hegira) von dem Sultan Abu-el-Nars

Scheik El Mamudy, genannt Melik-el-Moyed, aus der berühmten Familie der Daheriten, an der Stelle des Gefängnisses erbaut, worin der Emir Mentach ihn gefangen gehalten. Der innere Schmuck dieser Moschee ist außerordentlich üppig und prachtvoll. Die Plafonds und die Gesimse sind reich mit Gold geschmückt. Im Heiligthum sind die kostbarsten Steine in Gold und Silber eingefügt; überall sieht man die prachtvollsten Stoffe als Tapeten und auf den Steinplatten liegen herrlich gearbeitete Teppiche.

Drei Minarets erheben sich auf Nord- und Südwest. Die beiden auf Südwest haben zwei große Thürme, und die erste Treppe der beiden Minarets beginnt in der Höhe der Terrasse, von welcher der Muezzin auf die Gallerien steigt, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Kleine Läden schmiegen sich an die äußern Mauern: ihr Miethzins dient zur Unterhaltung der Moschee.

Unser Bild stellt die Moschee von der Ostseite dar, auf welcher gewöhnlich der Eingang der Moscheen sich befindet.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Prozeß der Hunde.

Ein musterhaftes Bild des großen englischen Thiermalers Landseer!

Der Prozeß ist schon lange im Gange und die Betheiligten erwarten das Resultat. Der Richter ist ein Pudel der größten Gattung, dessen wolliges Haar an die Perücken der obrigkeitlichen Personen Englands gemahnt. Er hat so eben seine Brille abgenommen, als verzichtete er darauf, besser zu sehen und die eine Tatze auf dem Gesetzbuch, verkündigt er den Arrest.

Zur Rechten sind die Plaideure, die den Prozeß gewinnen. Einer von ihnen, ein Wachtelhund, denkt, den Kopf auf den Tisch gestützt, über die Sache nach; neben ihm schläft ein Hofhund im sichern Vertrauen auf sein gutes Recht; ein Mops horcht mit Begierde auf den weisen Daniel, während ein Vierter hinter dem Armstuhl des Richters ganz Ohr und Auge ist; er lächelt, denn sein Prozeß ist gewonnen.

Zur Linken stehen die unterlegenen Plaideure: der eine hebt die Augen in die Höhe, seine Hoffnung steht bei den Göttern, über ihm knirscht ein Schäferhund mit den Zähnen, die auf eine gefährliche Rache deuten; ein melancholischer Windhund wirft ihm einen Seitenblick zu, der die Befürchtung andeutet, sein Freund werde ihn compromittiren. Ein Bastardmops fühlt sich zu schwach zum Revoltiren und streckt die Zunge gegen den Richter heraus; ein Wolfshund zeigt die Zähne; sein Nachbar sucht ihn zu beruhigen.

Die Scene vervollständigt sich durch den Gerichtsdiener, der die Zuschauer hinter der Balustrade zum Schweigen bringt, und den Gerichtsschreiber, der ein Document überbringt.

Joseph Haydn.

Von M. Lehmann.

(Fortsetzung.)

„Wer ist der Componist dieser trefflichen Musik?" fragte er in gehobenem Tone.

Digitized by Google

Haydn zögerte und wollte nicht gleich antworten.

„Ich bin es!“ sagte er endlich bescheiden, indem er zögernd zu Bernardon trat und sich vor ihm verbeugte.

„Trefflich, trefflich!“ sprach dieser, „und du bist noch so jung! Wie ist dir das gelungen?“

„Einmal muß man doch anfangen“, entgegnete Haydn, „und was meine Composition betrifft — — —“

„Schon gut! schon gut!“ unterbrach ihn Bernardon, „deine Composition ist dir vortrefflich gelungen. Willst du mir eine Oper componiren?“

Haydn stutzte und sah Bernardon ernsthaft an; denn er meinte, dieser scherze wohl und mit sich spielen zu lassen, dazu wär' er nicht hieher gekommen. Er sagte deßhalb mit Ernst: „Wie kann ich denn eine Oper schreiben; ich hab' ja dergleichen noch nie gethan!“

Bernardon bemerkte Haydn's Verlegenheit und erwiederte kurz: „Nun wohlan, so werd ich dir's zeigen!“

„Und ich will's versuchen!“ sagte Haydn geschwind.

„So folge mir!“

Und mit diesen Worten zog Bernardon den Künstler mit in sein offenstehendes Haus. Bald erschien Haydn mit einem Hefte in der Hand vor seinen harrenden Kameraden; er mußte dem Schauspieler eine Oper schreiben: „Der hinkende Teufel.“ Haydn machte sich an's Werk und er rechtfertigte auch das Vertrauen in vollem Maße, das Bernardon auf ihn gesetzt hatte.

Eines Tages kam Bernardon auf Haydn's Zimmer, als er eben an der „Scene auf dem stürmenden Meere“ arbeitete, die in jener Oper vorkommt. Rathlos saß Haydn da und wußte sich nicht zu helfen. Bernardon lächelte und brachte hiedurch den Tonkünstler noch in eine weit größere Verlegenheit.

„Ach, lachen Sie nicht!“ rief Haydn außer sich, indem er die Hände vom Clavier gleiten ließ und mit traurigem Blicke nach dem humoristischen Gönner schaute, „wie ist es denn möglich, Scenen zu schildern, die man noch nie erlebt hat?“

„Ach, sei doch nicht so ängstlich, mein Junge!“ versetzte Bernardon, während er mit zurückgestreiften Aermeln und muthwilligen Sprüngen um Haydn herumtanzte und ihm dann freundlich auf die Achsel klopfte. Sieh nur, das Ding geht leicht! Stelle dir einen colossalen Berg vor, der sich plötzlich, ungeahnt und mit riesenhafter Kraft erhebt und dann in ein nahes tiefes Thal senkt, so daß das Thal zum Berg und der Berg zum Thal wird — und zwar mit solcher Heftigkeit geschieht der Fall des colossalen Berges, daß alle anderen Berge erdröhnen und mit rasender Eile sich von dannen bewegen, dazu kommen entfesselte Winde und brausende Wellen; es muß ein vollkommenes Chaos entstehen. Ich bitte dich, drücke ein jedes Auf- und Absteigen der Wellen recht sinnig aus! Auch deine Musik muß hier ein Chaos sein, soll sie treu und wahr werden!“

Aber was hatte Haydn durch diese Declamation gewonnen? Er versuchte im Sturm chromatisch Tonleiter an Tonleiter zu reihen; er bewegte sich in rauschenden Dissonanzen und reihte Tonwellen vom tiefsten Basse bis zum hellsten schmetternden Discant, und die veränderten Vierklänge gellten in den Ohren, umsonst: Bernardon war nicht zufrieden damit! Da sank dem Künstler der Muth, und er ließ die zusammengepreßte Hand fest und heftig auf den Tasten gleiten und spielte, was ihm der Zufall an rauhen Sätzen in die Finger leitete — und „Bravo! bravo!“ rief Bernardon. Mit stürmischer Begeisterung sprang er auf Haydn zu und drückte ihn so herzhaft und fest an die Brust, daß dieser fast erstickte und kaum mehr zu Athem kommen konnte. Jetzt hatte ihn Haydn verstanden und er führte jene „Scenen auf dem Meere“ mit einer seltenen Meisterhaftigkeit, mit einer wahren Treue und Natürlichkeit aus.—

Haydn verweilte bis zum Jahre 1758 in Wien, an dem stillen heimlichen Zufluchtsort, den ihm die Familie Keller gewährte, obgleich sein Ruf weit über die Grenzen des Vaterlandes gedrungen war. Er trat nun in die Dienste des Grafen von Mortigni, blieb jedoch nur kurze Zeit bei ihm, um sich zu dem Fürsten Esterhazy zu begeben, den er bei einem Besuche desselben bei von Mortigni kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Der Fürst Esterhazy war ein vortrefflicher Dilettant und hielt sich eine ausgezeichnete Hauscapelle. Die Veranlassung zur Uebernahme der Direction der Esterhazyschen Capelle war die Aufführung der von Haydn componirten D-dur-Symphonie, welcher der Graf Esterhazy bei von Mortigni anwohnte. Mortigni wollte seinem Freunde, dem Grafen Esterhazy, die Bitte nicht abschlagen und überließ ihm den talentvollen hoffnungsreichen Tondichter.

Nach seinem Eintritt in das erlauchte Haus Esterhazy war Haydn's Talent besonders fruchtbar; hier componirte er die meisten seiner Quartette und Symphonien — herrliche Werke, die bleibenden Werth haben; denn in dieser Art Musik darf er wohl als der erste Meister bezeichnet werden. Hier componirte er auch eine Symphonie ganz eigener Art; sie heißt „Haydn's Abschied“ und ist durch die Originalität der Durchführung der einzelnen Stimmen besonders berühmt geworden; es verstummt in denselben ein Instrument nach dem andern, so daß jeder Musiker, der dabei mitwirkt, sein Licht auszulöschen und mit dem aufgerollten Notenbeste von dannen zu gehen hat. — Zwanzig Jahre blieb Haydn in dem Hause des Fürsten Esterhazy und groß ist die Masse seiner Compositionen, die er hier zu Tage förderte.

III.

Haydn hatte während dieses zwanzigjährigen Aufenthaltes bei dem Fürsten Esterhazy große Berühmtheit erlangt. Ueberall waren seine Compositionen beliebt — in den meisten Salons wurden Haydn'sche Symphonien aufgeführt, und so durfte er es wagen, eine Reise in die große Welt zu unternehmen. Im Jahre 1770 ging er nach London, und bald sollte er sich von der Wirkung seiner Compositionen augenscheinlich überzeugen.

An einem freundlichen Morgen erhielt er den Besuch eines vornehmen englischen Herrn, der ein großer Musikfreund war, und den Wunsch aussprach, bei ihm Unterricht in der Harmonie — und Compositionslehre zu nehmen. Haydn, nicht gewohnt, eine billige Bitte abzuschlagen, willigte ein.

„Ich bin bereit“, sagte er zu dem Engländer. „Wollen Sie mir nur gefälligst die Zeit bestimmen, wann Sie zu beginnen wünschen!“

„Sogleich, wenn's Ihnen beliebt!“ lautete die Antwort.

„Einverstanden!“ entgegnete der große Meister.

Und nun zog der vornehme Schüler ein Notenheft aus der Tasche und hielt es dem Meister hin mit den Worten:

„Da Sie einmal so gütig sind, mir Unterricht zu geben, so zergliedern Sie mir die Partitur dieses Stückes.

Digitized by Google

welches man als eine berühmte Composition preist, in dem aber dennoch Motive und Gänge vorkommen, die mir nicht zusagen und die sich nach meinem Ermessen mit den Gesetzen der Kunst nicht vereinbaren lassen. Ich bitte Sie, mir den Grund anzugeben, warum der Componisten auf diese Weise und nicht auf eine andere schrieb!"

Das Notenheft enthielt aber ein Haydn'sches Quartett.

Haydn war erstaunt über diese seltsame Anrede, noch mehr aber, als er sein eigenes Werk vor sich sah.

„Sie bieten mir mein eigenes Werk!" sagte er. „Nun wohlan, ich bin herzlich gerne bereit, mich Ihnen gegenüber zu rechtfertigen; aber ich bitte um Nachsicht, wenn ich Ihnen nicht ganz entsprechen sollte."

Und nun begann der Engländer seine Analyse; Tact für Tact wurde der schärfsten Kritik unterworfen, so daß endlich der große deutsche Meister in seinem abermaligen Erstaunen eingestehen mußte, daß seine Composition theoretisch nicht haltbar sei. Haydn rechtfertigte sich, indem er bemerkte, daß er dieses und Jenes so gesetzt habe und nicht anders, weil es auf diese Weise eine *bessere* und *trefflichere Wirkung* hervorbringen müßte, als wenn man steif an den Regeln des musikalischen Satzes beharrte.

„Ja freilich nehmen sich die Genies die Freiheit, sich über die Gesetze der Kunst hinwegzusetzen", sprach endlich der vornehme Schüler mit seinem zierlichen Tone, „ob aber ihr Wille die Gesetze umstoßen kann, das ist eine andere Frage, mein Herr!"

„Nun, so setzen Sie das Musikstück nach Ihrem Geschmack!" sagte der Meister in laconischer Weise. „Wir wollen dann die Wirkung vernehmen. Lassen Sie meine Composition in ihrer ursprünglichen Gestalt aufführen, wenn Ihr Arrangement vorgetragen sein wird; die Wirkungen *müssen entscheiden*!"

„Aber warum sollte Ihre Composition besser sein, als die meinige?" fragte rasch der Engländer.

„Nun weil — — — weil sie eben besser ist!" antwortete Haydn.

„Und warum besser?" fragte noch einmal der zudringliche Schüler, der noch Manches hin und her plapperte.

Haydn verlor die Geduld.

„Wissen Sie was, mein Herr!" sprach er endlich in abgerissenem Tone, „ich kann von Ihnen keinen Unterricht in der Musik erhalten, da ich schon ein Meister bin. Sie wollten von mir Unterricht, und schon in der ersten Lection sind Sie bestrebt, mich zu belehren. Ich bin außer Stande, Ihnen für Ihre wohlgemeinten Winke eine Guinee für die Stunde zu bezahlen; ich kann Sie nicht gut genug honoriren — und hiemit sind wir geschiedene Leute. Nicht wahr, mein Lieber?"

Der betroffene Engländer entfernte sich.

An einem andern Tage machte Haydn einen Spaziergang durch die Straßen von *London*; endlich stellte er sich vor eine Musikalienhandlung hin und las mechanisch die einladenden Titel der ausgehängten neu erschienenen Musikstücke. Haydn trat ein und erblickte ein wohlversehenes Lager aus dem umfangreichen Gebiete der Musik.

„Haben Sie gute Sachen?" fragte Haydn den Musikalienhändler, der nicht wußte, welch' großen Meister der Tonkünstler er vor sich habe.

„Zu dienen! So viel Sie wollen, mein Herr!" antwortete dieser, sich anständig verbeugend.

„Was haben Sie denn?" fragte Haydn weiter.

„Ich habe *Haydn's Sachen* in Masse! Haydn'sche Quartette, Symphonien, Lieder und dergleichen!" sprach der galante Kaufmann.

Und mit diesen Worten machte er eine Miene, die nur zu gut andeutete, wie willkommen diese Compositionen dem Fremdling sein werden; denn Haydn war ja eine musikalische Berühmtheit!

„Ach diese will ich nicht — sie sind mir zu fade!" meinte Haydn, und ein feines Lächeln spielte um seinen Mund.

Verblüfft und aufgebracht zugleich schaute ihn der Musikalienhändler an, der Haydn gerne noch die Thüre gewiesen hätte.

„Nun? Sie lieben Haydn's Musik nicht?" sprach er endlich besänftigt. „Und was gefällt Ihnen denn daran so übel? Ich möchte doch hören, was Sie an dem großen Meister zu tadeln haben!"

„O Vieles, gar Vieles, mein Herr!" versetzte Haydn, „aber ich habe mich vor Ihnen nicht zu rechtfertigen. Geben Sie mir andere und bessere Musikalien!"

„Mein Herr!" sagte der Musikalienhändler, „ich habe keine bessere Musik. Musik, verzeihen Sie mir, nach Ihrem Gesd macke habe ich wirklich nicht." — — —

Haydn wollte sich entfernen, aber in dem nämlichen Augenblicke trat ein vornehmer Lord ein, der in einem vertraulichen Verhältniß zu Haydn und zu dem Musikalienhändler stand.

„Sehen Sie, verehrter Mylord!" sprach der Kaufmann zu dem Eintretenden, „dieser seltsame Mann liebt die Haydn'sche Musik nicht! Warum wird sie doch von aller Welt so leidenschaftlich geliebt? Ein so seltsamer Kauz ist mir lange nicht vorgekommen!" Und dabei verzogen sich seine Lippen zu einem ironischen Lächeln.

„Glaube recht gerne, daß dieser Mann die Haydn'sche Musik nicht kauft", sprach Mylord zu dem Kaufmann gewendet; „denn sehen Sie, dieser Herr da ist ja *Haydn selbst*."

Ein lautes Gelächter erscholl durch den Raum, und der Musikalienhändler bat ehrerbietig um Nachsicht, wenn er den großen Meister beleidigt haben sollte.

Haydn erlebte ähnliche Auftritte auch an andern Orten.

Im Jahre 1794 machte Haydn seine zweite Reise nach *London*. Er fand dort die glänzendste Aufnahme, und die Universität *Oxford* ertheilte ihm sogar das Diplom eines Doctors der Musik. Nie hat man zwar in Deutschland seine Leistungen und seine Verdienste verkannt; immer hat ihn sein Vaterland in großen Ehren gehalten; aber doch ging sein Weltruf von *England* aus; England verehrte in ihm den größten Meister seines Jahrhunderts.

Zur Zeit seines zweiten Besuches in London lebte daselbst die berühmte Sängerin *Billington*. Haydn besuchte sie öfters und verehrte sie, durch ihren köstlichen Gesang bezaubert, aus dem Grunde seines Herzens. Haydn sprach gern und viel von ihr. Der Maler *Reynolds* hatte sie in der Blüthe ihrer Jahre in der Gestalt der Cäcilia, der gepriesenen Patronin der Musik, gemalt; sie lauschte dem Gesange der Engel, welche sich auf leichten Wölkchen hielten, umgeben von einem blauen Aether. Haydn war mit dem Maler bei ihr und nun führte sie Beide an das gelungene Portrait, Haydn's Meinung erforschend.

„Und wie gefällt Ihnen das Bild?" fragte sie.

„O sehr gut! — vortrefflich!" sagte Haydn. „Aber entschuldigen Sie, *einen Fehler* hat es doch!"

Digitized by Google

Reynolds Muskeln zitterten.

„Und welchen?“ fragte schnell die Sängerin und heftete mit brennender Neugierde ihr schönes Auge auf den alten Meister.

„Der Irrthum des Malers ist dieser: Sie, meine Freundin, sollten nicht auf den Gesang der Engel lauschen, sondern die Engel sollten durch Ihren Gesang entzückt werden!“ sprach Haydn.

Billington drückte dem Meister die Hand; Reynolds war versöhnt.

(Schluß folgt.)

Luzern.

Luzern unterscheidet sich nicht weniger von den übrigen Städten der Schweiz, als sein See von den anderen Seen. Kommt man von Genf, Lausanne und Bern nach dieser Hauptstadt des Cantons, so durchläuft man so zu sagen die Leiter der Nationalität. In Genf könnte man sich in mancherlei Beziehung noch in Frankreich oder Savoyen glauben; in Lausanne findet man das romanische Land, das mehr die Erinnerungen des transjuranischen Burgund erweckt, als an die Schweizer Republik gemahnt. In Bern sogar, obgleich die Sprache gewechselt, erkennt man den Einfluß der Nachbarländer und die politischen Bewegungen, wie der Durchzug der Fremden lassen bisweilen die alten ruhmreichen Erinnerungen vergessen. Luzern jedoch bietet sie unvermischt, namentlich heutzutage, nachdem es die Ehre eingebüßt, einer der drei Vororte der Republik zu sein. In Luzern vergißt man die Gegenwart und glaubt sich inmitten der herrlichsten Vergangenheit, die der Ruhm des Schweizernamens ist und an der die Schweiz mit Recht hängt. Die Stadt ist überdieß durch ihre Lage und malerische Umgebung berühmt; im Einzel-

Eine Straße von Luzern.

nen betrachtet läßt sie in architectonischer Beziehung viel zu wünschen übrig. Aber welches Werk von Menschenhand verlöre nicht in der Nähe jener hohen Naturschönheiten, an denen die Schweiz so großen Ueberfluß hat?

Die schöne Gegend zog wohl die Aufmerksamkeit der Menschen zuerst auf diesen Punkt, und als das Land sich bevölkerte, mußte der Ort, wo die Reuß aus dem Waldstädter See fließt, für die Anlegung einer Stadt äußerst

Digitized by Google

günstig erscheinen. Ein Thurm, den man noch sieht, und ein Leuchtthurm (Lucerna) sollen, wie man sagt, der Ursprung der Stadt gewesen sein. Sie blühte fünf oder sechs Jahrhunderte lang unter der väterlichen Regierung der Aebte von Meerbach; diese beschützten sie ohne andere Waffen, als ihre Würde und alle Bürger wünschten die Erhaltung dieser Constitution. Die Gemeinde verhandelte über die Gesetze und die Steuern; der Abt ernannte einen Amman aus dem Volke mit der Zustimmung des Letzteren. Die Sitten waren durchaus ländlich.

Im dreizehnten Jahrhundert verkaufte jedoch einer der Aebte von Meerbach Luzern mit mehr als zwanzig Maiereien, Schlössern und Aemtern für zweitausend Mark Silber Geld und fünf Dörfer im Elsaß. Die Luzerner unterwarfen sich nicht ohne Kampf dem Herzog von Oesterreich; zwei Mönche waren sogar so kühn, das Verfahren für ungerecht zu erklären; sie starben in fernen Gefängnissen.

So lange Rudolph von Habsburg lebte, wußte er die zahlreichen Besitzungen, die er auf dem linken Rheinufer hatte, vortrefflich im Gehorsam zu erhalten. Aber seine Nachfolger waren nicht so klug, wie er. Die Luzerner mußten ihnen in fremden Kriegen dienen, und wurden deßhalb doch nicht milder regiert. Sie nahmen ihre Zuflucht zu ihren Nachbarn, den drei Waldstädten, die sie bisher im Interesse ihrer Herren bekämpft. Die Waldstädte standen ihnen willig bei und beschlossen, Luzern als vierte Stadt in die Allianz aufzunehmen.

Der Adel aber war gegen diesen Plan. Unter dem Beistand dieser östreichischen Partei sollte in der Nacht auf den 29. Juni 1333 Luzern überfallen werden, allein ein Knabe, der die Verschworenen belauscht hatte, verrieth die Absicht. Die Bürgerschaft bewaffnete sich; die andern Orte sandten Hülfe und die Verschworenen, meist Patrizier, wurden von ihren Aemtern entfernt und die Stadtverfassung geändert. Alles dieß ging ohne Blutvergießen ab, dennoch wurde die Verschwörung die Mordnacht von Luzern genannt. Von dieser Zeit an war Luzern frei.

Luzern ist der katholische Vorort der Schweiz; nachdem er lange Zeit zurückgeblieben war, machte er in diesem Jahrhundert große Fortschritte in geistiger wie materieller Cultur. In den nationellen Gewohnheiten wie im pittoresken Costüm der Luzerner, überall spricht sich Geschmack und Schönheitssinn aus. Man muß Luzern sehen, einige Tage dort verweilen und Ausflüge auf dem See und in den

Markt in Luzern.

benachbarten Bergen machen — nirgend wird man so sehr die Eindrücke empfangen, die man von einer Schweizerreise erwartet, als hier; die Reize dieses Landes werden von keiner Schweizer Gegend in der Erinnerung je verdrängt werden.

Der Hausirer und sein Hund.

Ein amerikanisches Abenteuer.

Vor einigen Jahren reiste ich durch einen Theil Michigans. Ich ging zu Fuß oder fuhr, wie es mir eben am

besten paßte, und führte reiche Seidenstoffe und Geschmeide mit mir, um dieselben an Liebhaber zu verhandeln. Mein einziger Reisegefährte war ein großer Hund von der New-Foundland-Race. Lion verdiente in der That der König seines Geschlechtes genannt zu werden: er war gutherzig und muthig und es lag etwas Menschliches in seinen Augen; er paßte auf sein Geschäft und ließ sich nie auf Zänkereien ein, wie die Köter niederer Gattung; er ließ sich sogar mit einer der Nachahmung würdigen Philosophie gern kleine Injurien von Seiten ihm untergeordneter Kläffer gefallen und sich nur selten durch ungeziemende Anmaßungen größerer Gremplare des Hundegeschlechts außer Fassung bringen. Wurde aber einmal sein Zorn erregt, so gab er derartigen Uebelthätern einen äußerst nachdrücklichen Denkzettel.

Wenn ich unterwegs war, trollte er an meiner Seite, und hielt ich an, um zu handeln, so setzte er sich in meine Nähe und beobachtete alle meine Bewegungen mit der Miene eines Geschäftsmannes. Es war ihm zuweilen höchst fatal, wenn er sah, wie meine Kunden die Güter aus den Päcken zogen und sie mit großer Ungenirtheit behandelten, was er dann durch ein mürrisches Knurren zu erkennen gab, während er jedes Stück mit den Augen verfolgte, um aufzupassen, daß es nur gegen entsprechende Entschädigung, und nicht ohne meine volle Zustimmung in andere Hände übergehe.

Er hatte in der That einen starken Widerwillen gegen Diejenigen, welche Alles bekrittelten und jeden Preis zu hoch fanden. Ich glaube wirklich, er kannte die Güte aller meiner Waaren, und den Werth, welchen ich ihnen beilegte. Wie dem auch sei, er war befriedigt, wenn ich es war, und wedelte mit dem Schweif, sobald ich einen guten Handel gemacht hatte.

Er war ein ausgezeichneter Wächter, und was seiner Obhut anvertraut wurde, ging sicherlich nicht verloren. Kurz, er war mir ein lieber und nützlicher Gefährte auf meinen Reisen.

Die Beförderungsmittel waren so spärlich und unsicher, daß ich mich oft genöthigt sah, von einem Orte zum anderen zu Fuß zu gehen. Diese Touren aber waren keineswegs angenehm. Die Cultur des Landes befand sich noch in ihrer Kindheit und der Zustand der Gesellschaft ließ sehr Vieles zu wünschen übrig. Es fielen auf den einsamen Landstraßen häufig Räubereien vor, und ohne Zweifel gab es Viele, denen die Waaren, welche ich bei mir führte, eine hinreichende Versuchung zum Morde boten. Diese Idee verfolgte mich oft, während ich die wilden Wälder des fernen Westens durchstreifte. Aber der alte Lion war stets an meiner Seite, bereit, in meiner Vertheidigung zu sterben, und stolz darauf, meine Wanderung zu theilen.

Auch war ich immer bewaffnet. Ein Paar prächtige Pistolen, stahlläufig und mit Kugeln geladen, steckten in meiner Tasche und lagen bei Nacht unter meinem Kopfkissen.

Diese Armatur und Lion, der treue Gefährte meiner Tage und Nächte, flößten mir das Gefühl vollkommener Sicherheit ein. Nachts lag er zwischen meinem Bett und der Thür, den Kopf letzterer zugewendet. Niemand konnte eintreten, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Eines Tages, im Sommer 1830, befand ich mich in einer Ansiedelung am Ufer eines kleinen See's, willens, noch die nächste zu erreichen, welche etwa 8 (engl.) Meilen entfernt lag. Ich konnte keinen Wagen bekommen, wenn ich nicht bis zum nächsten Tage warten wollte, wozu ich keine Lust hatte. So machte ich mich denn zu Fuß auf den Weg.

Die Nacht war nahe und ich schritt rüstig vorwärts. Ich war ein wackerer Fußgänger und gedachte den Weg schnell zurückzulegen. Bald jedoch ward ich inne, daß meine Expedition keineswegs eine angenehme sein werde. Der Weg — wenn überhaupt von einem Wege die Rede sein konnte — war recht herzlich schlecht und ging durch den dichtesten Wald, welchen dieser Theil des Landes aufzuweisen hatte. Auch rückte die Nacht mit bedenklicher Eile heran und versprach ungewöhnlich dunkel zu werden; aber Lion war mir zur Seite, ich hatte dergleichen Galamitäten schon oft getrotzt und ließ deßhalb dieselben mich nicht anfechten.

Die Dunkelheit erreichte mich, bevor ich mich dessen versah. Es schien mir, als müsse ich schon 8 Meilen zurückgelegt haben, aber noch war keine Ansiedelung zu sehen. Dies frappirte mich einigermaßen, denn ich war im Reisen kein Neuling und kannte meine Fähigkeit, die Distancen zu berechnen; dennoch blieb ich guten Muths und schritt vorwärts, bis kein Zweifel mehr obwalten konnte, daß ich den Weg verfehlt habe, oder hinsichtlich der Entfernung falsch unterrichtet worden sei. Ich hielt es für das Beste, den Weg beizubehalten, bis ich irgend eine menschliche Wohnung träfe.

Bald hatte ich Ursache, mich dieses Entschlusses zu freuen, indem mir aus einer Hütte ein Licht entgegenschimmerte. Ich ging rasch auf dieselbe zu, sie war über mittlere Größe und ich glaubte darin ein bequemes Nachtquartier zu finden, da ihr Aeußeres vom Wohlstand der Bewohner zeugte. Ich klopfte an die Thür, welche sogleich von einem Manne geöffnet wurde.

Ich bin' keineswegs einer von Denen, welche an Ahnungen, Vorbedeutungen und dergleichen glauben, aber sobald ich meines Wirthes ansichtig wurde, glaubte ich Etwas auf seinem Gesichte zu lesen, was mir nicht im Mindesten gefiel. Mit rauher Stimme fragte er mich, was ich wolle:

Ich antwortete, ich habe mich verirrt und sei gezwungen, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Nach kurzem Zögern bat er mich, einzutreten.

Ein langes Weib saß in einer Ecke am Feuer eines steinernen Kamins. Sie schien mit einer Suppe beschäftigt, welche über dem Feuer brodelte.

Nie war mir ein so apathisches Gesicht vorgekommen. Sie schien meinen Eintritt kaum zu bemerken; sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein, ihr Gesicht war ungewöhnlich lang und auf erstaunliche Weise gerunzelt, die Nase scharf und häufig; ihr Kopfputz war gar nicht zu definiren und unter demselben lugten graue Haare hervor. Ueberhaupt war ihr ganzer Anzug schlechterdings unbeschreiblich; ich konnte meine Augen kaum von ihr wegwenden.

Sie sowohl als der Mann sahen scharf auf mein Gepäck, als ich dasselbe niederlegte. Letzterer war ein vierschrötiges Individuum, dessen Antlitz mehr Habgier als Schurkerei verrieth.

Er beantwortete, nachdem er mich von oben bis unten gemustert, meine Fragen sehr höflich, und ich erfuhr von ihm, daß ich, wie ich vermuthete, einen verkehrten Weg eingeschlagen.

Es fand eine Art Telegraphirung zwischen den Beiden statt, worauf man mir mittheilte, daß ich bleiben könne. Dies erschien mir, nachdem ich Gelegenheit gehabt hatte, meinen Wirth und die Wirthin zu beobachten, eben als keine große Gunst.

Das über dem Feuer siedende Gericht ward endlich auf den Tisch gesetzt, und man forderte mich auf, zuzu-

Digitized by Google

langen. Ich that dies in Gemeinschaft mit meinem Wirth, welcher gleichfalls auf Reisen gewesen und erst fünf Minuten vor meiner Ankunft heimgekehrt war. Während des Mahles nahm Lion an meiner Seite Platz, um, wie er es gewohnt war, seinen Theil zu empfangen.

Als ich fertig war, zog ich ein Papier aus der Tasche und stellte mich eifrig lesend.

Gelegentlich warf ich verstohlene Blicke um mich, und sah zu meiner Ueberraschung aus dem Gesicht Beider plötzlich allen Anschein von Apathie schwinden, ihre Züge wurden belebt und sie warfen bedeutungsvolle Blicke auf den Hund, der ihnen offenbar lästig war.

Sobald ich dies bemerkte, begann ich, über mein Papier gebeugt, zu nicken, als ob ich schliefe. Augenblicklich wurde das Benehmen der Beiden noch beunruhigender; endlich nahm die lange Hexe den Pack und wog ihn, so lange sie konnte, in ihrer Hand.

Ihre Augen blitzten wie die einer Schlange, als sie entdeckte, daß er, außer werthvollen Geschmeiden und Seidenstoffen, eine beträchtliche Summe Geldes enthielt. Ich pflegte mein Silbergeld stets in einen Beutel und diesen in einen Winkel besagten Packs zu legen; die Bills dagegen trug ich in einem Gürtel um den Leib.

Nachdem sie mit der Untersuchung fertig war, winkte sie ihrem Manne, gleichfalls den Ballen zu heben, was er offenbar mit gleicher Befriedigung that; er öffnete dann die Thür und suchte den Hund hinauszulocken. Obgleich Lion ohne Zweifel die Pantomime verstand, machte er nicht die mindeste Anstalt, der Aufforderung Folge zu leisten, sondern lag so ruhig zu meinen Füßen, als zuvor. Endlich wurde die alte Hexe ungeduldig und drohte ihm mit der Ofengabel. Lion wies ihr knurrend die Zähne. Sogleich ward die Pantomime eingestellt, die Thür geschlossen und die Ofengabel wieder an ihren Platz gelegt.

Ich bewegte mich ein wenig, was sie sogleich bemerkten.

„Ein schöner Hund!“ sagte der Mann, in der Absicht, daß ich es hören solle. „Wahrscheinlich möchte er gern hinaus.“

Dieser Bemerkung folgte eine Pause. Er dachte, ich werde den Hund hinaussagen, aber das ließ ich wohl bleiben.

„Hübscher Hund“, sagte das Weib nach einer Pause. „Hübscher Hund!“ Und sie bot ihm ein Stück Fleisch und versuchte ihn zu streicheln. Gegen ihre Erwartung wies Lion das Fleisch entschieden zurück, und machte jeder Vertraulichkeit ein Ende, indem er sich mit unverkennbarem Ernst in Fechterposition setzte.

Dies war mir äußerst auffallend. Nie zuvor hatte ich Lion ein Stück Fleisch zurückweisen sehen. Theilte er meinen Verdacht? Lehrte ihn sein Instinkt, daß die Hand, welche ihm den Leckerbissen bot, keine befreundete sei?

Die Hexe wurde durch diesen Act der Feindseligkeit von Seiten des Hundes ganz außer Fassung gebracht; sie zog sich hinter meinen Stuhl zurück und schüttelte ihre dürren Fäuste nach ihm, aber er ließ sich nicht herab, von dieser energischen Aeußerung ihrer Gefühle weiter Notiz zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Reisebilder.

I.

Das heilige Dorf in Persien.

Der persische Sommer war mit seiner ganzen verzehrenden Glut und Strahlenpracht eingetreten. Es wurde so unerträglich heiß zu Schiras, die Julissonne von Iran versandte so glühende Strahlen, daß wir beschlossen, eine kühlere Gegend im Norden der Gebirge aufzusuchen, ein Jailak, wie es die Perser nennen, einen angenehmen, Kühlung spendenden Sommeraufenthalt. Die Anordnungen zur Reise waren binnen drei Tagen getroffen.

Nach Sonnenuntergang verließen wir Schiras. Nachdem wir Zergun und den schäumenden Krater passirt hatten, gelangten wir in das Thal Merdaschk, wo wir einige Stunden rasteten. Kurz vor Mitternacht erreichten wir das Dorf Fatabad. Hier brachten wir auf dem geräumigen Dache des Karawanserai die Nacht zu, denn sie war ungemein schön und herrlich, die Luft dabei so mild und erfrischend, daß halb athemlose Invaliden nicht lange im Zweifel bleiben konnten, ob sie oben die Plattform mit dem weiten, sternenhellen Himmelszelt überspannt, oder unten den engen und dunstigen mit Steinen umgebenen Raum vorziehen sollten.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise in nordwestlicher Richtung fort. Nach einem Marsche von sechs englischen Meilen erreichten wir den Eingang in ein enges Thal, welches von einem Berge begrenzt ist, den unser Führer für den Berg von Istaker erkannte. Nach einem Ritt, welcher uns nicht weniger anstrengte, wurde uns die Freude zu Theil, das grüne Ufer des Bundemir zu erreichen.

Ein freundliches Thal nahm uns auf, durchschnitten von zwei herrlichen Flüssen, die, wenn sie auch nicht den wirklichen Duft der Rose spenden, wie Hafis sagt, doch durch ihr süßes Wasser und die labende Kühlung desselben ebenso erquickend und erfrischend sind. Wenn man hier zu Lande reist, lernt man die persische Idee vom Paradiese: „Wärme ohne Hitze und Kühlung ohne Kälte“ gehörig würdigen! Wir setzten über die vielen ammuthigen Flüsse und gelangten bald nach Mayan, einem bedeutenden Dorfe, welches in einem Kreise steiler Felsen liegt, jedoch der angenehmen Zugabe eines reichen Baumschattens sich erfreut. Hier nahmen wir unser Quartier in einem Karawanserai und bemerkten an diesem Orte zuerst eine behagliche, sehr wohlthuende, heilsame Veränderung im Clima. Die persischen Archäologen behaupten, Hiob habe eine Zeitlang zu Mayan gewohnt; woher sie dies wissen, läßt sich schwer ermitteln.

Um drei Uhr des Morgens verließen wir das Karawanserai und ritten durch ein von schroffen Bergen umschlossenes, von klaren Flüssen herrlich bewässertes Thal. Im Morgenlichte erglänzten die plätschernden Wellen. Durch Wälder von wilden Mandeln, Weißdorn- und Maulbeerbäumen führte unser Weg und hie und da bemerkten wir große Gebüsche, die eine Blüthe tragen, welche dem Ausehen und dem Geruche nach dem Lavendel ähnlich war. Das nächste, altpersische Dorf, das uns aufnahm, liegt auf heiliger, geweihter Erde, denn jedes Individuum dieses Orts will von Mohammed abstammen; sie nennen sich alle: „Söhne des Propheten“. Es sind lauter gottselige, fromme Männer, versicherte unser Mihamandar (Geleitsmann), der ihnen in der That große Ehrerbietung bewies. Wir hatten weder Zeit noch Lust, die Herkunft dieser auserkorenen Seieds näher zu untersuchen. Die Hauptsache war, daß sie sich gegen mich und meine Reisegenossen über-

Digitized by Google

aus gefällig, artig, dienstwillig und gastfreundlich benahmen, weßhalb das alte malerische Karawanserai des Dorfes für uns wenigstens entbehrlich wurde. Ein Gebäude mit einer hohen Kuppel deckt die Ueberreste eines heiligen Imam. Der Ort hat einen doppelten Anspruch auf Verehrung, indem er nicht nur die Wohnung der Lebenden, sondern auch der dahingeschiedenen Abkömmlinge des Propheten ist. Der bescheidene Wohlstand und die Zufriedenheit der Bewohner rührt daher, daß das heilige Dorf von Abgaben aller Art befreit ist. Ebensowenig stellt es das gewöhnliche Contingent an Bewaffneten, welches die Regierung von allen weniger heiligen Distrieten verlangt, um den König auf seinen Kriegszügen oder seinen jährlichen Festlagern zu begleiten. Außer diesen Privilegien erhalten sie jährlich für etwaige Reparaturen und Dekorationen des heiligen Grabes einen Staatsbeitrag von 40 persischen Thalern, die ihnen der Prinz-Statthalter von Schiras regelmäßig zusendet.

Das Dorf ist schön angelegt, reinlich und in einem blühenden Zustand, weil es amtlicher Erpressungen glücklicher Weise überhoben ist. Jenseits der Mauern breitet sich ein weiter, mit reichlich bepflanzten Gärten bedeckter Landstrich aus und ein entsprechender Raum für den Getreidebau in ebenso guter Cultur. Die ganze südliche Seite des Berges ist an den minder abschüssigen Stellen reich mit Wein bedeckt; auch haben diese betriebsamen Leute jeden noch so kleinen, gesicherten Raum nutzbar gemacht. Die Bodencultur ist in Persien heutzutage noch dieselbe, die sie früher war. Der Anbau geschieht vermittelst einer Pflugschaar, die von magern Ochsen gezogen wird. Sie

Wagen eines Landmanns in Persien.

sind an den Hörnern angespannt, über die ein Querholz liegt. Diese Pflugschaaren sind sehr klein und die Sterze streift gleichsam nur die Erde auf. Sobald die Furchen gezogen sind, zerhauen die Arbeiter die Schollen mit großen Hacken und der Egge, welche kleine Zähne hat. Mit dem Spaten wird dann die Erde wieder geebnet und in kleine Quadrate getheilt, wie die Beete eines Gartens. Zwischen die fußhohen Erdaufwürfe wird das Wasser geleitet, das den Boden befruchtet.

Unser Bild stellt den gewöhnlichen Wagen eines persischen Landbauern dar.

Alle Lebensmittel und Vorräthe, welche im Dorfe zu bekommen waren, standen zu unserer Verfügung, so wie auch alle Beihülfe bei der Bereitung und Auftragung derselben. Wir wunderten uns, als wir bemerkten, daß die Frauen dieses Ortes ganz frei umhergingen, unverschleiert waren und an den Gesprächen der männlichen Einwohner Theil nahmen. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, die Hautfarbe dunkel, die Augen groß und schön, der Wuchs üppig. Unser Hauswirth war ein thätiger, verständiger Mann und ich machte mit ihm fast täglich vor Sonnenaufgang eine Jagdparthie, denn wir brachten über eine Woche in dem heiligen, gastfreundlichen Dörflein zu, weil einer unserer Reisegenossen krank geworden. Das vorzüglichste Wildpret, das diese Gegend im Ueberfluß hat, sind rothbeinige Rebhühner. Wir verdankten diesen guten Vögeln einige treffliche Mahlzeiten.

Mit großem Dank gegen die freundlichen Dorfbewohner verließen wir endlich nach mehr als einer Woche den schönen Ort.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Der Affe auf dem Dorfe.

Wenig braucht es, um ein ſtilles Alpendorf in Bewegung zu ſetzen. Bei dem näſelnden Tone einer Vogelorgel verläßt der Familienvater ſeine Arbeit, die Haushälterin ihren Holzzuber oder ihren Spinnrocken, das Kind ſein Spiel am Rand des Baches. Ein Affe iſt's, der ſeine Reiſe durch die Schweiz macht, nicht um zu ſehen, ſondern um geſehen zu werden und ſeine Grimaſſen, ſeine Sprünge und ſeine Zudringlichkeiten beluſtigen die guten Dorfbewohner. Das Haupt der Familie, obgleich ſchon in dem Alter, wo die Neugierde ſtumpfer geworden, hat dennoch ſeine Freude an dem grotesken Reiſenden; aber was ihn weit mehr, als der Affe intereſſirt, iſt das ängſtliche Vergnügen, das der kleine Enkel durch das luſtige Thier hat. Das Kind bietet dem fremden Bettler ein Almoſen, aber der Vater mußte es zuerſt auf den Arm nehmen, um es dazu zu ermuthigen. Die Augen wagt es freilich nicht dem Thiere zuzuwenden. Der Affe, der ſich an die Holzſäule der Gallerie klammert, ergreift mit ſeiner ſchwarzen Hand die kleine Gabe, die ihm die Freude der Eltern ſpendet. Während dies auf der Gallerie vorgeht, ſehen wir gegenüber eine Großmutter ihren Enkel beſchwichtigen, der ſich in ihrer Schürze zu verbergen ſucht. Er weint und ſchreit und iſt durch nichts zu bewegen, das ſchreckliche Thier anzuſehen. Gebt ihm dagegen eine Peitſche in die Hand, ſo treibt er ohne zu blinzen zwanzig Ochſen auf die Waide, und laßt ihn größer werden, ſo iſt er ein Tell, ein Melchthal, ein Winkelried. Hier im Vordergrunde verſcheucht ein Mädchen ſogar den Hund, der über den fremden Gaſt aufgebracht iſt und ſcheint ſeinen Muth dem kleinen Schweſterchen mitzutheilen. Nach und nach drängt ſich das ganze Dorf hinzu und hat ſeine Freude an dem tollen Treiben des muntern Thieres, das an die heitern Tage des Jahrmark-

Digitized by Google

tes gemahnt, der ehestens wieder seine Buden im Dorfe aufschlagen wird.

Joseph Haydn.

Von M. Lehmann.

(Schluß.)

Der Prinz von Wales, nachmaliger König Georg IV., wollte ein Bildniß von dem berühmten Meister. Reynolds erhielt den Auftrag, das Portrait mit gewohnter Künstlerhand auszuführen. Haydn wußte eine solche Ehre wohl zu würdigen, und Reynolds war der Mann, den man mit dieser Aufgabe betrauen durfte. Haydn's Gesichtszüge waren matt und zeigten auch nicht die geringste Spur von der Idealität seines Geistes. Vergeblich waren die Versuche des Malers, die Physiognomie des Greises aufzubieten; Haydn blieb sich gleich — der Mund blieb wie er war. Reynolds war in tausend Sorgen, das Bild des Meisters möchte nicht entsprechen und er seinem bekannten Rufe schaden. Er kam deßhalb zum Prinzen und bat ihn, die Ausführung der Arbeit einem andern Künstler anzuvertrauen, da er schlechtweg kein ideales Gepräge in das Bildniß bringen könne, weil dieses dem Originale fehle. Der Prinz willigte nicht ein und Reynolds mußte wieder an's Werk. Eines Tages saß Haydn im Zimmer des Malers. Ein großer Vorhang — so hatte es der Prinz veranstaltet — hing an dem Eingang in ein anderes Zimmer, und konnte durch einen Federdruck schnell gehoben werden. Haydn saß da in seiner gewöhnlichen einfachen Gestalt. Reynolds schien zu malen; auf einmal springt der Vorhang in die Höhe und ein schönes weißgekleidetes Mädchen liegt in dem Schooße des Greises und spricht: „Ei, freundlichen Gruß, lieber Landsmann! Wie glücklich bin ich, dich hier zu treffen!" Der freundliche Ton der Muttersprache heiterte das Antlitz des Alten auf, die unerwarteten heimathlichen Laute erregten ihn so sehr, daß eine helle Begeisterung aus seinen Zügen sprach und ein freudiges Feuer aus seinen Augen leuchtete. Reynolds hatte den rechten Moment erhascht; sein Bildniß wurde ein Meisterwerk. Bald hierauf reiste Haydn nach Wien zurück.

IV.

Nach seiner Rückkehr nach Wien lebte Haydn in einem kleinen Häuschen mit Garten in einer der Vorstädte Wiens. Hier componirte er „die Schöpfung" und „die Jahreszeiten", die nebst seinen „sieben Worten des Erlösers am Kreuze", einer früheren Arbeit, seine gelungensten Werke sind. Als er die Schöpfung componirte, zeigte sich sein reines ächt religiöses Gefühl und Gemüth in seiner schönsten Blüthe. Oft stand er, den geweihten Rosenkranz in den Händen haltend, an dem Bildnisse des Erlösers oder er lag zu den Füßen der göttlichen Mutter und betete oder weinte, so daß man sagen kann, sein berühmtestes Werk sei unter Gebet und Thränen geboren worden. So lange er die Schöpfung componirte, war er ganz von himmlischer Frömmigkeit und Gottesahnung durchdrungen; obgleich Haydn sonst kein Kirchenmusiker ist, auch nie ein solcher sein wollte, da er oftmals sagte, daß ihn hierin sein Bruder Michael bei Weitem übertreffe, so ist seine Schöpfung doch vorherrschend religiösen Charakters, und nach seinem Willen sollten die Zuhörer von den gleichen Gefühlen bewegt und hingerissen werden — von den göttlichen Gefühlen des Glaubens und der Liebe, die sein Herz beseelten, als er dieses erhabene, bis jetzt nicht übertroffene Werk schuf.

Als eine Gesellschaft ausgesuchter Dilettanten seine Schöpfung wenige Jahre vor seinem Tode zu Wien aufführte, wurde auch er dazu eingeladen. Es ward ihm ein überaus festlicher Empfang zu Theil, der auf den hochbetagten Mann einen tiefen Eindruck machte; aber von einer seltenen Wirkung auf sein Gemüth war der Vortrag der Stelle: „Es werde Licht!" Ein mächtiges Gefühl überwältigte ihn; weinend und mit emporgehobenen Händen rief er aus, indem er gegen den Himmel blickte: „Nicht von mir, von dort kommt Alles her!" Sein Gemüth ward so erschüttert, daß er schnell hinweggetragen werden mußte. Sein eigenes Werk hatte ihn zu sehr ergriffen.

Dreißig Jahre lang hatte Haydn den musikalischen Geschmack der Deutschen geleitet, als für ihn die Stunde seines Todes herannahte. Schon im Jahre 1805 brachten die Pariser Zeitungen die Nachricht von seinem Tode, da er Mitglied des dortigen Musikinstituts war, so wurde für ihn ein feierliches Traueramt gehalten, bei dem man Mozart's großes Requiem aufführte. Allein die guten Pariser waren allzu eilfertig; denn Haydn lebte noch und er lächelte herzlich, als er die vorschnelle Trauerkunde vernahm. „Die guten Herren!" sagte er, „ich bin ihnen recht zu Dank verpflichtet für die ungeahnte Ehre. Wenn ich nur die Feier gewußt hätte, ich wäre selbst dahin gereist, um die Messe in eigener Person zu dirigiren." Aber die Stunde seines Todes war nicht mehr ferne.

Haydn starb am 25. Mai des Jahres 1809 als eben die französische Armee vor Wien stand, um die Stadt zu belagern. Es fielen vier Haubitzen dicht vor dem bescheidenen Hause nieder, in dem er wohnte, und seine zwei Diener liefen schreckenbleich zu ihm, um ihm diese Nachricht zu bringen. „Was fürchtet ihr? Seid heiter, denn in Haydn's Hause findet nichts Betrübendes Eingang!" So sprach der ehrwürdige Greis. Aber ein heftiges Zittern ergriff ihn. Man mußte ihn zu Bette bringen, das er nie wieder verließ. Sanft in dem Herrn entschlief der Greis.

Hundert achtzehn große Symphonien bezeugen seine nie erschöpfte Erfindungsgabe, und sie stehen meist noch unberührt da; seine „sieben Worte des Erlösers" überstrahlen alle patheischen, seine „Schöpfung" und seine „Jahreszeiten" alle gemischten Oratorien.

Haydn hinterließ ein kleines Vermögen, das Erbe eines Hufschmiedes, die Errungenschaft eines einstmals so berühmten Musikers! Der Fürst Esterhazy hat alle seine Bücher und Papiere gekauft.

Wer aber zu Wiens Thoren auf der Seite der kaiserlichen Residenz nach Schönbrunn hinausgeht und seinen Blick zur linken Seite wendet, der wird einen Fußweg bemerken, der, zur Vorstadt Gumpendorf führend, sich an einem kleinen unscheinbaren Häuschen vorüberzieht, dessen Aussehen bescheiden ist, und von keinerlei verschwenderischer Pracht zeugt. In diesem Häuschen, einer abgelegenen Hütte ähnlich, lebte einst jener große Genius, der seiner Zeit den Geist der wahren Tonkunst eröffnete, der seine Mitwelt berauschte und der der Verehrung aller folgenden Jahrhunderte gewiß ist — weil er eine neue Aera für die Instrumentalmusik heraufgeführt hat. Hier wohnte Joseph Haydn, jener Heros der Musik — dem die Kunst der Mittelpunct seines Lebens war. Die Hütte weist hin auf theure Ueberreste und Erinnerungen: auf den Geist,

Digitized by Google

der von ihr gewichen ist. Aber Haydn lebt — er lebt für alle Zeiten; aus seinen Werken leuchtet der Funken seines göttlichen Lichtes. Ein solches Wirken kann nicht untergehen! — — —

Jagdbilder.

I.

Giraffenjagd in Kordofan.

Die Giraffen, eines der schönsten Thiere Afrika's, trifft man in Kordofan nicht selten, und fast alle bis jetzt über Aegypten nach Europa und Amerika gesandten Thiere dieser Art wurden in Kordofan gefangen. In der nassen Jahreszeit trifft man keine an, und man glaubt, daß sich dieselben sehr weit von Kordofan entfernen; die Landesbewohner meinen, daß sie in Gegenden sich begeben, wo es nur sehr wenig regne, denn es ist unter den wilden Thieren der heißen Zone keines für die Witterung so empfindlich als die Giraffe, und man muß, wenn sie gefangen sind, mit aller Vorsicht zu Werke gehen, damit sie nicht umkommen. Selbst wenn es nach Aegypten gebracht wird, muß während der Wintermonate dieses Thier vor jeder starken Verkühlung geschützt sein und auch bei der Nahrung nichts verabsäumt werden; man hat schon viele Fälle, daß die Giraffen durch den geringsten Fehler bei der Wartung sehr schnell zu Grunde gingen. Sobald die trockene Jahreszeit eintritt, kehren auch die Giraffen wieder in die Umgebungen von Kordofan zurück. Sie leben nicht in großer Anzahl beisammen, wie es bei den Antilopen der Fall ist, sondern man sieht sie nur einzeln, höchstens zwei Stück beisammen. Das Einfangen geschieht zu Pferde, doch werden nur die jungen lebend eingefangen, weil es bei den alten fast gar nicht möglich ist, und dieses Thier Roß und Reiter über den Haufen werfen und übel zurichten würde; man erlegt die alten Giraffen mit dem Säbel, vorzüglich der Haut wegen, welche verkauft wird; das Fleisch wird gegessen, es hat einen nicht ganz unangenehmen Geschmack. Wenn man diese Giraffen für eine Menagerie einfangen lassen will, so muß man vorher einen Ferman von dem Minister des Innern in Cairo zu erhalten suchen, und am besten ist es, daß man sich gleich an den Scheik Abdel Had in Haraza wende; dieser gibt sodann den Auftrag seinen Leuten, welche sich eigens mit dieser Jagd beschäftigen, denn es erfordert nicht nur einen guten und gewandten Reiter, sondern auch ein gut abgerichtetes Pferd, und insbesondere mehrfache Ersahrung in dieser Jagd. Gewöhnlich gehen zwei Reiter mit einem bis zwei Kameelen, welche Lebensmittel und Wasser für einige Tage geladen haben, in die Wüste, wo sich die Giraffen aufzuhalten pflegen. Die Kameele bleiben auf einem geeigneten Platze zurück, und die Reiter recognosciren die Gegend, bis sie auf die Fährte der Giraffen kommen. Hier erfordert es nun eine große Sachkenntniß, um zu erkennen, ob die Fährte von heute oder gestern war, oder noch älter ist; im ersten Falle wird, wenn es die eines jungen Thieres ist, der Fährte sogleich gefolgt, und man kann versichert sein, daß man die Giraffe in wenigen Stunden zu Gesicht bekommt; ist dieses nun der Fall, so wird die Jagd augenblicklich vorgenommen, das Thier, obwohl sehr scheu, sucht sein Heil in der Flucht, und zwar mit einer außerordentlichen Schnelligkeit. Hier ist es nun wieder der Reiter und die Behendigkeit des Pferdes, welche das Ihrige thun müssen, dem aufgescheuchten Wild den Weg abzugewinnen, was bei der Giraffe um so leichter wird, als dieses Thier nie geradaus läuft, sondern in der Furcht und Schüchternheit bald rechts, bald links sich wendet und von den Reitern schnell eingeholt wird. Dieser nun in der Nähe des verfolgten jungen Thieres angelangt, wirft demselben eine Schlinge über den Kopf, welcher Wurf höchst selten mißlingt und im schlimmsten Fall öfters wiederholt werden muß, und befestigt das Ende des Seils an den Sattel, zieht das Thier so nahe als möglich an das Pferd, und die Beute ist gemacht. Doch hier erfordert es wieder ein gutes und geduldiges Pferd, welches dem nach allen Richtungen ziehenden und springenden Thiere bald widerstehen, bald nachgeben muß, um es nach dem nächsten Orte zu bringen, den man auch so schnell als möglich zu erreichen sucht. Hier steht schon ein Mutterkameel bereit, welches der jungen Giraffe die erste Zeit Milch gibt, ehe man sie an Gras oder Heu gewöhnt. Dieses muß auch in der Folge geschehen, und selbst ausgewachsene Giraffen müssen täglich Milch zum Trinken erhalten, wenn es irgend thunlich ist.

Wenn nun ein solch' junges Thier etwas gerubt hat, wird es unverweilt nach Dongola weiter transportirt; allein auch hier ist es nothwendig, alle mögliche Aufsicht zu halten. Der Giraffe wird an den Kopf eine Art Zaum gelegt, woran vier Stricke gebunden werden: zwei Männer gehen voraus und zwei nach, und jeder nimmt das Ende eines Strickes in die Hand, um das Thier in ruhigem Gang zu erhalten, was die ersten Tage eine außerordentliche Anstrengung erfordert; auch ein Mutterkameel muß es begleiten, um dem jungen Thiere unterwegs die erforderliche Nahrung zu geben; in Dongola angelangt, rastet es wieder eine Zeit lang, und wird hier an Kuhmilch und etwas Gras gewöhnt. Man kann nicht glauben, was es für Schwierigkeiten hat, eine Giraffe lebend zu erhalten, und es darf daher auch nicht wundern, wenn der Preis hiefür so hoch ist. Selbst in Aegypten, z. B. Cairo oder Alexandria, kommt ein lebendes Exemplar immer auf 5 bis 600 Thaler zu stehen.

Salzburg.

Die schönste Stadt im deutschen Lande ist Salzburg durch seine prachtvollen Umgebungen, welche alljährlich eine große Masse von Fremden anlocken und das Salzkammergut, in dessen Mitte es liegt, zu einem der Hauptwallfahrtsorte der Reiselustigen machen. Salzburg, die Juvavia der Römer, war bis 1803 Hauptstadt eines geistlichen, dann weltlichen Fürstenthums, darauf östreichisch, später bairisch, und zuletzt wieder östreichisch (1816). Die Stadt selbst, die nur 13,000 Einwohner hat, trägt das Gepräge der Residenz eines geistlichen Fürsten; auch jetzt beherbergt es noch einen Erzbischof und viele geistlichen Institute. Die Häuser mit ihren flachen Dächern, die prächtigen Marmorbauten, die zahlreichen und geschmackvollen Brunnen geben der Stadt, die zwischen die Berge, wie zwischen die Arme eines Riesen eingezwängt ist, das Ansehen von Florenz.

Die Salzach theilt Salzburg in zwei Theile, welche durch eine 370 Fuß lange Brücke verbunden sind. Das grauweiße Gletscherwasser eilt in einem großen Kiesbett rasch der bairischen Ebene zu.

Auf dem linken Ufer erhebt sich die alte Feste Hohensalzburg, deren Zinnenthürme 400 Fuß über dem Capi-

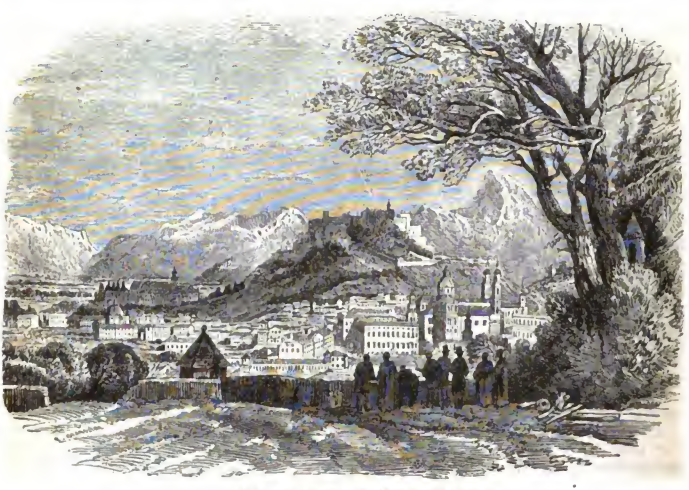
Digitized by Google

telsplatze liegen; die Befestigungswerke gehören verschiedenen Zeiten an. Steigen wir von der Feste herab, so kommen wir auf den schönsten, von Dichtern viel besungenen Kirchhof, den Leichenhof zu St. Peter, der sich an die Nagelfluhwand anlehnt, in welcher noch die Clause und Kapelle des von den Herulern getödteten Märtyrers Maximus zu erkennen ist. Die Denkmäler des Friedhofes sind nicht bedeutend, aber die Lage stimmt unwillkürlich zu tiefer Andacht und erhabener Poesie. In den Arkaden ruht der Kirchencomponist Michael Haydn, der Bruder des in diesen Blättern so eben geschilderten Künstlers. Rechts beim Ausgang liegt die Stiftskirche zu St. Peter, ein schönes Gebäude im Renaissancegeschmack, links der Keller, in welchem die Petriner einen köstlichen kühlen Wein aus ihren Gütern in Oberösterreich und Ungarn schenken. Auf den freien Residenzplatz herausgetreten erblicken wir an der einen Seite das erzbischöfliche Residenzschloß und gegenüber den Neubau mit seinem dreimal täglich wiederkehrenden Glockenspiel. Inmitten des Platzes steht der herrliche Hofbrunnen mit vier Flußpferden, je aus einem Marmorblock; über ihnen spritzt ein Triton das Wasser in dickem Strahl 8 Fuß hoch in die Höhe, von wo es dann in die verschiedenen Becken fällt.

Auf einem zweiten nahen Platze steht das im Jahre 1841 errichtete Denkmal Mozarts von Schwanthaler. Das Geburtshaus des Componisten, das durch eine Tafel kenntlich gemacht ist, liegt in der Nähe der Brücke.

Merkwürdig ist auf dieser, der reicheren, Seite der Stadt noch das Neuthor, ein 450 Fuß langer durch die Nagelfluh gehauener Stollen, mit dem Medaillon des Erbauers Erzb. Sigismund und der Umschrift: Te saxa loquuntur (von Dir sprechen die Steine), und eine amphitheatralisch in den Felsen gehauene Reitschule mit 3 Gallerien.

Ueber der Brücke führt uns der Weg an dem Hause des berühmten Alchymisten Theophrastus Paracelsus von Hohen-



Ansicht von Salzburg im Kapuzinerklostergarten.

heim vorüber, und auf einer mit den sieben Stationen geschmückten Treppe nach dem Kapuzinerkloster, von dessen Garten aus unser Maler die Ansicht auf Salzburg aufgenommen. Durch einen schattigen Jagdpark gelangt man endlich zu dem Franciscischlössel mit einer herrlichen Aussicht über das Beet der Salzach, jedoch nicht über Salzburg.

Unten im Thale, im Mirabellschloß, an das sich ein Rococogarten schließt, ist König Otto von Griechenland geboren.

Der schönste Ausflug in der Nähe der Stadt geht nach Schloß Aigen mit seinem herrlichen Parke, einer Besitzung, die dem Fürsten Schwarzenberg gehört. Der 4073 Fuß hohe Gaisberg wird gewöhnlich von hier aus bestiegen. Er bietet die prachtvolle Aussicht auf das baiersche Hochgebirge mit seinen schönen Seen und die große Kette der Alpen.

Auf derselben Seite des Flusses, aber in entgegengesetzter Richtung liegt auf einer Anhöhe die hübsche Wallfahrtskirche Maria Plain, deren Vorplatz eine der glänzendsten Aussichten auf Salzburg gewährt.

Südlich von der Stadt, auf dem rechten Ufer der Salzach, liegt das König Ludwig von Baiern gehörende Schloß Leopoldskron mit großen Weihern, dem Untersberge gegenüber, in welchem nach der Volkssage Kaiser Karl der Große bis zu dem Tage schläft, an welchem Deutschland zu alter Herrlichkeit erblüht.

Noch entfernter liegt Schloß Hellbrunn mit Gartenanlagen und Wasserkünsten im Zopfgeschmacke, durch sein

Digitized by Google

steinernes in Felsen gehauenes Theater ausgezeichnet, in welchem früher Opern und Pastorale gegeben wurden.

Ein herrlicher Weg von fünf Stunden führt endlich nach Berchtesgaden, das unsern Lesern durch die hübschen Schnitzarbeiten, die in der ganzen Welt verkauft werden, genugsam bekannt ist, und nach dem schönsten der Gebirgsseen, dem Königssee, der allein schon einen Besuch des reichen Salzkammergutes lohnte, wenn es auch sonst nicht so herrliche Schätze böte, wie wir sie auf jedem Schritte finden.

Ein Hai.

Ich erinnere mich nicht, sagt John Borrow in einer Reise nach Cochinchina, irgendwo in der Welt eine solche Masse von Gnlus oder Haien gesehen zu haben, als an dem Ufer von Aujerun (einem japanesischen Dorfe), wo sie sich ganz nahe heranwagen, um die Abfälle von Fleisch zu verschlingen, die der Fluß mit sich führt.

Eines Tages befand ich mich auf dieser Rhede und warf von der Gallerie des Schiffes Hindostan eine Harpune auf eines dieser gefräßigen Thiere; wenig fehlte, so wäre ich in das Meer gezogen worden. Sobald das

Japanisches Canot auf der Flucht vor einem Hai.

Thier das Eisen in seinem Kinnbacken fühlte, stürzte es vorwärts und riß, mit aller Gewalt an der Leine ziehend, die sich in den Fugen der Gallerie verwickelt hatte, auf einen Ruck einen großen Theil der Balnstrade mit sich. Durch das rasche Schnellen der Leine hatte sich ein Ende um meinen Arm geschlungen, aber im selben Augenblick, in welchem ich hinuntergestürzt wäre, tauchte der Hai wieder auf und ich konnte in der Eile meinen Arm loslösen und war gerettet. Ich gestehe, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Ein armer Japanese, der sich dem Hintertheil des Schiffes in einem Boote näherte, das mit Früchten und Gemüsen beladen war, kam in noch größere Gefahr als ich. Jeden Augenblick stand zu befürchten, daß sein schwaches Fahrzeug von den Schlägen des Schwanzes und den wilden Sprüngen des Hai umgestürzt werde. Die Anstrengungen, die er machte, um aus dem Bereich des wüthenden Thieres zu kommen, das oft über das Boot hinüberschnellte und durch die Luft peitschte, während es gierig den Rachen aufriß, und der Schrecken, der sich auf seinen Zügen malte, boten dem Zuschauer ein furchtbares, aber höchst dramatisches Schauspiel, von dem unser Zeichner in der Eile eine Skizze machte. Der arme Japanese, der mit der größten Gewandtheit jeder Wendung des Hais auswich und ihn mit Schlägen auf den Kopf zu betäuben gesucht, entkam endlich glücklich der Gefahr, den Hai aber, der abermals harpunirt wurde, zog man an Bord. In seinem Magen fand man einen Büffelskopf, ein Kalb, eine große Masse Knochen und Theile von Schildkrötenschalen. Seine Länge betrug über 10 Fuß.

Digitized by Google

Der Hausirer und sein Hund.

Ein amerikanisches Abenteuer.

(Schluß.)

Ich hielt es nun für zeitgemäß, aufzuwachen, was ich nach einem vorbereitenden Gähnen bewerkstelligte. Augenblicklich lagerte sich wieder die frühere Apathie auf die Gesichter meiner Wirthe. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich mich zurückziehen wünsche.

Die Hütte enthielt nur zwei Stuben, und Beide verließen das Zimmer, um in dem anstoßenden mein Nachtlager zu arrangiren. Endlich kamen sie wieder und sagten, mein Bett sei bereit. Als ich aufstand, beobachteten sie alle meine Bewegungen mit auffallendem Interesse; absichtlich machte ich mich erst auf den Weg ohne meinen Pack. Die Gesichter des würdigen Paares wurden sonnig; ich ging zurück, um ihn zu holen, und das Dunkel kehrte wieder. Aber dies war nicht Alles: ich ging zuerst hinein, und das Weib versuchte Lion zurückzuhalten; aber Lion, die Thür aufstoßend, bolte mich mit einem mächtigen Satz ein, indem er das Weib bei dieser Operation fast über den Haufen warf.

„Ich dachte, das Thier würde lieber beim Feuer bleiben", sagte sie entschuldigend.

„Werfen Sie den Köter hinaus! es ist nicht gut, daß ein Gentleman mit einem Hunde das Zimmer theilt!" fügte mein Wirth hinzu, in einem Tone, welcher die zärtlichste Sorgfalt für mein Wohlergehen verrieth.

„Ich nehme ihn lieber mit mir", antwortete ich.

„Er wird doch nicht etwa das Ochsenviertel verzehren?"

„O nein", sagte ich, „er berührt nichts, was ihm nicht gegeben wird."

Sie hatten mich mit einem dünnen Talglicht versehen und das Erste, was ich vornahm, war, daß ich das Zimmer genau musterte. Es war recht gut ausgerüstet: große Haufen von Vegetabilien lagen in den Ecken, während Wildpret, Ochsenfleisch und Thierhäute an den Wänden hingen. Die Bauart war armselig genug: die Wände bestanden aus aneinander gefügten, fast noch rohen Balken; mit der dürftigen Ueberkleidung wäre selbst ein Gremit kaum zufrieden gewesen. Aber was mir besonders auffiel, war, daß das Bett an der Wand, welche die beiden Zimmer trennte, stand, und daß in derselben, gerade dem Kopfkissen gegenüber, sich eine große Kluft befand, welche offenbar absichtlich offen gelassen war.

Ich fing an, mich ungemüthlich zu fühlen; ich hatte eine große Summe Geldes bei mir, genug, die Habgier meiner freundlichen Wirthe zu reizen, wie ihr Benehmen dies bereits gezeigt hatte. Wie leicht war es für sie, mir eine Kugel durch's Hirn zu jagen, während ich schlief! Diese Idee bemächtigte sich meiner vollständig und ich bemühte mich vergebens, sie zu bannen. Ich hätte die Thür befestigt, durch welche, wie ich annehmen durfte, die Gefahr kommen mußte, aber es befand sich Nichts im Zimmer, womit ich dies hätte bewerkstelligen können; übrigens war ja Lion da, um mich bei Zeiten, falls sich in jener Richtung etwas nahen sollte, zu benachrichtigen.

Ich legte meinen Rock ab und machte ein Geräusch, als ob ich mich entkleidete; dann legte ich meine Pistolen unter das Kopfkissen, aber es bemächtigte sich meiner eine so entsetzliche Angst, daß es mir unmöglich war, einzuschlafen. Auch Lion schien unruhig, kam jeden Augenblick heran, ging dann zu seinem Posten an der Thür zurück und lagerte sich dort in einer Art fieberhafter Aengstlichkeit.

Zuletzt stellte ich mich schlafend und schnarchte äußerst unmuthig; aber dabei verlebte ich nicht, meine Augen an die Spalte zu legen und zu sehen, was meine Wirthe vorhatten. Sie lagen beide auf dem Bett, welches im Zimmer stand, und verhielten sich vollkommen ruhig, bis ich anfing zu schnarchen; dann aber hörte ich sie flüstern.

Wie ward mir, als ich sie leise aufstehen sah und der Mann eine Flinte hinter dem Bett hervorzog! Ich sah, wie er unter Beistand der Hexe die Ladung herauszog und eine andere, aus einer Hand voll Rehposten bestehend, wieder hineinstieß. Ich drehte mich geräuschvoll um, als wäre ich aufgewacht. Mein Operationsplan war sogleich fertig. Ich trug, da ich durch eine Krankheit meine Haare verloren hatte, eine Perrücke. Jetzt sollte diese mir zum ersten Male von wirklichem Nutzen sein. Ich erhob mich leise und fühlte so lange umher, bis ich einen Kürbis fand, den ich bei meiner früheren Inspection des Zimmers gesehen hatte; über diesen zog ich meine Perrücke, welche sich ihm so trefflich anpaßte, als wäre er eigens zu diesem Zweck gewachsen. Nachdem ich den Kürbis solchergestalt ausstaffirt hatte, schlich ich zum Bett zurück und legte ihn auf das Kopfkissen, gerade dahin, wo früher mein ehrwürdiges Haupt gelegen, der Spalte gegenüber, durch welche ich wieder einen Blick warf. Hilf Himmel! die Scheusale luden auch ein Paar Pistolen mit den verwünschten Rehposten!

Ich muß gestehen, daß meine Position mir durchaus nicht gefiel; ich sah mich nach meinem alten Lion um. Seine großen Augen funkelten mir durch die Dunkelheit entgegen, das wackere Thier war auf seinem Posten. Der Schweiß rann mir in großen Tropfen von der Stirn herunter. Nicht, daß ich geradezu Furcht empfand — denn ich kann mit voller Wahrheit behaupten, daß ich nie ein Feigling war — aber die Vorstellung, einem menschlichen Wesen das Leben zu nehmen, oder selbst meinesgleichen als Zielscheibe zu dienen, gefiel mir keineswegs; ich wußte, daß ich mich vertheidigen konnte, aber selbst dieses Bewußtsein erfüllte mich mit einem Gefühl unsäglichen Unbehagens.

Meine Pistolen in die Hand nehmend, beugte ich mich über das Bett, und fing wieder an zu schnarchen, während ich zugleich fortwährend die Bewegungen meines Wirthes und seiner liebenswürdigen Ehehälfte beobachtete. Jeder melodische Laut aus meiner Nase schien ihnen zur unendlichen Befriedigung zu gereichen, sie sahen einander an, nickten und lächelten zum Entzücken. Er nahm endlich das Gewehr und näherte sich auf Strümpfen der Spalte, während die Hexe ihm mit den Pistolen und einem Messer folgte. Er spähte in das Zimmer, und seine wilden Blicke fielen auf die Perrücke.

Ich wußte, daß eine nähere Inspektion verderblich werden müsse und zog meinen Kopf zurück, dann und wann schnarchend. Sogleich hörte ich den Hahn des Gewehrs spannen und trat schnell, vor Entrüstung und Aufregung zitternd, den Rückzug an. Es war ein Augenblick ängstlicher Spannung. Wie, wenn er den Betrug entdeckte! Tausendfache Gedanken durchkreuzten in einem Augenblicke mein Gehirn, der kalte Schweiß rann mir stromweis vom Gesicht. Dem Himmel sei Dank! die Ungewißheit dauerte nicht lange.

Eine furchtbare Explosion folgte der zwölfvollen Pause. Ein wahrer Strom von Rehposten ergoß sich in

Digitized by Google

mein Bett, durchbohrte die Perrücke und schmetterte den Kürbis nach allen Richtungen auseinander.

„Der wird keine Geschichten mehr erzählen!“ hörte ich den Mörder sagen, während er den Kolben des Gewehrs schwer auf den Fußboden stieß. „Und nun an den Hund!“

Während dieser Vorfälle hielt sich Lion mir zur Seite, die Vorderpfoten auf's Bett gelegt, indeß ich, damit er nicht belle, meine Hand auf seinen Mund legte. Er wußte, was ich wollte, denn ich hatte ihm schon oft auf diese Weise Stille geboten. Im Augenblick der Entladung gab er ein dumpfes Geheul von sich. Ich zeigte auf die Thür, er verstand mich augenblicklich. Seine Blicke sprühten Feuer, während er den Moment erwartete, um seine Rache an den Mördern zu nehmen!

„Ich will die Thür ein wenig öffnen, und wenn die Creatur den Kopf herausstreckt, schieß ich sie nieder!“ sagte die Wölfin.

Die Thür ward geöffnet, aber die Creatur steckte den Kopf nicht heraus, Lion war dazu viel zu klug und wartete ruhig seinen Augenblick ab. Durch die Stille kühner gemacht, öffnete sie die Thür allmählig. Nun war es Zeit, Lion sprang über den Kopf des Weibes, packte den Schurken bei der Kehle und warf ihn zu Boden, wo sich ein wüthender Kampf entspann.

Im nächsten Augenblick wand sich das Weib unter dem Griff meiner Fäuste. Die Ueberraschung war so plötzlich gekommen, daß sie nur geringen Widerstand leistete, und ich band ihr schnell Hände und Füße mit einem Strick, den sie für einen ganz anderen Zweck mitgebracht hatte — vielleicht um meinen Leichnam in den Wald zu schleifen.

Nun mußte ich mich zu dem Mörder und meinem Freund Lion wenden. Ersterer sträubte sich noch, aber der Hund grub dermaßen seine scharfen Zähne in die Kehle des Schurken, daß diesem, einem Mann von kräftigem Körperbau, jeder Widerstand nutzlos war. Er wälzte sich bereits in seinem Blute und ich sprang schnell herbei, um ihm das bischen Leben, welches Lion ihm gelassen, zu erhalten. Dieser ließ sehr ungern den Feind los, und that dieß endlich nur, um das andere Opfer zu strafen; denn ehe ich es verhindern konnte, grub er seine Zähne in den Arm des Weibes, welches wie eine Wahnsinnige schrie.

Der Kerl schaute geisterhaft genug drein, als ich ihn erlöste; sein Hals war fürchterlich zerfetzt, aber er fand kein Mitleiden bei mir. Ich fesselte ihn wie seine Gefährtin, welche Flüche gegen den Hund ausstieß, während ihr Mann ein finsteres Schweigen beobachtete. Dann band ich ihm ihre Schürze um den Hals — die einzige chirurgische Hilfe, welche er von mir empfing. Lion schien durch diese Arrangements sehr befriedigt, lagerte sich in einer Ecke und bewachte seine Gefangenen mit philosophischer Ruhe.

Wir blieben bis zum Anbruch des Morgens bei ihnen und ich kann nicht sagen, daß ich mich unseres Triumphes so sehr erfreute, wie Lion. Sie waren, wie es sich später vor dem Gerichtshofe auswies, altbekannte Verbrecher. Das Glück wollte, daß am nächsten Morgen Jemand vorbei kam, durch den ich die Kunde von dem Vorgefallenen nach der nächsten Ansiedelung beförderte.

Vor zehn Uhr Morgens waren die Verbrecher in den Händen des Gesetzes; sie wurden nach dem nächsten Gefängnisse gebracht, wo sie ihre Untersuchung, welche nach zwei Monaten stattfand, abwarteten, und zu zehnjähriger Einkerkerung verurtheilt, was, alle Umstände erwogen, keineswegs zu viel war.

Wenn sie mit meinem Lion zusammentreffen sollten, werden sie ohne Zweifel versuchen, ihn zu tödten. Er ist noch jetzt ein so starker und gesunder Hund, wie jemals einer lebte; kein Geld könnte mich bewegen, mich von ihm zu trennen.

Während ich dies schreibe, steht er mit ruhig in's Gesicht. Ich deutete ihm neulich die Zweckmäßigkeit an, zugleich mit dieser Skizze sein Portrait zu verbreiten; aber er schüttelte ernst den Kopf, als wolle er sagen: „Ich frage Nichts darnach, Sir! Jeder nichtsnutzige Hasenfuß läßt sich heutzutage abconterfeien!“ Dankbar für geleistete Dienste lasse ich ihm in dieser, wie in mancher anderen Sache, seinen Willen. Möge Niemand den Hund verachten! Er ist das einzige Thier, welches, sein eigenes Geschlecht verlassend, die Freundschaft des Menschen cultivirt.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Bemerke, höre, schweige. Urtheile wenig, frage viel.

— Sei gern allein bei übler Laune. Bei Andern sei soviel als möglich aufgeräumt. Es ist unglaublich, wie sehr Heiterkeit für sich einnimmt.

— Versprich wenig, besonders nicht in Kleinigkeiten, halte aber trotz aller Hindernisse das Versprechen. Stütze dich nicht auf Versprechungen derer, die du nicht näher kennst.

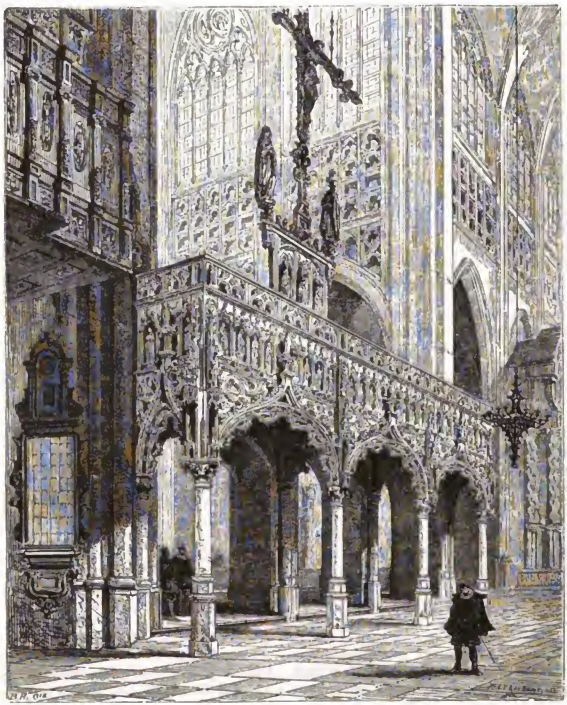
— Wende alle Mühe an, daß du dich, wie der weise Seneka sagt, durch irgend eine Gabe bemerkenswerth machest.

Die Kirche zu St. Peter in Küttich.

Die ursprüngliche Kirche des h. Peter in Lüttich wurde von Lambert, einem der ersten Grafen der Stadt, dessen Name ziemlich bekannt ist, gegründet; im Jahre 1130 ward dieses Holzgebäude jedoch ein Raub der Flammen, die den größten Theil der Stadt in Asche legten. Die gegenwärtige Kirche, welche auf demselben Platze erbaut ist, datirt aus dem vierzehnten Jahrhundert. Das Aeußere des Bauwerks leidet durch die Stütze, die es kleinern Privathäusern bietet, welche sich nach und nach seit dem achtzehnten Jahrhundert an seine Mauern gelehnt. Vor dieser Zeit war die Kirche unbedingt ein sehr schönes Baudenkmal des Mittelalters. Es umfaßt einen großen Raum, welcher früher von drei Thürmen beherrscht wurde, deren mittlerer 536 Fuß Höhe hatte. Im Jahre 1604 stürzte bei einem furchtbaren Sturme dieser Riesenthurm ein, der in seinem Fall auch die beiden andern mit sich riß. Die Ruine war so schwach, daß man im Jahre 1776 endlich darauf verzichten mußte, die Glocken des Thurmes zu läuten; da überdies jeder Sturm neue Blöcke losbröckelte, so sah man sich genöthigt, ihn im Jahre 1826 ganz abzutragen. Die Kirche hat die Form eines lateinischen Kreuzes; drei Eingänge führen in das Innere. Der nördliche hat nichts Merkwürdiges, auch der südliche, der zu einer Säulenhalle angelegt war, ist nicht bedeutend; der schönste ist der der „langen Treppen“, in welchem die ganze Pracht des gothischen Styls entwickelt ist. Das Hauptschiff, das von vierundzwanzig Pfeilern gebildet wird, ist wirklich grandios;

Digitized by Google

nur das zu starke Licht, das eine Menge Scheiben hereinwerfen, welche im Uebrigen sehr zierlich umrahmt sind, schadet dem Eindruck vielleicht. Die beiden Seitenschiffe, die ganz wie das Hauptschiff construirt sind, enthalten eine Menge Capellen, die von bizarren Fenstern erhellt werden. Die Kapelle der h. Margarethe hinter dem Chor besitzt einen hübschen Schrein, in welchem die Reliquien der Heiligen eingeschlossen sind. In einer andern Capelle zieht ein schöner schwarzer Christus, der ein rothes Gewand trägt, die Aufmerksamkeit auf sich. Das Interessanteste des ganzen Baus jedoch ist die Chorbühne und das Tabernakel. Das Letztere ist ein Meisterwerk der gothischen Baukunst. Man denke sich einen 35 Fuß hohen Thurm, in welchem der Künstler all seine Phantasie entfaltete: Thürmchen, Säulen, Gänge, Nischen, Strebepfeiler und Bögen, Statuen und Baldachine. Die ganze Leidensgeschichte Christi ist



Innere Ansicht der Kirche zu St. Peter in Lüttich.

auf dem kleinen Raume dargestellt, und wenn man das Kunstwerk von Weitem betrachtet, so erkennt man den Thurm von Antwerpen darin. Dieses Juwel datirt vom Jahre 1433 und ist ein Zeugniß, bis zu welchem Grade der Vollendung die Kunst unter der aufgeklärten Regierung des burgundischen Hauses gediehen war. Die Chorbühne ist aus drei Säulenreihen gebildet. Die Bögen sind von unglaublicher Leichtigkeit und durch den reichen Blätter- und Arabeskenschmuck von der schönsten Wirkung. Ueber der Chorbühne, die in ihrer ganzen Ausdehnung mit herrlich gearbeiteten Statuen geziert ist, erhebt sich beinahe bis zum Gewölbe ein gothisches Kreuz. Vor der Chorbühne hängt ein schön gearbeiteter Lustre, der dem berühmten Erzkünstler Quintin Metsys zugeschrieben wird. Endlich bemerkt man in dieser reichgeschmückten Kirche einen schwarzen Marmoraltar mit Sculpturen von du Quesnoy.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zu beziehen durch Lacroix & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Heinrich III. von England und Simon von Montfort.

Die Regierung Heinrich III. von England leiſtete durch ihren Geiz und ihre Schwäche den bürgerlichen Zwiſtigkeiten den größtmöglichen Vorſchub. Die Biſchöfe, im Beſitz von Baronien, waren zu gleicher Zeit vom Monarchen und vom Papſte abhängig; der Adel, welcher auf der Inſel, wie auf dem Continente immer neue Güter erwarb, ſchwankte zwiſchen zwei Souveränen, dem von Frankreich und dem von England. Zeitliches und Ewiges, Geiſtiges und Materielles, Pflichten und Rechte, alles war vermiſcht und jeder ſuchte aus dieſer Verwirrung ſeinen Nutzen zu ziehen. Der König einigte Kirche und Adel nur, um unter immer neuen Vorwänden Subſidien von ihnen zu fordern. Nicht zufrieden mit den Auflagen, die er täglich detretirte, verfolgte man die Fremden und Kaufleute bis auf die Schiffe, um die Abgaben einzutreiben.

„Die Schiffer", lauten die Klagen jener Zeiten, „vermeiden die Häfen von England, wie Piratenneſter und

diese Piraten sind niemand anders, als die Vollstrecker Eures königlichen Willens. Sie berauben die Kaufleute mit solcher Gier ihrer Waaren, daß der Handel, der ehmals in so großer Blüthe stand, zwischen England und dem Continent beinahe völlig aufgehört hat. Selbst die Fischer wagen kaum, den Fang ihrer Netze auf den Markt zu bringen und sind gezwungen, auf allen möglichen Schleichwegen den raubgierigen Händen Eurer Lieferanten zu entgehen. Eure frommen Handlungen, die Eure Unterthanen erbauen sollten, werden für sie ein Aergerniß, wenn sie erfahren, daß die Kerzen und Seidenstoffe, mit denen Ihr die Altäre und die Priester bei den Prozessionen schmückt, denen genommen wurden, die sie rechtlich besaßen."

Auf diese Vorwürfe antworteten der König mit neuen Erpressungen. Gewalt und Ungerechtigkeit herrschten überall.

Unter den Lieblingen des Königs befand sich der Sohn jenes Simon von Montfort, der eine so traurige Berühmtheit bei dem Kreuzzug gegen die Albigenser sich erwarb. Simon der jüngere, der englische Catilina, war von Heinrich III. zum Grafen von Leicester ernannt worden und hatte die Prinzessin Eleonore, Schwester des Königs und Wittwe des Grafen Pembrocke, geheirathet.

Obgleich als Fremder und Günstling Heinrichs anfangs sehr verhaßt, wußte er sich das Vertrauen der Kirche und des Adels zu erschmeicheln, deren Machinationen gegen den König er leitete.

Der König hatte ihn zum Seneschall der Gascogne ernannt, wo er sein Ansehen mit unversöhnlicher Strenge behauptete, was zu vielen Klagen Anlaß gab. Heinrich III. wollte es zum Bruche bringen und hieß ihn vor versammeltem Hofe einen Verräther.

„Verräther!" wiederholte Leicester; „ja, König von England, wahrhaftig, heute trägst Du nicht umsonst den Namen eines Königs, sonst würde Dich dieses Wort Dein Leben kosten."

Er zog sich muthschäumend zurück und dachte von nun an einzig daran, die Angriffe auf die große Charte (die Haupturkunde britischer Freiheiten) zu rächen.

Als der König im Jahre 1258 eine große Versammlung in Westminster zusammenberufen ließ, um die zum Krieg gegen Sicilien nöthigen Gelder aufzubringen, vereinigte Leicester am Abend vorher die ersten Häupter des Adels und der Geistlichkeit bei sich, um sie zum Widerstande zu reizen. Andern Tages erschienen Alle bewaffnet in der Sitzung. Sobald der König eintrat, zogen sie ihre Schwerter, forderten einen neuen Schwur, daß die große Charte aufrecht erhalten werden solle und zwölf Edle seinem Rathe beigegeben würden, welche die unumgänglich nöthigen Reformen in's Werk setzten. Unter dieser Bedingung sollte der König die verlangten Subsidien erhalten.

Heinrich III. unterwarf sich: ein neues Parlament wurde auf den 11. Juni 1258 nach Oxford zusammenberufen. Der König beschwor die Magna Charta und machte wichtige Zugeständnisse, die unter dem Namen: Oxforder Statuten bekannt sind.

Dieses Oxforder Parlament wurde von den Royalisten the mad parliament (das tolle Parlament) genannt, denn der König war vollkommen der Gefangene der Bischöfe und des Adels. Diese bildeten ein Comité, das sogleich zwanzig Gouverneure königlicher Schlösser, beinahe alle Sheriffs, den Großschatzmeister, den Lordoberrichter und den Großkanzler absetzte. Wichtige Reformen wurden verkündet.

Man ordnete an, daß das Parlament sich dreimal im Jahre, im Februar, Juni und October versammle; daß die freien Grundbesitzer jedes Jahr einen neuen Sheriff wählen; daß die Sheriffs, der Oberrichter, der Schatzmeister und der Kanzler jährlich von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen; daß man die Barone, welche den Gerichtssitzungen der Sheriffs nicht beiwohnen wollen, nicht mit Geldstrafen sollte belegen können; daß keine Fremden mehr zu Gouverneuren von Schlössern sollten ernannt werden können; daß Niemand in Zukunft neue Wälder anlegen oder die Einkünfte der Grafschaften vermiethen solle.

Heinrich III. wollte aus den Verkürzungen des neuen Parlaments und der Eifersucht zwischen Leicester und Gloucester Vortheil ziehen, um seiner Macht den alten Glanz zu geben. Daraus entstand ein Bürgerkrieg, in welchem Leicester, unterstützt von dem Prinzen von Wales, Heinrich III. zu einem schmachvollen Vertrag zwang (18. Juni 1263). Die Feindseligkeiten begannen kurz darauf wieder und endigten mit der Gefangennehmung des Königs in der Schlacht von Lewes in Sussex.

Leicester, nunmehr unumschränkter Herr, bereicherte sich durch alle möglichen Erpressungen; ja er wagte sogar die Excommunication des Papstes, der alle gegen den König revoltirenden Barone mit dem Anathema belegt hatte. Als der Adel gegen ihn aufstand, suchte er eine Stütze in den untern Volksklassen und gab dem Parlament eine volksthümlichere Zusammensetzung. Man verdankt ihm dadurch den Ursprung der Constitution, welche jetzt in England herrscht.

Prinz Edward, den Leicester als Geißel für seinen Vater behielt, gelang es, zu entkommen, und eine Armee auf die Beine zu bringen, die den Vortheil einer größeren Zahl und einer günstigeren Stellung hatte. Leicester sah, daß er verloren war und sagte beim Anblick der feindlichen Truppen:

„Beim heiligen Jacob, sie haben unsre Lehre sich zu Herzen genommen. Gott sei unsrer Seele gnädig, unser Leib ist in ihrer Hand."

Er wurde auch wirklich besiegt und fiel in der Schlacht. Man schickte den Kopf der Frau Roger Mortimers, seines unversöhnlichsten Feindes.

Der Ehrgeiz und die Habgier Leicesters waren für England, so lange er lebte, im höchsten Grade verderblich: man muß jedoch anerkennen, daß seine Reformversuche den vereinigten Königreichen später sehr zu Statten kamen, indem sie das Saatkorn aller Nationalfreiheiten ausstreuten.

Jagdbilder.

II.

Die Elenwjagd im Ural.

Die Waldungen des Ural sind überaus reich an allem nordischen Wild, besonders aber an Elennthieren, Eichhörnern und Hühnern. Die Elennthiere halten sich hier den Herbst und Winter über in den bergigen und einsamen Revieren, versammeln sich aber im Frühjahr zu großen Herden, die dann an den Flüssen und in Sümpfen umherziehen, welche nicht selten dem Menschen ganz unzugänglich sind. Man jagt sie das ganze Jahr hindurch mit Hülfe von auserlesenen Individuen eines besondern Schlages von

Digitized by Google

Hofhunden, die ein langes Flockhaar, eine buschige Ruthe, ein spitzes Maul und dünne kurzbehaarte Beine haben. Man verlangt von einem guten Hunde dieser Art, daß er, wie man es hier nennt, des Wildes Meister sei und versteht darunter, daß er dessen Fährten gut aufnehme, es in vollem Laufe überhole und es stelle, indem er ihm von vorne entgegenbellt. Dergleichen werden aber mit 50 — 150 Rubel bezahlt, weil sie die genannten Eigenschaften höchstens bis zur zweiten Generation fortpflanzen. Ihre spätern Abkömmlinge jagen entweder gar nicht mehr laut nach dem Elenn, oder doch nur von hinten. Eben deßhalb werden hier auch wenige vor diesen Hunden elgens zur Jagd gezogen, sondern vielmehr aus den zum Ziehen dressirten ausgewählt. Man füttert sie immer ungemein spärlich, ein oder zwei Tage vor der Jagd aber noch weniger.

Die ergiebigste Elennjagd macht man zu Anfang des Frühjahrs, diese aber erfordert eine feste und dünne Schneedecke. Auf dieser ermüdet das Elenn sehr schnell und steht von Zeit zu Zeit still, freilich nur auf einige Augenblicke, um, wie man es nennt, den Athem einzusetzen; aber auch diese sind dem erfahrenen Jäger äußerst wichtig. Uebrigens kommt es unter den günstigsten Umständen nicht selten vor, daß die geschicktesten Jäger zwei Tage lang ununterbrochen ein Elenn verfolgen und dabei 10 bis 17 Meilen auf Schneeschuhen zurücklegen.

Im Herbst verfährt man bei dieser Jagd durchaus anders, denn in dieser Jahreszeit würde ein ganzes Heer von Hunden nicht im Stande sein, das Elenn zu ermüden, sondern nur, es bis zur Ankunft des Jägers zu stellen. Dieses Letztere wird von ihnen mit wahrhaft bewundernswerther Geschicklichkeit ausgeführt. Sie beschreiben auf's sorgfältigste sehr weite Kreise um das Elenn und leben nur mäßig, bis der Jäger fast heran ist und fangen erst dann an, es enger einzukreisen und durch immer lauteres Anschlagen zu erschrecken. Bisweilen wird auf diese Weise von geschickten Hunden ein ganzes Rudel Elenn so vollkommen gestellt, daß der Jäger nur nöthig hat, sich einigermaßen vorsichtig zu nähern. Auf den Wind hat er dabei gar nicht zu achten.

Eine dritte und sehr bequeme Jagd wird bei starker Sonnenhitze ausgeführt, während deren das Elenn in Sümpfen und in Flüssen eine Zuflucht vor den Insecten sucht. Der Jäger schleicht dann, versteht sich ohne Hund, an dergleichen ihm bekannte Lagerplätze und wartet auf einen günstigen Augenblick; doch muß man bei dieser Gelegenheit meist sehr weit schießen, weil das Elenn dann für die menschliche Witterung äußerst empfindlich ist.

Diese Jagd ist sehr einträglich, denn ein alter Elennhirsch wiegt nicht selten 15 bis 18 Pud (525 — 630 preuß. Pfund) ein zweijähriger 11 — 14 Pud (385 — 496 preuß. Pfd.), und sie geben 25 bis 60 russische Pfunde (22 bis 53 preuß. Pfd.) Talg. Dieser Talg ist vortrefflich und im Handel sehr gesucht, ihr Fleisch ist aber nicht blos bei dem heimischen Volke sehr beliebt, sondern auch nach passender Zubereitung wirklich sehr schmackhaft. Die Lippen, die Zunge, die Nieren und die Ohren werden besonders geschätzt; die Elennshaut wird je nach der Größe für 15 bis 16 Pap Rubel (à 56 kr.) verkauft, ein ganzes Thier aber, wenn es ausgewachsen ist, für 50 bis 60 und sonst für 28 bis 40 P. R. Diese beträchtlichen Vortheile verschaffen denn auch hier der Elennjagd eine Menge von Liebhabern, doch gelingt sie nur wenigen, indem es dazu nicht blos guter Hunde und eines ordentlichen Gewehres bedarf, sondern auch für den Jäger bedeutende Körperkraft, viele Erfahrung und nicht selten kaltes Blut erfordert werden. Diese Jagd ist nämlich nicht ganz ohne Gefahr, indem man Beispiele hat, daß ein zu hitzig verfolgtes Elenn sowohl den Hunden als dem Jäger ernstlich zu Leibe ging. Im Herbst kann dieser wohl zur Seite springen und sich auf einen Baum flüchten; im Frühjahr hindern ihn aber die Schneeschuhe und er kann dann einem etwaigen Anfall des Elenn nur dadurch entgehen, daß er seine Hunde zum Anpacken aufmuntert. Das Elenn entschließt sich zu dergleichen Anfällen sowohl, wenn die Hunde es zu sehr ängstigen, als auch immer, wenn es wiederholt angeschossen worden ist und zu schweißen anfängt. Die guten Hunde gerathen aber auch ihrerseits, sobald sie dieses merken, in eine solche Wuth, daß sie, wenn das Elenn schon längst gefallen, noch in seinen Keulen verbissen bleiben und nicht eher los lassen, als bis der Jäger es ausgeweidet anfängt und ihnen das Geschreide (Eingeweide) vorwirft.

Mit den kleineren Büchsen, welche hier fast ausschließlich üblich sind, wird ein Elenn nie ohne drei bis fünf, und oft nur erst durch eine noch größere Anzahl von Schüssen erlegt. Nur wenige glückliche unter den Jägern besitzen sogenannte Tucki, d. h. größere Gewehre, die vor einem halben Jahrhundert oder noch früher von ihren Vorfahren bei ihrer Uebersiedlung aus den europäischen Gouvernements nach dem Ural gebracht wurden.

Trotz dieser ungünstigsten Umstände und der geringen Zeit, welche die zu. Hüttenarbeiten verpflichtete Bevölkerung auf die Jagd verwenden kann, werden doch in guten Jahren im blagodatischen Distrikte 250 bis 300 Stück Elenn zum Werthe von 12000 bis 18000 P. Rubel erlegt.

Blätter aus Natur und Leben.

Eines Abends hatte sich König Waldemar von Dänemark auf der Jagd verirrt und von seinem Gefolge entfernt. Als er in das nächste Dorf kam, ging er von Haus zu Haus und begehrte ein Nachtlager. Ueberall schloß man jedoch das Thor vor ihm und hetzte die Hofhunde, denn man kannte den König nicht. Als sein Gefolge ihn am nächsten Morgen fand, legte er den unbarmherzigen Bauern die Strafe auf, daß jedem Mann im ganzen Dorf das rechte Bein abgehauen werde; später milderte er die Strafe dahin, daß jedem Hunde das rechte Vorderbein als Zeichen der Schande abgehauen werde und daher trägt das Dorf im Amte Ringsteds noch heute den Namen „Beenlöse", „das Beinlose".

— Man erzählt von einem Schweizer, dem das Wildbad in Württemberg verordnet worden, daß er sich 24 Stunden lang in ein Bad gesetzt habe, um seine Cur mit einem Male abzuthun. Die Geschichte mag wahr sein oder nicht, so viel ist gewiß, daß es noch im siebzehnten Jahrhundert ziemlich allgemeine Sitte war, ein Bad von 24 Stunden zu nehmen. Es geschah gewöhnlich am Feiertag Johannis des Täufers, weßhalb diese Bäder Johannisbäder genannt wurden. Die Protestanten gaben die Sitte zuerst auf, bei den Katholiken wurden sie durch Synodalbeschlüsse verboten.

Digitized by Google

Der Scheerenschleifer.

Von Watteau.

Anton Watteau, geb. 1684 zu Valenciennes, verdankt seiner eleganten Manier in der Zeichnung und der Heiterkeit seiner Stoffe die Aufnahme in die Academie mit dem Titel: „des Malers der galanten Feste des Königs". Das Talent dieses liebenswürdigen Künstlers, das sich durch ein tiefes Studium von Ruben's Werken entwickelte, neigte sich bald dem heitern Treiben des gemeinen Lebens zu: eine Richtung, in der er durch den Einfluß eines seiner Lehrer, Claude Gillots, des Malers der Opera, welcher sich in grotesken Compositionen auszeichnete, noch bestärkt wurde. Was in seinen Bildern etwa noch an das Ernste streift, gebührt dem Einflusse seines letzten Meisters Claude Audran.

Der Scheerenschleifer, von Watteau.

Watteau hat mit Röthel und Kreide viele Zeichnungen gemacht, um die sich die Liebhaber noch heute streiten, wenn solche zufällig auf einer Auction vorkommen.

Diese Zeichnungen stellen meist Figuren in behaglicher und nachlässiger Haltung dar: es sind Studien für Gemälde. Bisweilen gibt er Typen aus dem gewöhnlichen Leben, Scenen oder Sitten aus dem Handwerkertreiben, und namentlich in diesem letztern Genre hat er sich durch eine große Beobachtungsgabe und ungemeine Leichtigkeit des Griffels ausgezeichnet.

Watteau starb 1721 zu Nogent bei Paris.

Beinahe alle seine Zeichnungen vermachte er seinen vier besten Freunden Heuin, Haranger, de Julienne und Gersaint.

Das Louvre in Paris und die Gallerien von Dresden, München und Berlin besitzen die meisten Bilder von ihm; 563 seiner Arbeiten wurden in Kupfer gestochen.

Der Scheerenschleifer, von dem wir ein Fac-simile geben, ist von Cherean für die Sammlung der Werke Watteaus, herausgegeben von Audran, in bedeutend größerer Proportion gestochen worden.

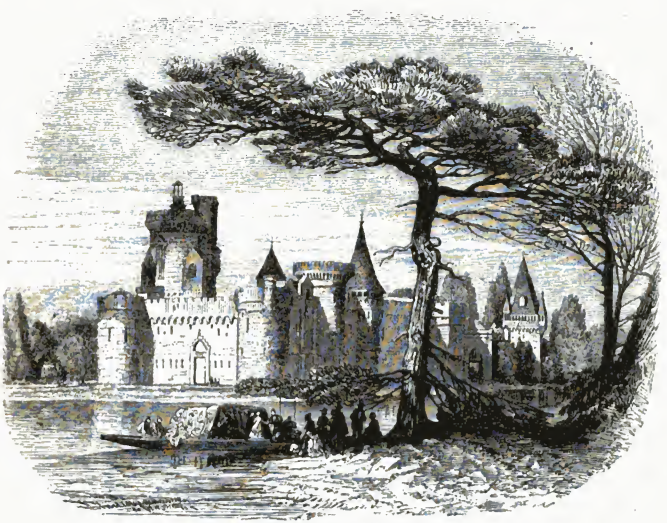
Von allen französischen Malern eigenthümlicher Richtung hat Watteau die meisten Nachahmer und besten Copisten gefunden. Pater und Lancret zeichneten sich unter diesen aus.

Digitized by Google

Das gothiſche Schloß Franzensburg
bei Wien.

Das Schloß Franzensburg bildet einen Theil der herrlichen Sommerreſidenz der Kaiſer von Oeſterreich, welche unter dem Namen Laxenburg bekannt und vier Stunden von der Hauptſtadt entfernt iſt. Dieſe Reſidenz ſteht durch prachtvolle Alleen mit dem Schloß Schönbrunn in Verbindung: ihre Erbauung fällt in das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, unter Herzog Albrecht IV., welcher dort ſeine Tage beſchloß. „Das neue Schloß oder „das blaue Haus" datirt vom Jahre 1600. In der Folge wurde es der Lieblingsaufenthalt von Maria Thereſia, Joſeph II. und Franz I. Es enthält ein Reithaus und ein Theater. In der Bibliothek bewahrt man ſechs herrliche Bilder von Canaletto. Der Billardſaal iſt mit Beyers Statue des Meleager geſchmückt. Der Hauptaltar der Schloßpfarrkirche hat ein werthvolles Bild von Van Dyk, der Park rings um das Schloß nicht weniger als ſiebenhundert Wege. Er bietet alle Annehmlichkeiten, die Fürſt Pückler-Muskau, dieſer feine Kenner, für einen Sommeraufenthalt wünſchen könnte. Auf jedem Schritt hat man neue An- und Ausblicke, die das Auge entzücken; Waſſer, Waldpartien, Kioske und Statuen wechſeln überraſchend ab; reizende Anlagen, Inſeln, Grotten und tauſend andere Dinge, durch die die Kunſt die Natur verſchönert, zieren dieſen Garten.

Der Park iſt jeden Tag für die Beſuchenden offen, welche nicht verfehlen, ſich nach dem Tempel der Diana, dem Tempel der Eintracht, dem Prater (ſo genannt nach dem berühmten Spaziergang von Wien), nach der Löwenbrücke, dem Luſthaus im Eichenhain, der Rittergruft, die nach dem Vorbild der Gruft Rudolphs von Habsburg in



Schloß Franzensburg bei Laxenburg.

Speyer gebaut iſt, und endlich nach dem See führen zu laſſen, der einen lachenden Gürtel um das gothiſche Schloß bildet.

Franzensburg wurde im Jahre 1801 nach dem Plane eines tyroler Schloſſes erbaut, wo Maximilian I. von Oeſterreich gerne verweilt. Die gothiſche Architectur dieſes Prachthaus iſt mit etwas Phantaſie vermiſcht. Die Einrichtung und innere Ausſchmückung correſpondirt mit dem bizarren Styl der äußern Conſtructionen. Es iſt eine Art Muſeum mittelalterlicher Möbel, Curioſitäten, Ornamente, die aus alten Schlöſſern und Klöſtern zuſammengebracht wurden. Sogar die Edelleute des Reiches ſollen zu dieſer Ausſchmückung durch die Möbel ihrer Schlöſſer beigetragen haben. Im Waffenſaal bewahrt man verſchiedene Gegenſtände, welche Karl V. gehört hatten, die Waffen Maximilians, verſchiedene den Türken abgenommene Trophäen, die Kriegskleidung eines mexicaniſchen Kaiſers ꝛc. Von dem Wachtthurm genießt man eine herrliche und weite Ausſicht; man geht dahin an den mit ſächſiſchem Porzellain und böhmiſchem Kryſtall gefüllten Sälen vorüber. Auf dem Rückweg beſucht man die Folterkammer, welche eine Sammlung aller zu dieſem Zweck verwandten Werkzeuge enthält. Im Burgverlies iſt ein Automat, der die Ketten ſchüttelt, wenn der Führer an eine Feder in der Wand drückt.

Auf dem Rückweg kömmt man, nach der Fahrt über den See, am Turnierplatz vorüber und beſucht noch den

Goldfischteich, in welchem die bemoosten Fische lustig schwimmen. Wer Lust und Zeit hat, setzt sich nach einem guten Mahle auf die Eisenbahn und fährt nach dem nahen Baden, dem Hauptsommerausflug der Wiener.

Leonidas.

Ein Novellenmährchen

Von Aurelie.

Auf der Bank vor dem Hause saß die kleine elfjährige Elisabeth und spielte mit ihren Tauben. Sie ward nicht müde, ihnen Futter aus der Hand zu reichen, sie zu streicheln und zu küssen, oder ihnen zuzusehen, wenn sie einander schnäbelten. Columbus, so hieß der Täubrich, trug ein rothes Bändchen um seinen buntschillernden Hals. Frau Columbine, die Taube, war mit einem blauen geschmückt. Die Farbe der Treue paßte wohl für sie, und stand auch schön zu ihrem weißen Gefieder. Die beiden Gatten übertrafen sich in zärtlicher Sorgfalt für einander; er war immer beflissen, die Gemahlin auf die besten Brodkrumen aufmerksam zu machen, gurrend blieb er vor den Leckerbissen stehen, bis sie genommen hatte, und erst wenn sie völlig gesättigt schien, hielt er eine Nachlese. Nur die tägliche Hausmannskost des Waizen und der gelben Erbsen pflegte er zugleich mit ihr zu verzehren; sie dagegen putzte jeden Morgen sein weißes Gefieder mit ihrem Schnabel; sie verstand es, ihm jedes einzelne Federchen zurecht zu ziehen, daß er sich ganz leicht und frisch danach fühlte, und plötzlich aufflog über die Hofmauer, auf die Firste des Hausdachs. Da saßen sie beide, bis Elisabeths Stimmchen erschallte und sie herablockte. Heut hatte sie noch nicht lange mit ihnen gethändelt, als ihr die Mutter vom Fenster aus zurief, sie möge heraufkommen. „O, schon jetzt?“ sagte die Kleine, „darf ich nicht noch hier unten bleiben? Columbus will heut gar nichts fressen, ich muß ihn noch füttern, Mutter.“

„Der Kranke fragte nach Dir“, sagte die Mutter. Wie rasch war da Elisabeth aufgesprungen, daß alle Erbsen von ihrem Schooße hinabrollten auf den Rasen, und die Tauben erschreckt zusammenfuhren.

Wer war der Kranke? Ihr Vater? Ihr Bruder? Ein naher Verwandter? — Nein. Nur ein fremder verwundeter Officier. Grade vor vier Wochen ward er bei Elisabeths Eltern einquartiert; wenige Tage darauf ritt er im Waffenschmucke glänzend, schön, stolz und muthig, wie ein junger Kriegsgott, hinaus in die Schlacht. Freundlich winkte er noch nach dem Fenster hinauf, an welchem Elisabeths Eltern standen; sie blickten ihm traurig nach.

Der junge österreichische Officier war, wenn auch der Sprache nach ein Fremder, der Familie lieb geworden, schon um der Fahne willen, für die er focht, und noch mehr durch sein ritterliches Wesen. Als er fortritt, stieg die kleine Elisabeth auf einen Stuhl, und schaute über die Achsel ihrer Mutter hinaus auf die Straße. Jetzt sah auch sie den Officier, und jauchzte laut auf bei dem Anblick des herrlichen Kriegers. Er mochte wohl die Stimme des Kindes gehört haben, denn er wandte noch einmal den Kopf nach dem Fenster, warf der Kleinen eine Kußhand zu, lächelte wehmüthig und sprengte dann im Galopp um die Ecke der Straße.

Bald vernahm man in der Stadt den nahen Donner der Kanonen, die Schlacht von Neerwinden hatte begonnen. Elisabeths Eltern theilten die allgemeine Angst und Aufregung; in der Sorge und Spannung um die große Entscheidung hatten sie des Officiers ganz vergessen. Ach, nur zu bald sollten sie ihn wiedersehen. Schon nach wenig Stunden brachte man den Armen anscheinend leblos in ihr Haus zurückgetragen. Wer hätte in den bleichen entstellten Zügen, in den schlaffen herabhängenden Gliedern die edle Gestalt des Jünglings wieder erkannt! Elisabeths Mutter gab sich bei diesem traurigen Anblick nicht einem unthätigen Mitleiden hin. Bald war jede Maßregel für die Verpflegung des Verwundeten getroffen und der Wundarzt herbeigeholt. „Bei seiner Jugend“, sagte dieser, nachdem er die Wunde untersucht hatte, „kommt er wohl davon.“ Die Hauswirthe lauschten auf die Worte des Arztes, als wär's ihr eigner Sohn, der da vor ihnen läge. Sie hörten kaum mehr die Kanonade! All' ihre Aufmerksamkeit war auf den armen Kranken gerichtet. Er hatte nur einmal die Augen aufgeschlagen, und es schien, als ob er seine Umgebung noch nicht erkenne. Da schlüpfte Elisabeth durch die halboffene Thüre herein. Sie wußte Nichts von allem Vorgefallenen, und kam eben, den Eltern zu erzählen, daß der Nachbar mit einem großen Ferngласe auf dem Dache seines Hauses stehe, um die Schlacht zu beobachten. Still! rief ihr die Mutter entgegen, geh' hinaus, du taugst nicht hierher. Aber schon hatte Elisabeth den Kranken erblickt, und war laut weinend auf sein Lager zugelaufen. Während die Mutter die Kleine zu beschwichtigen suchte, erhob der Verwundete wieder die Augen. Sie ruhten eine Weile auf dem schluchzenden Kinde, das ihn unverwandt anblickte. Er machte eine Bewegung, als wolle er die Hand ausstrecken, ein Lächeln flog über seine Lippen, er schöpfte tief Athem und verlangte zu trinken. Wie ein Pfeil war Elisabeth zur Thüre hinaus, und eben so rasch kehrte sie mit einem Trunk frischen Wassers zurück. Während der Kranke das Glas begierig leerte, und seine Wangen sich allmählig wieder etwas röthelten, erheiterten sich auch Elisabeths Züge. Zwar hingen noch Thränen an ihren Wimpern, aber so wie die Regentropfen auf Blättern und Blumen liegen, wenn schon wieder die Sonne scheint. Das Kind war nicht aus dem Zimmer des Verwundeten zu bringen. Ich bleibe, wo du bleibst, sagte sie zu ihrer Mutter, und wußte sich durch tausend kleine Dienstleistungen nützlich zu machen.

Von dem Tage an verstand Elisabeth erst die volle schreckliche Bedeutung des Wortes „Krieg“. Wenn sie ferne Kanonen hörte, so sagte sie zu ihrer Mutter: O weh! da schießen sie schon wieder auf andrer Leute gute Freunde. Ach, schlössen sie doch endlich Frieden. Aber die Kindheit macht in jeder Zeit ihre Rechte geltend. Ein Kind kann nicht immer die Bekümmerniß der Erwachsenen theilen. Elisabeth hatte Augenblicke und Stunden, wo sie eben so fröhlich einem Schmetterling nachlief oder Blumen im Garten pflückte, als ob die übrigen Menschen auch im tiefsten Frieden lebten, und nicht das Leben von Tausenden, nicht Hab und Gut eines Jeden fortwährend bedroht wäre. Aus diesem kindlichen Frohsinn weckte sie heut der Ruf der Mutter, als wir sie eben bei ihren Tauben verließen. Eilig hatte sie das Krankenzimmer erreicht. „Kommst Du auch gern zu mir?“ fragte mit sanfter Stimme der junge Verwundete, indem er sich im Lehnstuhle aufrichtete. „O, wie gern!“ sagte die Kleine, und setzte sich zu ihm. „Ich war schon einmal hier hem, als Du noch schliefst. Aber lege den Kopf zurück, wie Du saßest, als ich kam. Könntest Du erst in den Garten! Du solltest nur sehen, wie es grün

Digitized by Google

geworden ist. Die Kirschbäume stehen schon in voller Blüthe."

„Wenn ich erst wieder in den Garten kann", sagte der Officier, „ so steige ich auf mein Pferd,'Lieschen, und muß wieder hinausreiten in den Krieg." „O nein, nein"! rief die Kleine, „es ist ja nun vorüber mit dem Schießen, da ihr die Schlacht gewonnen habt." Der Verwundete lächelte, „so gibt's wo anders eine Neue zu gewinnen", sagte er. Aber als er sah, wie sich Elisabeths Augen mit Thränen füllten, fragte er rasch: „Nun, Du gibst mir keine Nachricht von meinem Schimmel? Hast Du Hassan heut nicht besucht?" „Freilich", sagte eifrig die Kleine, „ich habe ihm Zucker gebracht, auch Schwarzbrod und Radischen. Er wieherte ganz laut, als ich ihn fragte, ob ich Dich von ihm grüßen solle. Ich wette, er versteht Alles, was man mit ihm spricht, gerade so wie meine Tauben." „Ja, gerade so, wie Deine Tauben, Du lieber Narr!" sagte der Officier. „Du sollst mir aber heut einen Liebesdienst erweisen, Elisabeth; magst Du?" „Gewiß!" antwortete die Kleine, und sprang dienstfertig auf.

„Nein, bleib nur sitzen", sprach Werner, indem er ihr über den Tisch Tintenfaß und Papier zuschob. „Du sollst für mich an meine Mutter schreiben."

„Ist das Bild, das Du um den Hals trägst", fragte die Kleine, „und das Du in Deiner Krankheit so oft angesehen hast, das Deiner Mutter"?

„Ja, so sieht sie aus", antwortete Werner, nahm das Bild von seinem Nacken, und reichte es Elisabeth hin.

„Wie schön sie ist", sagte die Kleine, „und wie ähnlich bist Du ihr"!

Und nun dictirte Werner dem Kinde folgenden Brief, während Elisabeth ihn bisweilen unterbrach, um bei diesem oder jenem Worte zu fragen: wie schreibt man Das? —

Herzliebe Mutter!

Du wirst wohl leider schon in der Zeitung meinen Namen unter denen der Verwundeten gelesen haben. Vielleicht hat auch, weil die Zeitungsschreiber gern den Mund voll nehmen, ein „schwer blessirt" daneben gestanden; ich hoffe, meine liebe Mutter hat das nicht geglaubt, und auf Gott und meinen guten Stern vertraut. Mir geht's ganz vortrefflich, die Kugel ist aus der Schulter heraus, und ich bin gehegt und gepflegt, als säße ich bei Dir oder der Großmutter auf dem Schloß. Auf dem Tisch vor mir steht Limonade und Brodwasser, jeden Morgen habe ich einen frischen Strauß von Veilchen und Schneeglöckchen; ich werde bewacht und behütet, mehr als ichs verdiene. Die kindliche Hand, die Dir schreibt, ist die des Töchterchens vom Hause, das gleicht meiner lieben verstorbenen kleinen Schwester Angelika so sprechend, daß ich wünschte, Du könntest es sehen. Es ist ein gar gutes Kind — — — „ja, schreibs nur, Elisabeth", sagte der Officier, als sich die Kleine lachend weigerte; „sie sieht mir Alles an den Augen ab. Nun behüt Dich Gott, liebe Mutter! in acht Tagen, wills Gott, sitz' ich wieder zu Pferd, und Du hörst Gutes von mir. Grüß die Großmutter. Ich schreibe absichtlich nichts Näheres über die Fortführung des Kriegs, weil die Briefe vielleicht aufgefangen werden.

Dein gehorsamer treuer Sohn
Werner von Sternau.

Werner faltete den Brief, während Elisabeth Licht zum Siegeln holte.

„Denke nur"; sagte sie, als sie wieder kam, „eine große, große Neuigkeit"!

„Nun, was gibts"? fragte Werner, der Alles auf den Krieg bezog.

„Columbine hat ein Ei gelegt."

„Wahrhaftig?" lachte der Officier, indem er mit seiner linken Hand das Siegel aufdrückte. Die Rechte trug er noch in der Binde.

Frau Columbine legte nach Verlauf von einigen Tagen noch mehrere Eier, und begann eifrig zu brüten. Kaum daß sie sich noch Zeit nahm, zur Fütterung auf Werners Fensterbrett zu erscheinen. Dort wurden jetzt immer von Elisabeth und dem Officier die Brodkrumen ausgestreut, und dieser ergötzte sich beinah eben so sehr an den Tauben, als das Kind.

Eines Morgens kam Elisabeth jubelnd in Werners Zimmer, sie trug einen großen Topf, aus welchem bei dem Zugwinde, der zwischen Thür und Fenster entstand, ein ganzer Sprühregen von Federn aufflog. „Rathe, was ich bringe"? rief sie. — „Ich kann mirs ungefähr denken", sagte Werner, sah in den Topf hinein, und gewahrte aus den Federn herausguckend einen gelben Schnabel, dessen Größe neben der kleinen Gestalt der eben ans Licht gekommenen Taube unverhältnißmäßig erschien. Man konnte es dem neuen Erdebewohner recht ansehen, wie eng und rund seine bisherige Behausung gewesen war. Noch glich sein Wuchs einer Kugel, er duckte sich ängstlich zusammen. Offenbar war ihm die Welt zu groß, zu weit, zu hell; denn er schloß die Augen zu, und wäre gewiß für ein gutes Wort gern in sein Ei zurückgekehrt. Ja, was wußte er davon, daß er einst in freien blauen Lüften seine Schwingen versuchen würde, und wie schön sichs auf den Kirchthurmspitzen ruhen läßt. — Der warme Federtopf schien ihm jetzt noch das Annehmlichste auf Erden. „Schön ist Dein kleiner Täubrich eben nicht", sagte Werner. „Aber gut, sehr gut", rief Elise. „Columbine ist noch in vollem Brüten, wir müssen ihn selbst auffüttern, und hier bei Dir darf doch sein Topf stehen"? — Der Officier nickte lächelnd mit dem Kopfe. „Wie soll er heißen"? Werner, fragte die Kleine. — „Gib ihm einen Heldennamen", antwortete jener scherzend; „unsere Zeit braucht Helden. Aber Elisabeth nahm's für Ernst, und nannte den Ei-Entschlüpften „Leonidas".

Der kleine Täuberling ward nun wirklich der Stubenbursche des Verwundeten, der väterlich für ihn sorgen half. Freilich wars nur eine Soldatenerziehung, die er erhielt. Kaum war er so weit vorgeschritten, daß er den Federtopf entbehren konnte, als der Officier schon Kunststücke mit ihm vornahm. Er stellte ihn auf das Fensterbrett, ja zum Entsetzen der kleinen Elisabeth sogar einmal auf den Ast des alten Kastanienbaums, der seine Zweige bis an das Fenster streckte. Leonidas schien wohlgemuth dabei, er flatterte vergnügt von einem Zweig zum andern, und kehrte endlich, ohne Schaden genommen zu haben, zurück ins Zimmer des Officiers. Wie der kleine Täubrich flügge zu werden anfing, konnte auch der Soldat seinen Arm wieder frei bewegen. Bei dem warmen Frühlingswetter erlaubte der Arzt dem Genesenden, sich an der freien Luft zu stärken. Sein erster Gang war zu Hassan in den Stall, wo ihn das Pferd mit lautem Wiehern begrüßte. Bald darauf konnte es Werner schon wieder besteigen, er ritt in die Umgegend, und zur Stadt heimkehrend pflegte er Elisabeth, die ihn vor der Hausthüre erwartete, auf den Sattel zu heben, und dann das Pferd am Zügel durch den Garten zu führen. Leonidas fehlte nie dabei, denn er war wie ein Hündchen an die Menschen gewöhnt, und dadurch dem eigenen Geschlechte ganz entfremdet. Einmal war Werner so lange ausgeblie-

Digitized by Google

ben, daß Elisabeth am Abend seine Rückkehr nicht erwarten durfte. Als sie am nächsten Morgen aus sanften Träumen erwachte, fand sie den Tisch vor ihrem Bett mit Blumen, Spielzeug und Zuckerwerk bedeckt. „Ist's denn mein Geburtstag?“ rief sie aus. Aber sie besann sich, wie sie das Letztemal an dem Tage Schneemänner gemacht hatte und im Schlitten gefahren war; heut aber schien ja die warme Frühlingssonne ins Zimmer. Hatte sie nicht eben geträumt, ihr Vater drücke einen Kuß auf ihre Stirn? Dann war's ihr im Schlafe gewesen, als höre sie Pferdegetrappel im Hof, dazwischen hatte deutlich Leonidas gegurrt wie eine Nachtigall, und Worte ausgesprochen wie ein Mensch. Ade! Ade! so hatte er vernehmlich gerufen.

Elisabeth richtete sich auf in ihrem Bett, sie wußte noch jetzt kaum, ob sie träume. Aber eine schmerzliche Ahnung durchzuckte sie; mitten unter den Blumen vor ihrem Tisch lag ein beschriebenes Papier. Sie griff hastig danach und las folgende Worte:

„Leb' wohl, kleine Elisabeth, leb' wohl, Du liebes Schwesterchen, das mir der Himmel geschenkt hat! Wenn Du dies Briefchen lieseſt, bin ich schon weit von Dir, will aber gewiß recht oft an Dich denken. Gott schütze Dich! Vergiß nicht Deinen Freund Werner.“

O Werner! rief die Kleine, und sprang hastig aus dem Bett, als könne sie ihn noch zurückhalten. Da öffnete sich die Thüre, die Mutter trat herein. Weinend fiel ihr Elisabeth um den Hals. „Warum ist er gegangen ohne mir Lebewohl zu sagen?“ klagte sie. „Er wollte Dich so früh nicht aus dem Schlafe stören“, antwortete die Mutter, „aber ich mußte ihn an Dein Bett führen, und er hat Deine Stirne geküßt zum Abschied.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Menons.

Das Delta, welches durch zwei Arme der Rhone gebildet wird, heißt, wie bekannt, die Camargue. Es ist eine Insel von der Gestalt eines Dreiecks, dessen Seiten 7 Stun-

Die Menons.

den Länge haben. Ein Sechstel des Bodens ist mit Korn bebaut; Sumpf und Teiche nehmen beinahe denselben Raum ein; während der Hitze und Trockenheit erzeugen ihre Miasmen und Ausdünstungen verderbliche Fieber. Der übrige Boden besteht aus Prairien, auf welchen während der schlechten Jahreszeit die ungeheuren Heerden weiden, welche den Reichthum des Landes bilden. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Hirten die Camargue und treiben die Schafe in kurzen Tagmärschen nach den Bergen, oft bis in die Pyrenäen. Bei der Rückkehr bringen die Heerden eine dickere und feinere Wolle mit; da jene jedoch bisweilen aus drei bis viertausend Schafen bestehen, so sind sie schwer zu lenken, und weder die Hirten, noch die Hunde könnten damit zurecht kommen. Man verwendet zu diesem Zwecke große und starke Böcke, die man besonders dazu abrichtet, und im Lande Menons nennt. An ihrem Halse hängen große Glocken, damit man sie überall hört. Sie gehen an der Spitze der Heerde, die sie führen. Niemals verlassen sie diesen Posten, es sei denn daß sie einen Nachzügler oder Ausreißer zur großen Masse zurückführen wollen.

Diese Thiere scheinen die Bedeutung ihres Berufs wohl zu fühlen; sie gehen gemessenen Schrittes, mit hochgetragenem Kopfe, wachsamem Aug' und Ohr und treiben ihren Eifer bisweilen so weit, daß sie die Vorübergehenden, gegen deren Absicht sie mißtrauisch sind, mit den Hörnern angreifen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lowson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die gemeine Robbe.

Die Robbe im naturhiſtoriſchen Muſeum in Paris.

Eine wunderliche Zuſammenſtellung von Thiergattungen! Die Robbe aus den Eisgegenden der beiden Pole, der Pelican aus der glühenden Zone Afrikas, der Ibis von den Ufern des Nil und noch viele andere Gattungen, deren Vaterland, Gewohnheiten und Organiſation weſentlich verſchieden ſind: all' dieſe Gattungen in einem engen Raum vereinigt, wo ſie im ſelben Klima leben, dieſelben Lebensbedingungen theilen, ſich an die gleichen Geſetze binden müſſen. Und um uns dieſes Bild zu liefern, brauchte der Zeichner ſeine Phantaſie nicht zu Hülfe zu nehmen, die ſogenannte Faſanerie im naturhiſtoriſchen Muſeum zu Paris lieferte ihm das Material vollſtändig auf einem Raum in die Hände.

Die auf unſrem Bilde dargeſtellte Robbe gehört zu der gewöhnlichen Gattung, welche die Reiſenden ſo oft beſchrieben, und bald mit dem Namen Seehund, bald mit dem Namen Seekalb belegt haben. Sie bewohnt hauptſächlich die nördlichen Meere, wo man ſie bisweilen in zahlloſen Schaaren findet; in einzelnen Fällen begegnet man ihr an den Küſten von England und Frankreich. Das auf unſrem Bilde dargeſtellte Exemplar lebte mehrere Monate im Jardin des Plantes. Man zeichnete es im Augenblicke, als es einen Fiſch verſchlingt und dieſer zeigt durch ſeine Krümmungen, daß er noch lebendig iſt. Die Robbe begnügt ſich allerdings auch nicht mit einer todten Beute; ihr Inſtinkt drängt ſie, die lebendigen Meerthiere zu verfolgen, von denen ſie ſich nährt.

Gewöhnlich gleicht die Robbe in der Größe einem Kalbe, kann aber auch ſechs Fuß und darüber werden. Ihr Kopf mit der kurzen Schnauze und ihre bellende Stimme

Digitized by Google

mögen Veranlassung zu dem Namen Seehund gegeben haben. Von Ohren ist nichts bei ihr zu sehen. Dick, kurz, runzlich ist ihr Hals, kegelförmig der ziemlich starke Leib. Die kurzen Vorderfüße haben fünf Zehen mit langen, ungleichen Klauen. Von den beiden Hinterfüßen geht sehr nahe an dem dazwischen liegenden kurzen Schwanze die Ferse und das Fußblatt aus dem Leibe heraus. Eine lederartige Schwimmhaut verbindet die Zehen aller vier stark behaarten Füße. Den Leib bedeckt ein dunkelbraunes, weißgesprengtes, kurzes und dichtes Haar, das immer trocken bleibt. Am Unterleibe ist es heller. Bei einigen ist es so weich und fein, daß es den Haaren der Fischotter gleichkommt. Im Winter zieht die Robbe den Aufenthalt im Meere dem am Lande vor, wo sie den größten Theil des Sommers zubringt. Auch wenn sie am Lande liegt, hat sie die Nase immer nach der Seegegend gerichtet. Durch ihren warmen Athem erhält sie im Eisklumpen eine Höhle, in der sie wohnen kann; auch scheint jener das Mittel zu sein, um durch die Eisrinde ein Loch zu machen, durch das sie die Nase zum Athemholen, empor halten kann. Klippen und Eisschollen sind ihr liebstes Lager. Hier sonnt sie sich und schläft, aber nicht selten ist das ihr Todesschlaf, aus dem sie nur für einen Augenblick mit Keulenschlägen erweckt wird, um dann dem Tode ganz in die Arme zu sinken. Man legt gewöhnlich beim Seehundsfang ein Netz an das Ufer und treibt sie in dieses, wo man sie dann mit Schlägen leicht tödten kann; oder man benützt ihre Neugierde als Mittel zum Fang. Sowie sie eine Helle in der Ferne sehen, oder ein Schiff sich nähert, oder ein ungewöhnlicher Ton sich hören läßt, so erheben sie sich aus dem Wasser und blicken vorwitzig umher. Diese Unart benützen die, die ihnen nachstellen. Sie erheben nämlich ein gewaltiges Geschrei, lauschend strecken die Robben nun den Kopf in die Höhe und in diesem Augenblicke erhalten sie einen betäubenden Schlag. Mühsam versuchen sie nun zu demjenigen hinzuwackeln, der ihnen den Schlag versetzt, und speien ihm ihren häßlichen Geifer ins Gesicht, aber wiederholte Schläge endigen ihre ohnmächtigen Versuche.

Das Fleisch ist gut, saftig und fett. Man vergleicht es mit dem Schwarzwildpret. Das von den Jungen soll ein wahrer Leckerbissen sein. Das Fett gibt ein Oel, das man wie gutes Baumöl brauchen kann. Zur Bereitung des Juchtenleders wird es von den Russen vielfach verwendet. Ihren Thran trinkt der Eskimo, Grönländer und Finnländer und er mundet ihm so köstlich, daß ein Eskimo, der lange in England geiebt, als er einen Seehund aushauen sah, vom tiefsten Heimweh erfaßt, ausrief: „O bringt mich in mein Vaterland, wo ich mit diesem köstlichen Trank meinen Bauch füllen kann, so oft ich will.“

Die Grillen großer Männer.

De gustibus non est disputandum! Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, heißt ein Sprüchwort; es läßt sich aber ebensowenig über Antipathieen streiten. Der Eine schauert bei dem Gedanken, eine Auster verschlucken zu müssen, während der Andere sie für die größte Delicatesse hält. Und der Austernliebhaber würde sich eckeln bei dem Anblick einer gebacknen Froschkeule, an der sich der Franzose ergötzt.

Aber es gibt noch merkwürdigere Antipathieen, als diese. Ladislaus, König von Polen, konnte den Anblick eines Apfels nicht ertragen. Tycho Brahe wechselte die Farbe und seine Beine zitterten, wenn er einem Hasen oder Fuchse begegnete. Manche Leute haben einen großen Widerwillen gegen Katzen und wissen es augenblicklich, wenn eine in das Zimmer gekommen. Wir sahen eine Dame in Krämpfe fallen, als eine Katze über den Weg lief und der Schauspieler Vandenhoff sprang in der furchtbarsten Bestürzung vom Sessel auf, wenn er eine Katze über den Boden schleichen hörte. Auch der Marschall von Sachsen hatte eine Antipathie gegen Katzen und er, der Armeen die Stirne bot, schauerte vor einem armen Miezchen. Peter der Große scheute sich, über eine Brücke zu gehen: und obwohl er sich alle Mühe gab, diese Scheu zu überwinden, so wollte es ihm doch nicht gelingen.

Eine Spinne, die von einem Baume herabhing, machte Marschall Türenne und Gustav Adolph zittern. Der Marschall d'Albret wurde krank, wenn er einen Eberkopf sah und Herzog d'Epernon bei dem Anblick eines jungen Hasen. Der Geruch von Fischen versetzte Erasmus in einen fieberhaften Zustand. Bayle verfiel in Convulsionen, als er einst den Koch Salat unter der Röhre in der Küche waschen hörte; und kaum war die Kresse auf den Tisch gestellt, als Scaliger, der zugegen war, so übel wurde als Bayle. Man machte Musik, um die beiden Geiehrten wieder zu beleben; aber die Töne waren so ergreifend, daß Lamothe Le Bayer, der gleichfalls anwesend war, in Ohnmacht fiel! — Es gibt Damen, welche den Geruch von Rosen nicht ertragen können. Namentlich Römerinnen haben diese eigenthümliche Idiosyncrasie; der schwächste Rosenduft vermag sie in Convulstionen zu versetzen.

Madame de la Rochejaquelin erzählt folgende Anekdote von ihrem berühmten Manne, der die königliche Armee während des Kriegs in der Vendée commandirte; „Herr von Rochejaquelin“ sagt sie, „besaß eine jener physischen Antipathieen, die kein Muth überwinden kann. Es wurde mir ein kleines Eichhörnchen überbracht, das in dem Zimmer der Frau eines republikanischen Officiers gefunden worden. Man theilte meinem Gemahl mit, daß ich einen kleinen Gesellschafter bekommen, und ich hielt ihn noch auf meinen Knieen, als er in das Zimmer trat. Sobald er das kleine Thier sah, wurde er plötzlich blaß und lachend sagte er mir, daß der Anblick eines Eichhörnchens ihm einen unüberwindlichen Schrecken einjage. Ich bat ihn, mit der Hand über den Rücken des Thieres zu streichen; er entschloß sich, dies zu thun, aber ich sah, wie er zitterte.“ In ähnlicher Weise hatte Carl Johann, König von Schweden, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Hunde. In diesem Falle jedoch scheint der Widerwille von dem Umstande sich herzuschreiben, daß Jemand aus seiner Bekanntschaft durch den Biß eines tollen Hundes gestorben war, und vielleicht noch mehr von dem Schauer, den er empfand, als er einen seiner Freunde auf dem Schlachtfelde von diesen Thieren auffressen sah. Einer von Ludwig IV. Brüdern hatte einen ähnlichen Widerwillen gegen Pferde und konnte nie eines besteigen. Johann I. von England zitterte bei dem Anblick eines enthäuteten Schwertes; er wurde sogleich leichenblaß, ja sogar ohnmächtig. Ludwig XIV. wurde vom tiefsten Fieberschauer erfaßt, als er Masillon einst von der kleinen Zahl der Auserwählten predigen hörte. Derselbe Monarch wurde bei gewissen Gerüchen ohnmächtig. Er

Digitized by Google

konnte nur den von Madame de Maintenon ertragen, deren Handschuhe immer mit Jasmin parfümirt waren.

Wir kennen Leute, die die größte Antipathie gegen Volksmassen haben oder durch den Anblick fremder Gesichter aus der Fassung kommen, während wieder Andere nie so glücklich sind, als in Gesellschaft und die Einsamkeit wie die Pestilenz scheuen. Einzelne Menschen sind abergläubisch und furchsam trotz alles Muthes, den sie sonst haben. Manche Leute glauben an Träume, obwohl sie es nicht zu gestehen wagen. Wenn bei einem Mittagessen dreizehn zu Tische sitzen, so schauert der Eine und Andre unwillkürlich. Manche glauben, eine Reise könne nicht glücklich anschlagen, wenn man sie Freitags unternehme. Dr. Johnson hatte einen eigenthümlichen Widerwillen dagegen, mit seinem linken Fuß zuerst in ein Zimmer oder einen Weg zu treten. Wenn es ihm unversehens geschah, so ging er wieder zurück und berechnete die Entfernung, um gewiß mit dem rechten Fuß in das Zimmer zu kommen. Auch machte er oft einen großen Umweg, um eine besondere Allee im Park von Leicester zu vermeiden. Obgleich Johnson die herrlichsten Schriften über Religionsphilosophie schrieb, hatte er doch eine ungewöhnliche Furcht vor dem Tode.

Einer der größten Kriegshelden fürchtete sich vor dem Donner, Cäsar verfiel dabei in Convulsionen. Auch Thomas Aquinas litt heftig wenn er donnern hörte. Die Königin Elisabeth wollte den Namen ihrer todten Rivalin Maria von Schottland nicht in ihrer Gegenwart genannt wissen. Das Wort Tod jagte ihr den größten Schrecken ein. Talleyrand konnte dies Wort gleichfalls nicht hören, ohne die Farbe zu wechseln. Seine Diener wagten es kaum, ihm schwarz gesiegelte Briefe vorzulegen, welche die Nachricht vom Tode seiner Freunde, Bekannten, oder gar von Diplomaten enthielten. Der Tod einiger derselben blieb ihm viele Jahre Geheimniß.

Montaigne, der für einen Stoiker galt, war wie Johnson voll von Vorurtheilen und Antipathieen. Er hatte eine Vorliebe für ungerade Zahlen, nur wollte er nicht zu dreizehn bei Tische sitzen. Er begann nichts am Freitag. In die höchste Unruhe versetzte es ihn, wenn ein Hase über den Weg lief. Der Marquis von Argens, Kammerherr Friedrich des Großen stand, wenn er dreizehn bei Tische sah, sogleich auf und machte sich davon. Hobbes schlief nicht bei Nacht, wenn nicht ein Licht an seinem Bette brannte. Er glaubte nicht an Gott, fürchtete sich aber gewaltig vor dem Teufel. Voltaire, der große Spötter, war nicht frei von Aberglauben: es setzte ihn in großen Schrecken, wenn er auf dem Lande Raben krähen hörte. Auch Rousseau hatte manche Schwäche: das Anbrechen der Nacht war für ihn immer mit Bangigkeiten begleitet. Der verstorbene Sir Samuel Romilly hatte eine ähnliche Furcht vor der Dunkelheit. Er gesteht in seiner Autobiographie, daß er die Gewohnheit gehabt, wenn er sich zur Ruhe legte, zuvor unter das Bett zu sehen, ob Niemand da sei; sonst hätte er nicht schlafen können. Byron war noch abergläubischer. Er glaubte an übernatürliche Erscheinungen, Vorgefühle, Vorbedeutungen und Träume. Ein Zeichendeuter hatte ihm gesagt, daß sein siebenundzwanzigstes oder siebenunddreißigstes Jahr unglücklich für ihn ausfallen werde, und er konnte diese Prophezeihung nicht aus dem Kopfe bekommen. Freitag war immer ein schwarzer Tag in seinem Kalender. Er erschrack heftig, als er sich erinnerte, daß er an einem Freitag sich in Genua nach Griechenland eingeschifft; und entließ einen Schneider in Genf, der ihm an diesem Tag ein neues Kleid brachte. In Pisa wollte er eine Dame von Rang zum ersten Male besuchen, kehrte aber noch vor der Thüre um, als er sich erinnerte, daß es Freitag sei. Er reichte Niemanden Salz bei Tische, noch ließ er es sich reichen. Die Salzbüchse umwerfen oder das Brod fallen lassen, war für ihn von schlimmster Vorbedeutung; und wenn ein Spiegel zerbrochen wurde, erschrack er heftig. Cardinal Richelieu, einer der größten Männer seiner Zeit, glaubte bisweilen ein Roß zu sein und lief dann wiehernd und kopfschüttelnd im Zimmer umher. Der große Malebranche war zu Zeiten nicht nur ein Narr, sondern sogar ein Erznarr. Einst bildete er sich ein, er trage eine große Schaftkeule auf seiner Nasenspitze! Ein Freund z. B. redet ihn an: „Wie geht es Ihnen heute?“ „Gut im Allgemeinen, aber diese schreckliche Hammelskeule wird nach und nach unerträglich durch ihr Gewicht und ihren Geruch.“ — „Wie? Hammelskeule?“ — „Nun sehen Sie sie denn nicht?“ Hätte der Andere „Nein“ gesagt, so wäre Malebranche sehr ungehalten gewesen. Ein geistreicher Freund nahm sich vor, ihn von dieser Tollheit zu kuriren; er besuchte ihn und that, als ob er den unsichtbaren Gegenstand plötzlich erblicke. Der Unglückliche umarmte ihn, da er der erste war, der an dieses Anhängsel glaubte; aber der Freund trat eben so rasch wieder zurück und rief: „Deine Hammelskeule hat' mir in's Gesicht geschlagen“, worüber Malebranche sein großes Bedauern äußerte. Der Andere fuhr fort: „Ich staune, daß Du diese Last Dir nicht längst abnehmen ließest! Wenn Du erlaubtest, — mit einem Rasirmesser; die Operation ist durchaus mit keiner Gefahr verbunden.“ — „Ach! mein Freund! mein Freund! Ich verdanke Dir mehr als mein Leben. Ja, ja, gerne, gerne!“ Plötzlich fuhr der Freund ihm über die Nasenspitze und nahm gewandt unter dem Mantel eine herrliche Hammelskeule hervor und zeigte sie ihm triumphirend. „Ah!“ rief Malebranche, „ich lebe, ich athme, ich bin gerettet. Meine Nase ist frei, mein Kopf ist frei — aber — aber — die Keule war roh und diese ist gekocht.“ — „Allerdings; doch Du faßest so nah am Feuer — das mag der Grund davon sein.“ Von dieser Zeit an war der arme Malebranche nicht mehr von der eingebildeten Hammelskeule genirt und wurde der berühmte Verfasser des „Suchens nach Wahrheit.“

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Das Urtheil der Menge mache dich immer nachdenkend, aber niemals verzagt.

— Ein Mensch, der keinen Fehler zeigt, ist ein Dummkopf oder ein Heuchler, dem man mißtrauen muß.

— Alles, was die Leidenschaften läutert, kräftigt sie und verleiht ihnen Dauer und Reiz.

— Heiterkeit läutert den Verstand — Langweile verwirrt ihn. — Allzugroße Anstrengung verfälscht ihn. — Das Erhabene verjüngt ihn.

— Die Freundschaft ist eine Pflanze, die der trocknenden Witterung widerstehen muß.

— Man ist selten unglücklich, wenn man nicht über sein Unglück nachdenkt.

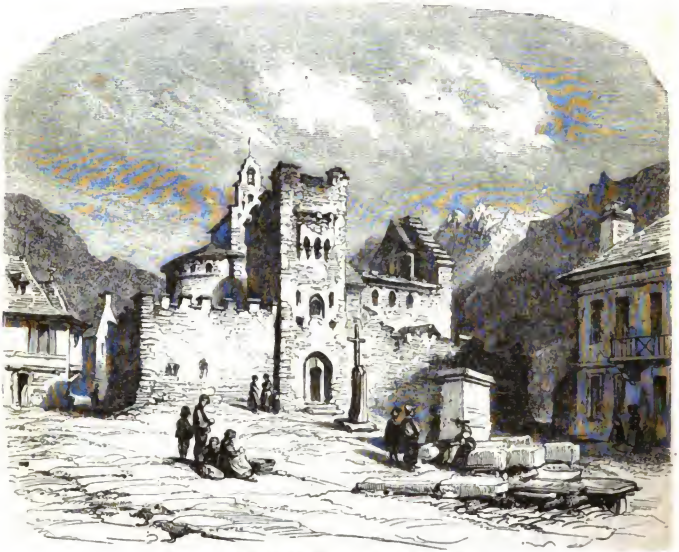
— Wer niemals betrogen werden kann in der Freundschaft, kann auch nicht Freund sein.

Digitized by Google

Die Kirche der Templer in Luz.

Wenige Stunden von Saint-Sauveur liegt der kleine Flecken Luz, der Hauptort des Bardges-Thales, in der Mitte eines lachenden Beckens, und ist von dreizehn Dörfern umgeben, deren Klima, wie Produkte sehr verschieden sind. Die Hirten, welche bis zum ersten Schnee auf den Pyrenäen ihr Vieh weiden, ziehen sich im Winter in diese armseligen Wohnungen zurück. Die Berge, die das Becken umgeben, bilden schöne Massen, und haben manchen hübschen Punkt für den Maler. Im Süden führt die Bergschlucht nach Spanien, östlich sieht man das Thal Bastan, wo Bardges von eingefurchten Felsen blockirt ist, im Westen bildet eine imposante Masse die Barrière des Thales.

Der Anblick vor Luz ist ein ziemlich trauriger, und der Reisende von schlechtem Humor verweilt nicht lange in seinen Mauern. Die von den Templern erbaute Kirche ist von einer mit Schießscharten versehenen und zur Vertheidigung tauglichen Mauer umgeben, die von einem Thurm zu gleichem Zwecke überragt wird. Man kennt den sowohl kriegerischen, als religiösen Geist der Tempelritter. In den unruhigen Zeiten früherer Jahrhunderte bildete die Kirche die Feste des Orts. War die Umfassungsmauer erstürmt, so bedurfte es einer zweiten Belagerung, um in die Kirche zu dringen. Diese Schwierigkeiten reichten zum min-



Kirche der Templer zu Luz in den Pyrenäen.

desten hin, den Angriff der Horden abzuhalten, welche häufig keinen andern Zweck als den der Plünderung hatten. Man sieht noch jetzt auf der einen Seite des Schiffes eine kleine Thüre, dies war der einzige Eingang, der sonst den Cahots*) gestattet war, jenen Parias des Occidents, die man von den Westgothen abstammen läßt.

Die Templer besaßen große Güter in diesen Thälern; erst die geizige Hand Philipps des Schönen entriß sie ihnen.

*) Die Cahots sind eine rohe Menschenklasse, den Cretinen ähnlich. Arm und verachtet, mit einer Art erblichen Aussatzes behaftet, und auf der tiefsten Stufe moralischer Cultur stehend. Schon im Jahre 800 werden sie in der Geschichte genannt. Sonst wohnten sie von allen Menschen abgesondert in eignen Hütten, trieben das Zimmerhandwerk, mußten zum Abzeichen ein Stück rothen Tuches oder eine Eierschaale auf den Kleidern tragen, durch einen eigenen Eingang in die Kirche gehen u. s. w. Die französische Revolution hat ihnen gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern gegeben. Versuche zeigten, daß sie culturfähig sind.

Die Kalmücken.

Die Kalmücken stehen unter russischer Oberherrschaft: die Regierung, welche ihren Sitz in Astrachan hat, besitzt nur eine sehr secundäre Macht; die russischen Beamten (Pristoffs), welche den einzelnen Stämmen (Ulus) beige-

Digitized by Google

geben ſind, ſorgen für die Ausführung der Befehle der Regierung von St. Petersburg.

Das Land der Kalmücken iſt noch nicht gehörig bekannt: doch iſt es nur ein kleiner Diſtrict am linken Ufer der Wolga.

Die Hauptbeſchäftigung dieſes Nomadenvolks iſt die Zucht von Pferden, Kameelen, Ochſen und Schafen.

Die Nation theilt ſich in drei Klaſſen: weiße Knochen oder Adel, ſchwarze Knochen oder Volk, alle leibeigen, und zwiſchen beiden die Prieſter, die aus der einen oder andern Kaſte hervorgehen und frei ſind.

Wer einen Kalmücken geſehen, hat Alle geſehen. Schwarze Haare in einen Bündel geflochten, der auf die Schulter fällt, ſchiefe und ſchwach geöffnete Augen, ein durchdringender Blick, ſchwarze, ſchmale Brauen, eine nach der Stirne zu gedrückte Naſe, hervorſpringende Backenknochen, ungeheure Ohren, dicke und fleiſchige Lippen, ſchwacher Bart, gelbliche Haut, kleine und ſchlanke Geſtalt, dies iſt das Signalement des Adeligen, wie des Viehhirten oder des Prieſters. Die Frauen haben zwei Flechten ſtatt einer.

Die Nahrung der Kalmücken iſt nicht ſehr ausgeſucht: gekochtes Pferdefleiſch, Milch und Thee (eine Miſchung dieſer Pflanze mit Butter, Salz und Milch, alles von ſchmutziger gelblichrother Farbe) bilden die Hauptbeſtandtheile der Mahlzeit. Will man ſie etwas luxuriöſer machen, ſo ſetzt man eine Art Branntwein aus Pferdemilch hinzu.

Die Wohnungen beſtehen wie zu den Zeiten des Herodot aus runden Zelten von Filz, welche man Kibitkas nennt; das koniſche Dach hat eine Oeffnung, um den Rauch hinauszulaſſen.

Zwei Kameele genügen für den Transport eines Zeltes, das eine ganze Familie und ihre Möbel und Hausgeräthe beherbergt.

Kalmücken vor ihrem Zelt mit der Gebetmühle.

Die Verfertigung von grauen und weißen Filzen iſt das Hauptelement der kalmückiſchen Induſtrie.

Wie der größere Theil des mongoliſchen Stammes ſind die Kalmücken Lamaiten, und bilden ſomit eine Secte des Buddaismus. Sie glauben an ein höchſtes Weſen, das nicht durch Bilder oder Statuen dargeſtellt werden darf. Die Idole ihrer untergeordneten Götter haben gewöhnlich weibliche Geſtalten. Die Geiſtlichkeit iſt in vier Klaſſen getheilt: die Backhaus oder Oberprieſter, die Ghelungs oder gewöhnlichen Prieſter, die Guezels oder Diakone und die Maudſchis oder Muſiker: der Dalailama von Thibet iſt der oberſte Prieſter.

Die Kalmücken beten in der Familie; ſie ſingen eine Art von Hymnen; daneben bedienen ſie ſich eines Cylinders, auf welchem geſchriebene Gebete aufgerollt werden, die der Betende mittelſt einer Schnur abrollt; die Reiſenden nennen dieſen Mechanismus Betmühlen. Während man ſich dieſes Mittels bedient, ſeine religiöſe Pflicht zu erfüllen, kann man ſchwatzen und rauchen, ja bisweilen ſtreitet man ſich dabei heftig untereinander. Die Seele thut, was ſie will, aber die Mühle bewegt ſich und man glaubt, dies genüge, um ſich den Schutz des himmliſchen Vaters zu erflehen.

Digitized by Google

Leonidas.

Ein Novellenmährchen.

Von Aurelie.

(Fortsetzung.)

Elisabeths Thränen flossen noch lange. Es war ihr, als könne Niemand ihren Schmerz recht begreifen. Die Eltern trösteten sie, wie man einem Kinde zuredet, wenn ihm sein frohes Spiel unvermuthet gestört worden ist. „Sieh nur die herrlichen Zuckersachen, die Dir Werner geschenkt hat", sagte der Vater. „Soll ich Dir auch heut die kleine Brigitte einladen?" fragte die Mutter, „oder des Nachbars Renata?" Elisabeth schüttelte zu Allem traurig den Kopf. Ach! was waren ihr alle die kleinen Gespielinnen im Vergleich mit Werner? — Sie hatte nie Geschwister gehabt, aber mehr als Werner, das fühlte sie, hätte sie einen eigenen Bruder nicht lieben können. Das Bild von den Gefahren, denen ihr liebster Freund entgegenging, beschäftigten sie ausschließlich. Schon sah sie ihn im Geiste wieder verwundet, und weinte aufs Neue bitterlich bei dem Gedanken, er könnte dann in fremder Leute Haus gebracht und nicht so gepflegt werden, als bei ihren Eltern. „Waren wir ihm denn nicht auch fremd?" rief sie endlich aus. „Andre müssen ihn gewiß auch lieb haben." Nach dem Frühstück war ihr erster Gang, wie sonst, in Werners Zimmer. Sie wußte wohl, daß sie ihn nicht finden würde, sie meinte, es sei noch Alles dageblieben, wie er es verlassen hatte. Aber schon waren die Mägde in vollem Aufräumen begriffen: der Schreibpult ward eben in ein anderes Zimmer getragen, alle Schränke und Stühle waren umgestellt, es kam Elisabeth ganz unheimlich vor. Warum bringen sie doch Alles gleich so in Verwirrung? dachte sie; es fiel ihr nicht ein, daß die neue Ordnung der Dinge eben auch eine sei. Wie sie so traurig in der Mitte des Zimmers stand, flog etwas gegen das Fenster an: es war Leonidas, der um die gewöhnliche Futterstunde sich meldete. Er klopfte mit seinem Schnabel an die Scheibe und scharrte mit den Füßen, um sich bemerkbar zu machen. Schon hatte Elisabeth das Fenster geöffnet. Komm, du Armer, Armer, sagte sie, — denn er erschien ihr eben so bedauernswerth, als sie selbst, den Freund verloren zu haben, — nahm die kleine Taube auf den Arm und trug sie unter zärtlichen Liebkosungen in den Garten. Während sie dort Werners Pflegling sorgsam fütterte, vergaß sie ein wenig des eignen Kummers; denn nichts gewährt mehr Trost, wenn's uns weh um Herz ist, als Andern wohlthun zu können. Elisabeth und Leonidas waren von nun an unzertrennlich. Die Kleine unterhielt sich oft mit der Taube von ihrem entfernten Freunde, gleich als ob jene sie verstehen könne. Columbine hatte noch mehr Kinder in die Welt gebracht, aber da sie Leonidas eben so wenig als ihren Sohn erkannte, als sich dieser an seine Familie anschloß, so begnügte sich Elisabeth damit, den Taubenschlag täglich mit Futter zu versorgen. Alle ihre Zärtlichkeit und Theilnahme gehörte allein dem verstoßenen kleinen Täuber. Er entwickelte sich zusehends. Könnte dich doch Werner sehen, sagte Elisabeth oft, gleich als ob er Vaterfreuden an seinem Pflegling versäume. Leonidas zeigte auch immer mehr Intelligenz und ward alle Tage schöner. Sein schneeweißes Köpfchen ragte aus dem perlgrauen Gefieder seiner Flügel keck hervor, diese umgab ein dunkler Rand, Brust und Hals schimmerten grün und violett, weiße Manschetten putzten die Füße, und man konnte nichts zierlicheres sehen, als seinen Gang und alle seine Bewegungen. Wie hilflos war er doch, als ihn Elisabeth zuerst in dem Federtopf beherbergte! Jetzt flog er so hoch und kühn, daß das Auge des Kindes ihm nicht mehr folgen konnte. Gleich wie er nie die Mahlzeiten seiner Familie theilte, so hatte er sich auch nie in ihren Versammlungen auf dem Dach des Hauses eingefunden. Sein einsamer Flug trug ihn auf die höchsten Kirchthürme der nahen Stadt, oft mochte er wohl auch weit hinein ins Land fliegen, denn er blieb mitunter lange aus. Wenn er dann heimkehrend auf Elisabeths Schultern Platz nahm, sagte sie drohend: Wo hast du nun wieder umhergeschweift, Leonidas? Ja, du bist ein rechter Held, du führst den Namen mit der That. Statt aller Antwort rupfte die Taube die Kleine an den Haaren oder zupfte an ihren Bandschleifen.

Während Elisabeth sonnige Herbsttage im Garten verträumte, ging es draußen in der Welt arg her. Zwar war der Kriegsschauplatz jetzt fern von dem Gute, das sie und ihre Eltern bewohnten. Aber die Erwachsenen lebten doch ganz in den Ereignissen des Tages, und saß man auch ruhig beisammen, so gab es doch fast kein anderes Gespräch, als über die letzten Gefechte, deren Bericht man in der Zeitung gelesen hatte. Manchmal sagte Elisabeth: Horch, wie der Wind heult! oder: wie der Regen an die Fenster schlägt! aber die Eltern und ihre Freunde waren so in andere Vorstellungen vertieft, daß sie nicht hörten, was in ihrer nächsten Nähe vorging, und der Donner der Kanonen, den sie doch nicht vernehmen konnten, ihrem Ohre gegenwärtiger schien, als alles Heulen des Sturmes. Elisabeth fühlte sich dann doppelt einsam. Sie konnte von allen verschiedenen Ansichten, die Abends am Kamin besprochen wurden, über Recht und Unrecht dieses Kriegs sich noch keine aneignen; nur den Schmerz über das Blutvergießen der Menschen untereinander empfand sie mit den Erwachsenen. Werners Namen suchte sie vergeblich in der Zeitung, es war natürlich, daß nur der allgemeinen Bewegung der Armee Erwähnung geschah. Endlich im Verlauf des Krieges ward einmal ein Officier bei Elisabeths Eltern einquartiert, welcher Grüße vom Major Werner zu bringen beauftragt war. Wie freudig klopfte Elisabeths Herz bei dieser Nachricht.

Das Ungewitter zog sich indeß wieder dicht über ihrer Heimath zusammen, und bedrohte auch bald das Dach ihrer Eltern, sie wurden von Feind und Freund gleich heimgesucht, bald mußten sie dieser, bald jener Macht gehorsam sein. Die Einen vertrieben die Andern, zweimal ward ihr Haus geplündert, Hungersnoth und tödtliche Fieber brachen über die ganze Gegend herein. Wie sonst Gold und Juwelen; verschloß man jetzt ein Brod für seine Kinder, wenn man noch eins besaß. Unter solchen Umständen waren der Hühnerhof und die ganze Bevölkerung des Taubenschlags sammt Columbus und Columbine, den ehrwürdigen Familienhäuptern, dem Schlachtmesser längst verfallen; seitdem hielt Elisabeth Leonidas in ihrem Dachstübchen versteckt. Sie theilte mit ihm ihre Brotkrumen, und die Eltern hatten trotz der wachsenden Noth noch nicht daran gedacht, der Taube ans Leben zu gehen. Aber das Gefängniß der Stube schien Leonidas schlecht zu behagen. Er flog gegen die Fenster, und zeigte eine solche Unruhe und Aufregung, daß er sogar das Futter verschmähte; traurig geduckt saß er in einem dunkeln Winkel des Zimmers. Wie das junge Mädchen sah, daß ihre liebe Taube darauf gehen würde, wenn es ihr nicht ihre Freiheit zurückgäbe, ging sie seufzend ans Fenster, es zu öffnen; kaum hatte sie die Haken berührt, so war auch Leonidas schon auf dem Fensterbrett. Sie werden dich saugen und tödten, sagte zögernd Elisabeth, aber die Taube flog ihr auf den Arm, als wolle

Digitized by Google

sie sagen: „Oeffne nur!“ — „Nun so flieg in Gottes Namen“, rief das Kind, streichelte noch einmal das weiche Gefieder ihrer Taube, und kaum war das Fenster so weit geöffnet, daß Leonidas hindurchschlüpfen konnte, so hatte er auch schon wie ein Pfeil die Luft durchschnitten, und Elisabeth sah ihn nur noch als einen Punkt am Horizont, der bald völlig im Abendroth verschwand. Wohl, sagte sie, für heut ist er geborgen.

Leonidas kehrte nicht am Abend, nicht am andern Tage wieder; und schon fing Elisabeth an ihre Taube zu betrauern, als ein größerer Schmerz sie unerwartet traf. Die ganze Gegend war am Abend in Bestürzung über die Nachricht eines Sieges, welchen die Republikaner über die österreichische Armee bei Fleurus erfochten. Als Elisabeth die Zeitung aus der Hand des Postboten nahm, um sie ihren Eltern zu überbringen, fiel ihr Auge auf einen Namen, der sie stutzen machte; sie las nun, was folgt: Wir beklagen den Verlust vieler braven Officiere, die theils gefangen, theils geblieben sind. Unter letzteren befindet sich der Major v. Sternau, an welchem wir einen unserer tapfersten Anführer verlieren.

Was aber hatte seine Mutter, was hatten seine Freunde an ihm verloren! — Ja, so etwas sagt und weiß die Zeitung freilich nicht. Elisabeths Eltern beklagten mit ihr den Freund. Der Schmerz des jungen Mädchens war tief, doch still. In einer Zeit des allgemeinen Leidens und Duldens trägt Jeder ruhiger sein Verhängniß, doch schien es Elisabeth, als wäre plötzlich eine Sonnenfinsterniß über die Welt hereingebrochen, seit Werner nicht mehr zu den Lebenden gehörte. Zu was kämpften die Leute noch? da er gefallen war. Ihr däuchte, es sei schon Alles entschieden.

Traurig schaute sie in die mondhelle Nacht hinaus, endlich ging sie zur Ruhe, und schlief weinend und betend ein. Sie träumte von der Schlacht, sie sah Werner kämpfen und stürzen, aber eine Stimme flüsterte ihr zu: er lebt! er lebt! — O Himmel! rief sie erwachend aus, wenn es wahr wäre, sie konnte nicht wieder einschlafen. Sie stand auf und öffnete das Fenster, die Dämmerung begann. Ein leiser Luftschlag, wie vom Flügelschlag eines Vogels, traf Elisabeths Wangen, sie sah auf, — Leonidas flatterte über ihr und ließ sich auf das Fenster nieder. Ein Freudenschrei entfuhr Elisabeth. Bist Du wieder da! rief sie aus, und drückte die Taube an ihr Herz. Neue Thränen entströmten ihren Augen, während sie an Werner dachte, doch sah sie's als eine gute Vorbedeutung an, daß die Taube wiedergekehrt war. Vielleicht sollte sie auch ihn einst wiedersehen! Und wenn nicht hier, dachte Elisabeth fromm, doch über den Sternen, da, wo kein Blut mehr fließt.

* * *

Mehr als drei Jahre waren verstrichen, und der Krieg nahte seinem Ende, man war des langen Haders müde, der Kaiser und die Republik schienen ihren harten Sinn zu erweichen, und das Wort Friede schwebte wie ein Gebet auf den Lippen des Bürgers und des Bauern. Während man die Friedensunterhandlungen pflog, wurden sie indeß noch oft durch neue Feindseligkeiten unterbrochen. In dieser Zeit befanden sich auf der französischen Festung Valenciennes drei Kriegsgefangene, welche man einige Monate nach der Schlacht von Fleurus in einem Kloster aufgefunden, in der Citadelle untergebracht und, wie es schien, dort vergessen hatte. Vergeblich schrieben sie an ihre Verwandten offne Briefe, die der Kommandant versiegelte, sie erhielten keine Antwort. Wahrscheinlich waren die Briefe nie angelangt, oder die Antwort hatte die Grenze nicht passiren dürfen. An Geld fehlte es den Gefangenen auch, um durch Geschenke die Beförderung ihrer Briefe zu sichern. Den Kommandanten hatten sie vergeblich gebeten, wegen ihrer Auswechslung zu schreiben, er war ein harter, gefühlloser Mann, der das Bedürfniß zu hassen, hatte, wie es anderen Seelen nothwendig ist, zu lieben. Es war ihm sehr willkommen, daß es überhaupt Krieg in der Welt gab, und eine Nation, die er in den tiefsten Abgrund der Hölle verwünschen konnte. Sogar die armen Gefangenen auf der Festung erschienen ihm in ihrem hülflosen Zustande noch immer wie Feinde. Die Zeitung, nach der sie schmachteten, ward ihnen nie gebracht, denn wenn er lesend über eine Niederlage der Seinen am Rhein oder Italien schimpfte und fluchte, dachte er, — „das sollen die Hunde da unten wenigstens nicht erfahren.“ So lebten sie ohne Kunde von der Heimath ein traurig einförmiges Leben. Sogar die Freude des Zusammenseins war den Armen karg zugemessen, und gleich als ob sie, die zu Krüppeln geschossenen Soldaten, noch hätten Verschwörungen in ihrem strengen Gewahrsam anstiften können, durften sie täglich nur eine halbe Stunde zusammen um die Wälle der Festung gehen, und zwar nur in Begleitung einer Wache. Dennoch war diese halbe Stunde eine freudige Erhohlung für sie, und ungeduldig zählten sie bis dahin die Schläge der Uhr. Der Jüngste von den dreien schien am schwersten die Gefangenschaft zu tragen. Oft überkam ihn eine wahre Todessehnsucht, denn das Leben ohne Freiheit hatte keinen Werth für ihn. Einmal, als er in düstern Gedanken um den Wall der Citadelle ging, und die Schritte der begleitenden Schildwache hinter ihm schallten, glitt sein Blick hinab auf die Schelde, die rings um die Festung fließt; ein einziger Sprung da hinunter, dachte er, und Alles wäre vorbei. In diesem Augenblick ward seine Aufmerksamkeit angezogen durch eine Taube, welche um sein Haupt flog, und sich dann auf den Boden niederließ. Ein Seufzer rang sich aus der Brust des jungen Kriegers, er hob den feuchten Blick empor zum Himmel, dann schaute er träumend in die blühende Ferne der Wälder, Felder und Wiesen; in diesem Augenblick war er wieder frei, denn er lebte in der Erinnerung. Hast du schon eher Tauben hier auf der Festung gesehen? fragte er einen seiner Kameraden. Nein, Herr Major, antwortete dieser. Hält sich der Kommandant Tauben? fragte der junge Mann die ihn begleitende Schildwache. Nein, war die Antwort; aber diese kömmt öfters her, sie muß wohl jenseits der Grenze aus einem der nahen Dörfer sein. In diesem Augenblick setzte sich die Taube auf des Gefangenen Schulter. Sieh, wie zahm, sprach er, und liebkoste sie, und abermals seufzte er auf. Die Zeit des Spazierganges war vorüber. Werner und seine Kameraden traten in das dunkle Festungsgebäude. Ja, er war es. Als er während der Schlacht von einer Kugel getroffen zu Boden gefallen war, mochte er viele Stunden ohne Bewußtsein gelegen haben, da weckten ihn sprechende Stimmen. Wie er die Augen aufschlug, beleuchtete der Mond das Schlachtfeld, zwischen den leblos Hingestreckten bewegten sich einige Gestalten; es waren feindliche Marodeurs, diese Raben, welche der Krieg in seinem Gefolge führt, die über die Todten herfielen, um sie zu berauben. „Nichts Lebendiges hier“, sagte einer, „als das verwundete Pferd; wir bringen es aber nicht zum Stehen. Schade, es ist ein schönes Thier. Es war Hassan, der neben seinem Herrn lag und sein Leben bald endete. Werner schlug die Augen in die Höhe, aber sie bemerkten diese einzige Bewegung, deren er fähig war, nicht. Er fühlte an dem kalten Luftzug der Nacht, daß er völlig entkleidet war,

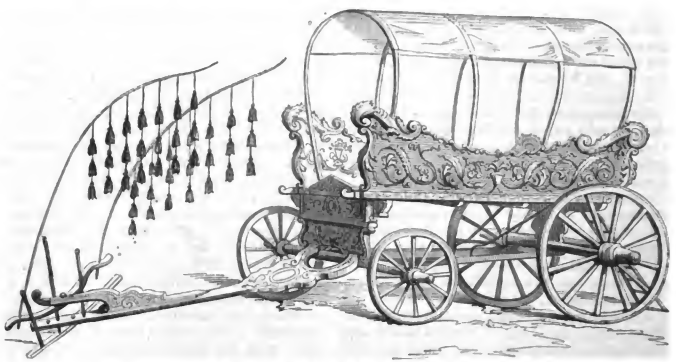
Digitized by Google

ſie hatten ihm ſchon Alles geraubt. Da trat einer der Kerle nochmals an ihn heran. Sieh, an der Hand, rief er, blitzt noch ein Ring. Er zog ihn ab und verſetzte aus Uebermuth dem anſcheinend Todten noch einen Hieb mit dem Pallaſch. Werners Bewußtſein ſchwand aufs Neue, und er meinte, nie wieder zum Leben zu erwachen. Aber bald ſandte Gott ihm Hülfe. Kaum hatte das Geſindel ſich entfernt, als andere Geſtalten auf dem Schlachtfelde erſchienen; es waren fromme Schweſtern eines nahen Beguinenkloſters, ſie kamen zu retten, zu helfen. Der Mond leuchtete zu ihrem frommen Werke, wie zu dem gottloſen der Plünderer, ſie unterſuchten die Gefallenen, verbanden die Wunden, hüllten die Entkleideten in warme Tücher, und ſuchten ihre entfliehenden Lebensgeiſter zu wecken. Nur dunkel ſah Werner, was mit ihm vorging. Er fühlte, daß er fortgetragen ward, und blickte um ſich nach ſeinen Kameraden. Die Nonne, die an ſeiner Seite ging, verſtand die Bewegung: es leben ihrer noch Einige, ſagte ſie. Werner ſelbſt und zwei ſeiner Reiter genaſen nach mehreren Monaten unter der Pflege der frommen Schweſtern. Nur ungern und dem Zwang gehorchend, lieferten dieſe ihre Schützlinge den Franzoſen aus, wohin man ſie brachte, wiſſen wir. Sie hatten von großem Glück zu ſagen, daß ſie erſt nach Robespierres Fall in die Gewalt ihrer Feinde geriethen, ſonſt wären ſie dem Tode nicht entgangen. Werner hatte von dem Kloſter aus ſeiner Mutter zweimal geſchrieben, doch nie eine Antwort von ihr erhalten. Der Zweifel, ob ſie noch lebe, und die Ungewißheit über den Ausgang des Krieges, bedrückte ſeine Seele mehr, als ſeine Gefangenſchaft.

(Schluß folgt.)

Türkiſche Wagen.

Die Araba iſt eine Art Omnibus, welche zehn bis zwölf Perſonen aufnehmen kann. Sie dient dazu, die Bewohner von Conſtantinopel in die verſchiedenen Quartiere



Araba. Omnibus in Conſtantinopel.

der Stadt und der Umgegend zu befördern. Die Ueberdachung iſt gewölbt, wie es die Wagen der römiſchen Prieſter waren; ein ſolches gewölbtes Dach haben auch die verſchloſſenen Wagen, welche die Frauen des Harems nach den Moſcheen oder auf das Land bringen. Die beiden Seiten des Wagens zeigen ſolide Schreinerarbeit mit reichem Schnitzwerk, das mit Geſchmack gemalt iſt; einzelne feinere Arbeiten ſind noch durch Vergoldung gehoben. Dieſe Ornamente wiederholen ſich im Innern des Wagens bis zum Boden herab, auf welchem die Fahrenden in orientaliſcher Weiſe, d. h. ohne Bänke ſitzen. Eine Matte oder ein Teppich bildet das einzige Ameublement. Die kleine, ſehr unbequeme Leiter, welche als Wagentritt dient, wird während des Fahrens aufgezogen. Da der Wagen nicht in Federn hängt, ſo hat man von jeder Unebenheit des Bodens ſchwer zu leiden. Der Bau des Vordertheils iſt der Art, daß man den Wagen nicht umwenden kann.

Die Deichſel iſt beweglich und kann willkürlich aufgezogen und niedergelaſſen werden; reiche Schnitzereien ſchmücken auch dieſen Theil des Wagens. An den Pflöcken vorne wird das Joch befeſtigt, an welches man die beiden Ochſen ſpannt, die die Araba ziehen; über dieſes Joch erheben ſich zwei Stangen, an welchen ſieben bis acht Seidenſchnüre hängen, die mit Troddeln von gleicher Farbe geſchmückt ſind. Während des Fahrens iſt dieſe Zierde der Thiere ſehr maleriſch; hauptſächlich dient der Schmuck dazu, die Farben der Kleider der Wageninſaßen mit dem Geſpann in Verbindung zu bringen, und von dem Kopfe der Thiere wellenförmige Linien bis an die Vordertheile des Wagens zu ziehen.

Man ſieht aus dem Ganzen, wie ſtationär die Induſtrie des Türken iſt. Die Sitten dieſes Volkes haben nicht geſtattet, über die Verſuche des Alterthums oder Mittelalters hinaus zu gehen. In dieſer Richtung bietet der Orient ein ganz beſonderes Intereſſe, weil man auf jedem Schritt und Tritt einer Erinnerung an die antike Induſtrie begegnet, wie man in den Sitten zahlreiche Zeugen des Lebens findet, das die erſten Völker führten.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zu beziehen durch Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Blumenſtrauß des Van-Huyſum.

Blumenſtück von Van-Huyſum (geb. zu Amſterdam 1682, geſt. 1749).

Die untergehende Sonne vergoldete die Fenſterſcheiben eines kleinen Hauſes am Ende einer der Vorſtädte von Amſterdam. Auf einer Gallerie, die mit Anemonen, Tulpen, Roſen und Nelken geſchmückt war, ſtand ein Mann, deſſen blaſſe Züge, gekrümmte Haltung, weiße und ſpärliche Haare ein frühzeitiges Hinſiechen andeuteten.

Dieß war Van-Huyſum, der berühmte Blumenmaler, deſſen Bilder in den Gallerien von Spanien, der Schweiz und der Niederlande ſich durch jene ſammetartige Weichheit und Friſche, deren Geheimniß er allein beſaß, auszeichneten.

Vor ihm lag eine mit Farben bedeckte Palette, da und dort ein Pinſel oder eine begonnene Skizze. Eine derſelben hielt er in ſeiner Hand; aber ſeine Arbeit zu unterbrechen gezwungen, war er in einen reichgeſchnitzten Armſtuhl zurückgeſunken und über ſeine erloſchenen Augen ſenkten ſich die müden Wimper, als ein junges Mädchen am Eingang der Gallerie erſchien, auf ihn zueilte und ihn mit lebhafter Theilnahme fragte, was ihm ſei.

„Nichts, nichts!“ ſtammelte Van-Huyſum, indem er ſich langſam wieder aufrichtete. „Eine leichte Schwäche; aber es iſt ſchon vorüber: ich hoffte vergeblich, mich wieder an die Arbeit machen zu können, um die ſeit ſo lang verſprochenen Skizzen zu vollenden . . . Aber die Kräfte fehlen mir!“

„Der Arzt hat meinem Vathen geſagt, daß er eben geduldig zuwarten müſſe, bis ſie wieder kämen“ ſagte das junge Mädchen mit ſanfter Stimme.

Van-Huyſum machte eine Bewegung verzweifelnder Ungeduld.

Digitized by Google

„Und wann werden sie wiederkommen?“ fragte er mit einem fieberhaften Accent; „siehst du nicht, daß ich vergeblich warte, Gotta?“

„Geduld, lieber Pathe“, versetzte sie und beugte sich zärtlich über den Lehnstuhl des Kranken herab: „schon kehren die schönen Tage wieder.“

„Ja!“ rief der Kranke und richtete sich noch höher auf, „der Garten blüht, die Vögel singen und bauen ihre Nester, die Schmetterlinge vergolden den Aether; aber was nützt das Alles mir, wenn ich sie nicht mehr malen kann?“

„Noch wenige Wochen und du nimmst die Palette mit neuem Muth in die Hand“, wollte Gotta einwerfen.

Er unterbrach sie jedoch ungeduldig.

„Einige Wochen!“ wiederholte er; „hast du vergessen, Unglückliche, daß die Zeit drängt? daß ich am Ende des Monats an Van-Bruck den vorletzten Termin des Preises für dieses Haus bezahlen muß? daß ich dafür auf die Bilder rechnete, welche ich Salomon versprochen, und daß die Entwürfe noch dallegen, wie ich sie vor drei Monaten gelassen? In einigen Tagen wird Van-Bruck seine Bezahlung fordern und, wenn ich ihn nicht befriedigen kann, mich aus dem Hause jagen; er wird mir meine Blumen und meine Sonne nehmen! Eine Verzögerung, stehst du, ist für mich Verderben und Ruin.“

Gotta schwieg einige Augenblicke still, dann sagte sie sanft:

„Habe Vertrauen auf Gott, er wird Dich sicher nicht verlassen.“

Van-Huysum schüttelte den Kopf, und es entstand eine peinliche Pause.

„Ja“, versetzte er mit halblauter Stimme, als ob er mit sich selbst spräche, „ja, wenn ich mir helfen lassen könnte! Die übrigen Maler sind glücklich, sie haben Schüler, die sie mit ihrem Pinsel unterstützen.“

„Mein Pathe könnte wohl welche haben, wenn es ihm beliebte“, versetzte Gotta.

„Damit sie mir mein Geheimniß stehlen, nicht wahr?“ unterbrach sie der Maler, dessen Augen hell aufblitzten; „damit man meine Bilder nicht mehr von denen der Diebe unterscheiden könnte! Nein, nein, die Blumensträuße des Van-Huysum sollen einzig in ihrer Art bleiben.“

Und als ob er sich plötzlich eines Andern besänne, schloß er rasch die Büchse mit den Farben, zog den Vorhang über das Bild, an welchem er arbeitete, und warf einen mißtrauischen Blick auf seine Pathe.

„Ich wette, Du sagst das um Deiner selbst willen, Gotta“, versetzte er unfreundlich; „Du möchtest gern, daß ich Dich lehre, was mich die Geduld entdecken ließ? Nein, nein, zu reiche Geschenke machen undankbar. Suche, mein Kind, suche, wie ich selbst gesucht habe. Seitdem ich krank bin, hast Du mehr als gewöhnlich gemalt. Machtest Du Fortschritte? Laß mich sehen, Gotta; zeige mir Deine letzten Bilder.“

„Es ist nicht der Mühe werth!“ versetzte das junge Mädchen etwas verlegen.

„Zeige, zeige, was Du hast“, entgegnete Van-Huysum; „ich werde Dir meinen Rath nicht versagen; es kann aus Dir eine gute Malerin werden, Gotta; aber suche Deine eigene Manier, ich bezahle die meine.“

Gotta mußte ihrem Pathen willfahren; sie ging hinaus und erschien bald darauf wieder mit einer kleinen Leinwand, auf der sie ein Bouquet von Schneeveilchen und blauen Glöckchen gemalt hatte. Van-Huysum prüfte das Bild aufmerksam, und seine Stirne verfinsterte sich im ersten Augenblicke.

„Aber . . . Du malst recht hübsch, Gotta“, sagte er; „Deine Töne sind ungemein fein, Deine Zeichnung ist harmonisch; hier die Blätter sind ganz vortrefflich . . . Es ist das Werk eines Meisters, mein Kind; Du wirst eine Schule bilden und die Van-Huysums zuletzt in Vergessenheit bringen!“

All' dieß wurde mit einem halb ernsten, halb ironischen Ausdruck gesagt; man sah, daß bei dem Maler die eifersüchtige Unruhe des Künstlers mit der unwillkürlichen Befriedigung kämpfte, welche ihm die Vollendung des Kunstwerks gab; er hielt das Bild etwas entfernter von seinen Augen, betrachtete einige Momente das Ensemble und ein Lächeln erhellte seine Züge.

„Ha, ha!“ murmelte er mit halblauter Stimme; „die Kleine hat Geschmack; aber es ist doch nicht mein Styl, nicht meine Farbe. Wir wollen sehen, Gotta, wie viel Salomon Dir für diesen Strauß geben wird?“

„Was er mir für meinen frühern gegeben, hoffe ich, fünf Dukaten.“

Ein Lächeln beleuchtete auf's neue die Züge Van-Huysums.

„Gut, sehr gut!“ murmelte er. „Ich würde ein Bild von gleicher Größe für fünfzig Dukaten verkaufen! Aber ich bin auch einzig in meiner Art; Niemand hat mein Geheimniß bis jetzt entdeckt, und Niemanden, als mir, erblühen die Blumen unter dem Pinsel!“

Dieses letzte Wort schien ihn auf seine ersten Gedanken zurückzuführen.

„Doch wozu dieser Vorzug, wenn er mir keinen Nutzen bringt“, versetzte er mit schmerzlichem Tone. „Ich Unglücklicher, die Goldmine ist da, aber die Kräfte fehlen mir, sie auszubeuten. Der wievielte Tag des Monats ist heute, Gotta?“

„Der neunundzwanzigste, Pathe.“

„Der neunundzwanzigste! Ist es möglich! So wird in zwei Tagen Van-Bruck kommen; in zwei Tagen! Ha! Fluch über ihn, über mich, über die ganze Welt! Gott hat mich verlassen, ich bin verloren.“

Der alte Maler sank in den Lehnstuhl zurück, und Gotta trat näher zu ihm. Während sie ihn durch sanfte Worte zu ermuthigen suchte, bereitete sie ihm ein herzstärkendes Mittel, dessen wohlthätige Kraft sie schon öfters erfahren.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und der Jude Salomon erschien.

Bei seinem Anblick stieß Gotta unwillkürlich einen Schrei aus, und machte eine Bewegung, als wollte sie ihm den Eintritt verbieten; aber es war zu spät. Van-Huysum hatte ihn bemerkt.

„Da ist er!“ rief der Maler mit dem Tone fieberhafter Verzweiflung; „er kömmt, um seine Bilder zu holen! Sieh, sieh, er hat schon das Geld bei sich!“

„In guten portugiesischen Goldstücken, mein Meister“, sagte der Jude, indem er den Ledersack klingen ließ; „ich weiß, daß Ihr eine besondere Vorliebe dafür habt.“

Der Maler bewegte sich unruhig auf seinem Lehnstuhl hin und her.

„Nehmt sie mit Euch fort!“ murmelte er, „und vermehrt meinen Schmerz nicht durch den Anblick dieser Summe! Nehmt sie fort, sage ich, Salomon, ich will sie nicht sehen.“

Der Jude rückte verdutzt an seiner Brille.

„Was soll das heißen“, sagte er; „Ihr wollt mein Geld nicht?“

„Weil ich Euch die versprochenen Bilder nicht geben kann!“ rief Van-Huysum ungeduldig.

Digitized by Google

„Und ich bin nur gekommen, um die zu bezahlen, die Ihr mir nach Haus geschickt", versetzte der Jude.

Van-Huysum sah ihn erstaunt an.

„Ich!" versetzte er. „Was wollt Ihr damit sagen?"

Gotta versuchte das Gespräch abzubrechen und eine Erklärung auf später zu verschieben, aber der Pathe erklärte, daß er Alles wissen wolle.

„Nun wahrhaftig, die Erklärung ist leicht", rief Salomon; „Eure Pathe hat mir zwei kleine Bilder von sich gegeben, für die ich ihr den Preis, zehn Dukaten, bringe, und ein großes Bild von Euch, für welches ich zweihundert Dukaten bei mir habe."

„Ein Bild von mir!" wiederholte der Maler.

„Nun ja", versetzte der Jude; „Eure große Blumenvase mit dem Neste und der Schnecke . . . Es ist ein Meisterwerk: ich habe es noch am selben Tage verkauft, und bringe es nun stehenden Schrittes dem Herzog von Remberg."

„Ihr habt es?" rief Van-Huysum, welcher aufgestanden war.

„Ich habe es hier im Wohnzimmer gelassen."

„Zeigt, zeigt her!"

Der alte Maler schritt nach einer der Glasthüren, welche auf die Gallerie gingen; Salomon folgte ihm, und zeigte, indem er eine grüne Leinwand von einem Gemälde mittlerer Größe wegzog, dem Greise das besprochene Kunstwerk.

Dieser erkannte auf den ersten Blick eine der Skizzen, welche die Krankheit ihn liegen zu lassen gezwungen hatte; das Bild war jedoch so gut in seiner eigenthümlichen Manier, deren Geheimniß nur er bis jetzt gekannt, vollendet, daß er mit einem lauten Schrei zurücktrat. Es war wirklich sein Werk: eine genauere Prüfung ließ ihn jedoch gewisse Striche erkennen, die eine andere Hand verriethen.

„Wer hat Euch dieses Bild verkauft?" rief er, an Salomon gewandt, „wo ist der Verbrecher, der mir mein Geheimniß gestohlen?"

„Hier, mein Beschützer", flüsterte eine in Thränen erstickte Stimme.

Er wandte sich um; Gotta war mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe auf die Knieen gesunken.

„Du!" rief Van-Huysum; „dieß Bild ist von Dir? . . . Und wie hast Du meine Methode entdeckt?"

„Ohne daran zu denken", murmelte das junge Mädchen, „indem ich beobachtet, was Du thatst."

„So war also alle meine Vorsicht vergeblich?" versetzte der Maler. „Ich hatte den Spionen im eigenen Haus! Und seit wann weißt Du, was ich so gut verborgen glaubte?"

„Seit langer Zeit", antwortete Gotta.

Van-Huysum sah sie erstaunt an.

„Warum hast Du Dich denn nicht früher des Geheimnisses bei Deinen Bildern bedient?" fragte er.

„So lange mein Pathe den Pinsel halten konnte, ließ ich ihm das Privilegium seiner Entdeckung: es war sein Glück und sein Eigenthum; als jedoch seine Krankheit eintrat, als ich den Zahlungstermin Van-Bruck's herannahen sah, als ich Zeuge Deiner Unruhe wurde, da wuchs in mir der Muth; ich dachte, nun sei es kein Diebstahl mehr, sondern nur Wiedervergeltung, wenn ich die Kunst, die ich von Dir besaß, in Anwendung bringe, um Deinem Alter Ruhe zu verschaffen. Verzeihe mir, mein Pathe, wenn ich mich getäuscht. Aber erlaube mir, nur solange damit fortzufahren, als die Krankheit Dich zur Unthätigkeit verdammt, und sobald Du Deine Kräfte wieder hast, wird meine Hand vergessen, was sie nur für Dich gelernt hat."

Indem sie so sprach, erhob Gotta ihr sanftes, thränenvolles Auge zu Van-Huysum; dieser, durch ihre Worte besänftigt, hob sie auf.

„Nein", rief er, „Gott wollte mir eine Lection geben; er hat mich durch Dein Beispiel gelehrt, daß wir unsere Gaben und unsere Erfahrungen nicht für uns allein behalten sollen, daß es vielmehr unser Glück sein müsse, Andern davon mittutheilen. Bewahre den Pinsel, der und heute gerettet. Bis jetzt gab es nur einen Van-Huysum, von nun an wird es ihrer zwei geben."

Die eßbaren Vogelnester.

Die Vogelnester, welche in China einen so großen Ruf als Leckerbissen genießen, kommen hauptsächlich aus Java und Sumatra, aber man findet sie fast auf allen seitigen Inseln des Archipels; sie sind die Wohnung einer kleinen Schwalbe und bestehen aus einer schleimigen Substanz, die man bis jetzt noch nicht hinreichend untersucht hat, um die Bestandtheile genau bestimmen zu können. Aeußerlich haben diese Nester das Ansehen schlechtgekochten Fischleims und eine weißliche in's Rothe spielende Farbe; sie sind ungefähr so dick, wie ein silberner Löffel und wiegen 8 bis 15 Gramme. Trocken sind sie runzlich und zerbrechlich und etwas größer als ein Gänsei. Wenn sie trocken, weiß und reinlich sind, haben sie am meisten Werth; sie werden an gespaltenen Bambusstücken aufgereiht und so verpackt. Die Güte der Nester hängt sehr von der Größe und Lage der Höhlen ab, in denen man sie findet, so wie von der Zeit, in der man sie sammelt. Nimmt man sie vor dem Eierlegen oder selbst wenn sie Eier enthalten, so sind sie von bester Qualität; sind aber die Jungen schon im Neste, oder haben sie es verlassen, so ist dasselbe fast gar nichts mehr werth, da sie dann schwarz und mit Blut, Federn und Unrath bedeckt sind. Die Ernte geschieht zweimal im Jahre; man hat anfangs geglaubt, sie fänden sich am häufigsten in den Höhlen am Meeresufer, man ist aber von dieser Ansicht zurückgekommen, da man sehr reich besetzte Höhlen mit Schwalbennestern 50 Seemeilen im Innern gefunden hat. Dies stößt auch die Ansicht um, daß die Schwalben ihre Nester mit Fischlaich und Mollusken bauen.

Um die Nester zu erhalten, nimmt man zu einer Methode seine Zuflucht, die derjenigen, wie man in den Orkenens die Vögel fängt, so ziemlich gleicht. Einige dieser Höhlen sind solche Schlünde, daß die Nester nur von Leuten gesammelt werden können, die von Jugend auf gewöhnt sind, in dieselben einzudringen; man muß oft an einer Leiter von Bambus und Rotang mehrere hundert Fuß hinabsteigen, über einem Meer schwebend, das sich mit Wuth an dem Fuß der Felsen bricht. Wenn man die Oeffnung der Höhle erreicht hat, muß man, um die Nester nehmen zu können, die größte Vorsicht beobachten; die geringste falsche Bewegung würde augenblicklich den Tod bringen, da man fast ganz über dem Abgrund schwebt, in dem die Wogen toben. Die gesammelten Nester reinigt und trocknet man sorgfältig, und packt sie auf die obengenannte Weise ein. Die Chinesen, das einzige Volk, das sie ißt, holen sie in ihren Dschonken ab und verkaufen sie daheim zu den ausschweifendsten Preißen; weiße Nester von erster Qualität kosten oft 1800 Dollar das Picul (133 Pfd.), d. h. zweimal ihr Gewicht in Silber. Die mittlere Qualität kostet

Digitized by Google

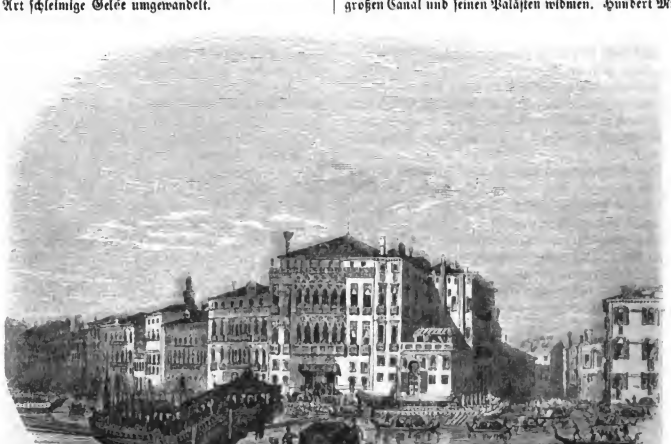
12 bis 1500 und die geringsten oder die nach der Brutzeit genommenen Nester 150 bis 200 Dollars. Nach dieser Classification der Qualitäten wird auch der Zoll erhoben.

Der größere Theil der Nester erster Qualität geht nach Peking für den Gebrauch des Hofes, ein Umstand, der hinlänglich beweist, daß diese Speise ein großer Luxus unter den Chinesen ist. Die Japanesen essen sie nicht und die Einfuhr dieser kostspieligen Speise in China scheint nicht minder seltsam, als die Küstenbeit der Chinesen darnach; sie betrachten die Schwalbennester als ein großes Reiz- und Stärkungsmittel. Ihre beste Eigenschaft ist vielleicht die, daß sie ganz unschädlich sind. Es braucht eine sehr mühselige Arbeit, um sie eßbar zu machen; jede Feder, jedes Strohhälmchen muß sorgsam entfernt werden; nach zahlreichen Abwaschungen werden sie durch das Kochen in eine Art schleimige Gelée umgewandelt.

Der Verkauf der Vogelnester ist ein Monopol derjenigen Regierungen, in deren Besitzungen man sie findet. Man schätzt, daß ungefähr 143,000 Pfd. aus dem indischen Archipel nach China geschickt werden; die Insel Java allein schickt 27,000 Pfd. erster Qualität. Der größte Theil dieses Handels wird bis jetzt durch die Chinesen getrieben, die Portugiesen und überhaupt die Fremden haben wenig Antheil daran genommen.

Die Paläste des großen Canals zu Venedig.

Ein Reisender, der nur zwei Stunden sich in Venedig aufhalten könnte, müßte seine erste dem St. Marksplatze, der Basilika und dem Palazzo Ducale, seine zweite dem großen Canal und seinen Palästen widmen. Hundert Minu-



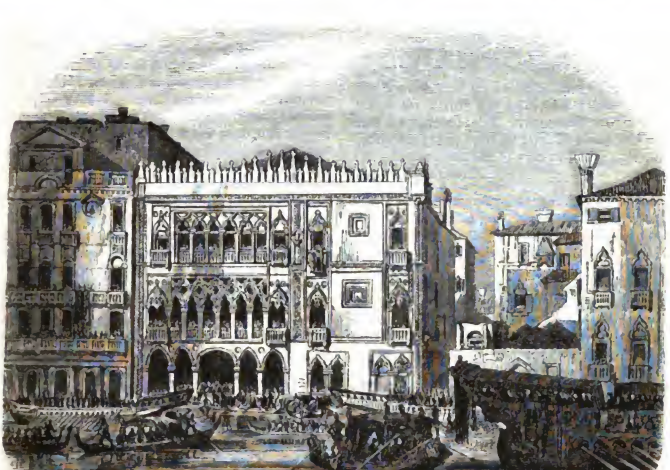
Großer Canal zu Venedig, arabische Architectur. Der Palazzo Pisani, Anf des 15. Jahrh.; in der Seitenstraße Palazzo Barbarigo.

ten auf diese Weise verwendet würden ihm so viel herrliche Bilder vor die Seele zaubern, daß seine Erinnerung für den Rest des Lebens dadurch verherrlicht wäre. Welch' schöner Traum, eine Gondel-Promenade auf dem Canale grande. Von der prachtvollen Kirche Santa Maria della Salute, welche die Republik zur Erfüllung eines Gelübdes nach der Pest von 1630 erbaute, bis zur Kirche Simon und Judä!

In diesem kleinen Raum sieht man rechts und links zwei Reihen dicht aneinander gedrängten Häuser, die, wären sie getrennt und da und dorthin zerstreut, einem ganzen Königreiche zum Schmuck gereichen würden. Die arabische und Renaissance-Architektur entfalten hier ihre edelsten und mannigfaltigsten Schätze. Der erste dieser beiden Style, von welchem unsere Bilder zwei berühmte Typen darstellen, regt die Neugierde und das Interesse des europäischen Reisenden besonders an: er hat vielleicht am wenigsten bei dem Beifall Venedigs verloren. Er ist noch so geschmückt und so glänzend, daß man sich die Pracht und den Reiz vorstellen kann, welchen das Gold, die Farben, die asiatischen Teppiche, die Blumen, die schönen Costüme, der Luxus der Patricier, der Gesang, die Instrumente, das rege Leben und Treiben der großen Stadt diesen edlen und eleganten Façaden verliehen haben muß. Vor diesen Monumenten denkt mancher Tourist nur an die zerstörende Hand der Zeit: er bemerkt nur zerrüttete Dächer, Mauerrisse, zerbröckelten

Digitized by Google

Marmor; hier zeigen Bretter an Balkon und Fenster, wo einſt Vorhänge von Purpur und Seide geraufcht, von Elend und Zerfall, dort ſagt eine Inſchrift, daß der alte Palaſt eines Admirals, eines Dogen, eines Senators zum Hotel garni heruntergeſunken iſt. Bei dieſem Anblick muß ſich natürlich Jeder, der die Sache nur mit ſeinen körperlichen Augen betrachtet, ſchmerzlich berührt und herabgeſtimmt fühlen: man hat ihn getäuſcht; er ſchimpft auf Poeten, Maler und Führer. Für dieſe Claſſe von Reiſenden iſt die ungeheure Façade eines Schweizer Hotels mit den glänzenden Fenſterſcheiben ſicherlich ein weit angenehmerer und erfreulicherer Anblick; ſie bietet weit mehr Ausſicht auf Comfort und Wohlleben, und wir läugnen nicht, daß dieſe Baukunſt ihre Verdienſte hat, weil ſie ihrer Beſtimmung entſpricht. Um jedoch gerecht zu ſein, muß man anerkennen, daß die alten Paläſte des großen Canals an die einſtige Glorie des Staates, die Kunſt ihrer Erbauer, die Größe ihrer Bewohner weit mehr gemahnen, als wenn moderne Reparaturen ſie zum Gebrauche der Gegenwart umgewandelt hätten. Man fühlt vor ihnen den tiefen Reſpekt, den das Alter einflößt, das ſich nicht ſchminkt und durch lächerliche Mittel eine unmögliche Jugend heucheln will. Nehmen wir einen Augenblick an, daß einer dieſer kühnen Speculanten die Ca'doro oder die Paläſte Boscari, Contarini, Piſani, Grimani, Manin, Sagredo, Ventramini, Galergi und ſo viele andere nicht minder berühmte reſtauriren wollte; ſtellen wir uns dieſe Denkmale ſelbſt mit der größten Zurückhaltung für die Bedürfniſſe der gegenwärtigen Civiliſation



Canale grande in Venedig, griechiſch-arabiſche Architectur; Palazzo Ca'Doro (Palaſt der Familie Doro, 14. Jahrh.).

hergerichtet vor! Was würde daraus entſtehen? Man möchte nicht in dieſen verunſtalteten Paläſten wohnen, die jetzt auf der edlen Stirne ihre Geſchichte geſchrieben tragen: ihre Armuth iſt der Reichthum des heutigen Venedig. Daß die Arſenal oder das Sclaven-Quai, die alte Stadt der Dogen, induſtriell, reich und wenn es ſein kann luxuriös werde, iſt ein Wunſch, den wir lebhaft theilen; aber wir würden es nicht bedauern, wenn die Ruine dieſer ſchönen Paläſte des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, dieſer ausgehauenen Chroniken, dieſer Marmor-Annalen, die für den Kunſtfreund wie für den Hiſtoriker ſo großes Intereſſe bieten, unberührt erhalten würden.

Leonidas.

Ein Novellenmährchen.

Von Aurelie.

(Schluß.)

An einem ſchönen Sommermorgen hatte ſich Eliſabeth aufgemacht, und war hinausgegangen ins nahe Feld hinter dem Garten, um einen Strauß von Kornblumen zu pflücken. Der Thau lag noch auf den Gräſern, die Luft war voller Duft, und tiefer Frieden rings umher. Wie ſchön iſt doch die Welt, dachte das junge Mädchen, lebten nur die Menſchen in Frieden untereinander! Da erſchien Leonidas auf der Gartenmauer. Mit einem Fluge war er neben Eliſabeth.

Digitized by Google

Nun, bist du auch da? sagte sie, und zog Brod und Anis für ihn aus der Tasche. Sie war es an diesem Sonderling von Taube schon gewohnt, daß er lange Abwesenheiten von Haus und Hof machte. Wie du aber wieder aussiehst! rief sie, indem sie ihm Strohhalmen aus dem Gefieder zog. Wo hast du gesteckt, Leonidas? und was schleppst du da am Fuß? fuhr sie lachend fort. Ich glaube gar, es ist ein Stück Papier. Elisabeth griff danach, um den Fuß der Taube zu befreien; da sah sie, daß das Papier an einem Faden hing, und dieser schien sich fest um den Fuß der Taube geschlungen zu haben. Komm her, sprach das junge Mädchen, und begann den Knoten zu lösen. Wie fest hatte ihn doch der Zufall geschürzt. Nun erst gewahrte Elisabeth Schriftzüge auf dem Papier, hastig riß sie es vom Faden ab und las, erst mit wachsendem Erstaunen, dann mit freudigem Herzklopfen die folgenden Zeilen:

„Wer du auch sein mögest, dem diese Worte in die Hände fallen, sei nicht minder barmherzig als Gott, der mir in dieser Taube einen Boten sandte. Seit vierthalb Jahren schmachten hier drei Gefangene auf der Festung Valenciennes, wir wissen nichts über den Verlauf des Kriegs, nichts von unseren Verwandten. Meiner Mutter, der Freifrau von Sternau in Waldsee bei Linz, sende, großmüthiger Leser, diese Zeilen, sie wird es reichlich lohnen.

Werner v. St."

Wer beschreibt Elisabeths Freude und Entzücken! Sie jauchzte laut auf, der Strauß entfiel ihrer Hand. Was waren alle Blumen gegen diesen Zettel! Sie drückte die Taube an ihr Herz, und eilte in vollem Laufe dem Gartenhause zu.

Zwei Tage darauf stand Werner am offenen Fenster seines Gefängnisses, und schaute sehnsüchtig in die Ferne, den Flug der Vögel verfolgend. Wird die Taube wiederkommen, oder nicht? um diese Frage drehten sich alle seine Gedanken. Da entdeckte sein geübtes Auge einen Vogel, der sich der Festung näherte; ja, es war keine Täuschung, es war die Taube. Schon saß sie auf dem Dach, — aber o weh! sie trug ja den Zettel noch am Fuß, — Niemand also hatte ihn entdeckt und seine Botschaft erhalten. Das Fensterbrett war mit Brodkrumen bestreut, und die Taube, von dem weiten Fluge ermüdet, pickte eifrig auf; es war derselbe Faden, der noch an ihrem Fuße hing. Aber hatte nicht das Papier einen grünen Rand? — Ja, kein Zweifel! Hastig löste es Werner von dem Faden und las, während die Taube wohlgemuth ihre Kost verzehrte. Er rieb sich die Augen, — er taumelte, — er traute nicht seinen eigenen Sinnen. Mein Himmel! rief er, — bin ich denn wahnsinnig oder träume ich? Der Zettel enthielt die folgenden Worte: „Fr. v. St. lebt, mein Vater ist unterwegs, ihr den Zettel selbst zu bringen, damit er sicher in ihre Hände komme. Gewiß wird sie Mittel finden, die Auswechslung ihres geliebten Sohnes zu bewirken. Die Taube, die den Aufenthalt ihres Wohlthäters entdeckt hat, ist Leonidas, und ich bin Ihre alte treue Freundin Elisabeth."

Helle Thränen des Dankes fielen auf das Papier, als Werner an die Wahrheit des Erlebten zu glauben anfing. Er faltete die Hände und sah empor zum Himmel, dann bedeckte er seinen treuen Leonidas mit Küssen. Nachdem er die Taube mit Brod und Wasser gelabt hatte, flog sie, nicht ohne eine neue Botschaft an Elisabeth, davon. Wie inbrünstig dankte er, was hatte er nicht alles zu fragen, und doch durfte der Bote nicht mit einem großen Zettel belastet werden. Drei und viermal quer schreibend, half sich Werner, und Elisabeth lernte es von ihm; so gingen die Botschaften noch vier Wochen hin und her. Für Werner war Valenciennes ein Paradies geworden, und sein strahlendes Gesicht ein Räthsel für seine Wächter.

Einmal, nachdem die Taube wieder Werners spähendem Auge sichtbar wurde, und er ihr entgegenrief: Willkommen! während sie sich im raschen Fluge näherte, fiel ein Schuß aus dem Fenster des Kommandanten, schon war die Taube dicht vor der Citadelle — ein zweiter Schuß knallte, — und Leonidas lag getroffen am Boden. Der Kommandant war's, der nach der Taube gezielt hatte. Das blutende Thierchen lag zu seinen Füßen, während Werner mit geballter Faust den grausamen Mord von seinem Fenster aus mit angesehen hatte. Der Inhalt des Zettels schien den Kommandanten zu verwirren. Er schickte den noch lebenden Leonidas, — der Schuß hatte glücklicherweise nur den Flügel gestreift, — seinem Gefangenen zu, mit der Bitte, er möge entschuldigen, wenn er der Taube aus Leben gegangen sei; aber seines Amtes sei gewesen, den geheimen Verkehr des Gefangenen mit der übrigen Welt zu verhindern. Gottlob, rief Werner, daß du lebst, armer Leonidas! und er wandte alle Mühe an, das Blut zu stillen und den Flügel zu heilen. Die Worte, die der Kommandant auf dem Zettel gelesen hatte, waren folgende: „Frieden! Frieden! — Wenn Sie nicht schon frei geworden sind, langt spätestens in dieser Woche der Befehl an. Der Himmel führe Sie glücklich in die Arme Ihrer Mutter, die Ihnen nach Mainz entgegenkommt. Heut fiel mir zu meiner Verwundrung Ihr Bild von der Garnitur getrennt bei einem Antiquar in die Hände. Wie mochte es dahin gekommen sein? Ich hab's gekauft und hebe es Ihnen auf. Elisabeth." — Noch am selben Abend erhielt der Commandant die Ordre, die Gefangenen auf freien Fuß zu setzen. Es schien ihm rathsam, ihnen diese Nachricht erst am nächsten Tage mitzutheilen; aber an seiner Aufmerksamkeit für sie hätten sie wohl ahnen können, was ihnen bevorstand. Leonidas genas unter Werners Pflege; doch blieb Elisabeth lange ohne Kunde von ihrem Freunde, und befürchtete, die Taube sei unterwegs verunglückt. Eines Tages, nachdem ungefähr vier Wochen verstrichen waren, hielt ein vierspänniger Wagen vor ihrem Hause, ein junger Mann sprang heraus; auch wenn die Taube nicht auf seiner Hand gesessen hätte, würde Elisabeth Werner erkannt haben: er half einer älteren Frau aussteigen, es war seine Mutter. Sorgen hatten ihr Haar gebleicht, dennoch glich sie noch dem Bilde, das Elisabeth von ihr besaß. Bald lagen die alten und neuen Freunde einander in den Armen.

Als Werner und seine Mutter nach Monaten in ihre Heimath zurückkehrten, war Elisabeth Werners Verlobte, und da ihnen die lahme Taube nicht mehr Kunde von einander bringen konnte, die Posten aber nach ihrer Meinung viel zu langsam gingen, holte Werner bald die Braut sammt ihren Eltern und der Taube nach, und führte sie auf sein väterliches Schloß. Leonidas lebte noch mehrere Jahre, und war der treue Spielgefährte von Werners ältestem Sohne. Endlich entflog die treue Taubenseele; ihre irdischen Reste wurden im Garten unter Elisabeths Fenster begraben. Ein Rosenstock zierte den Hügel und auf dem Grabsteine stand zu lesen:

Es ruhet hier der Phönix aller Tauben,
Leonidas, erfahrner Zeiten Bringer.
Er sah im Geist den Freund im finstern Zwinger,
Flog aus und späht und folgte seinem Glauben.

Digitized by Google

Beherzt und schnell wie nie zuvor ein Andrer
Wagt' er das Leben an den kühnen Flug:
Des Helden Stand umschließet der Achtenkrug,
Doch fort im Herzen lebt der liebe Wanderer.

Die Marmorbrüche von Fel-Fela in Algerien.

Das Wohlbefinden der Massen, welches die erste Bedingung der allgemeinen Civilisation ist, muß vorzüglich — der Baumwolle zugeschrieben werden, deren Bedeutung in der Culturgeschichte nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Man denke sich einen Augenblick diesen Rohstoff aus dem Verbrauche der Welt entschwunden und — die Industrie von mehr als einem Welttheile bricht zusammen, das Elend wird vertausendfacht, die Barbarei bricht unwiderstehlich herein. Und wem verdankt der größte Baumwollenfabrikant, das stolze und comfortable England, außerdem zunächst seine unerreichbare Größe? Seinen Maschinen, d. h. dem Dampfe, dem Eisen und den Kohlen, welche ihm in Ueberfluß und wohlfeil überall zur Hand liegen. Doch kann es nicht genügen, das alltägliche und leibliche Wohlergehen der Massen zu erleichtern. Den Massen, welche die Industrie in Stande setzt, alle Lebensbedürfnisse wohlfeil zu befriedigen, müssen auch die Kunstgenüsse zugänglich gemacht werden. Die Verallgemeinerung der letzteren wird nur auf demselben Wege, nämlich mittels der Wohlfeilheit der Rohstoffe, erreicht werden können.

In keiner Epoche der Weltgeschichte sind so zahlreiche öffentliche Bauten und von so beträchtlicher Ausdehnung wie gegenwärtig unternommen worden. Wir wollen hier nur der Neubauten und des Umbaues in allen großen Städten, wo bedeutende Volksmassen zusammengedrängt sind, erwähnen. Der riesige Umbau der Hauptstadt Frankreichs ist ein Ereigniß, welches die Gegenwart charakterisirt und überall zur Nachahmung auffordert. Was ist der Zweck dieser gewaltigen Anstrengungen und Opfer? — Man will den Massen Licht, Luft und Gesundheit geben, man will die aus dem Mittelalter und den letzten Jahrhunderten stammenden Höhlen des modernen Elends niederreißen; die Städte für das sonst in die Schmutzwinkel verstoßene Volk wohnlich, reinlich, gesund und heiter einrichten. Aber nicht nur in Hinsicht auf Sanität und Bequemlichkeit will man dem Volke bessere Lage bereiten; man will die Städte auch verschönern. In der That würden eure prächtigen Wohnhäuser bis zu euren Musterhäusern für Arbeiter, eure unermeßlich langen und majestätisch breiten Gassen, eure imposanten Plätze ohne die schmückende Hand der Kunst dürftig und kalt bleiben. Ihr müsset euren Städten außer der Gesundheit und Wohnlichkeit auch die Schönheit geben. Nehmt euch ein Beispiel an den griechischen Städten!

Allerdings läßt sich dagegen einwenden, daß die Griechen das edelste Material zur Verschönerung ihrer Städte so bequem und wohlfeil, wie die englischen Fabrikanten das Eisen, zur Hand hatten, und daß der wohlfeile und bequeme Bezug dieses Materials, des Marmors nämlich, für die Verallgemeinerung und die Popularisirung der griechischen Kunst fast so entscheidend, wie die Einführung der Baumwolle für die demokratische Entwicklung der modernen Industrie gewesen war.

Diese Einwendung ist gegründet. Die Kosten z. B., um das neue Paris im Sinne der Griechen verschwenderisch zu schmücken, wären unerschwinglich, nicht etwa, weil es an Künstlern und an künstlerisch gebildeten Arbeitern fehlt (woran es gewiß nicht fehlt), sondern wegen der Theurung des Rohstoffs, des Marmors.

Nur einige Worte über die Verhältnisse der Marmorgewinnung. Bisher hat dieser Industrie der Stachel der Concurrenz gemangelt. Die Marmorbrüche von Carrara besitzen seit undenklicher Zeit das Privilegium, Europa und Amerika das Material für die herrliche Bildhauerkunst zu liefern. Aus den dortigen Brüchen werden jährlich 100,000 Tonnen für mehr als 12 Millionen Gulden ausgeführt. Diese Brüche sind bereits ziemlich erschöpft und bedürfen der Schonung. Das Privilegium, das sie genießen, hat es der toskanischen Regierung gestattet, den Marmor mit einem schweren Ausfuhrzoll zu belegen, um eine zu rasche Erschöpfung der Brüche zu verhindern. Außerdem bestehen in den meisten Staaten hohe Einfuhrzölle auf den Marmor, z. B. in Frankreich 140 Franken für den Cubikmeter. — Die an andern Orten befindlichen Marmorbrüche haben kaum eine lokale Bedeutung, und kommen auf dem Weltmarkte nicht in Betracht. Ihr Einfluß auf den Preis des Marmors ist gleich Null. Die theilweise schönen Brüche in den Pyrenäen, für welche ungeheure Opfer gebracht wurden, sind jetzt beinahe verlassen; insbesondere, weil ihnen die wohlfeilen Transportwege fehlen. Der Marmorblock, aus welchem David die Bildsäule am Grabe des Generals Gobert im Père-la-Chaise gemeiselt hat, kostete blos für den Transport aus den pyrenäischen Brüchen nach Toulouse 20,000 Franks.

Während einerseits die Nachfrage nach Marmor sich vermehrt, werden die Bedingungen der Gewinnung desselben immer drückender, so daß seine Preise von Tag zu Tag unerschwinglicher werden müßten, wenn nicht die Alles ausgleichende Concurrenz zu Hülfe käme. Diese Concurrenz ist nun bereits geschaffen. In dem Algerischen Cantone Philippeville, in den Bergen von Djebel-Fel-Fela, in ganz geringer Entfernung vom Hafen Stora, sind Marmorlager von wenigstens 18 Millionen Cubikmeter vorhanden. Es sind dieselben, deren Marmor — der numidische — von den Römern dem toskanischen vorgezogen wurde. Es fragt sich nur noch, ob dieser Marmor dem carrarischen an Schönheit und Güte gleichkömmt. Alle übrigen Bedingungen der Gewinnung und des Transportes sind in Fel-Fela günstiger als in Carrara. Jene Frage wurde durch zahlreiche Berichte von Sachverständigen, Ingenieuren, Künstlern und Mineralogen glänzend beantwortet. Ihre Lage am Meeresufer und an einem Hafen macht sie überdies dem Welthandel zugänglicher, als die Brüche von Carrara, und wenn vor der Hand auch Frankreich allein sie ausbeutet, so wird doch eine Zeit kommen, die sie dem übrigen Europa zugänglich macht.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Vertraue nicht auf Den, der Alles gut findet, nicht auf Den, der Alles schlecht findet, am wenigsten aber auf Den, der gegen Alles gleichgültig ist.

Der Reichthum des Staates ist seiner Bürger Arbeitskraft. Die Müßigen werden nur nützlich, wenn sie sterben, weil sie Arbeitern Platz machen.

Digitized by Google

Der iſt ein ehrlicher Mann, der ſich nicht durch Geld beſtechen läßt; aber noch ehrlicher iſt, der ſich nicht durch die Vorurtheile und Intereſſen ſeines Standes beſtechen läßt.

Daß die Frauen ſich meiſt von dunkeln Gefühlen beherrſchen laſſen, kommt daher, daß ſie ihre Gedanken ſelten mit Energie in Worte umſetzen.

Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr, als die Schadenfreude.

Hoffnung iſt die zweite Seele des Unglücklichen.

Der Undank iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

Die Felſen von Brimham.

In Yorkſhire, einige Meilen von Ripley, auf dem Wege, der nach Valley-Bridge führt, ſteht man Gruppen von wunderbaren Felsformationen, welche unter dem Namen Brimhamrocks bekannt ſind. Dieſe auf einem Raum von ungefähr vierzig Ackern zerſtreuten Felsgruppen ſind die unzweideutigen Zeugen einer großen Natur-Reſolution. Gewiſſe Archäologen betrachten die coloſſalen Steinmaſſen noch immer als celtiſche Denkmale. Dieſe Annahme ſtreitet jedoch mit der allgemein beglaubigten Thatſache, daß die Druidenſteine von fernher nach den Orten gebracht wurden, wo ſie gegenwärtig ſtehen: es war dieß eine weſentliche Be-

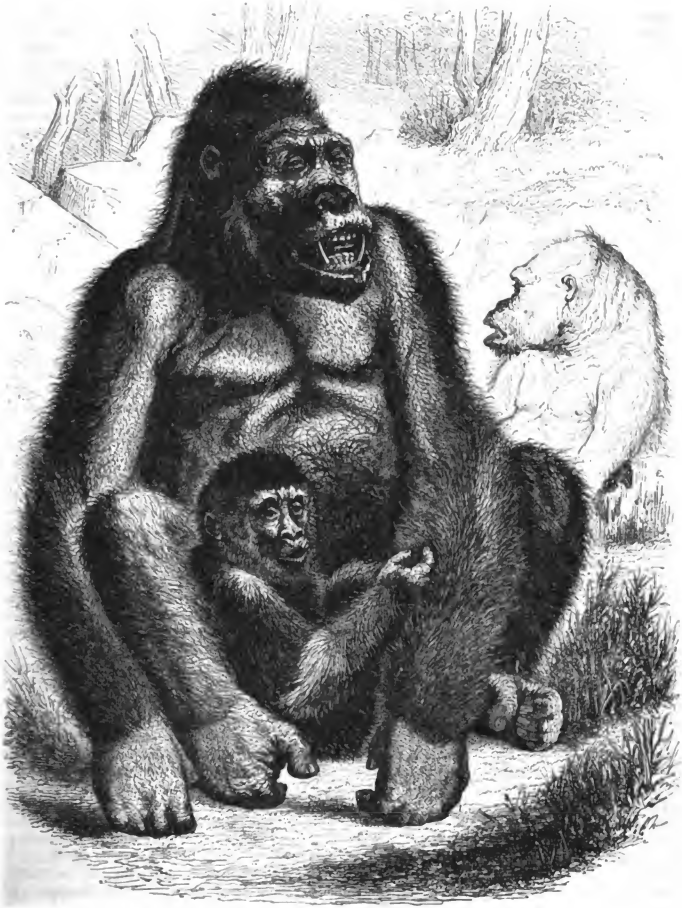
Felſen von Brimham.

dingung ihrer Weihe. Auf der andern Seite bieten die Brimhamrocks ſowohl nach ihrer Form als nach ihrer Lage zu einander auch nicht ein Merkmal, das ſie mit jenen Monumenten gemeinſchaftlich hätten. Es iſt nur ſoviel wahr, daß dieſe Steine mit groben Werkzeugen behauen waren. Der Felſ, welchen unſer Bild darſtellt, und in dem Hayman Rooke ein Idol zu erkennen glaubt, ruht auf einem Piedeſtal von zwei Fuß Breite, das an der Spitze in Form eines Sechsecks gehauen iſt. Ein anderer Felſ, der den Namen: die große Kanone trägt, gibt hohle Töne von ſich, wenn man mit tiefer Stimme in eine ausgehöhlte Niſche ſpricht. Ein dritter Felſ endlich, der auf einem ziemlich hohen Hügel liegt und der Mittagsſtein heißt, wirft am hohen Mittag ſeinen Schatten auf eine nahe Hütte. Alle Jahre zündet man in der St. Johannisnacht ein Feuer bei dem Felſen an, und dieſer Gebrauch gilt dem Archäologen als ein nicht unwichtiges Zeugniß, daß die Brimhamrocks in alten Zeiten eine religiöſe Bedeutung hatten.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemoine & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Gorill.



Der Gorill, neue Affengattung von der Weſtküſte Afrikas; Höhe über 5 Fuß.

Dieſe neue Affenart, welche vielleicht auch einer eigenen Gattung angehört, iſt auf der Weſtküſte Afrikas in jüngſter Zeit entdeckt worden. Sie zeichnet ſich gleich ſehr durch ihren feinen Inſtinkt, wie durch ihre Größe aus. Auf den erſten Anblick theilen wir den Gorill der Gruppe von Affen zu, welche ſich dem Menſchen am meiſten nähert, und dieſe Zutheilung erweiſt ſich als vollkommen gerechtfertigt, je mehr wir mit ſeinen Eigenſchaften bekannt werden.

Der Gorill iſt bislang nur durch einzelne oſteologiſche Theile, namentlich Schädel und Rücken, gekannt geweſen: im Jahre 1849 erhielt das Pariſer Muſeum ein vollſtän-

Digitized by Google

diges Skelet. Im verflossenen Jahre wurden zwei Exemplare an dasselbe Institut eingesandt, welche leider auf der Ueberfahrt verendet sind. Beide Exemplare werden in Alkohol aufbewahrt: es sind die einzigen in Europa. In dem Laboratorium der vergleichenden Anatomie ist man gegenwärtig mit genauen Untersuchungen beschäftigt, die über das merkwürdige Thier Aufschlüsse geben werden.

Das Pariser Exemplar ist vollkommen ausgewachsen: davon zeugen die Augzähne und das Fell. Die Größe des Thieres ist die eines Mannes von mittlerer Statur; die Hinterbeine sind sehr kurz und deshalb ist der Körper viel länger und zu gleicher Zeit verhältnißmäßig von größerem Durchmesser, als beim Menschen.

Der Gorill ist unbedingt der größte der bekannten Affen. Die vollkommen gleiche Bildung der Hände wie beim Menschen läßt uns glauben, daß der Gorill dem letztern noch näher steht, als der Chimpanse und selbst der Orang-Outang.

Handwerk und Wissenschaft.

Von Carl Müller.

Als sich die Engländer auf der Insel Tschusan festgesetzt hatten, bedurfte ein englischer Offizier einer neuen Uniform. Der Regimentsschneider war nicht zu haben; nur ein chinesischer Schneider stand zu Diensten. Ihm ward der Auftrag und als Muster eine alte Uniform mit einem Flicken auf dem Rücken. Der Chinese entledigte sich seines Auftrages sofort und lieferte nach kurzer Zeit das neue Kleidungsstück. Der Meister hatte sich vollständig an sein Muster gehalten; denn siehe da, er hatte auch den Flicken auf dem Rücken nicht vergessen. Dies erzählten die Zeitungen zur Zeit des chinesisch-englischen Krieges als Probe chinesischer Wissenschaft. Es war ein Stück jener Splitterrichterei, welcher wir uns, die wir so gern Alles gut und vollkommen bei und finden, nicht selten schuldig machen.

Wir brauchen wahrlich nicht nach China zu gehen, um solches Handwerk aufzusuchen. Unser tägliches Leben bietet von der Handwerksmäßigkeit in Künsten und Gewerben, im Haus und auf der Straße leider mehr als wir auf den ersten Blick ahnen. Die Meisten arbeiten ohne Kenntniß des Gesetzes nach einem alten Muster, nach einem alten Recepte. Der Seifensieder hat es von seinem Lehrherrn, dieser von dem seinigen und so fort. Drei bis vier Jahre hatten sie nöthig, zu lernen, nothdürftig nach einem alten Recepte ihre Lauge zu machen, ihren Talg zu verseifen. Keiner von ihnen wußte etwas von Elain, Stearin und Margaritin in Oelen und Fetten, von ihren Verbindungen zu Seife mit Alkalien. Keiner lernte das Gesetz kennen, daß Natron eine feste, Kali eine schmierige Seife bilde, daß das Bleipflaster des Apothekers ebenfalls nur eine Seife sei, welche aus den Stoffen des Oeles und Bleioxyden gebildet wurde. Jeder arbeitet fort nach seinem Recepte, und es ging Alles gut, wenn die Bestandtheile stets dieselben waren. Eine geringe Abweichung aber stürzte den armen Handwerker in die größte Verlegenheit und ich habe deren gesehen, welche nach kurzem Anfange schon den Krebsgang gingen. Ein Anderer gerieth in die größte Verlegenheit, wenn seine Seife im eisernen Kessel nicht jene schwarzen Streifen, welche der Seife das bekannte marmorartige Ansehen verleihen und vom Publikum als die Merkmale einer guten Seife so oft angesehen worden, freiwillig annahm. Er hatte in der weißen Seife in der That unbewußt eine reinere geliefert, aber seine Kunden, vom Vorurtheil befangen, verschmähten sie und gingen fort, um die schlechtere, marmorstreifige anderswo zu kaufen. Der Arme hatte das Zusehen, denn er wußte nicht, daß die schwarzen Streifen nur von Schwefeleisenverbindungen herrührten, die sich aus schwefelhaltigen Bestandtheilen der Lauge bildeten und die er sich künstlich hatte bereiten können. So betrog sich die Hausfrau selbst und der Seifensieder kam um die Kundschaft. — Auch jener Lithograph wußte es nicht, daß sich, wo man mit Braunkohlen heizt, aus den schwefelsauren Salzen derselben Schwefelwasserstoff bildet und daß dasselbe mit Bleisalzen schwarze oder braune Schwefelverbindungen liefert. Er legte darum unbekümmert sein mit kohlensaurem Bleioxyd (Bleiweiß) gefertigtes Pergamentpapier in seine geheizte Arbeitsstube und — nach mehreren Monaten war es, weil braun, unbrauchbar geworden. Wohl dem Maler, der noch rechtzeitig lernte, daß man in Städten, wo man mit Braunkohlen heizt, selbst sein Oelbild in gutem Zustande zu erhalten vermag, da die Bleifarben dasselben sich stets mit dem Schwefelwasserstoffgase der verbrannten Braunkohleu, namentlich der sogenannten Knorpel, zu schwärzen pflegen. Auch der Buchbinder hätte von ihm hinsichtlich seiner eleganten französischen mit Bleiweißpapier ausgestatteten Schreibmappen lernen können. Ohne Kenntniß der Naturgesetze waren sie wie jeder Mensch tausend Zufälligkeiten in die Hand gegeben, und nicht Viele gingen unverletzt am Beutel aus diesem Labyrinthe. Mit welchen Gefühlen aber mochte wohl der erfahrene Droguist jenen armen Tuchmacher in seinem Laden empfangen, der einige Pfund des schleimigen Flohsamens (Plantago Psyllium) so oft zu kaufen kam, um damit seinem fertigen Tuche den Stempel des Schönen, den Glanz durch Decatiren aufzudrücken? Wohl mußte der Kaufmann über seinen unerfahrenen Käufer lächeln. Er wußte, daß nur die heißen Dämpfe, welche durch das Tuch streichen, demselben den Glanz verleihen, daß aber der Flohsame ein gänzliches Nichts dabei sei. Er hütete sich indeß wohl, seine Einnahme zu verscherzen, obgleich sie seinem armen kleinen Käufer schon ein Stück Brod auf seinem kärglichen Tische gewesen wäre. Das war der Segen eines alten Receptes.

Der Bewohner der eisigen Puna auf den 14000 Fuß hohen Anden Peru's holt sich seine Kartoffeln und sein Fleisch mühsam aus der Ebene herauf. Unten im Thale, das weiß er, kochen Beide gar. Allein die eigenen Kartoffeln, das eigene Schaffleisch will auf seiner Höhe nicht weich werden, obwohl das Wasser über dem Feuer zischend siedet. Endlich ist er plötzlich mit der Nahrung der Ebene auf seiner Höhe angekommen. Er kocht und kocht, doch siehe da, auch die Nahrung der Ebene zeigt sich auf seiner Höhe widerspenstig. Der Arme weiß nichts von dünnerer Luft, vermindertem Luftdrucke auf hohen Gebirgen, weiß nicht, daß bei solchem schwächeren Luftdrucke das Wasser schon weit unter 80° R. siedet und somit nicht im Stande ist, seine Nahrung weich zu kochen. Wir in Deutschland wissen das besser und lächeln über den unwissenden Punabewohner. Doch siehe da, eben hat die Hausfrau ein Gericht mit Hülsenfrüchten auf den Tisch gesetzt. Schon duftet Gau's Lieblingsgericht zu uns auf. Aber — die Linsen sind hart! Unmuthig legt der Hausherr die Gabel hinweg und die Hausfrau steht betroffen in die unheilvolle Schüssel. Sie wußte nicht, daß das Legumin aller Hülsenfrüchte, mit hartem Wasser gekocht, eine unlösliche, unverdauliche Verbindung mit dem Kalkgehalte des Wassers bildet, während

Digitized by Google

ein Zusatz von Soda oder Pottasche zum Kochwasser dasselbe verhütet und das freundliche Antlitz des Gaten erhalten hätte. Sie will es ausgleichen und bereitet im Stillen eine liebliche Eiersauce mit Rothwein vor. Doch wehe! Alles scheint sich gegen ihre Kochkunst verschworen zu haben; denn die Sauce ist flockig, als ob sich die Milch „gebackt" hätte. Das ist auch in der That mit dem Eie der Fall gewesen. Mit dem Gerbstoffe des Rothweins hat das Eiweiß eine gleichfalls unlösliche Verbindung gezeugt, die sich in Flocken niederschlug. Die Hausfrau ist unbewußt ein Gerber gewesen, denn die Verbindung ist — Leder, dieselbe, welche der Gerber abschicklich in seinen eiweißhaltigen Häuten herzustellen bemüht ist. Arme Hausfrau! Das ist der Segen der Unkenntniß der Naturgesetze!

Aber da kommt ein Mann, der die Gesetze kennen wird. Er erzählt dem Physiker freudig, daß er eben eine Wage zu Stande gebracht habe, wie sie genauer wohl nicht zu treffen sei, und richtig, da steht das Wunderwerk mit einem Zünglein, welches genau im Schwerpunkte des Wagbalkens angebracht ist, der Physiker aber schaut dem Manne in's Gesicht, als ob er sehen wollte, ob's auch da richtig stehe. Lieber Freund, sagt er, eine Wage ist unbrauchbar, wenn sie zu richtig ist; eine solche steht wie festgenagelt im Schwerpunkte. Sie soll aber einen Ausschlag geben, soll balanciren und das erreicht man, wenn das Zünglein dicht unter, aber nicht in dem Schwerpunkte sich wiegt. Das hätte man wissen sollen. Ich empfehle mich. — Wie mag es mit jenem Schlosser stehen, welcher die Welt mit kostbaren Brückenwagen versorgt, mit jenen Decimalwagen nämlich, auf welche man sogleich mit beladenen Wagen fährt? Auch er arbeitet nach einem alten Recepte. Es ist eine 20-Pfund-Wage, sein Modell. Verlangt eine 40-Pfund-Wage, so wird er alle Theile seines Modells noch einmal so lang machen und im gleichen Verhältniß immer länger, je schwerer die Wage zu tragen haben soll. Somit könnte aber wirklich der Fall eintreten, daß seine Brücke bei mehren tausend Pfunden Belastung recht gut als Brücke über den Rhein dienen könnte, da der gute Mann nichts von Hebelkraft, nichts von mechanischen Verhältnissen, sondern nur von Maschinentheilen weiß. Er wird Euch genau nach seinem Modelle wie der Schneider aus China Stück für Stück zusammensetzen; die Maschine wird gut oder schlecht werden, je nachdem sein Modell es war, darüber hinaus wird er's je nachdem treffen. Darüber hinaus wird es nichts Neues schaffen; denn da er nichts von Gesetz weiß, wird er auch nicht selbst erdenken.

Er ist ein Handwerker mit dem Zollstabe in der Hand, nicht mit dem Naturgesetze im Kopfe. Und er hat seines Gleichen noch genug. Jener „Zeugarbeiter" mit seinen Mühlen ist nicht besser. Da folgt ein Nagel wie der andere, ein Brett wie das andere. Wie sollte es auch anders sein? Ohne Naturgesetz keine Freiheit der Bewegung! Sie sind und müssen alle Knechte ihrer Unwissenheit sein, während der Kundige, wissenschaftlich Gebildete, ruhig an das Wasser tritt, das Gefälle berechnet, ruhig die zu leistende Aufgabe betrachtet und darnach alle gegebenen Verhältnisse so benutzt, daß die Mühle das Höchste leisten muß, was sie unter den gegebenen Bedingungen leisten konnte. Aber dazu gehört freilich mehr. Da giebt es an Centrifugalkraft, Centripetalkraft, Tangentialkraft, an Zerlegung der Kräfte u. s. w. zu denken. Das sind dem Handwerker böhmische Dörfer. Wissen sie doch kaum, was das Wort Mechanik sagen will! Auf der andern Seite sagt der wissenschaftlich Gebildete mit dem Naturgesetze im Kopfe den Elementen: Ihr sollt mir das und das leisten, und sie folgen dem Befehle ihres Gebieters. Welche Freiheit der Bewegung! Welch innerer Genuß für ihn, den nun der rohe Handwerker entweder anstaunt und für einen Hexenmeister hält, oder als einen müßigen Neuerer verschreit! Mancher, der das Perpetuum mobile erfinden wollte, würde etwas Großes leisten können, wenn er wissenschaftlich gebildet gewesen wäre. Mancher von den Erwähnten würde, da er doch immer ein offenes Auge haben muß, ganz andere Sachen geschaffen haben, wenn er mit Mathematik, Physik und Chemie ans sich selbst heraus hätte entwickeln können! Doch die meisten sind Handwerker und werden es bleiben ihr Leben lang. Vielen würde zu helfen sein, wenn die Schule einen besseren naturwissenschaftlichen Grund in sie gelegt hätte. Die meisten aber wollen sich nicht helfen lassen. Sie hassen den wissenschaftlich Gebildeten, weil sie ihn fürchten. Und so bleiben sie Knechte ihrer eigenen Unwissenheit. Daher kommt es, daß schamlose Betrüger ihnen ihr Geld bei sehenden Augen aus der Tasche ziehen, ohne daß sie es merken. Liefern nicht die Zeitungsblätter alltäglich die Beweise „fuderweise" dazu mit Quacksalbereien aller Art?

Und woher dies Alles? Weil die meisten nur nach der Form, nach dem Recepte und nicht nach dem Gehalte fragen. Wir haben den chinesischen Schneider auf den Straßen, in den Häusern, in den Fabriken, in den Gewerken; wir haben den Handwerker selbst unter den Gebildetsten, aber naturwissenschaftlicher Kenntniß Entbehrenden. Wir haben ihn unter den Bauern, welche die Jauche in den Chausseegraben laufen lassen, während sie auf ihrem Acker eine Goldtinktur sein würde. Wir haben ihn in den Gemeinden, welche ihre Wälder für faule Kapitalien halten und somit von den Bergen schlagen, um in einigen Jahren nutzlose Felsen, versandete Flüsse und Weiden, leere Gemeindekassen, Noth über Noth dafür zu haben. Wir haben ihn im Tüncher, welcher die Stube mit dem arsenikhaltigen Schweinfurter Grün übermalt, um damit die Familie langsam zu vergiften. Weiß er doch nicht, daß sich in feuchten Stuben eines der giftigsten Gase, das Arsenikwasserstoffgas daraus entwickelt! Wir haben den Handwerker in dem Arzte, der zwanzig verschiedene Arzneimittel auf einem Recepte zur Apotheke sendet, Mittel, von denen die Wirkung des einen die des andern wieder aufhebt, oder, wenn sie zusammen wirkten, ihn doch nicht zur Erkenntniß kommen ließen, welches von ihnen half. So zwingen sie ihn, stets dasselbe Recept wieder abzuschreiben, damit ja nicht das Mittelalter aus der Mode komme, jenes Zeitalter, in welchem zu Venedig ein halbes Hundert Arzneistoffe zu jenem weltberühmten Theriak kamen, welcher unter den Augen des Senates auf öffentlichem Marktplatze vom Alchymisten bereitet werden mußte. Wir haben den Handwerker überall, wo man nur nach altem Herkommen, nicht nach eigener Einsicht in die tiefen aber einfachen Naturgesetze handelt. Wir haben den Handwerker bis in unsre Küche, und viel, sehr viel wäre darüber zu sagen, daß „studiren über probiren" gehe.

Die Phantasie.

Da wandert ein blinder, von der Schwere des Alters gebeugter Greis auf ungebahnten Wegen über die Erde. Ein schöner beschwingter Jüngling ist ihm als Führer mitgegeben.

Digitized by Google

Der blinde Greis bricht in die Klage aus: „Wie ungebahnt und steil ist doch dieser Weg, wie zerreißen Dornen und Steine meine Füße!"

„Nein, gewiß nicht!" sagt der Jüngling. „Sieh wie das Feld rings um uns prangt, die Berge im Glanz des Abendrothes glühen, die Bäche wie leuchtende Silberstreifen zwischen den grünen Klüften hineilen, die Wälder im Gold der Sonne glänzen und die Wasserfläche und die fernen Kirchen und Häuser uns wie Diamanten entgegen blitzen."

Da hört der Greis in der Ferne verwirrte Stimmen und ruft in banger Sorge: „Stille! hörst du nicht wildes Rufen und drohende Worte; es sind blutdürstige Räuber, raubgierige Mörder, die nach uns suchen!"

„Nein!" unterbricht ihn der Jüngling: „es ist ein Hochzeitszug: frohe Landleute kehren nach ihrem Dorfe zurück, die Clarinette tönt — sie singen lustige Lieder!"

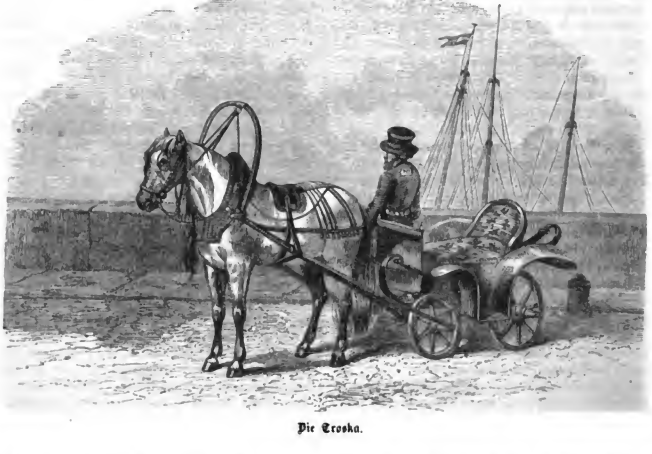
„Es ist wunderbar", sagt der Greis, „daß du das Alles sehen kannst!"

Und so wandern der Greis und der Jüngling stets weiter und weiter, der Eine bekümmert, forschend und banger Ahnung voll, der Andere munter, freudig hoffend und tröstend. Und am Ende der Laufbahn sinkt der Greis ermattet nieder; noch schwebt dem ewig Forschenden eine Frage auf den Lippen, doch — er hat vollendet, er stirbt. Und der Jüngling küßt seine Augen und schwebt himmelan, denn dort ist seine Heimath. —

Der Greis war die Vernunft mit der Bürde der Erfahrung, der Jüngling: die Phantasie, ewig jung und ewig neu. Sie stammt vom Himmel und kehrt zum Himmel zurück.

Russische Wagen.

In Rußland sieht man außer den Schlitten, die im täglichen Gebrauche sind, alle im übrigen Europa bekannten Wagen: wenigstens sahen wir in den großen Städten, wo die Aristokratie mehr und mehr die Gewohnheiten Frankreichs und Deutschlands annimmt, alle bei uns üblichen Fahrzeuge. Die ächt russischen Wagen sind beinahe



Die Troska.

immer klein und offen; nur die Frauen und die alten Leute bedienen sich geschlossener Wagen.

Unter den gewöhnlichsten, das heißt denen, die man am meisten im Gebrauch sieht, ziehen namentlich drei die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich: die Troska, Teleka und Kibitka.

Die Troska (Droschke) ist eine Art niederen Tilbouri's, deren sich namentlich die Offiziere und jungen Leute bedienen. Obgleich man gewöhnlich nur Ein Pferd einspannt, so fügen gewisse Elegants häufig noch ein zweites außerhalb des Schwanzbaumes hinzu. Die Pferde müssen in der Kraft und Gestalt, aber nicht in der Farbe gleich sein. Der Kutscher, ein junger Mann in der Nationaltracht, hält sich gewöhnlich auf der Seite oder vorne; man nennt ihn den Rufer, weil es sein Hauptgeschäft ist, die Fußgänger anzurufen, welche von der mit Blitzesschnelle über den Schnee dahinfliegenden Troska überfahren werden könnten. Das Schwanzbaum-Pferd ist immer ein ausgezeichneter Läufer; das andere ist mehr zur Parade bestimmt und führt den Namen: das wilde. Von der Peitsche des Herrn angefeuert, goffirt es mit fliegender Mähne in wilden Sätzen über die eisige Fläche. Die Troska, wie die meisten russischen Wagen, ist mit kostbarem Pelzwerk versehen, im Uebrigen aber ohne allen Schmuck.

Die Teleka ist ein Reisewagen, dessen sich namentlich die Couriere, die Offiziere auf Sendung und die Reisenden,

Digitized by Google

welche große Eile haben, bedienen. Das Poſtweſen in Rußland iſt ein durchaus anderes, als bei uns. Die Regierung ließ von Relais zu Relais ein Poſthaus erbauen, das ein einziger Beamter bewohnt. Alle großen Herren

Die Teleka.

aus der Umgegend müſſen eine der Bedeutung ihrer Beſitzung entſprechende Anzahl von Pferden und Teleken auf dem Poſthauſe unterhalten. Die Geſchäftsträger der Regierung, welche von dieſer abgeſandt werden, bedienen ſich

Die Kibitka.

der Wagen und Pferde unentgeltlich; die Reiſenden, welche die Erlaubniß erhalten, ſich dieſes Verkehrsmittels gleichfalls zu bedienen, bezahlen dem Poſtillon drei Kreuzer für die Stunde; auch können ſie auf den Stationen übernach-

Digitized by Google

abgehauen. Der Dritte, welcher der Angeber wurde, mußte sein Vergehen gleichfalls mit dem Tode büßen.

Das Schloß Borgholm in Schweden.

Das Profil der Ruinen von Borgholm hebt sich aus dem Nebel ab und unterbricht die einförmige Linie der Ufer von Oeland. Dieses stolze Schloß, welches das Meer zu beherrschen scheint, war einst die Wohnung der Könige. Seine Erbauung auf diesem Berge hat den Leibeigenen einst manchen Schweißtropfen ausgepreßt. Heutzutage steht es ohne Dach, ohne Zimmerdecke da und ist nur noch eine Erinnerung an vergangene Zeiten.

Man erzählt, daß in heidnischen Zeiten hier eine Veste gestanden habe; die Geschichte erwähnt jedoch erst gegen 1280 unter der Regierung Magnus I. eines Castrums, wo der Schatz dieses Königs niedergelegt war. Am Anfang des folgenden Jahrhunderts, als der Streit zwischen dem König Birger und seinem Bruder Waldemar den Bürgerkrieg in Schweden entzündete, und dieser König von seinem Bruder zum Gefangenen gemacht wurde, wählte man Borgholm zu seinem Gefängniß und er verließ es nicht wieder, bis er auf seine Lehen und das Schloß selbst verzichtet hatte. Waldemar war nun Herr des Schlosses; aber unglücklicher als sein Vorgänger, fiel er durch Verrath in die Hände Birgers, dessen unerbittliche Rache ihn vernichtete. Seine Wittwe Ingeborg behielt Borgholm bis zu ihrem Tode, und die Chronik erzählt, daß die Insel unter der Herrschaft dieser Fürstin glücklicher gewesen, als alle übrigen Provinzen des Königreichs. Bei einem Kreuzzug, welchen Waldemar III. von Dänemark im Jahre 1361 unternahm,

Das Schloß Borgholm, auf der Insel Oeland in Schweden.

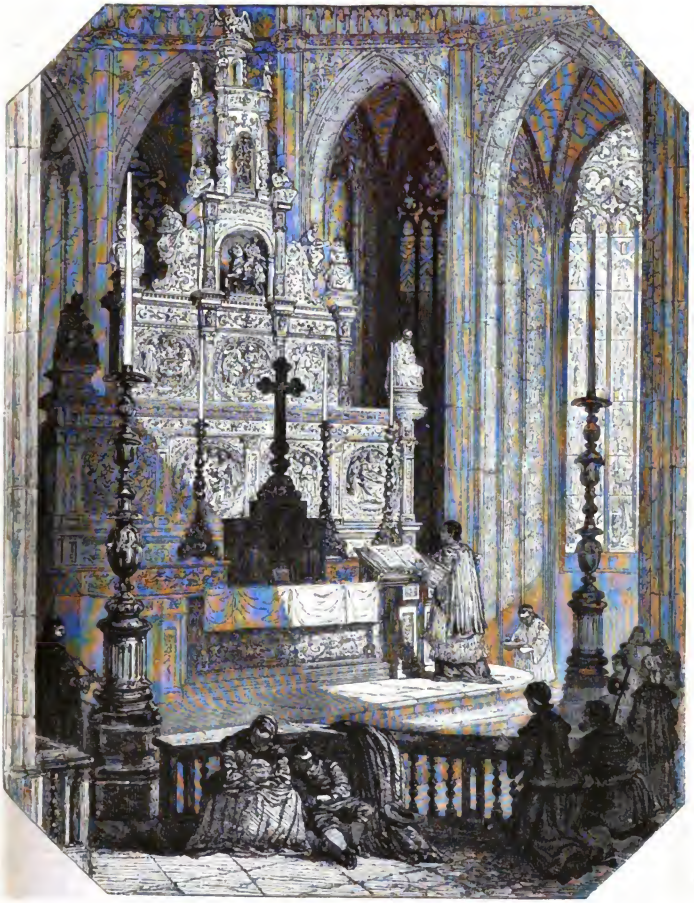
wurde Oeland von den Dänen geplündert und das Schloß zerstört. Borgholm, das unter Magnus II. an die hanseatischen Städte ausgetauscht wurde, hatte bis 1431 einen Lübecker Commandanten. Später kam Oeland und Borgholm an Carl Kunsson, als Belohnung für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste. Als dieser auf den Thron Schwedens gelangte, hielt er sich längere Zeit in Borgholm auf. Im Jahre 1456 suchte Christian I. von Dänemark auf der Insel zu landen; Borgholm mußte nach sechswöchiger vergeblicher Vertheidigung endlich aus Mangel an Munition capituliren: die Garnison durfte mit Waffen und Bagage abziehen; unterwegs öffnete sich eine Kasse, als sie zu Boden fiel; das Silber und die Juwelen erregten die Begierde der Dänen, die sich sogleich des Schatzes bemächtigten, indem sie behaupteten, was auf die Erde falle, gehöre dem Eigenthümer des Bodens. Während der Bürgerkriege, welche Schweden zerrütteten, wird Borgholm als letzter Zufluchtsort des unruhigen Erzbischofs Oxenstierna bezeichnet, welcher im Jahre 1468 dort sein Leben beschloß. Vier Jahre später brachte Sten-Sture Borgholm wieder unter schwedische Herrschaft. Als 1491 Johann auf den Thron von Schweden gerufen wurde, fiel Borgholm von Neuem unter das Joch der Dänen: als aber Schweden seine Unabhängigkeit wieder gewann, unterwarf sich auch Borgholm seiner Krone.

Alle Belagerungen, alle Veränderungen des Besitzers trugen nur zu seiner Verschönerung bei. Bis zum Jahre 1677 weiß die Chronik von Borgholm nichts besonderes zu erzählen; in diesem Jahre aber hielt es noch eine Belagerung von Seiten der Dänen und Holländer aus. Seit dieser Epoche und namentlich seit einem heftigen Brande im Jahre 1806 ist das Schloß beinahe gänzlich in Verfall gerathen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Agentur von Lorilleux & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Liebfrauenkirche in Hal.



Der Hochaltar in der Liebfrauenkirche zu Hal (in Belgien).

Die kleine Stadt Hal in Südbrabant verdankt ihre Berühmtheit einzig und allein ihrer Kirche. Aus der Ferne zieht dieser im Jahre 1340 begonnene und 1409 beendigte Bau die Aufmerksamkeit nicht auf sich, da die äußern Proportionen von keiner besondern Großartigkeit sind. Der Thurm ist bis zum dritten Theil seiner Höhe viereckig, von da an achteckig und mit Reliefs und anderer Steinmetzarbeit geschmückt. Das Innere zeigt die schönsten Verhältnisse und ist außerordentlich prachtvoll in decorativer Beziehung. Das in drei Theile getheilte Schiffgewölbe ruht auf hochanstrebenden Säulenbündeln. Der Chor ist prachtvoll: der Blick des Besuchers wird ebenso sehr von

Digitized by Google

den herrlichen Farben der gemalten Fenster, als den durchbrochenen Nischen, Statuen, Statuetten und tausend andern Verzierungen angezogen. Der Hochaltar — ein Meisterwerk — macht einen wahrhaft großartigen Totaleindruck, während die einzelnen Details bis ins Feinste ausgearbeitet sind. Der obere Theil stellt das Bild des h. Martin dar, dessen Namen die Kirche anfangs führte, später jedoch mit dem der h. Jungfrau vertauschte, da ein Muttergottesbild in einer der beiden Kapellen durch seine Wunder außerordentliche Berühmtheit erlangt hatte.

Die Liebfrauenkirche bewahrt außerordentliche Schätze; namentlich bewundert man in der erwähnten Kapelle den Reichthum von Kreuzen, Lampen, Waffenröcken, Standarten, Monstranzen, Kelchen, goldenen, silbernen und eisenbeinernen Figuren, Geschenken der Könige und Fürsten aller Länder. Eines der herrlichsten Juwele dieses Schatzes ist eine vergoldete Silbermonstranz, welche Heinrich VIII. von England kurz vor seinem Uebertritt zur protestantischen Kirche hierher geschenkt hat.

In einer jährlich am 1. September stattfindenden feierlichen Prozession wird dies wunderthätige Bild von zwölf Abgeordneten der benachbarten Städte und Dorfschaften umhergetragen. Auch die Lütticher kommen jährlich in Prozession hierher gewallfahrtet.

Können Insekten sprechen?

Diese Frage, sagt Rymer Jones in einer neulich von ihm herausgegebenen interessanten naturhistorischen Schrift, dürfte wirklich dem seltsam erscheinen, welcher mit dem Worte sprechen die Fähigkeit versteht, seine Gedanken durch artikulirte Laute auszudrücken; indessen wird sich Jeder, der jenen kleinen Thieren seine Aufmerksamkeit schenkt, bald überzeugen, daß sie, obgleich der Zunge ermangelnd, sich doch auf die eine oder andere Weise gegenseitig verständlich machen können. Von manchen zum Beweis hiefür dienenden Beispielen wollen wir hier nur ein paar der schlagendsten anführen:

Wenn man mit Aufmerksamkeit einen Ameisenhaufen beobachtet, so wird man bald sich davon überzeugen, daß diese rastlos thätigen kleinen Arbeiter im Stande sind, sich gegenseitig ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten mitzutheilen. Man lege zum Beispiel Nahrungsstoff in die Nähe eines Ameisenhaufens und beobachte das Verhalten seiner Bewohner. Es wird natürlich einige Zeit hingehen, ehe man den Schatz entdeckt; endlich jedoch hat ein Wanderer auf seinem Morgenausflug das Glück, darauf zu stoßen. Was thut er nun? Er beginnt keineswegs, wie ein einsam lebendes Thier, das nicht im Stande ist, sich Hülfe zu suchen, damit, den Schatz selbst fortzuschaffen, sondern eilt exfrent über den Fund rasch hinweg, stößt mit dem Kopfe an jede Ameise, die er unterwegs trifft, und weiß auf eine für uns freilich geheimnißvolle Weise diese nicht blos von seiner Entdeckung, sondern auch von dem Ort derselben zu unterrichten; denn nach kurzer Zeit sieht man Schaaren von Ameisen nach jenem Orte hineilen, wo der Schatz liegt, und Alles ist nun Leben und Thätigkeit, bis der Nahrungsstoff eingeheimst und im Ameisenhaufen sicher aufbewahrt ist.

Ein anderes noch sprechenderes Beispiel von der Mittheilungsgabe der Insekten liefern die Bienen. Jedermann weiß, daß die Bienenkönigin der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit für sämmtliche Arbeiter des ganzen Stockes ist. Da diese indessen in den verschiedensten Richtungen und oft weit entfernt von der Colonie wichtig beschäftigt sind, so sollte man glauben, es wäre ihnen unmöglich, wenigstens nicht, ehe viele Zeit vergeht, die Abwesenheit der Königin zu erfahren. Um nun zu wissen, ob die Bienen im Stande sind, eine solche Nachricht rasch zu verbreiten, hat man zu wiederholten Malen die Königin heimlich aus dem Korbe entfernt. Ungefähr eine halbe Stunde schien die Entführung ein Geheimniß zu bleiben, aber bald verkündete das zunehmende Summen, daß der ganze Bienenkorb im Aufruhr sei, und nun sah man Legionen von Bienen in angstvoller Hast aus- und einströmen und nach der verschwundenen Herrscherin suchen. Sobald diese dagegen ihrer Residenz zurückgegeben ist, hört auch der Tumult und das laute Summen auf, und Alles ist wieder ruhig, indem Jedermann zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung zurückkehrt.

Die Flucht des Hugo Grotius.

1621.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, hatte Holland bedeutende Dienste geleistet, denn durch seine geschickte Kriegsführung und seinen Muth war die Republik vom spanischen Joche befreit worden. Die Dankbarkeit des Volks hatte ihm die Würde eines Statthalters bestimmt. Die republikanische Partei jedoch, die den Plänen des Prinzen nicht traute, wollte, daß die Macht getheilt und widerruflich sei und die gesetzgebende Gewalt mächtiger werde, als die des Statthalters. Der alte Barneveldt, Großpensionär von Holland, stand an der Spitze dieser Partei und der berühmte Grotius, der Pensionär von Rotterdam, der durch seinen Charakter, seine Beredsamkeit und sein großes Wissen eine große Autorität in Holland war, bildete eine mächtige Stütze. Nach dem Rathe dieser Beiden und aus Anlaß der Unruhen, welche die religiösen Secten der Arminianer und Gomaristen veranlaßt, hatten die Generalstaaten am 4. August ein Decret erlassen, welches den Stadtbehörden die Macht gab, Militär zur Unterdrückung der Aufstände und Herstellung der öffentlichen Ruhe aufzubieten. Diese Errichtung einer Stadtwache reizte Moritz von Nassau. Er betrachtete die Gesetze der Generalstaaten, welche ohne seine Zustimmung verkündigt waren, als eine Verletzung seiner Rechte als Statthalter. Nachdem er vergeblich durch Ueberredung und selbst durch Gewalt versucht, die neue Miliz aufzulösen, beschloß er, dieser Opposition gegen die gesetzliche Gewalt durch einen Staatsstreich ein Ende zu machen. Einige Unordnungen in Utrecht lieferten ihm den Vorwand. Er versammelte acht Personen unter dem Titel der Generalstaaten, und ließ sie ohne vorhergehende Untersuchung eine Ordonnanz ausfertigen, welche die Verhaftung Barneveldt's, Grotius' und Hoogerbeet's anordnete.

Am 18. August 1618, als Barneveldt im Hof des Haager Schlosses war, überbrachte ihm eine der Garden des Prinzen von Oranien, gefolgt von einigen Soldaten, den Befehl der Generalstaaten, ihr zu folgen; man führte ihn in ein Zimmer des Schlosses, wo man ihn einschloß. Der Prinz schickte zu gleicher Zeit zu Grotius und Hoogerbeet, und ließ ihnen sagen, er habe mit ihnen zu sprechen: sie erschienen augenblicklich und wurden verhaftet.

Digitized by Google

Am selben Tage wurde folgendes Placat angeschlagen:

„Die Generalstaaten thun Jedermänniglich kund und zu wissen, daß sie, um die große Gefahr abzuwenden, welche den Provinzen drohte, und um die Eintracht, den Frieden und die Ruhe wieder herzustellen, Johann van Barneveldt, Generaladvocaten von Holland und Westfriesland, Romulus Hoogerbeet und Hugo Grotius gefänglich einziehen ließen, da sie in Erfahrung gebracht und erwiesen ist, daß sie die Urheber des Aufstandes in Utrecht und eines Unternehmens sind, das nicht allein der Provinz und dem Lande, sondern noch vielen andern Städten großen Nachtheil gebracht. Auf Grund dieses wurden die drei Genannten arretirt und im Schlosse zu Haag festgesetzt, bis sie von der Verwaltung ihrer Aemter Rechenschaft abgelegt." Der Anschlag war ohne Unterschrift.

Einige Tage später durchzog der Prinz von Oranien die holländischen Städte. Er hatte die Macht in Händen und fand nirgends Widerstand. Er entsetzte die Verwandten der Drei ihrer Aemter und gab diese Anderen, die ihm treu ergeben waren; auch legte er in einige Städte, wie namentlich Rotterdam, Besatzungen.

Die Arretirungen vom 29. August hatten in der Provinz Holland große Aufregung hervorgebracht und sechs Monate später waren die Gemüther noch nicht beruhigt. Gegen Ende des Jahres erschien ein Decret, welches erklärte, daß die nothwendigen Maßregeln, in Folge deren der Großpensionär und die Pensionäre von Rotterdam und Leyden gefänglich eingezogen worden, keine Consequenzen nach sich ziehen würden.

Sechsundzwanzig Commissäre, welche von den Generalstaaten ernannt und aus dem Adel und den Beamten erwählt worden waren, erhielten indeß den Befehl, sich nach dem Haag zu begeben und den Gefangenen den Prozeß zu machen.

König Ludwig XIII., der eine besondere Hochachtung für die Gefangenen, namentlich für Barneveldt, hegte, dessen Verdienste am französischen Hof wohl bekannt waren, schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Holland, mit dem Auftrag, in Gemeinschaft mit dem gewöhnlichen Gesandten bei den Generalstaaten zu Gunsten der Angeklagten zu sprechen. Man antwortete den Gesandten, die Beklagten seien überführt, gegen die Republik conspirirt und den Generalstaaten den Untergang geschworen zu haben.

Am 12. Mai 1619 wurde der siebenzigjährige Barneveldt zum Tode verurtheilt. Seine Hinrichtung fand am andern Tage im Binnenhofe zu Haag unter den Fenstern des Prinzen von Oranien statt.

Am 18. Mai wurde Grotius zur Gefangenschaft an einem Orte verurtheilt, den die Generalstaaten bestimmen würden und wo er den Rest seiner Tage verbleiben sollte. Seine Güter wurden confiscirt.

Auch Hoogerbeet wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt.

In Folge des Urtheilsspruchs gegen Grotius befahlen die Generalstaaten, daß er nach der Festung Löwenstein gebracht werde, wohin man ihn am 6. Juni 1619 abführte.

Grotius war damals sechsunddreißig Jahre alt. Er fand in seinem Gefängniß zwei mächtige Tröstungen, seine Frau und sein Studium.

Er war seit dem Monat Juli 1605 verheirathet. Seine Frau, Marie von Reigersberg, die Tochter eines ehemaligen Bürgermeisters, hatte seit seiner Gefangennehmung getrennt von ihm gelebt. Nach der Verurtheilung folgte sie ihm auf die Festung Löwenstein und bat um die Erlaubniß, ihn täglich besuchen zu dürfen. Man gestattete ihr, die Festung zu betreten, bedeutete ihr aber, daß man sie nicht wieder einlassen würde, wenn sie sie verlassen. Sie ging darauf ein und blieb bei ihrem Gatten eingeschlossen. Später verfuhr man etwas minder streng gegen sie und sie erhielt die Erlaubniß, zweimal in der Woche die Festung zu verlassen.

Diese Gefangenschaft dauerte bereits 18 Monate, als Moritz van Holl, einer der erklärten Feinde von Grotius, der auch sein Richter gewesen, die Generalstaaten benachrichtigte, er wisse aus sicherer Quelle, daß ihr Gefangener zu entkommen suche. Ein Abgesandter, der nach Löwenstein geschickt wurde, fand jedoch bei der Untersuchung nichts Verdächtiges.

Allerdings war Marie von Reigersberg einzig mit dem Gedanken beschäftigt, ihrem Gatten die Freiheit wieder zu schenken. Man hatte Grotius erlaubt, von seinen Freunden Bücher zu leihen. Hatte er sie ausgebraucht, so schickte er sie in einer Kiste zurück, in welchen er gewöhnlich auch Wäsche legte, die man in Gorkum bleichte.

Im ersten Jahre untersuchten die Gefängnißmachen sorgfältig die Kiste, wenn sie von Löwenstein weggebracht wurde; da sie jedoch nichts anderes als Bücher und Wäsche fanden, so gaben sie sich zuletzt nicht einmal mehr die Mühe, sie zu öffnen. Grotius' Frau bemerkte diese Nachlässigkeit, und kam auf den Gedanken, Nutzen daraus zu ziehen. Sie vertraute ihrem Manne den Plan und überredete ihn, indem sie ihm die lange, vielleicht lebenslängliche Gefangenschaft schilderte, seine Befreiung zu versuchen, indem er sich in die Kiste legte. Damit er nicht ersticke, brachte sie an schwer zu bemerkenden Stellen Löcher an und veranlaßte ihn, sich mehrmals so lange hineinzulegen, als man von Löwenstein nach Gorkum brauchte. Dann setzte sie sich auf die Kiste, um zu sehen, wie lange er in diesem unbequemen Zustand es aushalten könnte. Als er endlich an das Manoeuvre gewöhnt war, dachte sie nur daran, die nächste günstige Gelegenheit zu benutzen.

Diese Gelegenheit bot sich bald. Der Commandant verließ aus Anlaß der Rekrutirung in Hausden die Festung. Grotius' Frau machte der Commandantin einen Besuch. Im Verlauf des Gesprächs sagte sie ihr, daß sie eine Kiste mit Büchern wegschicken wolle, da sie befürchte, das angestrengte Studium möchte ihrem Gatten schaden. Darauf begab sie sich in Grotius' Zimmer und schloß ihn in die Kiste. Zu gleicher Zeit ließ sie, damit man sich nicht wundere, wenn er sich nicht sehen ließe, das Gerücht verbreiten, er befinde sich unwohl. Zwei Soldaten trugen die Kiste weg; der Eine von ihnen, der sie viel schwerer als gewöhnlich fand, sagte: „Es muß ein Arminianer drin sein." Die Frau von Grotius, welche zugegen war, antwortete kalt: „Allerdings, es sind arminianische Bücher." Man ließ die Kiste mit großer Mühe an einer Leiter hinab. Der genannte Soldat verlangte, man solle die Kiste öffnen, um zu sehen, was drinnen sei; er ging sogar zur Frau des Commandanten und sagte ihr, die Schwere der Kiste mache ihn glauben, daß etwas Verdächtiges darin sei und daß man gut thun würde, sie zu öffnen. Die Frau des Commandanten wollte jedoch nicht, sei es, daß sie absichtlich die Augen verschloß, oder aus Gleichgültigkeit, und sie antwortete: es seien, wie ihr Grotius' Frau versichert, nur Bücher darin, und man solle sie in's Schiff hinabbringen. Man erzählt sogar, die Frau eines andern Soldaten, die am Thore stand, habe laut behauptet, sie wisse mehr als ein

Digitized by Google

Beispiel, daß sich Gefangene in Kisten gerettet. Man brachte jedoch die Kiste in das Schiff. Die Dienerin von Grotius hatte den Befehl, die Kiste bis Gorkum zu begleiten und in ein bestimmtes Haus zu schaffen. War die Kiste in Gorkum, so wollte man sie auf einem Schlitten weiter schaffen; die Magd sagte dem Besitzer des Schiffes, es seien zerbrechliche Waaren in der Kiste, sie bitte ihn deshalb, sie vorsichtig zu behandeln. Man legte sie auf eine Tragbahre und brachte sie zu David Dagelaer, einem Freunde von Grotius und Schwager von Grpenius. Als die Magd allein war, öffnete sie die Kiste. Grotius hatte sich, obgleich so lange Zeit in einem Raum von drei und einem halben Fuß eingeschlossen, durchaus nicht schlecht befunden. Er zog augenblicklich einen Maureranzug an, nahm Hammer und Kelle in die Hand und ging durch eine Hinterthüre des Hauses über den öffentlichen Platz, um sich nach dem Stadtthore zu begeben, das nach dem Flusse führte. Dort bestieg er ein Boot, das ihn nach Brabant brachte, wo er sich einigen Arminianern zu erkennen gab und einen Wagen nach Antwerpen miethete. Zuvor hatte er die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um nicht unterwegs erkannt zu werden. Er fürchtete nicht die Spanier, denn es war damals Waffenstillstand, sondern die eigenen Landsleute. In Antwerpen stieg er bei Nico-

Hugo Grotius' Flucht in einer Bücherkiste, 1621.

laus Grevincovius ab, der früher Minister in Amsterdam gewesen, gab sich jedoch sonst Niemandem außer diesem zu erkennen. Am 22. März 1621 erhielt Grotius auf diese Weise seine Freiheit wieder.

Man glaubte indessen zu Löwenstein, er sei krank, und um ihm Zeit zur Rettung zu lassen, versicherte seine Frau, seine Krankheit sei gefährlich; aber sobald sie von der zurückkehrenden Magd erfahren, er sei in Brabant und folglich in Sicherheit, gestand sie den Wachen, daß der Vogel ausgeflogen. Man meldete es dem Commandanten, der indessen zurückgekehrt war; er begab sich augenblicklich zu Grotius' Frau und fragte sie, wo ihr Gatte verborgen sei; sie antwortete, er möge ihn selbst suchen. Da er jedoch in sie drang, sagte sie aufrichtig, welcher Kriegslist sie sich bedient, und erinnerte ihn, daß sie Niemanden getäuscht, da sie ihm oft versichert, sie werde die erste beste Gelegenheit benutzen, ihren Mann zu befreien. Der Commandant, im höchsten Grade aufgebracht, begab sich nach Gorkum. Dort verfügte er sich mit dem Bürgermeister zu Dagelaer, wo sie jedoch die Kiste leer fanden. Der Commandant ließ nun Grotius' Frau streng bewachen. Am 5. April 1621 bat sie in einer Eingabe an die Generalstaaten um ihre Freilassung, und da die meisten Stimmen ihr günstig waren und selbst Moritz von Nassau keine Einwendung machte, wurde sie zwei Tage später auf freien Fuß gesetzt.

Grotius blieb einige Zeit in Antwerpen. Er schrieb am 30. März an die Generalstaaten, daß er seine Verur-

Digitized by Google

theilung in keiner Weise verdient, daß er sich nichts Unrechtes in seinen Handlungen vorzuwerfen habe, daß er im Gegentheil die Rathschläge ertheilt, die er zur Unterdrückung des Aufstandes für die besten gehalten, daß aber die Verfolgung, die er erlitten, seine Liebe zum Vaterlande nicht schwächen könne, dem er im Gegentheile alles Wohlergehen wünsche.

Grotius' Flucht hat die Poeten seiner Zeit zu den schönsten Gedichten begeistert, namentlich den unsterblichen Vondel.

Lange irrte Grotius in den Niederlanden umher und ging dann nach Frankreich, wo er von Ludwig XIII. eine Pension erhielt. Von Richelieu angefeindet, mußte er das Land 1631 wieder verlassen und verlor die Pension. 1632 ging er in schwedische Dienste und ward 1634 als Gesandter nach Paris geschickt. 1644 kehrte er nach Schweden zurück, nahm aber wegen vieler Verdrießlichkeiten seinen Abschied und wollte eben nach Holland zurückkehren, als ihn der Sturm nach Rostock verschlug, wo er 1645 starb.

Der Tod des Hirsches.

Unsre Leser haben sich schon oft an den Bildern des großen englischen Thiermalers Landseer erfreut; wir legen ihnen ein neues vor.

Der Tod des Hirsches.

Das edle Thier hat die Meute lange irre geführt. Mit flüchtigem Fuße eilt es über die Haide, durch die Wälder und die steilen Anhöhen hinauf; das dichte Gebüsch hat es müde gemacht: und erschöpft springt es in den See, um überzusetzen. Aber die zerstreute Meute der Hunde hat sich wieder gesammelt und zwei der muthigsten, die sich ihm an den Leib hängen, bedecken es mit Bissen. Der Hirsch hebt noch einmal den Kopf und stößt um sich: einer der Hunde sinkt tödtlich getroffen in das Wasser zurück; aber der andere setzt sich hartnäckig zur Wehr. Das besiegte Thier flüht das Leben entfliehen. Seine Füße bewegen sich nur noch in convulsivischem Krampfe; sein Auge tritt in die Höhle zurück und erlöscht. Die Strömung führt das willenlose Geschöpf an die Kaskade. Die schäumende Woge umhüllt es; der Fels zerreißt ihm die Seiten; noch ein Augenblick und es verschwindet mit seinen beiden Feinden in dem tiefen Schlunde.

Hans Tapfer.

Eine Erzählung.

Als ich noch zu Slagelse in die Schule ging, wohnte ich in einem Hause, in welchem sich außer mir noch drei Pensionäre befanden; zwei von ihnen waren Söhne eines reichen Gutsbesitzers aus der Gegend; aber der Dritte war ein armer, vater- und mutterloser Mensch von einer

Digitized by Google

der jütischen Haiden. Eine wohlhabende Familie in Kopenhagen ließ ihn studiren und bezahlte das Nothwendigste für ihn: aber das Wort, „das Nothwendigste", nahm sie im strengsten Sinne, denn der arme Hans Tapfer besaß nicht einen einzigen Schilling, sage und schreibe einen einzigen Schilling. Sein rechter Name war Hans, nicht Hans Tapfer. Den letzten Beinamen gab man ihm in der ganzen Umgegend, weil er sich von nichts in der Welt in Angst jagen ließ und dabei eine so große körperliche Stärke besaß, daß er bisweilen, wenn Zänkerei unter den Bauern im Wirthshause war oder sonst ein Handgemenge entstand, als Schiedsrichter dazwischen trat, zwei, drei starke Burschen im Nacken nahm und sie auf die Seite schleuderte, als wären's junge Hunde. Dadurch hatte er sich Ehre und Achtung unter dem niedern Volke erworben und den obengenannten Namen errungen. Er selbst ließ sich nie in Zänkereien oder Streitigkeiten mit Jemanden ein; er war im Gegentheil der frömmste und gutmüthigste Mensch, den es geben konnte und treuherzig wie ein Kind. Er war immer in gleich guter Laune, obwohl er, wie so mancher Andere, über den schlechten Zustand der Finanzen seufzen mußte, und nicht gerade sehr erfreut über die Kundgebung derselben durch seine zerrissenen Kleider und seinen alten Hut sein konnte. Wenn man auch noch so genügsam ist, so thut es doch wehe, mit zwanzig Jahren auf jeden unschuldigen Wunsch verzichten zu müssen, der Geld kostet. Und namentlich war ein Wunsch in Hans Tapfers Herz gleichsam festgewurzelt, — nämlich das Glück, eine Taschenuhr zu besitzen. Es wohnte ein Uhrmacher in der Stadt, an dessen Fenster eine silberne Uhr hing, welche acht Thaler kosten sollte. Diese Uhr war der Gegenstand der kühnsten Wünsche unsres Freundes geworden. Wenn er an dem Fenster des Uhrmachers vorüberging, blieb er immer stehen und betrachtete die Uhr mit lächelnder Miene und ging endlich mit einem Seufzer weiter.

Wir vier Kostgänger des genannten Hauses lebten in größter Eintracht und Freundschaft, und waren beinahe immer beisammen: namentlich schien keiner von uns den guten Hans missen zu können, dessen Treuherzigkeit und wunderliche Ansichten uns unterhielten und Veranlassung zu verschiedenen kleinen Späßen und Neckereien gaben, die unsrer Eintracht jedoch keinen Eintrag thaten. Ein Vergnügen, das wir uns gewöhnlich gemeinschaftlich machten, bestand darin, einen unsern von der Stadt wohnenden Förster zu besuchen, einen muntern alten Mann, der uns mit großer Gastfreundlichkeit aufnahm und sich an der Aufmerksamkeit ergötzte, mit der wir den unwahrscheinlichen Geschichten lauschten, die er uns erzählte. Es war schrecklich, welche Abenteuer dieser Mann in seinem Beruf, als Jäger und Forstmann bestehen mußte, namentlich bei Nachtzeit in den dunkeln Wäldern. Wir hörten andächtig auf Alles; auf dem Heimweg aber lachten und spotteten wir darüber, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß es mit einem gewissen Schauer geschah, namentlich wenn wir spät durch den Wald gingen. Indessen waren nur die Söhne des Gutsbesitzers und ich so ungläubig, Hans Tapfer dagegen schwieg und trillerte oder pfiff eine Melodie, während er sich beständig umsah. Wir hatten mehrmals, wenn wir ihn um seine Meinung fragten, nichts als seine gewöhnliche Redensart zur Antwort bekommen: „Es kann jeder glauben, was er will," oder: „Ach, schon gut!" —

Eines Abends machten wir unsern gewöhnlichen Spaziergang; als wir aber auf dem Hinauswege an dem Fenster des Uhrmachers vorbeikamen, vermißte Hans die theure Uhr. Wie ein Blitz eilte er in das Haus, kam jedoch sogleich zurück und rief, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre: „Nein, Gott sei Dank, die Achtthaleruhr ist nicht verkauft." — Fritz, der jüngste der beiden Gutsbesitzersöhne, lachte und sagte: „Aber was kann das dir helfen?" — „Ach, nichts!" seufzte Hans; „ich werde freilich nicht so glücklich, je diese seltene Uhr zu besitzen, aber es ist mir doch lieb, daß sie nicht verkauft ist." Wir setzten nun unsern Weg fort und Fritz bekam indeß Gelegenheit uns zu sagen: „Mein Bruder Lorenz und ich haben verabredet, daß wir zusammenlegen und Hans Tapfer die Uhr verehren wollen; aber wir sollten, glaube ich, doch vorher noch unsern Spaß mit ihm haben." Als wir nun spät Abends durch den Wald nach Hause gingen, sagte Lorenz: „Nein, heute Abend war der Förster ganz toll mit seinen Jägerlügen." — „Lügen!" rief Hans: „das ist ein garstiges Wort, das Du da ausgesprochen. Wie kann man glauben, daß der brave Mann lügen sollte." — Wir lachten alle und riefen wie ein Mann: „Wie! glaubst Du denn die Geschichte?" — „Es kann freilich Jeder glauben, was er will; aber was sollte einen Menschen veranlassen, Dergleichen zusammenzudichten? Dieser Spuk kann ja ebensogut einem einfältigen Kopfe als einem braven Kerl begegnen?" — „Freilich kann man damit prahlen, wenn man ohne Angst zu haben unter solchen Gespenstern umherläuft." — „Angst! Nein, nun muß ich lachen! Kann denn ein vernünftiger Mensch Angst haben vor einem Hirsch mit brennendem Geweih auf dem Kopf, der stehen bleibt und einen anglotzt? Oder vor einem schwarzen Hund mit glühenden Augen, der wie festgemauert auf dem Platze liegt, den er hüten soll? Oder vor dem Geschrei des wilden Jägers? Was sollte ich mich vor dem Krame fürchten? Der hat ja weder Mark noch Bein, weder Kugeln, noch Pulver. Macht es ihnen Spaß, bei Nachtzeit auf die Jagd zu gehen, ohne den geringsten Fang zu machen, so kann ich es auch hören und sehen." — „Aber die wilde Jagd, das sind doch Gespenster!" — „Freilich! das sind Gespenster! Es sind Todte, die umgehen." — „Du glaubst wohl, wie wir, daß es keine Gespenster gibt." — „Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube im Gegentheil, daß es welche gibt. Aber was sollten sie einem Lebendigen thun, der Mark in Arm und Bein hat? Das haben sie nicht. Es ist ein jämmerliches Volk." — „Gott bewahre! Du glaubst an sie und wagst es, so despectirlich von ihnen zu sprechen?" — „Allerdings; denn sieht Du: die Ordentlichen von den Todten bleiben, wo sie sind und warten auf das Urtheil, das ihnen bestimmt ist; aber diejenigen, welche umherlaufen und Narrenstreiche machen, müssen Tagdiebe und Narren sein, und die kann man auch mit gutem Gewissen zum Narren haben."

So lautete ungefähr das Gespräch, an dem wir alle vier Theil nahmen. Endlich sagte Lorenz: „Höre mal, Hans, wenn Du so außerordentlich keck bist, würdest Du wohl um Mitternacht in die Kirche gehen und dort thun, was ich Dir sagen werde?" — „Ja, es kommt darauf an, was es ist."

„Du weißt, da jetzt die Kirche reparirt wird, so haben sie einige Särge von der alten Capelle heraufgebracht und in eine Ecke hinter dem Chor gestellt. Würdest Du heute Nacht Schlag Zwölf hineingehen und aus dem großen Sarg, der offen steht, die Hirnschale des Grafen holen, der darin liegt und von dem uns der Küster am Sonntag sagte, daß er ein Held im Kriege und ein guter Herr im Frieden gewesen? Möchtest Du es wagen?" — „Wagen! Ja, ich würde es freilich wagen; aber wozu sollte ich das thun?" — „Du

Digitized by Google

sollst es nicht umsonst thun. Wenn Du den Kopf holst, ihn heute Nacht in Deinem Zimmer behältst und ihn uns morgen bei Tagesanbruch zeigst, so bekommst Du zehn Reichsthaler; dann kannst Du Dir die Uhr kaufen, die Du wünschest und dem Küchenmädchen ein ganzes Pfund Kaffee kaufen, was Du so sehr gewünscht, und dennoch etwas übrig behalten." — „Ist das Ernst?" rief Hans: „Ja, wer's glaubte! Das könnte ich wohl thun, wenn ich bei Nachtzeit nur in die Kirche käme." — „Das geht wohl, der Schlüssel zu der kleinen Thüre hinter der Ecke hängt auf dem Schuppen, wo die Arbeiter ihr Werkzeug haben. Wir sahen's ja am Sonntag, daß der Küster ihn dortbin hängte, damit die Handwerksleute frühzeitig des Morgens kommen könnten. Erinnerst Du Dich nicht, er sagte das? Willst Du heute Nacht hingehen, so werde ich Dir die Blendlaterne schaffen, die zu Hause in der Küche steht und Du kannst den Kopf vor Tagesanbruch holen, ehe die Leute in die Kirche kommen." — „Ja, wenn ich nur so früh aufwachte." — „Wir werden Dir schon rufen." — „Nun, so werde ich das Uebrige thun."

Es war bereits ungewöhnlich spät und nicht mehr ferne von Mitternacht: Lorenz holte die versprochene Leuchte und gab sie Hans, worauf wir ihm gute Nacht sagten und thaten, als ob wir zu Bette gingen, was jedoch nicht unsre Absicht war. Das Haus, wo wir wohnten, war ganz nahe bei der Kirche. Unsre Zimmer lagen im oberen Theil des Hauses neben einander. Als es auf dem Kirchthurm zwölf schlug, hörten wir, daß Hans sein Zimmer verließ und sachte die Hausthüre öffnete: wir eilten nun an die Fenster und sahen unsern muthigen Freund raschen Schrittes den Weg nach der Kirche gehen. Es war eine mondhelle Nacht, aber ein heftiger Sturm wüthete draußen. Es knarrte in den Bäumen auf dem Kirchhofe und die Eulen krächzten im Thurme. Ich gestehe, daß mir bei dem Spuke gar nicht wohl zu Muthe war, und ich hoch aufathmete, als ich Hans Tapfer mit der Leuchte in der einen Hand und in der andern mit etwas, das er in ein Taschentuch gewickelt, zurückkommen sah. Indessen war Fritz in sein Zimmer gegangen und unter den Tisch gekrochen, der ganz nahe bei dem Bette stand; ein alter Zitzteppich verbarg die Bresthaftigkeit so viel als möglich, und unter diesen schlüpfte Fritz. Wir beiden andern standen im nächsten Zimmer und hielten die Thüre halb offen, um die Scene, die jetzt spielen sollte, sehen und hören zu können. Hans Tapfer trat ein, setzte die Blendlaterne auf den Tisch und entfaltete sein Taschentuch, aus welchem er vorsichtig den Schädel nahm und mitten auf den Tisch stellte. Er drehte die Leuchte und ließ das Licht gerade darauf fallen. Es war ein schauerlicher Anblick, aber Hans schien sich nicht im mindesten zu fürchten. Er löschte das Licht, da der Mond hell in's Zimmer schien, und zog sich rasch aus, während er leise eine Melodie vor sich hinpfiff, dann legte er sich zu Bette und kroch recht behaglich in die Bettstelle. Aber kaum lag er einen Augenblick, so stieß Fritz einen Seufzer aus. Hans hob den Kopf etwas in die Höhe, sah sich um und legte sich wieder. Aber nun begann Fritz mit einer Stimme so hohl und furchtbar, als ob sie aus des Grabes Tiefe käme: „Willst Du die Todten in Ruhe lassen!" — „Hm!" sagte Hans und blieb ganz ruhig liegen. — Nach einer kleinen Pause vernahm man abermals die Stimme: „Willst Du die Todten in Ruhe lassen!" — Hans schwieg. Da ertönte es zum dritten Male: „Willst Du die Todten in Ruhe lassen!"

Nun richtete sich Hans im Bette auf und sagte mit größter Fassung: „Hören Sie, Herr Graf! Sie sollen im Leben ein braver und guter Mann gewesen sein; lassen Sie deßhalb ein vernünftig Wort mit sich reden. Sehen Sie! Ich bin ein armer Mensch aus Jütland, der, als er seine Heimath verließ, nicht einen Schilling besaß und nun sind mir zehn Reichsthaler versprochen, wenn ich Ihren Schädel eine Nacht lang in meiner Kammer beherberge; Sie können es mir daher nicht verargen, daß ich ihn heraufgeholt."

„Willst Du die Todten in Ruhe lassen!"

„Herr Gott! nehmen Sie doch Raison an! Es ist Ihnen ja nichts Böses geschehen! Ihr Kopf steht ja ganz gut, wo er steht. Erzeigen Sie mir die Freundlichkeit, sich nur einige Stunden ruhig zu verhalten; die Nacht ist in dieser Jahreszeit sehr kurz. Sobald der Tag graut, werde ich Ihren Schädel zurücktragen und zur Ruhe legen, wenn es Sie gelüstet, in dem vermoderten Sarge noch ferner zu liegen. Jeder hat seinen Geschmack. Aber haben Sie nun die Güte, sich stille darein zu finden, nur ein paar Stunden zu stehen und lassen Sie sich's nicht verdrießen, einem armen Kerl einen kleinen Dienst zu erweisen."

„Willst Du die Todten in Ruhe lassen!"

„Seien Sie doch vernünftig, Sie waren ja Soldat und haben im Leben wohl mehr als eine Stunde auf Warte gestanden, Sie sollten sich schämen, so bequem geworden zu sein. Was ist denn das, hier vor Kälte geschützt und behaglich zu stehen? Sie müssen sich vor so manchem einfachen Soldaten schämen, der in Schnee und Kälte auf seinem Posten ausharren muß."

„Willst Du die Todten in Ruhe lassen!"

„Hören Sie, wissen Sie was, guter Graf: Seien Sie ordentlich und bedenken Sie, daß Sie ein paar hundert Jahre hier gelegen und weder Hand, noch Fuß gerührt: Sie können nicht so müde sein, um nicht ein paar Stunden den Kopf aufrecht halten zu können, ich aber war frühzeitig auf und es ist schon tief in der Nacht, deßhalb lassen Sie mich ruhig schlafen."

„Willst Du die Todten in Ruhe lassen!"

„Ja, nun habe ich vernünftig mit Ihnen gesprochen und nun antworte ich nicht mehr: Sie mögen beliebig mit sich selbst schwatzen."

Und damit wandte sich Hans nach der Wand um und legte sich nieder.

Aber nun begann die Stimme ihren Refrain noch lauter und jämmerlicher zu wiederholen. Endlich sprang Hans mit beiden Füßen aus dem Bette, indem er rief: „Nein, das ist zu toll! nun sollen Sie in's Teufels Namen Ruhe haben." Rasch zog er seine Kleider an und sagte in heftigem Unmuth: „Ich will lieber die zehn Reichsthaler entbehren, als Ihnen länger zuhören, Sie sind eine jämmerliche Memme! Solchen Spektakel für nichts und wieder nichts! Das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt, Herr Graf! Der Küster nannte Sie einen herrlichen Mann. Ich glaubte, Sie seien schon längst im Himmel und hätten Anderes zu denken, als sich um die vermoderten Gebeine zu kümmern, die man kaum der Mühe werth hielte, sie auf dem Wege aufzulesen." — Während dieser Worte hatte sich Hans angekleidet, Feuer geschlagen und die Leuchte angezündet; dann breitete er ein Taschentuch aus und legte den Schädel hinein, indem er sagte: „Ich will Sie recht sorgfältig behandeln, damit Sie nicht wieder schreien; denn Sie sind ja außerordentlich empfindlich, obgleich Sie keine Haut haben. So, nun wollen wir uns auf den Weg machen." — Damit ging er leise fort.

Fritz kroch aus seinem Versteck hervor. Mit stummer Verwunderung blickten wir einander an und sahen

Digitized by Google

aus dem Fenster; Hans ging ebenso rasch nach der Kirche, als er wieder kam. Wir zogen uns in's nächste Zimmer zurück, blickten jedoch wie früher durch die Thüre und sahen unsern unerschrockenen Freund, das Licht auf den Tisch setzend, sich wieder in's Bett legen. Aber nun stürzten wir, Lorenz an der Spitze, in sein Zimmer; der Letztere trug die zehn Reichsthaler auf einem kleinen Teller, den er Hans präsentirte, und sagte: „Sei so gut, braver Hans Tapfer! Du verdienst in Wahrheit deinen Ehrennamen. Wir sind auf der Lauer gestanden und haben Alles gehört." — Mit verdrießlicher Miene stieß Hans das Tellerchen von sich und antwortete: „So! Spott und Schande hat man davon! Ich holte den Schädel, das ist wahr! aber ihn die ganze Nacht zu behalten, war unmöglich; das Spektakeln war nicht zum Aushalten. Nun verspottet ihr mich und heißt mich einen Kujon. Das habe ich noch obendrein davon. Gebt eurer Wege und laßt mich in Ruhe!" — Wir erklärten ihm nun den ganzen Zusammenhang; aber daß Fritz die Stimme gewesen, die mit ihm gesprochen, das wollte ihm nicht in den Sinn. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, davon mag Jeder glauben, soviel er will!"

Lorenz und Fritz nöthigten ihm das Geld auf. „Da" — sagten Beide — „es war wohl verdient." — „Nein!" rief Hans, „verdient war es nicht; aber wollt Ihr es mir dennoch geben, so sage ich tausend Dank und gehe mit vergnügtem Herzen zu Bett." — Und Hans legte sich behaglich auf seinen Lorbeeren zur Ruhe.

Die Wirkung der Furcht.

Ein französischer Schriftsteller aus dem 16. Jahrhundert erzählt, daß den Aerzten in Montpellier, welche wegen ihrer vorzüglichen Hochschule einst berühmt waren, zufolge einer alten Sitte jährlich zwei Verbrecher ausgeliefert wurden, der Eine todt, der Andere lebendig, um Experimente mit dem Lebenden anzustellen und den Todten zu seziren. Er erzählt ferner, daß die Aerzte einst beschlossen, den Versuch zu machen, welche Wirkung die Todesfurcht haben könne. Sie theilten deßhalb dem lebendigen Verbrecher mit, der ihrer wissenschaftlichen Tortur ausgeliefert wurde und zufälliger Weise ein Mann von klassischer Bildung war, daß sie ihn auf die wenigst schmerzliche Art aus der Welt schaffen und deßhalb die von Seneca gewählte Todesart bei ihm in Anwendung bringen wollten: man werde ihm nämlich die Adern an den Füßen öffnen und die Verblutung durch ein warmes Bad fördern. Der unglückliche Delinquent wurde auf einen Stuhl gesetzt und seine Augen verbunden; dann stach man ihn ein wenig in den Fuß, ohne jedoch eine Ader zu öffnen, und stellte die Füße in einen Kübel mit Wasser. Die Aerzte sprachen indessen laut über die starke Verblutung und stritten sich, wie lange es wohl dauern möge, bis er stürbe. Der unglückliche Mann saß ganz unbeweglich da, und als man nach kurzer Zeit ihm die Binde von den Augen nahm, war er wirklich todt. Der Schrecken hatte ihn getödtet.

Man weiß übrigens eine ähnliche Geschichte aus neuerer Zeit. Einige Aerzte in England machten einem armen Teufel weis, sie möchten wissen, ob in dem Bette, in welchem ein Cholerakranker gestorben, Ansteckungsstoff sei, und für fünf Guineen willigte er ein, sich in ein solches Bett zu legen, das nach der Versicherung der Aerzte zuletzt eine Choeraleiche beherbergt, welches in Wirklichkeit jedoch ganz neu war, und noch nie im Gebrauch gewesen. Das unglückliche Opfer medicinischer Wißbegierde legte sich in das Bett, stand jedoch nicht mehr daraus auf; denn eine Stunde später hatte es die heftigste Cholera ergriffen.

Die Wasserträgerinnen in Venedig.

Der Hut von schwarzem Filz, welchen die venetianischen Wasserträgerinnen tragen, ist mit Bändern und Federn nach Art der Tyrolerhüte geschmückt. Der Hemd-

Tracht der Wasserträgerinnen in Venedig.

ärmel ist von grober weißer Leinwand; Halstuch und Schürze, entweder einfach oder mit Dessin, haben lebhafte Farben, meist roth, blau oder gelb. Der Rock, mit sehr kurzer Taille, ist von schwarzem Tuch. Die Strümpfe sind gerade über dem Fuße abgeschnitten. Dies ist jedoch nicht venetianische Sitte; nur die Frauen, welche das Wasser verkaufen, tragen sie so. Sie gelten für Tyrolerinnen, die Meisten sind jedoch aus der Nähe von Venedig und kleiden sich nur nach der Tradition so. Im Allgemeinen sind sie jung; sie kehren in die Heimath zurück, sobald sie sich mit ihrer Arbeit ein Heirathsgut erworben haben. Beinahe alle haben sie regelmäßige Züge und einen ernsten Ausdruck im Gesichte. Man sieht sie jeden Augenblick mit nackten Füßen über den Markusplatz gehen oder im Hof des Palazzo ducale ihre Kübel aus dem bronzenen Brunnen füllen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lowien & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Das Wetterhorn.

Anſicht des Wetterhorns im Berner Oberland.

Das Wetterhorn iſt nicht der höchſte Berg im Berner Oberland, aber einer der rauhſten und impoſanteſten. Er erhebt ſich aus der Verzweigung, die vom Finſteraarhorn nach Norden ausläuft, auf der Grenze der Diſtrikte von Unterlacken und Oberhasli. „Wir bewunderten", ſagt ein Reiſender, „auf dem Wege von Grindelwald nach Meyringen dieſe gigantiſchen Spitzen und beſtiegen die Anhöhen des Faulhorn, von welchem aus wir mehrere Lawinen ſahen, die ſich mit furchtbarem Donner in die Untiefen des Wetterhorn ſtürzten und unwillkürlich erfaßte uns ein banges Mitleid mit den armen Hütten, die am Fuße dieſes ſchrecklichen Nachbars liegen. Aber die Bewohner derſelben kümmern ſich ſo wenig um dieſes unheimliche Donnern, als um das Brauſen der Sturzbäche und Waſſerfälle. Wir erfuhren von unſerm Führer, daß der Naturforſcher Hugi von Solothurn, welcher vor einigen Jahren das Finſteraarhorn, die höchſte Berner Alpe, beſtieg, auf der Spitze eine ſieben Fuß hohe Pyramide errichtete, auf die er eine Fahne ſteckte. Wir ſuchten mit unſern Telescopen auf der Spitze des Wetterhorn ein ähnliches Zeichen menſchlicher Eitelkeit, ohne jedoch ein ſolches entdecken zu können. Zur Belohnung für unſere Anſtrengung hatten wir die Freude, auf dem Faulhorn ein gutes Wirthshaus mit drei Stockwerken zu finden, das für das höchſtgelegene Haus in Europa gilt, da es noch 670 Fuß über dem Niveau des St. Bernhards-Hoſpitzes liegt."

Die Spitze des Wetterhorns iſt häufig von Wolken umſchleiert, nach deren Beſchaffenheit man Sturm oder ſchönes Wetter prophezeit: woher auch der Name Wetterhorn ſtammt. Die meiſten Namen der Schweizerberge haben eine charakteriſirende Bedeutung. Jungfrau, Finſteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, lauter ſehr bezeichnende Namen: vorzüglich verdient der letzte Berg ſeinen Namen durch die jähen Abhänge, an denen nur der ſichere Fuß des Gemſenjägers von Grindelwald empor zu klettern vermag.

Digitized by Google

Der letzte Magier.

An einem schönen Sommertag, als Alles in frischer Blüthe stand, verließ Laurentius nach des Tages Last und Mühen die Stadt Harlem, und wanderte durch die nahen Felder. Als er so dahin schlenderte, wurde das Geräusch der Stadt immer schwächer, und die Schönheit der Natur bei Sonnenuntergang erweckte eine Reihe von Gedanken, die mit der Herrlichkeit der Scene vor seinen Blicken und der Unbeständigkeit und dem Wechsel wohlverwandt waren, welche sich an Alles, was schön und groß ist, unerbittlich heften. Traurige Gefühle bemächtigten sich seiner, als er seines armen kranken Kindes gedachte, und ihm vor die Seele trat, wie sein Lächeln gleich dem Lichte einer Abendwolke immer schwächer und schwächer wurde. Bange Furcht ergriff ihn, sein Kind würde bald nur noch ein Schatten sein, seine Stimme nur noch ein Feengesang, ein Echo aus einer andern Welt, bis Alles in dem Gemurmel einer fernen Vergangenheit erlöschte. Er hatte sein Möglichstes gethan, es aufzuheitern und ihm Unterhaltung zu verschaffen, aber Spiel und Blumen standen verlassen da oder zerstreuten nur für einzelne Augenblicke; eine finstere Wolke lag auf ihnen — auf Allem; und dieß war nicht sein einziger Schmerz; je schwächer das Kind wurde, desto tieferer Kummer trat auf das Gesicht eines anderen Wesens, das er mehr als das Leben liebte.

Laurentius hatte begonnen, sein Lottchen in den Anfangsgründen des Lesens zu unterrichten. Sie hatte mit großer Wißbegierde gelernt, wenigstens in den Tagen der Gesundheit und der Kraft, und noch an diesem Morgen, indem sie ihm ein Manuscript mit Bildern und großen Initialen zeigte, ihn ersucht, ihr einige Worte daraus abzumalen, um sie beständig bei sich zu tragen und so zu lernen, — wenn sie wieder gesund sei.

Auf seinem Spaziergang hörte er in dem nahen Wald einen Vogel singen; es war eine lustige Weise, aber sie machte ihn wo möglich noch trauriger, denn sie erinnerte ihn an die Zeit, als er am Arme eines theuren Wesens auf diesem Wege einherging, und ihr in lebendigen Lettern ihren schönen Namen in die Rinde eines jungen Baumes gegraben zeigte.

Um seinem Kinde eine ähnliche Freude zu bereiten, verließ er den Pfad und schnitt einige Buchstaben in die Rinde einer Buche.

Er würde auch ihren Namen — Lottchen — eingegraben haben, aber seine Hand glitt bei dem zweiten Buchstaben aus, und es entstand nun ein anderes Wort. Er schnitt darauf ein Viereck aus der Rinde des Baums, wickelte es in ein Stück Papier und kehrte nach Hause zurück.

Das kleine Mädchen jubelte vor Freude, als es seines Vaters Schritte hörte und streckte die kleinen Händchen aus, um das Geschenk in Empfang zu nehmen. Als er ihm jedoch von den ausgeschnittenen Buchstaben sagte, wurde es traurig und seine Augen umwölkten sich, und als gar die Mutter das Zimmer verließ und der Vater ihr nachblickte, da streckte das Kind seine schwache Hand nach den Lettern aus und sagte, indem es sie unter seinem Pfühle verbarg, es wolle sie zuweilen betrachten: und das that es ohne Zweifel auch, denn es war während seiner Krankheit ein Engel geworden: als es aber das Wort einst am Himmel zu sehen glaubte, starb es noch in selber Nacht!

Laurentius war tief gebeugt von diesem Schmerze; nach einiger Zeit ermannte er sich wieder und machte sich an seine alte Beschäftigung; eines Tags jedoch, als er seinen Blick auf das Papier warf, in welchem er die Buchenrinde eingewickelt, sah er, daß der scharfe Rand der Letztern die Umrisse eines Wortes auf das Papier gezeichnet. Dieses Wort hieß „Licht" — der Talisman, der zu einer so großen Entdeckung geführt — das geöffnete Sesam eines unendlichen Schatzes von Gedanken und Geist.

So, lautet die Sage, wurde die Buchdruckerkunst erfunden.

Aber nicht Harlem allein, sondern auch Mainz und Straßburg wird die Ehre dieser Erfindung zugeschrieben und eine Zeit lang wurde der Streit über das Prioritätsrecht mit großer Heftigkeit geführt. Laurentius, bisweilen Koster von seinem Dienst in der Harlemer Cathedrale genannt, hat nach vieler und großer Gelehrter Ansicht den ersten Anspruch auf die Erfindung. Nach den rohen Winken, die er erhalten, verfertigte er eine Art von Presse. Er druckte nur auf der einen Seite des Papiers, um die Buchstaben deutlicher hervortreten zu lassen. Lange Zeit wurde als sein frühestes Werk das Speculum humanae salvationis angesehen, später aber wurde ein Buch aufgefunden, das für das erste Druckwerk gilt. Es ist ein Horarium, auf Pergament gedruckt, von nur acht Seiten, welches das Alphabet, das Gebet des Herrn, das apostolische Glaubensbekenntniß und drei andere Gebete enthält. Es war das rohste Ding von der Welt, wie es nur immer der erste Versuch einer neuen Entdeckung sein kann. Es hat keine Seitenzahlen, keine Unterscheidungszeichen oder Punkte: die Linien waren ungleich und von verschiedener Länge, ja sogar die Form der einzelnen Seiten differirte, indem die einen schiefwinkelig, die andern viereckig, die dritten rund waren. Dieser Druck mochte aus dem Jahre 1430 stammen. Vor der Zeit war eine Schwesterkunst, die Holzschneiderei, erfunden worden. Als die erste Probe derselben, welche das Jahr 1423 trägt, galt eine Darstellung des heiligen Christoph, welcher das Jesuskind trägt. Ungefähr vor sieben Jahren jedoch entdeckte man zu Mecheln auf dem Deckel einer alten Kiste ein religiöses Bild aus dem Jahre 1418. Es wurde von dem Conservator der königlichen Bibliothek in Brüssel um zwanzig Pfund verkauft, und ist eine weit interessantere und vollendetere Arbeit, als der heilige Christoph, welcher im Besitze des Lord Spenser ist. Spielkarten sollen von noch früherem Datum sein — Anfangs gemalt, wurden sie gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch den Druck ersetzt. Daraus entsprangen die Heiligenbilder auf Holz.

Harlem sollte sich nicht lange des unbestrittenen Besitzes einer so wichtigen Kunst wie der Bücherdruck erfreuen. Die Erfindung wurde, obgleich man sie geheim hielt, von Andern benützt und vervollkommt. Man nimmt gewöhnlich an, daß ein Arbeiter des Laurentius nach Straßburg entfloh. Genöthetsich, der für den ältern Bruder Guttenbergs gehalten wird, stellte eine Druckerpresse in Verbindung mit dem Letzteren in der genannten Stadt auf. Dieß Unternehmen scheint jedoch fruchtlos gewesen zu sein, ja vollkommen fehlgeschlagen zu haben, denn es findet sich kein Buch, das vor dem Jahre 1462, der Zeit der allgemeinen Verbreitung der Druckerkunst in Straßburg, gedruckt worden wäre.

Guttenberg erschien kurz darauf in Mainz. Diese Stadt ist der Schauplatz, auf welchem die Kunst eine solche Vervollkommnung erfuhr, daß man es eine zweite Erfindung nennen kann. Der wichtigste Punkt dieser Vervollkommnung war die Anwendung beweglicher Metall-

Digitized by Google

typen, und hier erscheinen zum ersten Male Johann Fust und Peter Schöffer auf dem Schauplatz.

Fust oder Faust ist ein Name, der in der Sage wie in der Geschichte gleich große Bedeutung hat. Marlow und Göthe haben diesen Helden in unsterblichen Gedichten verherrlicht; aber der Faust der Geschichte ist nicht weniger berühmt und steht in wunderbarer Verbindung mit dem Aberglauben und der Furcht eines Zeitalters, das in seiner Vervollkommnung einer seltsamen Kunst einen unheimlichen Pakt mit dem Teufel sah.

Mit Johann Guttenberg verband sich Faust, ein bedeutender und unternehmender Bürger von Mainz, zur Aufstellung der ersten Druckerpresse, und so verlieh seine eigene Energie und sein Reichthum in Verbindung mit der Gewandtheit und dem practischen Scharfsinn seines Genossen der Erfindung bald jene Bedeutung, die sie in der weiten Welt berühmt machte. Die wunderbare Gewalt des Gedankens hatte jetzt erst ihre wahre Allgegenwart und Allmacht erhalten. Bislang waren die Entdeckungen der Wissenschaft und die Erfahrungen der tiefsten Geister nur auf Sand geschrieben und konnten von jeder Flut des Barbarismus ausgelöscht werden; jetzt aber war für Jedermann eine Arche erbaut, die sicher über die Wogen der Zeit dahin gleitet, nicht allein die kostbarsten Schätze des Geistes bewahrend, sondern auch mit einem Talisman versehen, der die stürmischsten Wogen bändigt oder wenigstens zertheilt, daß das Gute und Wahre fortan trocknen Fußes und unberührt über sie dahin schreiten kann.

Johannes Faust, der Bürger von Mainz, welcher durch den Handel beträchtliche Reichthümer angesammelt, wurde von einem edleren Ehrgeiz, als dem des reinen Erwerbs getragen und wollte sein Vermögen und seine Thätigkeit einem Unternehmen weihen, das neben pecuniärem Gewinn seinen Mitbürgern geistige und materielle Vortheile zu bringen im Stande wäre. Lange jedoch sollte ihm dieß nicht gelingen.

Eines Abends, als die Schatten des Zwielichts herniedersanken, und er in tiefen Gedanken allein saß, blickte er plötzlich auf und sah eine große dunkle Gestalt vor sich stehen. Aus den Augen des Fremden strahlte ein unheimliches Licht und auf den eingesunkenen Wangen war Kummer und Sorge ausgeprägt.

Er sagte kaum einige Worte der Entschuldigung, daß er hier eingedrungen, entfaltete, indem er zwischen den Zähnen murmelte, daß er endlich den rechten Mann gefunden, ein kleines Päckchen und breitete auf dem Tische einige Metallstücke aus. Faust betrachtete die Sachen mit großer Aufmerksamkeit, ohne nach einer Erklärung zu fragen. Guttenberg — denn er war es — legte die Würfel in eine Art von Presse, bemalte den Kopf der Lettern mit einer schwarzen Flüssigkeit, zog ein Papier hervor und druckte einen kurzen Satz darauf. Er wiederholte die Operation mehrmals, indem er das Resultat zuletzt verglich. Dann entfaltete er vor den Blicken des Erstaunten eine gedruckte Seite, — ja mehrere gedruckte Seiten, die einander in Form, Wort und Punkten so ähnlich waren, wie sie kein noch so geschickter Schreiber hätte machen können. Als Faust das Vorgezeigte genugsam bewundert hatte, rief er aus: Solch' herrliche Erfindung kann nicht unbelohnt bleiben, und ihr Urheber wird bald von Reichen und Großen unabhängig werden. Der Fremde antwortete nicht. Er nahm ein kleines Licht aus seiner Tasche, berührte den Docht mit einem Schwefelholz und Licht strömte durch das Zimmer, das kaum noch dunkel gewesen; aber augenblicklich erlosch das Licht wieder.

„Es hat kein Oel", sagte Faust.

„Seht das Licht an!" versetzte Guttenberg, indem er die Metalltypen wieder vor Faust ausbreitete. „Es bedarf des Oels — wollt Ihr's ihm geben?"

„Ich will."

In jener Nacht noch ward der Pact vollzogen — das Licht bekam Oel.

Aus einem kleinen Stern wurde eine große Sonne für die Welt; sie durchdrang die dichtesten Wolken geistiger und moralischer Finsterniß; bald wurde es von andern Lichtern widerstrahlt, und der Feuerstrom durchdrang die ganze gestirnte Welt. Faust und Guttenberg arbeiteten einige Jahre mit einander.

Sie waren die großen Magier!

Unser Faust trieb nicht mit Wagner trockene Philosophie, noch schwelgte er mit Meyphistopheles bei Herenbanketten; sondern er hatte sich mit dem unbekannten, geheimnißvollen Guttenberg verborgen, und das war beinahe eben so schlimm. Er handhabte eine Macht, die die hergebrachte Welt bis in ihre Grundvesten erschütterte.

Als die beiden ersten Werke die Presse verließen, brachten sie eine ungeheure Sensation hervor. Man konnte der neuen Kunst nicht genug Bewunderung zollen; die pünktlichsten Schreiber, die besten Beurtheiler der Chirographie waren über die außerordentliche Aehnlichkeit der verschiedenen Druck-Exemplare im höchsten Maße erstaunt; sie hatten keine Ahnung von der Art und Weise, wie diese Aehnlichkeit hervorgebracht worden, denn man bewachte die Arbeiten der Druckerpresse mit eifersüchtiger Aengstlichkeit.

Faust liebte das Geheimnißvolle und erklärte deßhalb am Schlusse einer glänzenden Ausgabe von Ciceros Officien, die aus seiner Presse hervorgegangen war, „das Buch sei nicht mit Tinte noch mit Feder verfertigt, sondern durch eine wunderbar schöne Kunst!"

Nun gingen Bücher auf Bücher, wohl hundert an der Zahl, alle bis auf das kleinste Pünktchen gleich und ähnlich, aus der Mainzer Presse hervor. Nach und nach wich die Bewunderung der Leute einer Art abergläubischen Staunens; dann der Furcht — und endlich dem Hasse. Manche waren sogar persönlich dabei interessirt, die neue Kunst zu denunciren. Fanatismus und Unwissenheit traten gegen sie auf; man hatte noch nicht aufgehört, an Hexen und Zauberer zu glauben.

Es war die Gewohnheit der Schreiber jener Zeit, kostbare alte Manuscripte zu illuminiren und durch Bilder zu verschönern. Faust, um den Werth seiner Drucke zu erhöhen, war ihrem Beispiel gefolgt und hatte verschiedene Farben bei seinem Drucke in Anwendung gebracht; in manchen derselben herrschte die rothe Farbe vor.

Was brauchten seine Feinde mehr des Beweises, denn darin war sein Pakt mit dem Bösen deutlich zu erkennen. Das Volk von Mainz erhob sich gegen ihn. Vergeblich wandte er sich an die Obrigkeit; man drang in sein Haus, seine Pressen wurden zerstört, sein Geschäft aufgehoben, ja, man sagt sogar, er mußte sich eine Zeit lang vor der Wuth seiner Feinde verbergen.

Aber die Wahrheit gelangte auch hier zum Sieg; die Wuth des Volkes legte sich, wie sie losgebrochen, und die Druckerpresse nahm mit erneuter Energie ihre Arbeiten wieder auf. Faust und Guttenberg hatten sich entzweit, der Mann des Geistes und der Mann des Geldes, Jeder

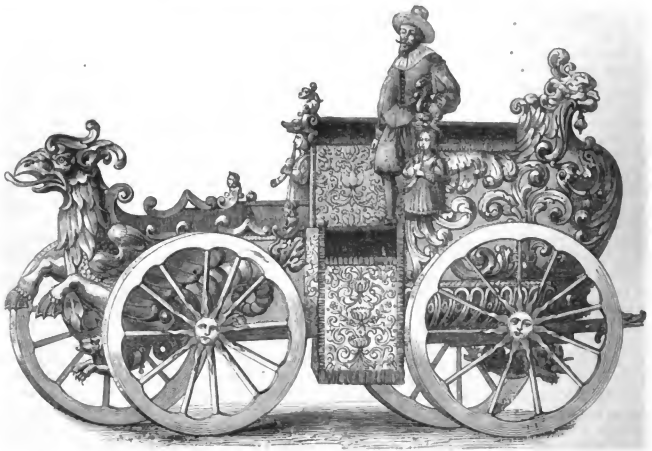
Digitized by Google

ging seinen eigenen Weg. Das große Geheimniß aber verbreitete sich rasch und die Presse, der tödtlichste Feind des Monopols, sei es wissenschaftlicher oder politischer Art, wurde aller Welt zugänglich.

Fausts Werkstätten brachten noch manches schöne Werk hervor. Er war unzweifelhaft ein Mann von hoher Energie — ein großer Geist seiner Zeit — einer der letzten, wenn nicht der letzte Zauberer. Denn die nächtlichen Wolken lichteten sich, und die mächtigen Enthüllungen neuer Wahrheiten leuchteten wie das klare Licht der Sterne.

Deutscher Wagen aus dem 16. Jahrhundert.

Dieser sich selbst bewegende Wagen ist die Erfindung eines Nürnbergers aus dem sechszehnten Jahrhundert, des Hanns Hautsch, von welchem F. Neudörffers „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten Nürnberg" sagen: „Er war ein Circelschmied, ein inventiosser und künstlicher Mann, hat mit seinen Söhnen den Wagen gemacht, den man durch verborgenes Ziehwerk, ohne Roß, wohin man gewollt, ja gar Berg auf, leiten können, welchen anno 1650 Ihro Hochfürstl. Durchlaucht, Herr Carl Gustav, der Gron Schweden Generalissimus, hernachmals König in Schweden, von ihm um 500 Thlr. gekauft und nach Schweden geführt, auch zu seinem Einzug gebraucht. Dieser Hautsch hat auch ein Haus mit 72erlei Handwerken zugerichtet, deren jedes in seinem besondern Gemach, durch Federn und Zugwerk auf einmal und zugleich das seinige gethan. Hat auch ein Sprützwerk, in Feuersnöthen und Gefahr zu brauchen, auf eine besondere Art künstlich erfunden und gemacht, welches große Ströme Wassers, in die 100 Schuh hoch, mit großer Gewalt treibt, und seithero dem König von Däne-



mark verkauft worden. Zu dessen Probe begehrte er in allem Ernst von Herren Friedrich Volckamer, in der Pennt, er mögte ihm doch ein ganz neues Haus bauen lassen, damit solches hernach mit allem Fleiß angezündet, und mit seiner Wasserkunst wieder gelöscht werden könnte.

Er starb anno 1670 den 31. Januar."

Genauere Nachrichten über die innere Triebkraft des Wagens fehlen: doch dürfen wir wohl annehmen, daß der Mechanismus mit dem eines Bratenwenders oder einer Uhr nahe verwandt gewesen, und daß man die Maschine von Zeit zu Zeit aufziehen mußte. Es war jedoch mehr eine Curiosität als ein nützliches Fahrzeug. Der Wagen legte 2000 Schritte in der Stunde zurück und interessirt als Vorläufer der Eisenbahnen gewiß auch unsere Leser, wenn wir ihnen gleich keinen Blick ins Innere eröffnen können.

Die Seeräuber des Archipel.

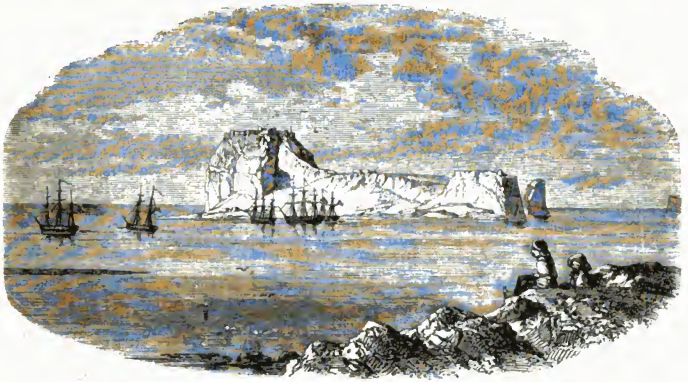
Eine Piratenbande unter der Anführung eines gewissen Negros machte seit längerer Zeit den Archipel unsicher. Im Jahre 1811 bemächtete sich die Brik Le Fabert nach siebenmonatlichem Kreuzen Negros und seiner Mitschuldigen. Schon einmal war le Fabert auf dem Punkt gewesen, Negros auf der Insel Nicaria, drei Meilen westlich von Samos, in seine Gewalt zu bekommen; aber die schlechten Maßregeln, welche die türkischen Behörden getroffen, hatten es dem Seeräuber ermöglicht, zu entkommen. Die Brik machte von Neuem auf sie Jagd und trieb sie zwischen Nicaria und Samos in die Enge, während ein albanisches Detachement, das der Pascha der letzten Insel geschickt, die Seeräuber angriff, welche mit ihrem Anführer, die Waffen in der Hand, im Kampfe erlagen; ihre Ohren wurden, nach einer Sitte, die etwas stark an barbarische

Digitized by Google

Zeiten erinnert, dem Commandeur der französischen Brik gesandt.

Die Seeräuberei scheint eine periodische Geißel für Griechenland zu sein, gegen welche die Regierung in Athen und Constantinopel gleich unmächtig ist. Nur die Dazwischenkunft großer Seemächte vermag von Zeit zu Zeit die Angriffe dieser kühnen Räuber auf die Rechte der Nationen zu unterdrücken.

Gegen das Ende des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1828 wurde die Seeräuberei im Archipel mit solcher Frechheit betrieben, daß die Handelsschiffe nur mit einer Escorte mehrerer Kriegsschiffe fahren konnten. Jedes Schiff, das sich zu weit von dem Hauptkonduct entfernte, wurde sogleich gekapert und die Mannschaft nach schrecklichen Torturen niedergemetzelt. Nach dem Beschluß einer Versammlung von Admiralen verschiedener Nationen wurden mehrere Fregatten und Briken französischer, englischer und amerikanischer Flagge ausgesandt, um auf diese Verbrecher zu kreuzen. In wenigen Monaten war der Archipel von dem größten Theil der Seeräuber gesäubert. Gegen die Mitte des Jahres lag eine französische Fregatte und mehrere leichtere Schiffe vor Garabusa, einem unfruchtbaren wilden Felsen, eine Meile nordwestlich von Candia, vor Anker. Dorthin hatten sich die Gefährlichsten geflüchtet. Ein Detachement von Seesoldaten landete und trieb die Seeräuber aus ihren Höhlen, worauf man sie wie wilde Thiere umzingelte und einfing. Mehrere kamen dabei um, die übrigen wurden unter die drei Flaggen vertheilt. Die Franzosen



Ansicht des Felsen Garabusa, während einer Expedition gegen die Piraten im Archipel.

legten ihre Gefangenen in Eisen, die Engländer tödteten die Anführer und die Amerikaner hingen sie als Piraten an den Mastbaum auf.

Das unheimliche Haus.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Als ich kürzlich Abends in Gesellschaft eines Freundes die Edelfavorstadt Londons durchstreifte, wurde die satyrische Laune des Letzteren durch eine Bemerkung angestachelt, die ich über die „eigenthümliche Physiognomie" einiger Häuser fallen ließ. — „Sieh da!" rief er lachend, als wir an einem niederen, länglichen und neu angestrichenen Hause vorüberkamen, das mit mehren Zetteln beklebt war, auf welchen: „Zu vermiethen" stand. „Was sagst du von diesem Haus? Findest du es leusch von Ansehen, methodistisch — oder wie sonst?" Es schien ihm großen Spaß zu machen, als ich trotz seines Spottes antwortete: „Nein, ich will es unheimlich nennen."

„Unheimlich!" rief er: „immer besser. Auf meine Ehre, mit all' deinen Grillen und all' deinem Muth, sie auszusprechen, bist du wirklich ein ganz unterhaltender Gesellschafter für heute Abend. Aber sage mir doch im Namen der Romantik, wie magst du diesen gewöhnlichen Kasten, der eher einer Scheuer gleicht, mit soviel Theilnahme betrachten, daß du dir einbilden kannst, es solle sich ein Geist herabgelassen haben, hier zu hausen?"

„Liebster Freund", antwortete ich, „ich habe ja nicht behauptet, daß ein Geist hier haust; ich sage nur, daß es ein unheimlich Haus ist."

„Das ist eine zu feine Distinction!" versetzte er lächelnd: „ich bitte dich, laß mich hören, worin der Unterschied bestehe zwischen einem Hause, das unheimlich, und einem Hause, das von Geistern bewohnt ist? Ich muß gestehen, ich weiß das nicht zu finden."

„Nach meiner Meinung liegt der Unterschied klar vor Augen", antwortete ich; „denn ein Haus kann unheimlich sein durch seine eigenthümlichen Erinnerungen oder durch die peinlichen Ideenverbindungen, die es in schlechten Geruch gebracht, namentlich wenn sie von einer Beschaffenheit, die die Phantasie des großen Haufens aufregt, daß er dasselbe mit abergläubischer Furcht betrachtet. In früheren Tagen hatte das Haus ein anderes Ansehen. Ich erinnere mich noch, daß Passionsblumen, weißer Jasmin

und Kaprifolien die Fenster umsäumten, daß sich ein reicher Rosenflor aus der üppigen Vegetation hervordrängte, welche das Wachsthum derselben beinahe erstickte; damals deutete alles aber auf einen dahingeschiedenen liebevollen Geist, der früher hier geherrscht haben mußte."

„Oder, um minder hochtrabend zu reden", sagte mein Freund, „der ganze Platz war mit Unkraut überwuchert und die Wohnung stand damals, wie jetzt, für Jedermann zu vermiethen. Du idealisirst allzusehr, mein bester Freund — nicht wahr?"

„Und du realisirst allzusehr!" antwortete ich: „doch, obgleich ein Skeptiker, wie du, es nicht verdient, will ich dir die Geschichte dieses „unheimlichen Hauses" erzählen, von der ich weiß, daß sie authentisch ist, da ich sie von einem Freunde gehört, der mit den Personen bekannt war, von denen sie handelt. So höre: „Vor ungefähr fünfzehn Jahren zog das Aeußere dieses Hauses meine Aufmerksamkeit auf sich. Es befand sich damals in dem traurigen Zustande, von dem ich sprach. Der liebliche Duft, der aus dem offnen Garten drang, machte den Vorübergehenden auf seine Vegetation aufmerksam: schmarotzende Schlingpflanzen bedeckten beinahe ganz die Fenster. Die Scheiben waren durch eine dicke Lage Staub und Spinngewebe undurchsichtig geworden; das Dach hatte mehrere Löcher, und Thüren und Laden zeigten große Oeffnungen.

„Dieses Haus mit seinem Garten scheint mal hübsch gewesen zu sein!" sagte ich im Vorübergehen zu einem nun verstorbenen Freunde, mit dem ich spazieren ging: „Es ist Schade, daß man es hat so verfallen lassen!"

„Ja", antwortete mein Freund: „ich erinnere mich noch sehr gut, daß es der lieblichste Fleck der Erde war und die Eleganz, die in Allem herrschte, ließ vermuthen, daß das Haus von Personen bewohnt wurde, welche einen ausgesuchten und gebildeten Geschmack besaßen. Aber nun scheint Niemand diese Wohnung miethen zu wollen: sie steht zum billigsten Preis zum Verkauf — und doch ist sie noch immer unbewohnt."

„Das ist auch kein Wunder!" sagte ich, „da sie sich in einem solchen Zustande befindet."

„Der Eigenthümer", antwortete mein Freund, „hat mehremale sich anheischig gemacht, sie in Stand setzen zu lassen; aber es ist ihm doch nicht geglückt, einen Miethsherrn zu bekommen. Niemand will da wohnen, weil man sagt, es spuke im Hause. Es war früher der Schauplatz großer Liebe, großen Stolzes, großer Armuth und großer Ausdauer. Vor mehren Jahren erinnere ich mich eine Dame von schwächlicher Gesundheit, aber mit einem Anstand, der ihren Rang und ihre vornehme Geburt zu erkennen gab, in diesem Garten umherwandern gesehen zu haben, auf der einen Seite von einem Mann von feinem und edlem Aeußern und auf der andern Seite von einem anmuthigen blühenden achtzehnjährigen Mädchen unterstützt. Sie lebten hier entfernt von aller Gesellschaft und schienen bei sich selbst alle Unterhaltung zu finden, der sie bedurften. Das Anerbieten der gutmüthigen Nachbarn, nähere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen, wurde beharrlich kalt zurückgewiesen, wodurch jede Annäherung zu einem vertraulicheren Verhältnisse geradezu unmöglich ward. So lebten sie freundlos und unzugänglich ein scheinbar todtes Leben. Sie besaßen einen gebildeten Geschmack und große Talente. Oft blieben die Vorübergehenden Abends vor der kleinen Wohnung stehen, um dem herrlichen Gesange zu lauschen, der von mehren Instrumenten begleitet wurde, die sie mit künstlerischer Fertigkeit spielten: aber zuletzt nahm die Gesundheit der älteren Dame merklich ab und es wurde still und melancholisch im Hause. Nun verließen das junge Mädchen und der Vater nur selten noch das Haus, denn sie opferten all' ihre Zeit und Pflege der geliebten Kranken, die des jungen Mädchens Mutter war und sich ungewöhnlich früh mit Mr. H. — gegen *ihrer* und *seiner* Eltern Willen verheirathet hatte.

Weßhalb beide Familien sich dieser Verbindung widersetzten, weiß ich nicht und habe mich auch nie darnach erkundigt: genug, ihre Einwilligung oder Verzeihung war nicht zu erlangen. Da Mr. H. — sich unter so mißlichen Umständen verheirathet hatte, so entzog ihm sein Vater die Unterstützung, die er bisher genossen; denn Mr. H. war ein jüngerer Sohn und ohne Anstellung, die ihn im Kampf gegen Mangel und Armuth hätte unterstützen können. Auch seiner Frau wurde von ihrer Familie alle Unterstützung entzogen: man beschränkte sie auf eine Leibrente und *jenes Haus*, das ihr von einer Tante testamentirt war und das man ihr nicht entziehen *konnte*. So ungünstig waren die Aussichten, unter denen sie in die Ehe traten. Des Ungehorsams schwere Strafe warf ihren dunkeln Schatten auf den Weg der beiden Gatten, während ihre Herzen bitter gestimmt waren gegen die Eltern, die sie in Glanz und Luxus erzogen und später der Armuth und dem Mangel preisgegeben, weil sie der Eingebung ihres eigenen Willens gefolgt waren. Sie machten den ersten Versuch zur Versöhnung, als das früher erwähnte Mädchen geboren wurde. Geleitet von der Hoffnung, *ihr*, der geliebten Tochter, die Stellung in der Welt zu schaffen, die sie selbst verscherzt, baten sie nun demüthig um Vergebung: aber umsonst — ihre unnatürlichen Eltern vergaßen die göttlichste Eigenschaft, das Vergeben, und verhärteten ihre Herzen gegen ihre flehenden Kinder, indem sie ihnen mit Spott und Hohn die Thüre wiesen.

Von dieser Zeit an war ihr unglücklicher Beschluß gefaßt, sich selbst genug zu sein. Ihr Kind wuchs heran und sie hingen mit der innigsten Zärtlichkeit an der Kleinen. Die Mutter fand in ihr die anmuthigste Gesellschaft für ihre einsamen Stunden; aber beide wünschten nun ihre Lage um des Kindes Willen zu verbessern. Der Vater beschloß deßhalb, sich irgendwo Beschäftigung zu verschaffen, um die Einnahmen zu vergrößern. Anfangs freilich hatten die beiden Gatten große Mühe sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen: nach und nach verlor er jedoch sein Abschreckendes und je mehr sie sich die Sache überlegten, desto leichter erschien ihnen die Ausführung ihres Planes. Endlich — nach mancher Seelenqual, die gekränkter Stolz und fehlgeschlagene Hoffnungen ihnen verursacht, — erhielt Mr. H. eine Stelle als Commis auf einem Comptoir mit einem jährlichen Gehalt von hundert Pfund.

Täglich begleitete ihn seine hübsche Frau bis zum Ausgang des kleinen Gartens; täglich ging sie ihm mit dem Kind auf dem Arm entgegen und empfing ihn mit den süßesten Worten, um ihn für seine Mühe und Anstrengung zu belohnen. So lebten sie viele Jahre lang in aller Stille und unterhalbt, bis die Tochter in voller Blüthe stand. Sie nährte die innigste Hingebung für ihre Eltern, aber leider auch das lebendigste Gefühl des gegen sie begangenen Unrechts, in welchem jene sie fälschenweise befäkirt und erbte damit all' die leidenschaftliche Empfindlichkeit, die in dem Charakter der Eltern lag.

Als sie ihr vierundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, starb ihre Mutter. Es war ein furchtbar schwerer Schlag und die Armuth, die ihnen während 26 Jahren gedroht,

Digitized by Google

trat ihnen nun schreckhaft nahe. Freilich fand sich nach Mistreß H's. Tod ein bisher unvermutheter Schatz und Mr. H. hatte ja noch immer seine Stelle auf dem Comptoir: — aber wie lange konnte das dauern?

Da Mr. H. seinen Trost nicht in der Religion suchte, war der Schmerz über den Tod seiner Frau ohne Grenzen; er war nicht zu beschreiben — kaum denkbar. Mr. H. war ein Mann von heftigen Leidenschaften und unbeugsamem Willen; er trauerte wie Einer, der keine Hoffnung mehr kennt und sich nicht trösten lassen will. Er vergaß, daß ja ein gegenseitig Opfer stattgefunden — er dachte nur an die Stellung, die sie um seinetwillen verloren, an den Verlust, den sie ohne Murren ertragen; — ja, er vergaß das Kind, daß sie so überschwenglich geliebt, und beschloß, den kleinen verborgenen Schatz zu verschwenden, den sie mit liebevollster Sorgfalt und strengster Selbstverleugnung zu seiner und ihrer Tochter Verwendung aufgespart. Er ließ, wie zum Spott, ihre sterblichen Reste in eine kostbare Leichentracht hüllen und ihren Sarg, der mit seinem prachtvollen Wappen geschmückt war, auf einem glänzenden Leichenwagen mit sechs rabenschwarzen Pferden bei Fackelschein nach seinem Familienbegräbnisse führen. Ein einziger Wagen, in welchem er selbst mit seiner tieftrauernden Tochter saß, bildete den ganzen Conduct.

Obgleich seine Verwandten ihm nicht den schwachen Trost versagten, seine verstorbene treue Gattin in ihrem Familienbegräbnisse beisetzen zu lassen, thaten sie doch keinen Schritt zur Versöhnung mit dem Hartgeprüften. Es ist wahrscheinlich, daß er diese peinliche Gelegenheit benützte, ihnen die Tochter der Frau vorzustellen, die sie im Leben verstoßen, aber wenn er es gethan, wurde er schmerzlich enttäuscht, denn es folgte kein Zeichen von Vergebung und mit seiner Gattin ging die letzte Hoffnung auf Versöhnung zu Grabe. Mit kummervollem und gebrochenem Herzen kehrte er mit seinem Kinde in die öde Wohnung zurück.

Im Gefühle des bittersten Schmerzes über den erlittenen Verlust konnte er mehre Stunden lang in sich versunken dasitzen und bei dem geringsten Geräusch als eine Beute der peinlichsten Seelenqual erschrocken auffahren. Sein Nervensystem war heftig erschüttert und er wandte sich von seiner Tochter liebevollen Trostspenden, wenn auch nicht mit Unwillen, so doch mit so sichtbarer Ungeduld ab, daß der Kummer nicht wenig gesteigert wurde, den sie so eifrig zu bekämpfen suchte, um desto wirksamer ihren geliebten Vater beruhigen und aufmuntern zu können.

Ein Schreiben vom Chef der Hauses, auf dessen Comptoir er arbeitete, brachte ihn doch einiger Maßen wieder zu sich. Mehr als je sah er die Nothwendigkeit ein, sich anstrengen zu müssen, denn sein Salär als Commis war nun alles was ihm blieb. Des Lebens gewöhnliche Bedürfnisse mußten geschafft werden und die Mittel dazu waren beinahe gänzlich erschöpft; er fühlte, daß er kämpfen mußte, um der Natur zu Hülfe zu kommen und beschloß deßhalb, seine Stelle wieder anzutreten. Am nächsten Morgen begab er sich auf das Comptoir und begann aufs Neue seine mühsamen Verrichtungen.

Auf jedem Gesichte hätte er die innigste Theilnahme lesen können: denn obgleich Mr. H. seine Collegen auf dem Comptoir immer mit kalter zurückhaltender Höflichkeit behandelte, hatte doch sein feines Wesen und sein gebildetes Benehmen unmerklich einen vortheilhaften Eindruck auf Alle gemacht. Er hatte sich nie das Aussehen angemaßt, ihnen überlegen zu sein; aber alle erkannten ihn gerade deßhalb stillschweigend als ihren Vorstand an, der er auch wirklich war und trotz seines kalten und abgemessenen Benehmens hatte er sich doch auf dem Comptoir sehr beliebt gemacht. Er begab sich mit demselben höflichen Gruße, wie gewöhnlich, nur vielleicht noch zurückhaltender an seinen Platz, indem er jeder Anrede auswich, und als er sich in seine Geschäfte vertiefte, sahen ihn Alle voll Mitleid an und der Eine flüsterte dem andern zu: „Wie schrecklich hat doch der Kummer den armen Mr. H. mitgenommen!“

Zehntägige Abwesenheit hatte die Rechnungen bedeutend aufgehäuft und die gutherzigen Menschen waren ordentlich froh, daß seine Bücher so ganz seine Aufmerksamkeit in Beschlag nahmen und seine Gedanken von dem Kummer abzogen, der ihn sonst überwältigt hätte. Eine ganze Woche war er der Erste auf dem Comptoir und der Letzte, der es verließ und unverrückt saß er da — blaß, mager und abgezehrt, über die verwickelten und wie es schien endlosen Rechnungen tief herabgebeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald von Palenque.

Im Süden von Tabasco zieht sich gegen Guatemala die Mexicanische Provinz Chiapas hin, deren Boden durch die Verzweigungen der großen Gebirgsstette, welche Centralamerika durchzieht, sehr uneben ist. Wenn man aus den sumpfigen, vom Usumasinta bewässerten, Ebenen nach diesen ersten Stufen der Cordilleren hinaufsteigt, empfindet man ein köstliches Gefühl von Sicherheit und Behaglichkeit. Die bewegtere Luft reinigt sich nach und nach. Der größte Theil des Terrains gehört jedoch noch zur tierra caliente, und wenn das Clima auch gesunder ist, als in Tabasco, so ist es doch nicht weniger heiß. Ungeheure Wälder bedecken neun Zehntheile dieser Provinz, namentlich im Osten und Südosten. Wenn der Blick von einem hohen Punkte aus über diesen grünen Ocean hinstreift, so mißt er nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht diesen ungeheuren Raum ohne Namen, ohne Erinnerung und scheinbar ohne Grenzen.

Im Jahre 1750 wurden einige in diesen Einöden verirrte Spanier bei dem Anblick der imposanten Ruinen, die sich unerwartet ihren Augen boten, vom tiefsten Staunen ergriffen. Als sie an der Grenze ihrer Fahrt angekommen waren, sprachen sie mit Bewunderung von dem, was sie gesehen. Die Neugierde führte bald andere Reisende dahin und die Ruinen erhielten den Namen San Christobal de Palenque.

Der Ruf dieser Entdeckung drang bis nach Spanien und erregte dort großes Interesse. In den Jahren 1784 und 1786 wurden von der Regierung zwei Entdeckungsreisen dahin veranstaltet, denen unter Carl IV. eine dritte folgte.

Wir entnehmen dem Tagebuche eines Reisenden, der die Wälder dieses wunderbaren Landes durchzogen, einige interessante Zeilen:

„Die zerfallene Mauer eines alten Schlosses diente mir als Zufluchtsstätte. Ich brachte vierzehn Tage an diesem einsamen Orte zu, vierzehn Tage, die nie mehr in meinem Gedächtnisse erlöschen werden, soviel Eindrücke es auch schon in

Digitized by Google

ſich aufgenommen. Ich jagte, ich legte den Thieren des Waldes Schlingen, ich ſammelte Pflanzen, immer dieſe große, herrliche Natur bewundernd und zwiſchen den Ruinen umherirrend, die ihr Geheimniß in tiefem Schweigen bewahren. Bei Sonnenaufgang flatterten die Kolibris zwitſchernd in den von den alten Mauern herabhängenden Lianen; glänzende Schmetterlinge mit purpurnen oder ſmaragdgrünen Flügeln umtändelten die Blumen; Wolken von Mücken ſtiegen aus dem Gehölz in geſchloſſenen Säulen empor; die alten Stämme erdröhnten von der fleißigen Art; Alles erwachte im Walde; es war ein tauſendſtimmiger endloſer Geſang. Um Mittag trat Stille und Unbeweglichkeit ein: kein Blatt bewegte ſich an den hundertjährigen Aeſten: keine Bewegung, kein Ton ſtörte dieſe Sammlung der Natur; das Leben ſchien unter der Glut der Sonnenſtrahlen, trotz des undurchdringlichen Gewölbes der Blätter, zu erſterben: man hörte nichts als den Bach, der am Fuße der Ruinen plätſcherte. Als jedoch der Abend anbrach, nahm das alte Gebäude das Anſehen eines Zauberpalaſtes an und ich konnte mir nun die abergläubiſche Angſt der Indianer erklären, die ſich weigern, die Nacht dort zuzubringen. Anfangs flimmerten bewegliche Lichter, bald mit dem Glanze eines Blitzes, bald wie flüchtiges Leuchten in der Atmoſphäre, bis ſie zuletzt in dem Chaos, das mich umgab, verſchwammen. Zu gleicher Zeit erhoben ſich auf allen Punkten des Waldes unerklärliche Stimmen, nicht unfreundlich, wie die, welche wir am Uſumanſinta gehört, ſondern wohlthuend wie der Geſang der Vögel und geheimnißvoll, wie eine unbekannte Sprache; rings um mich her war volles, friſches Leben; ſelbſt die Pflanzen ſchienen zu athmen und ihre Sprache zu haben; mein Ohr lauſchte unverwandt dieſer ſeltſamen Harmonie; meine Augen forſchten vergebens

Der Wald von Palenque.

in die Dunkelheit, um die Geſchöpfe zu entdecken, die ihr Daſein auf dieſe Weiſe ankündigten; bald war es der Silberton eines Glöckchens, bald eine in der Ferne klagende Stimme; ein athemloſes Schluchzen im Innern der Ruinen; ein tauſendfältiges Gezwitſcher und Kichern, das in einem großen Konzerte die Herrlichkeit der Nacht zu feiern ſchien. Einſt fand ich am Ufer eines Flüßchens einen Froſch, deſſen Gequack das Bellen des Hundes nachahmt; mein Hund wurde dadurch getäuſcht und während der erſten Nacht hörte er nicht auf, mit dieſem Bewohner der Ruinen Chorus zu machen.

Ich würde vergeblich dem Leſer die Eindrücke zu ſchildern ſuchen, die ich in dieſen Wäldern empfing, denn ich habe ſelbſt Mühe, mir klare Rechenſchaft davon zu geben. Die Aufregung, in der ich mich mitten in dieſer unbekannten Welt befand, verband ſich mit einer tiefen Bewunderung der Allmacht, welche aus dem Nichts eine Welt zu ſchaffen ſchien, von der ich keine Ahnung gehabt."

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lowſen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Bäder von Lavey.

Erzählung.

Ansicht der Brücke von St. Moriz im Canton Wallis.

Zu den malerischsten Gegenden auf dem Wege von Besançon nach Mailand gehört unbedingt St. Moriz im Canton Wallis. Die Brücke aus einem Bogen, die sich kühn über die Rhone schwingt, bildet den Mittelpunkt des Gemäldes, das auf beiden Seiten von hohen Felsen umrahmt wird, an welche sich auf dem linken Ufer die ersten Häuser von St. Moriz wie Schwalbennester anklammern. Im Hintergrunde kündigt die Dent de Morcles, ein riesenhafter Berg von pyramidaler Form, das Wallis an und verdeckt die Aussicht auf noch höhere Spitzen, die sich dem Auge des Reisenden bietet, je weiter er in dieses tiefe Thal vordringt. Folgt man dem Wege, der nach dem Dorfe Lavey führt, auf der rechten Seite des Flusses, so kömmt man bald durch schöne Weinberge nach einem Bade mit heißen Quellen, das den Namen von dem benachbarten Dorfe angenommen.

Ehe diese Bäder errichtet waren, lebte in dem Dorfe ein Brunnenmacher Namens Johann Sordel. Er war arm, seit fünfzehn Jahren Wittwer, und hatte von sechs Kindern nur noch eine Tochter, welche Charlotte hieß. Obendrein hatte, um das Maß des Unglücks voll zu machen, eine Erkältung die beiden Füße dieses Kindes gelähmt. — Trotz dieses traurigen Zustandes war es nichts desto weniger das schönste Mädchen im Dorfe; aber man nannte sie gewöhnlich die gute Charlotte, weil die Vortrefflichkeit ihres Charakters sie noch beliebter machte, als die Anmuth ihres Gesichtes.

Das ganze Besitzthum Johann Sordels bestand aus einem kleinen Häuschen und einem Morgen Feld. Die Vorderseite des Hauses war nach Süden gerichtet und auf dem freien Platze davor führte der gute Vater seine Tochter in der schönen Jahreszeit auf einem langen Rollstuhl umher. Charlotte beschäftigte sich mit Nätherei oder Arbeiten für das Haus, so weit es ihre körperlichen Umstände erlaubten, während ihr Vater, neben ihr sitzend, Weidenzweige zerschliß. Diese stille Arbeit hinderte sie nicht, mit einander zu plaudern, und sie machten von dieser Gelegenheit auch recht fleißigen Gebrauch.

Sordel hatte all' seine Mittel erschöpft, um seinem Kinde Heilung ihres Uebels zu schaffen: und auch jetzt suchte er wieder durch unermüdlichen Fleiß ein Sümmchen zusammenzusparen, das ihm den Rath eines gelehrten Arztes in

Digitized by Google

der Hauptstadt einzuholen ermöglichen sollte. Freilich mußte er befürchten, durch den großen Kostenaufwand für die Heilung des Kindes bei seinem Tode so wenig hinterlassen zu können, daß gerade die, der er eine Wohlthat erweisen wollte, einst in Armuth ihr Leben vertrauern müsse. Charlotte las leidenschaftlich gerne, wie dies gewöhnlich bei Personen von lebhafterem Geiste, welche nicht gehen können, der Fall ist: Sordel versorgte sie mit Büchern, die er in der Nachbarschaft lieh. Er hatte häufig in der Stadt zu thun und besorgte dabei die Stick-Arbeiten, die man seiner Tochter anvertraute. Bisweilen brachte er bei solchen Gelegenheiten Speisen kostbarerer Art mit, als man sie sonst auf ländlicher Tafel sieht. In verlorenen Augenblicken wurde er aus väterlicher Zärtlichkeit Jäger und Fischer und wußte unter den Augen seines Kindes ein köstliches Abendmahl zu bereiten, was für sie immer ein Fest war, da es ihrem guten Vater gar so viele Freude machte.

Die nahe Rhone unterstützte dabei den eifrigen Lieferanten. In ihrem kalten Wasser, das ein unerbittlicher Freund der Zerstörung scheint, schwimmen vortreffliche Forellen, deren Vorzüge die reisenden Engländer zu schätzen wissen. Einzelne dieser ausgezeichneten Fische, die dem englischen Appetit entgangen waren, erschienen zuweilen auf dem Tische Charlottens.

Eines Abends, als der Brunnenmacher seinen Fischerkorb in der Hand in's Dorf zurückkehrte, begegnete ihm einer seiner Nachbarn, der reiche Bernel, der eine Weidenrente auf der Achsel trug. Bernel kannte die glücklichen Fischzüge, welche Sordel machte.

„Nun", sagte er, „Meister Sordel, Ihr tragt wohl, wie gewöhnlich, ein paar hübsche Fische nach Hause?"

„Allerdings, Nachbar; ich war selten so glücklich. Seht hier eine Forelle von vier Pfund. Damit will ich Charlotten, ihren Vater und einige Freunde bewirthen, auf deren Besuch ich morgen rechne."

„Ihr macht mich eifersüchtig, Nachbar. Wie macht Ihr das nur? Ich habe Euch schon oft nachzuahmen gesucht und doch finde ich nur selten meine Netze nicht leer."

„Ich will Euch einen guten Ort sagen. Dort hat es Raum für Zweie; auch bin ich Euch Dank schuldig, daß Ihr Eurem Neffen Georg den Kopf von meiner Charlotte abgewandt. Der gute Junge! was hätte er mit einer armen kranken Frau gethan? Und wie hätte Charlotte in ihrem Zustand ein Hauswesen besorgen können? Kommt, Nachbar, ich will Euch zeigen, wo ich mein Netz auswerfe: Ihr legt es ganz nahe von dem meinen in's Wasser, aber vorsichtig, denn der Ort ist gefährlich. Ich habe übrigens gerade eine merkwürdige Entdeckung dort gemacht."

„Was ist das?"

„Etwas ganz Außerordentliches! Als ich den Fuß zwischen zwei Steine steckte, war das Wasser ganz warm."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch, mein Nachbar. Ueberrascht zog ich Anfangs den Fuß zurück; ich machte jedoch vier oder fünf neue Versuche; immer fühlte ich dieselbe warme Quelle über meinen Fuß rieseln. Wie sollte ich mich täuschen, mitten im Wasser der Rhone, die so kalt ist?"

„Das ist freilich höchst eigenthümlich."

„Ihr scheint noch nicht ganz überzeugt; kommt und urtheilt selbst."

Sie begaben sich nach dem bezeichneten Platze und Bernel erkannte bald das Vorhandensein einer Therme; aber zum Glücke faßte ihn Sordel bei der Hand, als er aus dem Wasser herausfliehen wollte, denn ein Stein riß sich unter seinem Fuße los, und er wäre sicherlich ohne seine Hülfe vom Wasser fortgerissen worden, da die Strömung an diesem Orte sehr heftig ist.

Sie stießen Beide einen Schrei des Schreckens aus.

„Ich hab' es Euch zuvor schon gesagt", rief der Brunnenmacher, „nehmt Euch in Acht, wenn Ihr allein hieher kommt."

Als Bernel sich von seinem Schrecken erholt hatte, fragte er Sordel, ob er schon irgendwem seine Entdeckung mitgetheilt.

„Nein, ich sagte Euch ja, daß ich sie selbst so eben erst gemacht; ich wollte mir Euern Rath darüber ausbitten, um so mehr, als Ihr Mitglied des Gemeinderaths seid."

„Meine Meinung ist, daß es sich wohl der Mühe lohnt, darüber nachzudenken, mein lieber Nachbar. Wenn Ihr wollt, sprechen wir morgen darüber. Besucht mich im Verlauf des Tages. Bis dahin wird es das Beste sein, daß wir das Geheimniß bei uns behalten."

„Gut, abgemacht. Aber ich verlasse Euch nun. Es wird spät. Ich höre das Horn der letzten Ziegenhirten, die von den Bergen heimkehren. Meine Tochter ist allein und vielleicht in Sorgen, daß ich nicht komme: ich bin nicht ruhig, wenn ich so lange von ihr entfernt bleibe."

Sordel eilte voran und Bernel schien ihm Anfangs langsam zu folgen; als er sich jedoch allein sah, blieb er stehen. Die Entdeckung des armen Mannes hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Nachdem er sich überall umgesehen und sich vergewissert, daß er ohne Zeugen sei, näherte er sich dem erwähnten Orte, zog eine leere Flasche heraus, die er gerade bei sich trug, stieg mit aller Vorsicht in das Flußbett hinab und tauchte die Flasche tief in das heiße Wasser, bis sie ganz gefüllt war. Als er sie zum Munde führte, merkte er, daß sie nicht bloß warm war, sondern auch einen stark schwefeligen Geschmack hatte.

„Mein Glück ist gemacht!" sagte er und sprang an's Ufer, nachdem er die kostbare Flasche sorgfältig verkorkt und in die Tasche gesteckt.

Bernel, der alte reiche Mann, vergaß ganz, daß sein Glück längst gemacht war.

Ehe er den Ort verließ, hielt er es im Interesse des Planes, den er ersonnen, für gerathen, seine und Sordels Netze in das Wasser zu werfen.

Am folgenden Tage begab sich der Brunnenmacher zu Bernel, fand jedoch zu seinem höchlichen Erstaunen das Haus geschlossen. Der Nachbar wohnte ganz allein mit einem Diener, der aber eben so wenig wie sein Herr zu Hause zu finden war.

„Was soll das bedeuten?" sagte Sordel; „mich bestellen und dann nicht da sein?"

Er glaubte, Bernel habe sich vielleicht an die Rhone hinausbegeben, entweder um die Quelle auf's Neue zu untersuchen, oder zu sehen, ob ein Fisch in seinem Netze sei. Augenblicklich eilte er an Ort und Stelle: unterwegs erfaßte ihn eine bange Ahnung bei dem Gedanken an den gestrigen Vorfall. Hatte Bernel sein Netz vielleicht zu unvorsichtig ausgeworfen und war dabei in die Rhone gefallen?

Der gute Mann ließ sich durch diese schwache Vermuthung auf's Höchste beunruhigen: und die Abwesenheit seines Nachbars konnte doch so viele andere Gründe haben; aber er kam mit dieser vorgefaßten Idee an das Ufer, und als er die beiden Netze verschwunden sah, da verdoppelte sich seine Ungeduld. Bernel war also hierher gekommen und vielleicht beim Aufziehen des Netzes in's Wasser gestürzt! . . .

Digitized by Google

Aber weßhalb fehlte auch das Seine? Er konnte sich diesen Umstand nicht erklären und wäre noch länger im Zweifel darüber geblieben, hätte er nicht am andern Ufer im Schlamme einen schwarzen Hut gesehen. Dieser Hut schien ihm ganz dem Beruels ähnlich zu sein. Beim Anblick dieses Gegenstandes eilte er von fürchterlichem Schrecken ergriffen in's Dorf und rief dem Nächsten, der ihm begegnete, zu, der Gemeinderath Beruel sei ertrunken. Einige Leute hatten bemerkt, daß sein Haus seit frühem Morgen verschlossen gewesen; auch hatte Niemand seinen Diener gesehen. Augenblicklich war Alles auf den Beinen; man eilte mit Stricken an das Ufer des Flusses. Mehre warfen sich an den Orten, wo man glaubte, der Leichnam könne sich gesteckt haben, in's Wasser, und Sordel war nicht der Letzte, der sich opferte. Zwei Tage lang setzte man die Nachforschungen fort; man ahnt, daß sie vergeblich waren.

Auch am dritten Tage waren viele Leute, die noch nicht auf die Hoffnung verzichtet hatten, den Leichnam zu finden, auf die Anzeige eines Knaben bei der Moritzbrücke versammelt, wo dieser in der Tiefe des Wassers etwas sich bewegen zu sehen glaubte, das einem todten Körper ähnlich war; die Menge stritt sich über das Wesen desselben.

„Es ist ein Hund!" sagte der Eine.

„Es ist ein Kalb!"

„Nein, ein Mensch!"

Alle Anwesenden sahen über die Brustwehr hinab, um den schwimmenden Gegenstand zu erspähen, als das Geräusch eines Wagens sie aufschauen machte: ein Schrei des Erstaunens und der Freude entflog ihrem Munde.

„Da ist er ja! Er ist's."

„Nun, Nachbar, wir glaubten Euch ertrunken."

„Ertrunken! und warum denn?"

„Woher kommt Ihr?"

„Von der Reise."

In diesem Augenblick erblickte Beruel den Dorfsyndikus, an den er sich mit den Worten wandte:

„Moratier, wollt Ihr die Güte haben und morgen den Gemeinderath in außerordentlicher Sitzung versammeln; ich habe demselben eine wichtige Sache, die vom höchsten Interesse für die Gemeinde ist, mitzutheilen."

Nachdem der Syndikus zugesagt, gab Beruel dem Pferde die Peitsche, um seine Reise fortzusetzen; aber die Dorfbewohner ließen ihn nicht weiter, ehe sie ihm mitgetheilt, was in seiner Abwesenheit vorgefallen. Er schien wenig gerührt, dankte jedoch seinen Nachbarn für die Mühe, die sie sich gemacht, ihn zu suchen, wo er nicht war, und gab dem Pferde auf's Neue die Peitsche, um sich den Zudringlichkeiten seiner Mitbürger zu entziehen.

Als Sordel die Ankunft Beruels erfuhr, eilte er augenblicklich zu ihm. Er würde in seiner Herzensfreude vielleicht sogar den wiedergefundenen Nachbar umarmt haben, wenn er nicht ein eiskaltes Gesicht sich hätte entgegenstarren sehen. Deßhalb sprach er lieber gleich von ihrer Entdeckung:

„Ihr hattet Zeit, darüber nachzudenken; ich bin natürlich etwas unruhig wegen der Sache."

„Das läßt sich auch nicht so obenhin behandeln", antwortete Beruel; „ich bin müde, mein Nachbar, und habe noch einiges Wichtige . . ."

„Gut, gut, wir werden uns wiedersehen", sagte Sordel, indem er sich bescheiden zurückzog; „es ist mir genug, daß ich weiß, meine Mittheilungen haben Euch das Leben nicht gekostet. Auf Wiedersehen, Beruel!"

Der Brunnenmacher saß nicht im Rathe; er hörte deßhalb auch von nichts, was den folgenden Tag dort verhandelt wurde; am dritten Tage jedoch kam ein Mitglied dieses Körpers an der Wohnung vorbei und sah ihn bei der Arbeit:

„Nun, Vater Sordel, eine Neuigkeit, die Euch interessiren muß."

„Was für eine Neuigkeit?"

„Die Entdeckung, die Beruel gemacht."

„Welche Entdeckung?"

„Ihr wißt nicht? Er hat im Bett der Rhone eine warme Quelle gefunden, welche alle Arten von Krankheiten heilt; die Aerzte von Lausanne haben es für ganz bestimmt erklärt und zum Lohne hat die Regierung Beruel die ausschließliche Ausbeutung seiner Entdeckung zugestanden."

„Was sagt Ihr da?" rief Sordel überrascht und entrüstet.

Seine Aufregung war jedoch so groß, daß er kein Wort hinzufügen konnte. Er war wie geblendet und blieb, die Hände auf den Bohrer gestützt und gesenkten Kopfes, unbeweglich stehen. Der Urheber seines Schmerzes hätte von diesem Anblick gerührt sein müssen, wenn er nicht gleich weiter gegangen wäre, da er noch allerlei Geschäfte zu besorgen hatte.

„Und ich", sagte der arme Brunnenmacher bebend, „ich wagte es nicht, der armen Charlotte ein Sterbenswörtchen davon zu sagen."

Er eilte tief erschüttert zu ihr.

„Was hast Du, mein Vater?" rief das junge Mädchen erschrocken.

„Ich Unglücklicher! ich habe die Gelegenheit versäumt, Dein Glück zu machen!"

„Ist's nur das? . . . dann sei Gott gedankt! Du hast mir einen großen Schrecken eingejagt. Beruhige Dich, mein Vater."

Er hatte Mühe, so viel Fassung zu gewinnen, um seiner Tochter die ganze Geschichte zu erzählen.

„Du mußt Dein Recht reklamiren, Vater, aber geh' zuvor noch einmal zu Beruel."

„Ich habe Dir schon gesagt, wie er mich aufnahm. Begreift Du nicht, daß ich von ihm nichts zu hoffen habe? Er hat mir mein Geheimniß gestohlen; je mehr er im Unrecht ist, um so mehr wird er mich mißhandeln. Und was kann ich von unsern Nachbarn hoffen? Beruel ist reich, angesehen, ich bin arm, ohne Stütze, und er ist im Rathe, ich bin nichts; er wird die Leute in sein Interesse zu ziehen und mich in Aller Augen als einen neidischen Lügner anzuschwärzen wissen."

Sordel machte aber dennoch den Hergang seiner Geschichte mit Beruel bekannt: Niemand schenkte ihm Glauben.

„Weil er Brunnenmacher ist", sagte man spottend, „glaubt er ein Recht auf diese herrliche Quelle zu haben! Geht, guter Mann, macht uns Süßwasserbrunnen und das Uebrige laßt ungeschoren."

Beruel wandte sich auch wirklich wegen der Bohrarbeiten nicht an ihn. Ein geschickter Ingenieur wurde mit der Isolirung der Quelle im Rhonebett beauftragt.

Es war ein großes Ereigniß für das Land und die benachbarten Gegenden. Die Zeitungen kündigten das Ereigniß mit der gewöhnlichen Emphase an. Man preist die Quellen, ehe sie einen einzigen Kranken geheilt oder auch nur in Anwendung gekommen sind.

Digitized by Google

Endlich erschien der mit Ungeduld erwartete Augenblick, welcher Beruel und den übrigen Dorfbewohnern den Beginn einer ergiebigen Zeit versprach. Man sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht, denn bald erkannte man, daß die Bäder von Lavey in sehr hohem Grade dieselben Eigenschaften wie die von Aix in Savoyen besaßen. Schon im zweiten Jahre war der Zudrang von Fremden so groß, daß es an Platz mangelte und das Glück des Etablissements schien gemacht, als man die ersten Heilungen der Bäder erfuhr. Die Hinkenden gehen, schrieb der Badearzt in die Welt hinaus. Mehr als ein paar Krücken wurde als Ex voto am Hause außen aufgehangen. Ja, Leute, die bei ihrer Ankunft sich kaum ein paar Schritte fortschleppen konnten, bestiegen vor ihrem Weggang noch die Dent de Morcles.

(Fortsetzung folgt.)

Die Statue des Gottfried von Bouillon.

Auf der Place royale von Brüssel, die im Jahre 1776 nach dem Vorbild der Place royale von Nancy angelegt wurde, steht auf demselben Punkte, wo früher das Denk-

Das Denkmal Gottfrieds von Bouillon in Brüssel.

mal des Prinzen Karl von Lothringen gestanden, das die Franzosen 1794 zerstört, eine Reiterstatue Gottfrieds von Bouillon in Bronce, welche in den Ateliers des Herrn Soyer in Paris gegossen wurde. Dieses schöne Werk, das wir dem Meißel Eugene Simonis' verdanken, wurde am 15. August 1848 eingeweiht. Der Anführer der ersten Kreuzzüge ist mit dem Banner in der Hand und die Augen zum Himmel erhoben dargestellt. Der Künstler hat dem edlen Gesichte einen fromm-begeisterten Ausdruck verliehen: es ist, als ob der Glaubensheld den Segen des Himmels auf sein Heer herabriefe.

Digitized by Google

Ein Thor in Konieh.

(Anatolien.)

Die Stadt Konieh (Konia) iſt auf den Trümmern von Iconium erbaut, das ehedem die Hauptſtadt von Lycaonien war. Iconium wird mehr denn einmal in den Briefen Cicero's an ſeine Freunde und in der Apoſtelgeſchichte erwähnt. Sein antiker Name, der im neuen wenig alterirt iſt, bezeichnet „Bild". Der Sage nach erhielt die Stadt dieſen Namen, weil Perſeus an einer Säule das ſchreckliche Haupt der Meduſe aufgehangen.

Lange Zeit war Iconium die Haupt- und Reſidenzſtadt des Seldſchukenſultans, und noch zeugen einzelne Monumente von der Bedeutung und dem Reichthum derſelben. Das hier im Bilde mitgetheilte Thor iſt mit Hautreliefs geſchmückt, welche nach der Ausſage der Einwohner

Ein Thor in Konieh.

den guten und böſen Geiſt Gabriel und Ariel darſtellen. — Im Bogengewölbe ſieht man einen Falken oder Adler mit zwei Köpfen. Die an Ketten hängenden Kugeln, die gewöhnlichen Trophäen bei den Muſelmännern, erinnern ohne Zweifel an eine Belagerung, aus welcher Konieh ſiegreich hervorging.

Das unheimliche Haus.

Eine Geſchichte aus dem Leben.

(Fortſetzung.)

Seine arme Tochter lebte indeſſen in vollkommener Einſamkeit! Allein, ohne Freunde, hatte ſie nicht ein einziges menſchliches Weſen, in deſſen Herz ſie ihren Kummer ausſchütten konnte: dieſer verlaſſene Zuſtand drückte ihr Gemüth nieder und weckte die peinlichſten Ahnungen

Digitized by Google

von noch größerem Unglück in ihrer Seele. Sie bemerkte deutlich die ängstliche Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war; — schlaflose Nächte, hoffnungslose Tage und verschmähte Nahrung deuteten nur allzu klar auf seine erschöpfte Lebenskraft und bereiteten sie auf den fürchterlichen Schlag vor, der sich mit raschem Schritt dem unglücklichen heldenmüthigen Mädchen näherte.

Eines Tages, ungefähr einen Monat, nachdem Mr. H. wieder seine Stelle auf dem Comptoir angetreten, blieb er länger als gewöhnlich mit Mr. Wilmot, einem seiner Collegen, bei der Arbeit; es war den Tag über außerordentlich viel zu thun gewesen und da beide gleich pünktlich, so waren sie noch mit der Ordnung ihrer Rechnungen beschäftigt, als die andern Commis schon längst das Comptoir verlassen.

„Gott sei gedankt, nun ist endlich mein Tagewerk zu Ende!“ rief Mr. Wilmot vergnügt, indem er selbstzufrieden seine Bücher und Rechnungen in das Pult legte und seine Brille abnahm. Aber im selben Moment fiel sein Blick auf Mr. H., der ihm noch immer mit der Feder gegenüber saß und so bleich und erschöpft aussah, daß er die Theilnahme seines gutherzigen Collegen erweckte, der unwillkürlich mit tiefbewegter Stimme in die Worte ausbrach: „Mein Gott, Mr. H.! Was fehlt Ihnen?“ Einige abgebrochene unartikulirte Laute waren seine einzige Antwort. Freundlich trat Mr. Wilmot zu ihm, um ihm seine Hülfe anzubieten: als er jedoch seinen Blick auf das Papier warf, das auf dem Pulte ausgebreitet lag, hob er seine Hände mit dem Ausdruck tiefster Bestürzung zum Himmel! Alles war verwirrt — dieselbe Zahl beständig wiederholt, mit demselben unbefriedigenden Resultate. Der unglückliche Mr. H., sein Verstand stand stille! Schlaflose Nächte, nagender Kummer, unzureichende Nahrung und endlos verwickelte Rechnungen hatten dieses Unglück herbeigeführt, — da saß er nun, blaß, verwirrt und bewußtlos.

Mit der wohlwollendsten Theilnahme führte ihn Mr. Wilmot aus dem Comptoir und brachte ihn in einem Kabriolet nach Hause, wo er so schonend als möglich der betrübten Tochter die Unglücksbotschaft mittheilte und ihr ihrer Sorgfalt anvertraute. Es war Mr. Wilmots einzige Unterredung mit Miß H.; aber die außerordentliche Seelenstärke, mit der sie die schmerzvolle Mittheilung aufnahm, erfüllte ihn mit Bewunderung und Hochachtung.

Nun begann eine Reihe von Leiden und Drangsalen für sie, die keine Worte schildern. Ein ganzes Jahr hindurch ernährte sie ihren Vater durch die Ausübung ihrer Talente, die sie in hohem Grade gebildet hatte; er erholte sich nie mehr so ganz, daß er seinen Platz auf dem Comptoir hätte antreten können, denn seine Geisteskräfte waren für immer geschwächt. Zwar hatte er einzelne lichte Augenblicke, plötzlich aber war er wieder außer Stande, ein Urtheil über die einfachsten Dinge zu fällen. Beständig brütete er über dem Gedanken: von seiner Familie verstoßen zu sein. Er war noch in seinem besten Alter, kaum fünfzig; sein Vater, ein unversöhnlicher, unbarmherziger alter Mann, reich an Gütern dieser Welt, lebte noch; wenn jedoch die Tochter davon sprach, sich an den Großvater oder die Brüder ihres unglücklichen Vaters wenden zu wollen, war er schon über den Gedanken entrüstet; ja er nahm ihr sogar das feierliche Versprechen ab, sich nie zu einem solchen Schritte erniedrigen zu wollen, wenn sie auch noch so unglücklich werden sollte. — Der Winter kündigte sich kalt und stürmisch an: und mit ihm rückte die Noth näher: die unbarmherzigen Winde schienen das unglückliche Haus besonders heimzusuchen! An manchen Orten waren große Oeffnungen im Dache; Schnee und Regen drang herein und die armen Bewohner sahen sich nicht im Stande, den Schaden auszubessern. Drinnen im Hause verschwand nach und nach jedes Stück, das auf bessere Tage deutete, da Miß H. das Eine um das Andere für ein Drittel des Werthes verkaufen mußte, der Pflege des Vaters das Nöthigste zu beschaffen. Es war ein Glück für den armen Mann, daß er diese theuren Erinnerungen an eine verschwundene Zeit nicht vermißte, denn er war jetzt ganz invalid und konnte das Bett nicht verlassen. Mit der liebevollsten Sorgfalt pflegte sie ihn und arbeitete dabei fleißig, indem sie bald feine Taschentücher stickte, bald kostbare Stammbücher für reiche Leute malte. Endlich mußte sie jedoch auch dieß aufgeben, denn der Vater wurde launisch, verdrießlich und unruhig und verlangte unaufhörlich ihre ungetheilte Aufmerksamkeit und die höheren Talente, die sie so sehr auszeichneten, und selbst ihre Armuth mit einer gewissen Würde umgaben, lagen brach und ihre Geschicklichkeit ward zu geringerer Beschäftigung verwendet — wie Strümpfe stopfen und alte Kleider sticken. Gleichwohl arbeitete die treue Tochter, wenn auch nicht mit Freude, so doch mit Ausdauer. Ein einziges freundliches Wort vom Vater war ihres Herzens schönster Lohn und verlieh ihr Kraft, die geistlosesten Arbeiten für ein Stück Brot oder einen Bissen Fleisch zu verrichten, denn sie konnte ihren leidenden Vater nicht so lange verlassen, um Lebensmittel für ihn einzukaufen, deßhalb nahm sie gerne solche Sachen statt Geld für ihre Arbeit.

Wieder nahte sich der Winter kalt und streng. Kein Feuer im Kamine, um dem unglücklichen Kranken die nöthige Wärme zu schaffen, — unzureichende Kleider, seine abgezehrten Glieder zu bedecken, — kein Mittel, sich das Eine oder Andere zu erwerben, — kein Licht, das die Dunkelheit der langen traurigen Nächte vertreiben konnte, die durch die Klagetöne des dem Grabe zuwankenden Kranken noch trauriger wurden. Das letzte Band, das sie an diese Erde knüpfte — ihr geliebter Vater und einziger Freund — war nun bald nicht mehr! Wer vermag ihre Herzensangst zu beschreiben? Sie hatte weder Rast, noch Ruhe — beständige Anstrengung und Arbeit, beständiger Hunger und hoffnungsloses Nachtwachen! Unablässig stieg in ihr der Gedanke an Selbstmord auf: aber mit Kraft und Abscheu bekämpfte sie ihn immer wieder. O! wie seufzte sie nicht nach der Grabesruhe — und kämpfte doch mit muthigem Herzen gegen das Unglück!

Kein Wunder, daß ihre Sinne zu wanken begannen! Doch hielt ihre Thätigkeit sie noch im Gleichgewicht: denn nur durch ihre Anstrengungen konnten ihres Vaters Bedürfnisse befriedigt werden. Zu einzelnen Zeiten hatte er lichte Augenblicke, welche jedoch nur dazu dienten, seinen Zustand noch beklagenswerther zu machen; denn sein Geist vermißte dann immer mit schmerzlicher Sehnsucht den Ueberfluß, an den er als Knabe in dem Hause seiner Eltern gewöhnt worden. Es gab auch Augenblicke, in denen er sich der äußersten Verzweiflung über ihr unglückliches Schicksal überließ, und an den Schrecken zurückdachte, den er als Knabe bei einem Armenbegräbnisse empfunden, welchem er beigewohnt. Er sprach von der Art, wie er das Leichenbegängniß seiner Frau gefeiert und befahl seiner Tochter, nie um einen Armensarg für ihn nachzusuchen; vor allem solle sie nie seine Familie um Hülfe anrufen, sondern stets ihre Unabhängigkeit bewahren, — ja, er würde es ihr nie vergeben, wenn Hunger sie zur Bettlerin machte. Deßhalb mußte sie ihm versprechen, daß es

Digitized by Google

nie so weit kommen sollte: standhaft unterdrückte sie, um ihn zu beruhigen, jede Bewegung.

Weihnachten kam, und am Tage vor dem Feste gab sie ihrem unglücklichen Vater den letzten Bissen Speise, den er gierig verschlang. Sorgfältig bereitete sie sein Bette, küßte ihn liebevoll, legte eine fertige Arbeit zusammen und sagte ihm, daß sie bald mit frischen Lebensmitteln zurück sein werde. Ihre Augen strahlten vor Freude, während in ihrem blassen Antlitz sich ein schmerzlicher Zug zeigte; denn während sie sprach, fühlte sie den heftigsten Drang nach Speise, da sie in den letzten achtzehn Stunden nicht einen Bissen über die Lippen bekommen. Für die Stärkung dankte der Vater mit einem herzlichen Segen und sie begab sich auf den Weg.

Der Wind blies mit fürchterlicher Heftigkeit und der Regen drang durch ihre armselige, dürftige Kleidung, während sie durch die Straßen eilte.

Beinahe ohnmächtig erreichte sie das Haus der Dame, für die sie die Arbeit zu besorgen hatte, und neben vielem Lobe für die außerordentlich zierliche Ausführung empfing sie reichlichen Vorrath gesunder und nahrhafter Speisen als Lohn. Die gute Frau fügte noch einige Leckerbissen hinzu, denn eines ihrer Mädchen, das früher bei Miß H. gedient, hatte ihr von dem traurigen Schicksal des Vaters und der Tochter erzählt, und von jenem Augenblick hatte sie Miß H. vollauf beschäftigt, um ihren Kummer und ihre Leiden zu lindern.

Stammelnd sprach Miß H. ihren Dank aus, und ohne sich Zeit zu lassen, ihren bitter nagenden Hunger zu stillen, der sie beinahe überwältigt, eilte sie mit hoffnungsvollem Herzen heim. Beseelt von Freude, trat sie in ihres Vaters Zimmer, begierig ihn von dem glücklichen Erfolg ihres Ganges zu unterrichten und ihm die Leckerbissen zu reichen, die ihm seit so lange fremd gewesen.

Aber weßhalb diese plötzliche Stille — dieser starre Schreckensblick — dieser laue Angstschrei? — Er war todt! — — —

Wenden wir unsern Blick von dieser traurigen Scene zu einer anziehenderen!

In einer reich ausgestatteten Bibliothek saß ein alter Mann von siebenundsechzig Jahren in einem bequemen und prachtvollen, mit karmoisinrothem Sammt überzogenen Lehnstuhl. Seine Haltung war ernst und gebietend, sein Aussehen streng und ehrwürdig. Der charakteristische Stolz seiner Gesichtszüge wurde durch den Ausdruck zärtlicher Liebe gemildert, als er ein kleines siebenjähriges Mädchen an sein Herz drückte, und ihre lichtblonden Locken sich mit dem Silberhaar des Großvaters mischten. Das ganze Wesen des Kindes athmete englische Unschuld, und der alte Mann betrachtete es mit der innigsten Bewunderung, indem er mit ihr von all' den Herrlichkeiten sprach, die der Weihnachtsbaum bringen werde.

„Aber Großvater!" sagte das Kind, „das ist ein schlimmer Tag für all' die armen Leute, die bisher kommen sollten, um ihre Gaben an Eßwaaren und wollenen Tüchern in Empfang zu nehmen. Ich möchte wünschen, es regnete nicht so stark."

Freundlich lächelte der Alte, während das Kind fortfuhr:

„Wenn ich diese armen Leute ganz naß und ausgehungert auf das Schloß kommen sehe, so werde ich recht betrübt. Wie herrlich haben wir's hier! Gemälde und Bücher und schwere Gardinen, um die kalte Luft abzuhalten; ein lustiges Feuer, uns daran zu wärmen. Bisweilen, wenn ich die armen, zitternden Menschen sehe, die kaum Kleider anhaben, die sie wärmen, denke ich, wie wunderlich es ihnen vorkommen muß, daß die Reichen, welche die Kälte nicht fühlen, so seine Gardinen vor den Fenstern haben und den Armen doch keine Kleider geben. So viel ist gewiß: wenn ich groß wäre, würde ich's anders machen."

„Gott segne Dich, mein Enkel! Du bist ein gutes Kind!" sagte der Alte liebevoll.

Das Antlitz des kleinen Mädchens wurde ganz roth.

„Großvater, vergib mir!" sagte sie plötzlich: „ich bin nicht gut — ich weiß, Du hältst mich nicht für gut, — ich verdiene auch nicht für gut gehalten zu werden. O ich fürchte, Du wirst recht böse über mich werden."

„Ich will nicht hoffen, daß Du ungehorsam warst!" sagte der Alte streng: „Du weißt, daß ich Ungehorsam nicht vergebe!"

„Vergibst Du nie?" rief sie, zurückweichend: „aber ich war nicht ungehorsam; warte einen Augenblick, dann werde ich Dir sagen, was ich gethan." Sie sprang von seinem Schooß, trat an den Schreibtisch, zog eine Lade heraus, und holte das Portrait eines jungen Mannes, das in Perlen eingefaßt war: das Glas war zerbrochen. „Sieh her, Großvater!" sagte sie verschämt, indem sie mit langsamem Schritte näher trat: „ehe Du in die Bibliothek tratest, fand ich dieß Portrait unter einer großen Menge von Papieren. Ich zog es heraus, spielte damit — es fiel mir aus der Hand, das Glas ging entzwei und das Bild bekam sogar einen Riß über das Gesichte; — sieh her!"

Der Alte nahm das Portrait, betrachtete es einen Augenblick und legte es rasch zur Seite. Seine Miene war wieder streng geworden.

„Es hat nichts zu bedeuten, mein Kind!" rief er etwas ärgerlich; „aber merke Dir nun die Folgen des Ungehorsams und laß Dir dieß Bild zur Warnung dienen. Es ist das Bild Deines Onkel Reginald. Es wurde gemalt, als er noch ein Knabe war; er wuchs und ward ein Mann, aber als Deine Mutter noch ein kleines Kind, nicht größer als Du, war er mir ungehorsam; — ich habe ihn nie mehr gesehen und ihm nie vergeben — "

Der, der so sprach, war Mr. H's. Vater.

Einen Augenblick betrachtete das Kind ihn mit einem Ausdruck der Verwunderung, und die unschuldigen Augen vorwurfsvoll erhebend, rief es in einem erschütternden Ton: „Großvater, wenn Du ihm nicht an diesem heiligen Abend verzeihst, so wird Gott auch Dir niemals vergeben!"

Es lag ein Ernst — eine heilige Feierlichkeit in des Kindes Stimme, die ihm zum Herzen ging; — es war ihm, als ob ein Engel diese Worte gesprochen.

Es folgte eine lange Pause, nur von den tiefen Seufzern des Kindes unterbrochen, das noch ganz außer sich war über die Härte des Großvaters. Der Alte stützte den Kopf in seine Hände, welche auf dem Schreibtisch ruhten. Das helle Licht des Feuers, das von den prachtvollen karmoisinrothen Tapeten zurückstrahlte, warf einen röthlichen Schimmer auf sein dünnes Haar, das in Silberlocken beinahe bis auf seine Schultern herabhing; — ein eigenthümlicher Kampf ging in seinem Innern vor.

„Tod und nach dem Tode — Verdammung!" murmelte er vor sich hin: „Komm' her, mein Kind!" sagte er tief bewegt: „Du hast gesiegt — da ich selbst auf Vergebung meiner Sünden hoffe, will ich auch ihm vergeben!" — „Aber noch heute — noch an diesem Tage, liebster Großvater!" rief das kleine Mädchen, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang und herzlich küßte. — „Noch

Digitized by Google

in dieser Stunde!“ antwortete der Alte. „Aber wo ist er, — wo hält er sich auf?“ fragte sie eifrig: „er muß ja sehr unglücklich sein, daß Du so lange böse auf ihn gewesen. Hat er Dich denn nie um Verzeihung gebeten? Du mußt sogleich zu ihm schicken — der arme, arme Onkel!“ — „Wir müssen erst wissen, wo er sich aufhält“, sagte der Großvater, „dann wollen wir nach ihm schicken.“ — „Du weißt nicht mal, wo Dein eigener Sohn ist!“ rief das Kind voll Staunen und Theilnahme.

Und während der kleine Engel so eindringlich für seinen unglücklichen Onkel Reginald sprach, war Miß H. damit beschäftigt, seine starren, eiskalten Glieder einzuhüllen, denn seine Seele war bereits in einer besseren Heimath, wo die Menschen ihn nicht mehr quälen konnten, und wo alle Lebensmüden zuletzt Ruhe finden.

Die unheimliche Dunkelheit der Nacht nahte heran und das unglückliche Mädchen befand sich allein bei dem Todten. Die traurige Stille wurde nur von dem Pfeifen des Windes unterbrochen, der durch den engen Treppengang sauste, in den zerbrochenen Fensterläden klapperte oder heftig die offenstehenden Thüren zuschlug, daß es durch die öden Zimmer dröhnte und Schauer durch die Seele des erschrockenen Mädchens zuckten. Welch' schmerzliches Gefühl der Verlassenheit bemächtigte sich ihrer beim Anbruch des Christtages! Wie traurig und schrecklich war nicht ihr Zustand, als die blassen Strahlen der Morgensonne die entseelte Gestalt beleuchteten, die ihr Alles im Leben gewesen! Sie schauerte, denn sie erinnerte sich ihres Gelübdes, ihm nicht den Schimpf eines Armenbegräbnisses anzuthun und sich nicht zur Bettlerin zu erniedrigen. Ach wie treulich, aber auch wie fürchterlich hielt sie ihr Wort!

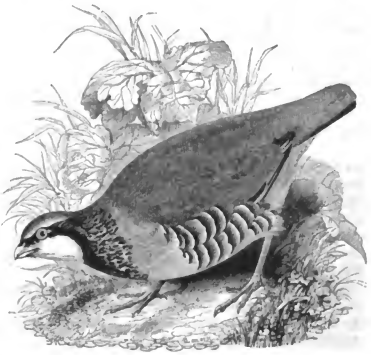
Den ganzen ersten Morgen saß sie, den Blick unabgewandt auf den Vater gerichtet, da; ihre weitaufgerissenen Augen betrachteten mit zärtlicher Ausdauer jeden seiner Züge. Es war, als ob ein eigenthümlicher Zauber, dem sie nicht zu widerstehen im Stande sei, sie an diesen Ort fesselte; — die einbrechende Dämmerung, die dunkle Nacht fand sie noch an seiner Seite, stumm, ohne Thränen, im tiefsten Innern des Herzens getroffen, erfüllt von Seelenqual, hülflos und hoffnungslos — allein in der weiten Welt!

Ihre scheinbar schlummernden Sinne wachten noch mit schrecklicher Klarheit, und ihre empfängliche und mächtige Einbildungskraft schuf sich nun in der Dunkelheit die fürchterlichsten Bilder. Sie wagte kaum zu athmen. Draußen auf der Straße hörte man nur Freudentöne, rasch vorüberrollende Wagen, — und aus den gegenüberliegenden Häusern erklang eine muntere Musik, die auf eine festliche Gesellschaft deutete; — ringsumher nur Freude und Lust — und in ihrem Innern — welche Seelenqual! —

(Schluß folgt.)

Das rothe Rebhuhn.

Das rothe Rebhuhn, auch Rothhuhn genannt, ist größer, als das gemeine, im Orient und namentlich im nördlichen Afrika zu Hause. Ein rother Schnabel und eben



Das rothe Rebhuhn (Perdix rubra).

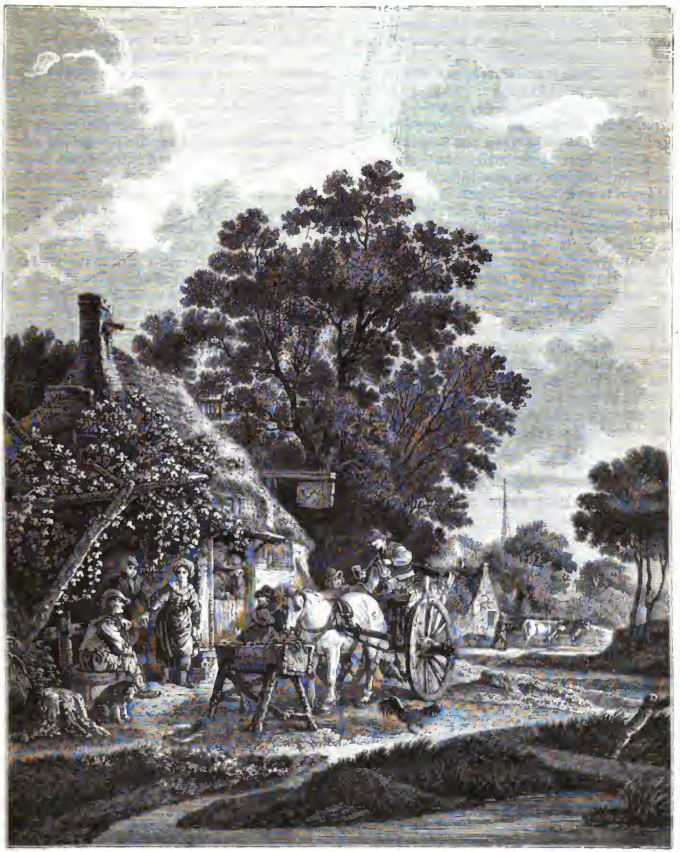
solche Füße, ein braun und etwas röthlicher Oberleib, eine weiße, mit einer schönen schwarzen Binde umsäumte Kehle und ein aschgrauer Schwanz zeichnen dieses Rebhuhn, das auch das griechische heißt, aus.

Das Rothhuhn nistet gleichfalls in den Feldern und niederem Gehölz; sein Nest, das aus Blättern und Gräsern gebaut ist, verbirgt sich hinter Rasen. Beide Arten legen jährlich die gleiche Zahl Eier, fünfzehn bis zwanzig; die Farbe derselben ist jedoch verschieden. Die Eier des Rothhuhns nämlich sind schmutzig weiß und roth punktirt. Statt der großen Ebenen, welche das gemeine Rebhuhn mit dem bescheidenen Gefieder bewohnt, hält sich das Rothhuhn häufig in bergigen Gegenden auf und zieht die kälteren Landstriche den südlichen vor. Es lebt selten in größerer Gemeinschaft und ist deßhalb schwer zu fangen und aufzuziehen. Seine Jungen verlangen große Sorgfalt; sie brauchen animalische Kost, wenn sie bei Kraft bleiben sollen. In Cypern sind die Kämpfe der Männchen beliebte Schauspiele. Das Fleisch der Rothhühner ist noch feiner und vortrefflicher, als das der grauen Rebhühner.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Jacke vom Lowton & Comp. in Paris

Digitized by Google

Ein vlämisches Wirthshaus.



Gemälde von Isak van Ostade, geb. 1612, gest. 1645.

Es streift ans Unbegreifliche, sagt Wienbarg, welche Menge von Malern von entschiedenem Talente und großen Leistungen das sechszehnte Jahrhundert in Holland erzeugt hat. Ich pflege zu sagen, es gab damals mehr große Maler in Städten, wie Delft und Leyden, Harlem und Amsterdam u. s. w., als es gegenwärtig Anstreicher und Thürpinsler gibt. Und das ist wahrlich nicht übertrieben. Glaubt man nach jahrelangem Studium holländischer Meister so ziemlich alle Namen von Bedeutung zu kennen, so muß man sich fast täglich von seinem Irrthum überführen lassen und bald aus diesem, bald aus jenem Winkel ein unbekanntes Gesicht auftauchen sehen. Die erste Anregung kam freilich aus Antwerpen und nach Antwerpen aus Italien. Allein die holländischen Künstler fanden sich bald im nationalen Elemente zurecht und haben dasselbe mit Ausnahme einiger Wenigen glücklich bis auf diese Zeit festgehalten. Ihre

Digitized by Google

Stücke sind in der ganzen Welt zerstreut und es erregt nicht allein die Zahl der Künstler, sondern auch die Zahl ihrer Produkte Staunen und Bewunderung. Wie der Seidenwurm nichts thut und thun kann, als spinnen, bis er sich todt gesponnen, so scheinen auch ihre ächten Künstler nur malend gelebt und mit der Palette in der Hand gestorben zu sein.

Jsak van Ostade, der Bruder und Schüler des Adrian van Ostade, geb. 1612 und gest. 1645, suchte seine Stoffe im niederen Bauernleben, faßte dieses aber mit soviel Treue, Lebendigkeit und Humor auf, wußte sich mit so sinniger Vertiefung in dieses Thun und Treiben zu versetzen, daß unser Auge unwiderstehlich von seinen Landschaften, seinen Viehstücken angezogen wird. Wer verweilte nicht gerne bei dem vorliegenden Bilde?

Ein Wagen hält vor der Dorfschenke: der Fuhrmann trinkt den frühen Morgentrunk, ohne den Fuß auf die Erde zu setzen, eine Kellnerin bringt noch einen Krug Bier herbei; Nachbarn, welche plaudern, ein halb eingeschlafener Hund und pickende Hühner, wie einfach, und doch wie anziehend. Was fesselt den Blick an dieser alltäglichen Situation? Was verleiht dem Bilde des vlämischen Malers nach zwei Jahrhunderten noch den unendlichen Reiz? Nichts anders, als die tiefe Wahrheit, die aus jedem Zuge spricht, das ächt nationale Gepräge, das dem Ganzen aufgedrückt ist. Wir fühlen uns mitten in die Scene hineinversetzt. Diese Wahrheit, dieses strenge Beharren im kleinen Kreise des Nationellen hat die Holländer groß gemacht. Begriffen das doch unsere Dichter, unsere Künstler!

Persische Erziehung unter König Darius.

(522—486 v. Chr.)

Von F. Münzer.

Jede Generation kann unter sich in eine ältere und in eine jüngere eingetheilt werden. Die ältere Generation übt, bewußt oder unbewußt, einen erziehenden Einfluß auf die jüngere aus, und je weniger Hindernisse dieser Erziehung im Wege stehen, desto rascher und vollkommener ist die Wirkung. Thun sich dazu gebildete Männer hervor, die Theorien schaffen und zur praktischen Durchführung derselben Anleitung und Mittel geben, so muß nach und nach ein Volk auf die höchste Stufe geistiger Bildung gelangen.

Darius, König der Perser, der Reformer seines Reiches, ein Mann von großen Geistesanlagen und tiefer Einsicht, der hoch über seinem Zeitalter stand, beschloß, die geistige und zugleich auch die materielle Hebung seines Volkes auf jede Weise zu fördern. Von dem Grundsatze ausgehend, der Erste an Macht sollte auch der Erste an Weisheit und Tugend sein, fing er die Reform zuerst bei sich selbst an, und gab dadurch seinen Unterthanen ein nachahmungswürdiges Beispiel. Er entwarf einen Plan zur Prinzenerziehung, dem zu Folge der persische Thronfolger bis zu seinem siebenten Jahre von den vornehmsten Kammerdienern erzogen werden, von da an bis zu seinem vierzehnten Jahre die Reitschule besuchen und auf die Jagd gehen mußte, um seinen Körper abzuhärten; von dieser Zeit begann aber die moralische Bildung durch vier Männer (königliche Pädagogen), die aus den Persern ausgewählt wurden, und von denen der eine als der weiseste, der andere als der gerechteste, der dritte als der mäßigste, und der vierte als der tapferste galt. Der Lehrer der Weisheit hatte den jungen Prinzen in die Geheimnisse der Lehre des Zoroaster einzuführen und mit den Pflichten eines Königs bekannt zu machen; der Lehrer der Gerechtigkeit flößte ihm Liebe zur Wahrheit und Abscheu gegen Lügen ein; der Lehrer der Mäßigkeit suchte ihn in der Kunst zu üben, Herr über sich selbst zu werden, nie Sklave der Leidenschaften zu sein, und der Lehrer der Tapferkeit mußte ihn an Furchtlosigkeit gewöhnen und ihm den Grundsatz einprägen, daß Feigheit Sklavensinn und Niederträchtigkeit verrathe.

Die Gewohnheit des Volkes, das nachzuahmen, was es bei Vornehmen gewahr wird, bewirkte, daß die Prinzenerziehung auf die Söhne der übrigen Perser, namentlich auf die der Großen, wenn auch in veränderter Form, überging. Ehrfurcht vor den Ehrwürdigen, Bildung des Verstandes, Veredlung des Herzens, Abhärtung des Körpers — dies waren vorzüglich die Zwecke der Erziehung.

Die Ehrfurcht gegen den König, zwar befohlen durch's Gesetz, ging so weit, daß die Perser ihn als den Repräsentanten der Gottheit betrachteten, diese in ihm verehrten und deßwegen auch vor ihm niederfielen und ihn anbeteten. Nach dem König gebührte (ebenfalls befohlen durch's Gesetz) der höchste Grad von Ehrfurcht den Greisen und Eltern. Der Vater war König in seinem Hause und forderte von seinen Kindern königliche Ehren. Auch vor den Augen seiner Mutter durfte kein Perser es wagen, sich, ohne erhaltene Erlaubniß, niederzusetzen. Den Persern schien dieses Gesetz so schön, so gerecht und heilig, daß sie sich von der Möglichkeit, es zu übertreten, gar nicht überzeugen konnten. Einen Vater- oder Muttermord erklärten sie geradezu für unmöglich.

„Was man nicht thun darf, darf man auch nicht reden." Diesen schönen und herrlichen Grundsatz stellten die Perser auf und handelten darnach. Nur an solche Orte und zu solchen Menschen wurde die noch unter strenger Zucht stehende Jugend gelassen, wo sie Gutes sehen und hören konnte. Das Lügen, das Borgen und die Undankbarkeit waren in den Augen eines Persers die größten Laster.

Zur Bildung des Verstandes und Veredlung des Herzens wurde durch Unterricht in wissenschaftlichen Gegenständen gesorgt. Dabei nahm man besonders Rücksicht auf Naturgeschichte und Dichtkunst. Die Kinder wurden auf die wohlthätigen und schädlichen Naturprodukte aufmerksam gemacht, lernten wohlthätige Kräuter benützen und schädliche meiden. Der Geschichte und Dichtkunst bediente man sich, um in den jungen Herzen der Perser hohen Sinn, Thatendurst und den Wunsch, edlen Männern ähnlich zu werden, zu erwecken. Weise Lehren wurden in das Gewand der Fabel gehüllt; Thaten der Götter und großer Männer wurden bald mit, bald ohne Gesang den horchenden Kindern vorgetragen. Damit aber die sanfte Stimmung und Weichheit, welche sie durch diesen ihren Unterricht in die Seele der Jugend legten, und wodurch sie den kecken Leichtsinn und die erwachenden Leidenschaften zu bändigen beabsichtigten, nicht etwa nachtheiligen Einfluß auf den Körper äußern möchte, waren sie zugleich besorgt, diesen zu härten durch Jagen (bei den Persern das Bild des Krieges), Reiten, Bogenschießen, Speerwerfen, Tanzen und Wettlaufen.

Die Jagden eigneten sich am besten zur Gewöhnung an Sturm, Regen, Hitze, Kälte, Hunger und Durst. Jeden Monat wurden mehrere Male solche zu Pferd veranstaltet, und dies nicht bloß auf furchtsame Thiere, sondern auch auf Löwen, Bären ꝛc., und ganz besondere Umstände mußten eintreten, wenn dieselben in ihren Paradiesen (Gärten, Lusthaine) und nicht im offnen Wald angestellt wurden. Die

Digitized by Google

härtesten Strapazen, welche die Zöglinge durchzumachen hatten, waren ohne Zweifel die, daß sie, ohne Waffen und Kleider naß zu machen, über reißende Ströme setzen, daß sie unter freiem Himmel übernachten und Heerden weiden mußten, und dabei keine andere Nahrung zu sich nehmen durften, als Eicheln, Waldbirnen u. dergl. Der schönste Zug aber in der persischen Erziehung war der, daß die Jünglinge ihren Lehrern jeden Abend Rechenschaft von dem ablegten, was sie den Tag hindurch gelernt hatten. So hat sich König Darius durch geistige, physische und die daraus hervorgehende materielle Hebung seines Volkes großes Verdienst erworben, und verdient bei der Nachwelt in ruhmvollem Andenken zu stehen.

Die Bäder von Lavey.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Sordel mußte täglich sehen, welchen Verlust er erlitten, aber die Tochter sagte oft: „Tröste dich, mein Vater, du bist nächst Gott die erste Ursache aller der Wohlthaten, welche die leidende Menschheit hier empfängt. Bernel ist mitten in seinem Reichthum nicht so glücklich, als du, das Gewissen kann ihm keine Ruhe lassen; geh' jedoch zu ihm und gib ihm Gelegenheit, sein Unrecht wieder gut zu machen. Bitte ihn um Erlaubniß, daß ich die Bäder benütze und ihre Heilkraft versuche. Es ist ja schon lange dein Wunsch und mir sagt eine Ahnung, daß ich gesund davon werde, da mein Vater die Quelle entdeckt. Der Himmel wollte, daß ich meine Heilung dem verdanke, den ich am meisten auf der Welt liebe."

Sordel betrachtete seine Tochter mit inniger Theilnahme; dann lächelte er traurig und sagte in seinem Herzen: „Arme Charlotte, du liebst mich von ganzem Herzen, aber du liebst noch einen Andern eben so sehr als gessen mich."

Und Charlotte, welche sah, was in dem Innern ihres Vaters vorging, erröthete plötzlich; der Brunnenmacher merkte wohl, daß der Neffe Bernels nicht vergessen war.

„Ich will einen Versuch machen", sagte der arme Mensch, „aber ich zweifle sehr an dem Erfolg."

Er begab sich noch am selben Abend in das Badhaus, wo er Mühe hatte, einen Augenblick bei Bernel Gehör zu finden, der jetzt ein sehr angesehener und vielbeschäftigter Mann geworden war.

„Ich verlange nicht mehr", sagte der Bittsteller, „daß Sie den Ertrag mit mir theilen, auf den ich ein Recht habe; ich wende mich nicht an Ihre Gerechtigkeit, sondern an Ihr Mitleid. Lassen Sie mich die Wirkung der Quelle selbst versuchen. Wenn sie Charlotten heilte, wäre ich überreich und verzichtete gerne auf jedes Anrecht!"

Bernel zeigte, während Sordel sprach, weder wohlwollende Theilnahme noch zurückstoßende Kälte. Er pflegte Alles von der nüchlichen Seite zu betrachten und ließ deßhalb nicht lange auf seine Antwort warten.

„Zugestanden", sagte er in trockenem Tone, „aber unter einer Bedingung."

„Sprechen Sie! Sie sind hier Herr."

„Ihr nehmt zurück, was Ihr gegen mich ausgesagt, und erklärt, daß Ihr mich fälschlich angeklagt . . ."

Sordel hatte genug gehört.

„Wie! kann ich mich Lügen strafen, ohne der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Sie wissen das Gegentheil so gut als ich."

„Es ist mein letztes Wort, überlegt es Euch. Ihr habt es selbst gesagt, ich sei Herr im Hause."

Sordel ging entrüsteter denn je von dannen und verheimlichte seiner Tochter die Antwort nicht, die er erhalten, obgleich er voraussah, daß Charlotte ihm wehren werde, seine Ehre zum Opfer zu bringen.

„Der Elende! Der Undankbare!" sagte sie. „Dieser Mensch hat nur Unglück über uns gebracht."

Die Arme dachte dabei an den treuen Georges, der noch dann und wann in ihr Haus kam. Beim nächsten Besuche erzählte sie ihm das häßliche Betragen des Oheims. Er war aufs Aeußerste entrüstet, denn er hatte nie an der Wahrheit des alten Sordel gezweifelt und war der Einzige im ganzen Dorfe, der ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ.

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren", sagte Sordel, „ich werde ihn zu züchtigen wissen."

Bernel glaubte, Sordel liebe seine Tochter zu sehr, um nicht endlich in seinen Vorschlag einzuwilligen; aber er täuschte sich. Es vergingen mehre Tage und Sordel erschien nicht; Bernel verlor die Geduld und da er sich nicht entschließen konnte, auf den Vortheil zu verzichten, so begab er sich selbst zu seinem Gegner.

Charlotte war allein zu Hause. Sie erschrack, als sie ihn sah, lud ihn jedoch ein, sich zu setzen, und er, ein gewandter Heuchler, that, als ob er die tiefste Theilnahme für ihre Leiden empfände und suchte Charlotten durch Schilderung der heilenden Kräfte seiner Quellen günstig für sich zu stimmen. Sie ließ sich zwar nicht beschwatzen, aber sie schmeichelte sich, ihr anmuthiges Wesen würde den hartherzigen Mann vielleicht gewinnen. Sie öffnete deßhalb alle Schleußen ihres gebildeten Geistes, entfaltete alle Reize naiver Beredtsamkeit und sprach so lebendig und anziehend, daß es ihr gelang, sein Interesse, aber in ganz anderer als der gewünschten Weise zu erringen. Er wollte antworten, vermochte jedoch nur einige undeutliche Worte hervorzubringen. Er entfernte sich endlich, von einem Gefühle beherrscht, das er bis zu diesem Augenblick nicht gekannt.

Als Sordel heimkehrte, erzählte ihm seine Tochter von dem Besuche Bernels, seinen Schilderungen und ihrem Bemühen, ihn zu überreden. Sie hoffe auf günstigen Erfolg, sagte sie, da er von ihren Worten erschüttert geschienen; von dem wahren Erfolge des Besuches ahnte sie freilich nichts.

Als Sordel andern Tages beim Bade vorüberkam, eilte Bernel auf ihn zu und erklärte ihm, er könne Charlotten sogleich in die Anstalt bringen, und wenn . . .

„Nun, Bernel?"

„Mein lieber Sordel, ich gedenke schon seit einiger Zeit, mich zu verheirathen."

„So! Wirklich!"

„Ja, seitdem ich diese große Anstalt habe und die zahlreiche Dienerschaft, die mich betrügt, statt bedient . . .

„Ich verstehe."

„Eine Frau thut mir noth."

„Eine kräftige, thätige, erfahrene Frau."

„Die mir jedoch auch gefällt."

„Das versteht sich."

„Nun, da dacht' ich, wenn Eine Tochter meine Bäder besuchte, würde sie wohl bald geheilt sein und dann . . .

Digitized by Google

„Nun?“

„Wollt' ich sie heirathen, wenn Ihr Eure Einwilligung gäbt.“

Sordel war von diesem Vorschlag noch mehr überrascht, als von dem erstern. Georges' Oheim wollte nun an seine Stelle treten. So viel Thorheit und so viel Eigenliebe schienen ihm doch etwas ungeheuerlich. Er antwortete mit kalter Zurückhaltung, er werde darüber nachdenken.

„Auf Wiedersehen, mein lieber Sordel. Empfehlt mich Eurer schönen Tochter.“

„Ja, ja, ich werde dich empfehlen, und zwar auf's Allerbeste“, murmelte der Vater und entfernte sich.

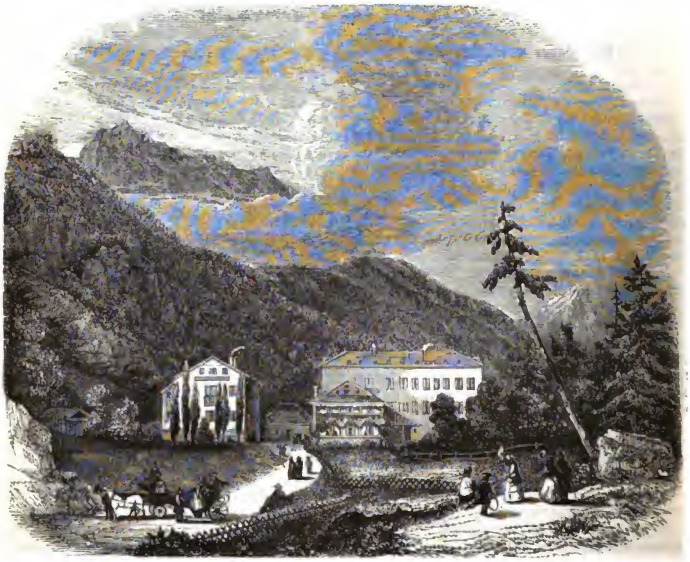
Man kann sich denken, was Charlotte fühlte, als der Vater ihr diese Neuigkeit mittheilte.

„So müssen wir denn auf die Cur verzichten. Ich werde lahm bleiben: aber hundertmal theurer ist mir diese Kette, als die, die man mir bietet.“

Sie konnte sich's nicht versagen, Georges das seltsame Verlangen seines Oheims mitzutheilen, und der junge Mann ging zornentbrannt auf Beruel zu, als er ihn einige Schritte vom Hause entfernt traf.

„Du kommst von dem Brunnenmacher?“ sagte der Oheim.

„Und Du gehst wohl dahin?“ antwortete der Neffe.



Das Bad Lavey bei St. Moriz im Canton Wallis.

„Was kümmert's Dich?“

„Es kümmert mich viel nach dem, was ich so eben gehört.“

„So, sie sprachen davon?“

„Nicht wahr? Eine Familiengeschichte? Was das Glück des Oheims betrifft, kann dem Neffen nicht gleichgültig sein.“

„Kümmere Dich nicht um meine Sachen.“

„Wenn ich Dich aber auf meinem Boden treffe?“

„Du bist unverschämt. In meinem Schreibtische liegt eine Schrift von meiner Hand, die Dich sehr schön bedacht; ich werde den Akt vernichten. Zähle nicht mehr auf mich.“

„Du gibst mir meine Freiheit, gut, ich werde von ihr Gebrauch machen.“

Nach diesen Worten kehrte ihm der junge Mann den Rücken und der Oheim eilte nach Hause, um sein Versprechen wahr zu machen.

Georges war so aufgeregt, daß er sich lange nicht wieder beruhigen konnte. Er streifte ungestüm und planlos durch die Felder und abgelegenen Wege. Endlich kam er auf einer Höhe an, die das Thal beherrscht. Dort in der Einsamkeit überließ er sich ganz seinem Schmerze. Er gewahrte durch die Tannen hindurch das kleine liebe Dach, und in der Ferne die Bäder und den reißenden Fluß, der die zu seinem Unglück entdeckte Quelle so lange vor den Blicken der Menschen verborgen.

Endlich aus seinem Traume erwachend, rief er: „Warum denke ich nur an mich? Ich will mich für sie opfern; ich fühle es, das wird meinen Schmerz lindern.

Digitized by Google

Sie möge gesund werden. Ich darf nicht Zeuge davon sein. Wo eilt diese Rhone in raschem Laufe hin? Ich fühle den Drang, meine Heimath zu fliehen, wie sie — und will in fremde Lande ziehen, an den Unglücklichen ein Beispiel nehmen, wie man leidet, wenn mir der Gekreuzigte nicht Vorbild genug ist."

Georges kam nicht ohne viele Thränen zu diesem Entschlusse. Er kehrte nach Hause zurück und fand die alte Franziska, die Dienerin seiner Eltern, die bei dem Waisen geblieben, in großer Bestürzung, weil er nicht heim gekommen. Er aß nichts, sondern schloß sich in sein Zimmer und schrieb an Charlotten einen Brief, den ihr Franziska sogleich überbringen sollte.

(Schluß folgt.)

Das Thal Urgub.

(Kleinasien.)

Ein ganzes Thal von Cappadozien ist mit natürlichen Pyramiden bedeckt. Ihre Spitzen werden ehedem auf gleichem Niveau mit dem Boden gewesen sein, der sich unter der zerstörenden Gewalt der Wasser gesenkt zu haben scheint. Einige dieser Pyramiden sind mehr als 300 Fuß hoch; jede derselben umschließt ein Grab. Die heutigen Bewohner der Gegend haben sich in diesen alten Grabmälern Wohnungen ausgehöhlt. In der kleinen Stadt Urgub gaben die Reichsten den Kegeln architektonische Formen; andere haben die Grabfaçaden in Wohnungsfaçaden umgewandelt. Der Reisende, der Nachts durch diese seltsame Gegend kömmt, glaubt sich in eine Traumwelt zu befinden. Der bimssteinartige Boden kracht unter den Füßen seines Pferdes wie Eis. Aus der Ferne erscheinen ihm die vom klaren Mondlichte versilberten Kegel wie eine lange Reihe weißer Kathedralen. Da und dort schleicht ein menschliches Wesen lautlos an ihm vorüber in die Wohnungen der Todten. Kein Wasser, kein Grün, spärliche Bäume, von Zeit zu Zeit tiefe Schluchten. Die Gegend, welche unser Bild darstellt, ist eine der lachendsten des ganzen Thales: einige Häuser sind auf Anhäufungen basaltischer Lava erbaut. Links im Hintergrund bemerkt man einen Portikus mit vier Säulen und einem Giebel geschmückt. In einiger Entfernung von dem Dorfe steht eine Säule von vulkanischen Steinen, die zu einem großen Grabmale im egyptischen Style gehört.

Das Dorf Marchian im Thale Urgub.

Das unheimliche Haus.

Eine Geschichte aus dem Leben.

(Schluß.)

Sämmtliche Mitglieder der Familie pflegten sich in ihres Großvaters Haus zur Weihnachtsfeier zu versammeln. Auch dießmal waren sie ihrer Gewohnheit gemäß von verschiedenen Seiten herbeigekommen; — nur Eines fehlte: die Mutter des früher erwähnten Mädchens, die einzige Tochter des alten Mannes; sie war vor einigen Wochen ihrem Gatten nach einer der indischen Präsidentschaften ge-

folgt, wo er Bischof geworden, und hatte ihr Kind unter der Obhut des Großvaters zurückgelassen.

Der alte Herr saß oben am Festtisch mit seiner kleinen Enkelin an der Seite; seine Söhne mit ihren Frauen und Kindern, und mehrere entfernte Verwandte saßen rings um den mit Silber und Krystall geschmückten Tisch; ein kostbares Dessert wurde servirt und ausgezeichnete Weine eingeschenkt.

„Dies Glas", sagte der Alte mit tiefer Bewegung, indem er aufstand, „leeren wir für die Abwesenden, meine geliebte Tochter und ihren braven Mann. Nun, meine kleine Dame", fuhr er fort, indem er dem Kinde an seiner Seite freundlich zulächelte, „nun ist es nach alter Sitte Deine Pflicht, Deinen Dank für diesen Toast auszusprechen." „Fülle erst Dein Glas, Großvater!" rief sie, „Jedermann soll sein Glas füllen! Nun, dies bringe ich den Abwesenden!" sagte sie langsam und deutlich — „meinem Onkel Reginald!"

Alle rings um den Tisch stutzten; es war das erste Mal seit einer Reihe von Jahren, daß jener Name in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde und mit höchst unbehaglichem Gefühl tranken sie auf seine Gesundheit. Darauf erzählte der Großvater mit gedämpfter Stimme und ganz veränderter Miene den Vorfall mit dem Portrait und wie des Kindes Ausspruch ihn erweicht.

Aber ach, warum war er so lange unversöhnlich gewesen?

Jetzt, da alle Nachforschung vergeblich, erboten sich zwei von Reginald's Brüdern freiwillig, ihn aufzusuchen.

Tage verflossen mit fruchtlosem Suchen; drei Wochen waren vorüber und noch hatte man keine Spur von ihm, während das liebenswürdige Kind stündlich den Großvater fragte, was aus dem Onkel geworden, ob er denn nicht zum Vorschein komme und weßhalb er auf alle Anfragen in den Zeitungen nicht antworte.

Indessen waren Mrs. H's Leiden schrecklich! Da sie nur für sich selbst zu sorgen hatte, dachte sie nicht daran, zu arbeiten; ihre Nerven waren auf's Aeußerste gereizt und ihre rastlose, unbeschäftigte Phantasie bereitete ihr die grausamsten Qualen.

Da sie in den letzten Lebensmonaten ihres unglücklichen Vaters sich an sparsame Nahrung gewöhnt, so reichte der Speisevorrath, den sie am Weihnachtsabend empfangen, noch lange hin; aber nach Verfluß der dritten Woche war er doch beinahe aufgezehrt und sie sah sich deßhalb genöthigt, zu arbeiten. Als sie so eines Tages am Fenster beschäftigt saß, heftete sich ihre Aufmerksamkeit auf ein Stück abgerissenes Papier, das vom Wind bald an die Fensterscheiben, bald zwischen die Schlingpflanzen geworfen wurde, welche die Mauer bedeckten, und da sie in letzter Zeit sehr reizbar geworden, so war der Anblick dieses hin- und herflatternden Papieres ihr im höchsten Grade zuwider. Rasch öffnete sie deßhalb das Fenster, um das Papier von einem Zweige wegzunehmen, wo es gerade hängen geblieben; als sie es jedoch zerreissen wollte, fiel ihr ihres Vaters Name zufällig in die Augen. Sie hielt inne, sah genauer hin und las mit Zittern und Staunen folgende Worte:

„Wenn Reginald H— sich auf dem Comptoir dieser Zeitung meldet, wird er etwas erfahren, was zu seinem Vortheil dient." Es war ein Stück von einer zerrissenen Zeitung, aber Datum und Name fanden sich darauf.

Was war zu thun? Wo sollte sie sich melden? Wer würde ihr glauben, daß sie seine Tochter gewesen?

Aber die wunderbare Schickung des Zufalls gab ihr wieder Hoffnung — und sie beschloß, sich sogleich schriftlich zu melden. Doch dazu brauchte sie Papier, Feder und Dinte, und woher sollte sie diese nehmen? Sie konnte ja Niemanden darum bitten; aber sie konnte arbeiten, und sie sich so selbst verdienen. Gestärkt durch diese Hoffnung, brauchte sie fleißig ihre Nadel und ihr Geist bereitete sich auf die Ereignisse vor, welche folgten.

Ein einfacher Umstand führte zu ihrer Entdeckung. Es ist bereits gesagt, daß die Tochter ihres Großvaters dem Gemahl nach einer indischen Besitzung gefolgt war. Die Firma, auf deren Comptoir Mr. H. gearbeitet, machte bedeutende Geschäfte mit Ostindien und unter ihrer Adresse war kürzlich eine Kiste mit indischen Seltenheiten für ihr geliebtes Kind angekommen. Der älteste Bruder, der sich gerade in der Stadt aufhielt, begab sich sogleich auf das Comptoir, wo er mit einem Commis zu sprechen verlangte, um zu erfahren, wo die Sachen abgelangt werden könnten. Der, welcher ihm Auskunft gab, war Niemand anderes, als Mr. Wilmot, welcher, nachdem er den Fremden einen Augenblick aufmerksam betrachtet, plötzlich ausrief: „Mein Gott, Mr. H— wie wohl sehen Sie aus! Sie sind ja ein ganz neuer Mensch geworden; Sie sind ja zehn Jahre jünger, als da Sie den Platz auf unserem Comptoir antraten." „Mein Herr!" antwortete der Andere stolz, „hier muß ein Mißverständniß stattfinden, denn ich hatte nicht die Ehre, Sie je zuvor zu sehen." — „Wahrhaftig? dann bitte ich um Verzeihung, mein Herr!" sagte Mr. Wilmot in zweifelndem Tone; „nun ja, ganz richtig. Haben Sie die Güte, diesen Empfangschein zu unterschreiben."

Mit fester und deutlicher Hand unterschrieb er sich Hildebrand H. Aber wie ein Blitz durchfuhr ihn ein Gedanke und er sagte: „Ihre Aeußerung von vorhin deutete darauf, daß ich früher auf diesem Comptoir gearbeitet haben sollte; nun da Sie meinen Namen gesehen, daß ich Sie wohl fragen, für wen Sie mich gehalten?" — „Ja gewiß, mein Herr, ganz gewiß", sagte Mr. Wilmot, die Hände reibend, „und ich hoffe, es wird Sie nicht beleidigen. Ich hielt Sie für einen Herrn, der ganz denselben Namen führte, wie Sie, und der Ihnen so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern, nämlich Mr. Reginald H—." — „Reginald H—!" rief Hildebrand erstreut. Er war also hier auf dem Comptoir? können Sie mir vielleicht seine Adresse geben, ich habe ihn lange vergeblich gesucht." — „Nun ja, vor zwei Jahren", antwortete Mr. Wilmot, „bewohnte er ein Haus in Chelsea. Sie können nicht fehlgehen, es ist ein längliches niederes Haus, mit Schlingpflanzen überwachsen, und mit einem Garten davor, in welchen man durch ein grünes Staketenthor tritt; wie hieß doch nur das Haus — zum Teufel, ich kann mich nicht mehr entsinnen! Doch gleichviel, der Name steht auf einem Pfosten vor dem Hause; — o ja, nun hab' ich's, — Galantine heißt das Haus!" — „Ich danke Ihnen sehr, mein Herr!" sagte Mr. Hildebrand H—, indem er die Adresse aufschrieb und Mr. Wilmot grüßend, das Comptoir verließ und in den Wagen stieg, wo seine Frau auf seine Zurückkunft wartete. Er ließ den Kutscher nach dem angedeuteten Platz fahren und erzählte unterwegs seiner Frau die kleine Scene zwischen ihm und Mr. Wilmot.

Eine halbe Stunde später war er in Chelsea. „Wir müssen nun in der Nähe sein", rief, er, als er den Namen Paradise Row auf einem Wegweiser las. „Ein langes weißes Haus, bedeckt mit Schlingpflanzen?" wiederholte er

Digitized by Google

in dem Tone getäuschter Erwartung. „In der ganzen Umgebung ist nur eines, das der Beschreibung entspricht, aber das kann es unmöglich sein, wer sollte in einem solchen Hundehaus wohnen!“ — „O seh, da steht ja der Name auf einem Wegweiser — Eglantine!“ unterbrach ihn seine Frau, „wie traurig sieht der Ort aus!“

Ja, das konnte sie mit Recht sagen! Die meisten Fenster waren zerbrochen, und die, welche noch ganz, mit Spinngeweben bedeckt oder durch Staub und Regen beschmutzt. Des Schlosses beraubt, sching die kleine Gartenthüre vom Winde auf und zu und ächzte in ihren Angeln, und der trostlose Anblick des schadhaften Daches vollendete das traurige Bild des Verfalls.

Ein Kind ging gerade vorbei. „Sage mir mal, mein Kleiner“, fragte Mr. H —, indem er auf das Haus deutete, „wohnt hier Jemand?“ — „Ja, mein Herr!“ antwortete der Knabe im Vorübergehen; „Mr. H. und die junge Dame, seine Tochter, wohnen dort!“

Diese Antwort machte beide schauern. Mr. Hildebrand stieg aus dem Wagen, ging über den kleinen Hofweg nach einer halb offen stehenden Thüre; klopfte mit seinem Stock daran und rief: „Ist Jemand da?“ Er stand stille und lauschte und es war ihm, als ob er die hohlen, kaum menschlichen Töne eines krampfhaften Gelächters und dann wieder die sanften Töne einer weiblichen Stimme hörte, welche ein Miserere mit der herrlichsten Modulation sang. Er trat über die Thürschwelle. — Aus den dunkeln, feuchten Räumen drang ihm ein widerlicher Dunst entgegen; dann ging er die brefthafte Treppe hinauf, bis er dem Orte ganz nahe war, woher die Töne kamen. Ein peinliches Gefühl bemächtigte sich seiner, — ein instinctmäßiges Bewußtsein, daß er in der Nähe des Todes sei, machte seine Haare zu Berge stehen. — Eine schreckliche Scene entfaltete sich vor seinen Augen. Die arme Miß H. saß auf ihrem elenden Bette, eifrig mit der Nadel beschäftigt und bald singend, bald wild lachend. Kaum glich sie noch einem lebendigen Wesen, so eingeschrumpft und abgezehrt war sie. So sehr beschäftigte sie ihre Arbeit, daß sie im ersten Momente den Eintretenden gar nicht sah, welcher sie mit Schrecken betrachtete. Ihre großen glänzenden Augen traten aus den eingesunkenen Höhlen hervor und warfen einen unnatürlichen Schein über ihr abgezehrtes Gesicht und ihre fieberglühenden Wangen. Plötzlich hielt sie mit der Arbeit inne und heftete ihre leuchtenden Augen auf des Onkels Antlitz, der sie einen Moment lang mit durchdringendem, erschrockenem Blicke betrachtete. Dann sprang sie auf, schloß ihn in ihre Arme und sank mit dem Ausruf: „O mein Gott, so ist es doch nur ein schrecklicher Traum und Du lebst noch, mein Vater!“ ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

Mr. Hildebrand H. hob sie sanft vom Boden auf und legte sie auf das armselige Bette. Er zweifelte nicht länger, daß dies seine Nichte sei. Da seine Theilnahme im höchsten Grade erregt war und er vor Begierde brannte, das Unrecht wieder gut zu machen, unter dem sie so lange unschuldig gelitten, so rief er seine Frau zu Hülfe, und als Miß H. ihre Augen wieder öffnete, begegnete sie wohlwollenden, theilnehmenden Blicken, und sanfte freundliche Stimmen machten sie mit ihren Familienverhältnissen bekannt. Mit milden Worten baten sie sie, guten Muths zu sein und boten ihr des Großvaters Haus als künftige Heimath an, indem sie sie seiner innigsten Liebe und der vollständigen Vergebung für ihren Vater versicherten.

In all' ihrem Unglück hatte sie keine Thränen gehabt, nun flossen sie unaufhaltsam und erleichterten ihr fieberglühendes Herz. Erfüllt von einem Gefühle, das zu tief war, um es aussprechen zu können, schluchzte sie endlich die Worte: „So soll mein Vater doch noch ein christlich Begräbniß bekommen — kein Armenbegräbniß? Da ruht er unter Euren Füßen“, — rief sie leidenschaftlich: „unter diesen Fliesen!“ und sie zeigte auf eine Stelle vor dem Kamine: „Ich habe ihn vor zehn Tagen selbst dahin gelegt!“

Erschrocken schlugen sie die Hände zusammen und mit Thränen in den Augen riefen sie: „O weich' herrliches Herz! Welch' unvergleichliche Ausdauer!“

Dann hüllten sie die so stark Geprüfte in einige Kleidungsstücke von Mistreß H. und der Onkel führte sie aus dem durch so manche schreckliche Erinnerungen unheimlich gewordenen Haus nach dem harrenden Wagen, in welchen er sie sanft hineinhob. Von dem Onkel wurde sie nun auch dem Großvater vorgestellt, der sie mit thränenvollen Augen und zitternden Lippen um Vergebung für alle Leiden bat, die ihr so unverdient zu Theil geworden. Von dem kleinen Mädchen, das zu Gunsten ihres Vaters gesprochen, empfing sie die Lehre kindlicher Weisheit, die sie zu der unerschöpflichen Quelle göttlicher Liebe führte, Trost und Stärke daraus zu schöpfen.

Kummer- und reuevoll folgte der hochbetagte Großvater den irdischen Ueberresten des unglücklichen Sohnes zum Familienbegräbnisse, wo sie in einem mit dem Familienwappen reich geschmückten Sarge an der Seite seiner angeheteten Gattin beigesetzt wurden. Groß waren seine Leiden im Leben gewesen, aber groß war auch seine Schuld; denn der, der seine Pflicht nicht erfüllt, kann sich nie glücklich fühlen, und ungestraft können wir dem Fluch des Ungehorsams nicht trotzen, der über unsere ersten Eltern ausgesprochen wurde.

Miß H., das unschuldige Opfer des Unrechts der Eltern, war in Kummer aufgewachsen, eine späte Vergeltung entriß sie dem Abgrund des Elends, in den sie gestürzt worden.

Aber es geschieht nicht immer, wie es bei ihr geschah, daß die Tugend zuletzt ihren Lohn schon hier im Leben findet; doch „trägt sie ihren unaussprechlichen Lohn in sich selbst“ — in dem Bewußtsein „nie müde geworden zu sein, das Gute zu thun.“

Ich will meine Erzählung mit einer goldenen Lehre schließen, die man nicht vergeblich hören sollte:

„Es ist menschlich, zu fehlen, — aber es ist göttlich, zu verzeihen.“

Der Frühling.

Von M. Goldschmidt.

In den großen Städten hört man, daß der Winter geht und der Frühling kommt, aber man sieht es nicht. Man ist abgeschnitten, das Schiff steht auf einem einsamen Berg und von draußen kommt die Botschaft: Die Wasser fallen. Wenn auch die neue Sonne ihr Oelblatt spendet und Veilchen in die Krämerhäuser gebracht werden, so eilt man doch nicht sogleich hinaus; man wartet, bis Alles in Ordnung ist, der Weg eben, Wald und Feld comfortabel, und begibt sich erst dann ins Freie, um das Ganze in Augenschein zu nehmen.

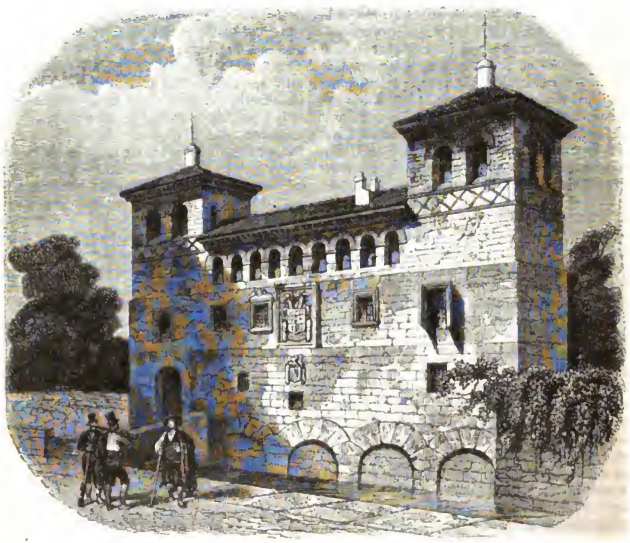
Aber draußen auf dem Lande und in den kleinen Landstädtchen, da fühlt man das stille Leben der Natur in

Digitized by Google

ſeiner Nähe. Da fühlt man eines Tages, daß irgendwo Blüten ſein müſſen: denn es iſt ein Lächeln über das Antlitz des Winters gezogen: man ſcharrt den Schnee weg und ſiehe! da ſteht eine kleine weiße Blume mit blaſſen, grünen Streifen und mit kleinen gelben Stempeln. Mit Recht heißt ſie in den nordiſchen Sprachen Winterſpott; denn ſie ſpottet des Winters, nimmt dem Schnee ſein weißes Kleid, verſchafft ſich auf unbekannten Wegen ihre Farben und ſteht in ſchelmiſcher Demuth mit gebeugtem Haupte über der kalten Decke. Bald ſprießt im Garten eine große weiße Blume auf ſchlankem grünem Stiel; ſie ſcheint in ihrer Einfachheit eine jungfräuliche heilige Blume, mit dem Feſte der Auferſtehung verwandt, zu deſſen Zeit ſie blüht. Dann kommen die duftenden Veilchen! Aber ſchon früher iſt der Staar gekommen; der Buchfink, die Droſſel, der Dompfaff und die Lerche laſſen ſich hören, wenn man ſich in den ſonnenbeſchienenen ſchmelzenden Schnee hinauswagt; die Schnepfe zwickt und quarrt und verräth ſich ſelbſt dem Jäger; der Kibitz fliegt aus dem Mooſe auf und begrüßt den Pflügenden mit ſeinem ängſtlichen Geſchrei. Der Storch ſpaziert ſo behaglich in den Feldern umher, als ob er nie fortgeweſen; — man ſieht nach ſeiner Bruſt, was für einen Sommer ſie prophezeit; an allen Gebüſchen ſind Knoſpen; die Katze ſitzt auf der Treppe, leckt ſich den glatten Leib und verſpricht einen heitern Tag. Die Schwalbe zwitſchert — und nun weiß die ganze Welt, daß es Frühling!

Der Kaiſerkanal.

Der Kaiſerkanal wurde unter Kaiſer Karl V. von Spanien im Jahre 1528 begonnen. Anfangs hatte er nur den Zweck der Bewäſſerung. Man erbaute das im



Das Waarenhaus des Kaiſerkanals in Spanien.

Bilde dargeſtellte Gebäude und einige Häuſer, welche als Magazine dienten. Dieſe Gebäudemaſſe erhielt den Namen bocal del rey. Der Kanal ſelbſt beginnt bei Tudela in Navarra, geht in einem Tunnel durch den Berg Fontellas, mittelſt einer Brücke von 4260 Fuß Länge über den Kalon, dann über Mallen nach Saragoſſa und ſollte bis Saſtago 31½ Meile weit fortgeſetzt werden. Das koſtbare Werk wurde von einem Kanoniku der Cathedrale von Saragoſſa Don Ramon Pignatelli, einem gelehrten und energiſchen Manne, im Weſentlichen vollendet. In Saſtago wird der Ebro bis Alfagues ſchiffbar. Das Jahr 1808 machte den Arbeiten, die man mit großer Unterſtützung, 1 Million Realen jährlich, fortgeſetzt hatte, ein Ende.

Nicht nur die Kanalbauten ſelbſt, ſondern auch die Hochbauten koſteten enorme Summen.

Der Kanal trägt Schiffe mit 2000 Centner Ladung, iſt zehn Fuß tief, 74 Fuß breit und trägt gegenwärtig 1 Million Realen jährlich.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Depot bei Lawton & Comp. in Paris

Digitized by Google

Der Leuchtthurm von Cordouan.

Unter allen Leuchtthürmen ist der von Cordouan durch die Größe, wie die Schönheit seiner Architektur unbedingt der hervorragendste. Er steht auf einem isolirten Felsen im Meere, an der Mündung der Gironde, und ist im Jahre 1584 unter Heinrich IV. begonnen, im Jahre 1630 vollendet worden. Mehre Male ward er jedoch seit dieser Zeit restaurirt und beträchtlich vergrößert. Ein Blick auf unser Bild gibt deutlich zu erkennen, daß die einzelnen Theile aus verschiedenen Zeiten stammen und namentlich die obern Theile jüngern Datums sind.

Das großartige Bauwerk besteht aus einer runden Plattform, welche die Grundmauer bildet und aus dem Thurm selbst, der sich in der Mitte dieser Grundmauer erhebt. An der Umfassungsmauer der Plattform liegen die Wohnungen der Wächter und die Magazine. Betritt man den Thurm, so findet man im Parterre ein Vestibüle von viereckiger Form, vier kleine Gemächer, in welchen früher die Wächter wohnten und gegenüber von der Thüre die große Treppe. Im ersten Stock, der noch jetzt wie ehedem den Namen Königsgemach trägt, ist ein Saal von derselben

Digitized by Google

Dimension, wie das Vestibüle, mit vier Kabinetten, sehr reich decorirt. Von diesem Saal kann man sich auf eine äußere Gallerie begeben, die über der dorischen Säulenordnung des Parterre liegt. Den zweiten Stock nimmt die Kapelle ein, die, von corinthischen Säulen getragen, mit Sculpturen von seltener Eleganz geschmückt und mit einer Kuppel überwölbt ist. Ehedem wurde sie von zwei Reihen Fenstern erhellt. Die eine derselben fiel bei der Vergrößerung des Thurms weg. Im zweiten Theile des Thurms ist kein Zimmer mehr: die herrliche Treppe nimmt den ganzen Raum ein.

Der Neubau mit seiner nackten Form bildet einen unschönen Contrast zu dem herrlichen Renaissancestyl des Unterbaus und es bedarf keines besonders feinen Sinnes für architektonische Formen, um dies sogleich herauszufinden.

In der Kapelle sieht man noch die Büste Louis de Foix', des ersten und berühmtesten Baumeisters dieses Leuchtthurms. Man beabsichtigt, die Kapelle ehestens dem Cultus zurückzugeben und bald wird die heilige Jungfrau von Cordouan wieder von den Schiffern in Gefahren angerufen werden.

Die heutigen Leuchtthürme gelten als reine Nützlichkeitsbauten und entbehren daher jeglichen Schmuckes; um so interessanter wird der Leuchtthurm von Cordouan stets bleiben.

Die Laterne hat eine Höhe von 22 Fuß und verbraucht täglich 225 Pfund Steinkohlen.

Die Bäder von Lavey.

Erzählung.

(Schluß.)

Der Brief war nicht geschlossen, Georges hatte weder Siegellack, noch Oblaten; er wußte übrigens, daß die Unwissenheit der Alten diese Vorsicht überflüssig machte, und übergab ihr den Brief, daß sie ihn augenblicklich bestelle. Franziska, durch die düstere Miene Georges beunruhigt, eilte den Auftrag zu besorgen.

Unterwegs jedoch öffnete sie unwillkürlich den Brief, obgleich sie nicht lesen konnte, und während sie noch dastand und die fremdartigen Lettern anstarrte, trat Bernel zu ihr und fragte sie, was sie so Wichtiges lese?

„Einen Brief von Ihrem Neffen."

„Von meinem Neffen?" rief Bernel erstaunt, „und ohne Zweifel an die Tochter Sordels?"

„Nun, Sie sind sein Onkel", antwortete die Alte, durch den sanften Ton Bernels geschwätzig gemacht, „er ist Ihr Sohn; und ein Kind hat keine Geheimnisse vor dem Vater; lesen Sie und sagen Sie mir, ob ich diesen Auftrag besorgen soll oder nicht."

Bernel nahm den Brief und las ihn leise. Er lautete ungefähr folgendermaßen:

„Charlotte! Das Geständniß, das Du mir diesen Morgen gemacht, ist ein neuer Beweis Deiner Freundschaft. Ich erkenne jedoch, nachdem die erste Aufregung vorüber, daß es nicht edel wäre, das Opfer anzunehmen, das Du mir bringen willst. Ich kann Nichts für Dein Glück thun, während mein Onkel alle Mittel dazu in Händen hat. Ueberdieß muß ich Dir um so mehr zu ihm rathen, als ich überzeugt bin, daß er mich enterbt hat. Schlage das Mittel nicht aus, ich bitte Dich, die Gesundheit wieder zu gewinnen, die das Glück und die Freude der alten Tage Deines Vaters sein wird. Dieser erste Vortheil verspricht Dir einen zweiten, der freilich minder hohen Werth hat, den ich Dir aber dennoch wünsche und niemals mißgönnen werde. Lebe wohl, Charlotte, ich fliehe dieses Land, wo mich nichts mehr zurückhält, ich werde meine Pflicht thun, Deine Achtung mit mir nehmen und den Muth haben, mit einer Erinnerung zu leben, die nichts in meinem Herzen verwischen wird."

„Ein kluger Brief", sagte Bernel, „und Ihr dürft Euch beruhigen. Thut, was mein Neffe verlangt."

Franziska, durch diese Worte beruhigt, eilte ihren Auftrag zu besorgen.

Sordel war gerade abwesend: er fand die arme Charlotte bei seiner Heimkehr in Thränen gebadet.

„Was ist das?" sagte der unglückliche Vater: „sollte der alte Narr wiedergekommen sein?"

„Nein, es ist etwas ganz anderes", antwortete das junge Mädchen schluchzend und reichte ihrem Vater den Brief.

Sordel las ihn nicht ohne Rührung. Er schloß seine Tochter in die Arme und sie weinten lange zusammen.

„Wie glücklich wäre ich mit einem solchen Schwiegersohne gewesen!" sagte der Vater. „Aber wer sagt, daß ihn sein Oheim enterbt?"

„Ich fürchte sehr", erwiederte Charlotte, „daß wir die Ursache dieses neuen Unglücks sind."

„Du hast Recht; Daniel ist eifersüchtig auf seinen Neffen; diese Rache ist seiner würdig."

„Denken wir nicht an den Elenden; aber soll Georges ohne Antwort bleiben?"

„Nein, gewiß nicht; ich eile zu ihm und werde ihm sagen.... Was werde ich ihm sagen? Ich weiß es, meine Tochter: daß du nie Bernels Frau wirst."

Sordel eilte zu Georges und nach langem Kampfe zweier edelmüthigen Herzen siegte endlich das Alter und die Vernunft.

„Wir haben", schloß der Vater, „ohne Zweifel deinen Onkel gegen dich aufgebracht; wenn er aber nicht so hart, wie diese Felsen, nicht so kalt wie dieser Schnee, so muß ihn dein Brief rühren: ich will ihm denselben augenblicklich zeigen."

„Das ist schon geschehen", rief Franziska, welche am Fenster gelauscht, unwillkürlich aus.

Das hinderte den Alten jedoch nicht, sich eilenden Fußes zu Bernel zu begeben.

Als dieser ihn eintreten sah, konnte er eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken, da er fest überzeugt war, Sordel werde ihm eine günstige Antwort bringen, nachdem Georges' Brief seine Wirkung gehabt. Die Ueberraschung war dethalb um so unangenehmer, als er sich unbedingt abgewiesen sah.

„Glauben Sie jedoch nicht, Herr Bernel", sagte Sordel, „daß Ihr Neffe an unserem Entschlusse schuldig. Im Gegentheil...."

„Genug, genug! sprechen wir nie mehr von Eurer Tochter, noch von meinem Neffen."

„Aber er wollte Ihnen ja nützlich sein, statt schaden. Lesen Sie doch diesen Brief."

„Wozu soll ich ihn lesen? Wißt Ihr, ob das meinem Neffen recht ist?"

Mit diesen Worten stand Bernel auf und zeigte dem Brunnenmacher mit einer beleidigenden Gebehrde die Thüre.

Der Zorn des Alten war jetzt so hoch gestiegen, daß er sich nicht mehr halten konnte.

Digitized by Google

„Sie waren diesen Morgen nicht so gewissenhaft!“ rief er.

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Franziska wirdd Euch sagen, wenn's beliebt.“

„Man treibt scheint es Scherz mit mir “

„Nein, man wollte Sie nur auf die Probe stellen. Nun kennt man Sie.“

Wäre Sordel nicht selbst in diesem Augenblicke gegangen, Bernel hätte ihn im nächsten zur Thüre hinausgeworfen.

Bei seiner Heimkehr sagte die traurige Miene nur zu deutlich, was er ausgerichtet.

„Es steht schlimmer als Ihr denkt. Und ich muß Georges die letzte Hoffnung rauben, je der Erbe seines Onkels zu werden.“

Einige Tage später war das Gerücht der neuesten Ereignisse in der ganzen Stadt verbreitet: Franziska hatte es am Brunnen, Georges einigen Freunden erzählt. Dies Gewebe von Schändlichkeiten fand jetzt weit mehr Glauben als früher die Klagen Sordels.

Bernel hatte sich überdies mit der Errichtung der Bäder viele Feinde gemacht, denn er wollte allein den Nutzen aus einer Unternehmung ziehen, von der viele Familien hätten reichlich leben können. Er bezahlte die Lieferanten und die Angestellten so schlecht als nur immer möglich, und suchte auf jede Weise Geld zu gewinnen.

Die neuentdeckte Quelle wurde Anfangs über alles Maß gerühmt. Keine Krankheit, die sie nicht heilte, und wehe den rivalisirenden Anstalten. Lonèche, Amphion, Aix liefen Gefahr, zu vereinsamen. Man ging von Genf und Lausanne nach Lavey. Der Ruf der neuen Bäder drang über die Alpen und den Jura. Dem ersten Enthusiasmus mußte Kälte und Entmuthigung folgen. Die Unheilbaren verließen das Bad, wie sie gekommen; schlechte Behandlung vermehrte die Uebel, denn die heißen Wasser sind für viele so gefährlich, als sie für viele nützlich sind. Bernel mußte die Zahl seiner Gäste abnehmen sehen, während die Verwaltungskosten nicht vermindert werden konnten.

Er suchte sich an den wenigen Getreuen zu entschädigen: aber die Reihen derselben lichteten sich immer mehr. Ein Unfall vergrößerte die schwierige Lage Bernels. Das Wasser der Rhone, die vom Alpenschnee gespeist wird, schwoll im Sommer gewaltig an und hinderte dadurch am Baden. Die Gäste beklagten sich: Bernel entschuldigte sich mit der höhern Macht, der er nicht widerstehen könne. Die Gäste forderten Rückerstattung ihrer Auslagen und verwickelten ihn in Prozesse. Die Gerichte verurtheilten ihn. Die großen Kosten, welche ihm die Ueberbauten verursachten und der Mangel an Gästen vergrößerten die Bresche, die in sein Glück gebrochen war. Er mußte sich endlich glücklich schätzen, als die Gemeinde das Bad übernahm. Mehr noch, er mußte sehen — und das war seine größte Strafe, daß die Anstalt in andern Händen emporblühte, was in ganz kurzer Zeit geschah. Ein geschickter Arzt ließ nur solche Kranke zu, denen das Wasser gut bekommen konnte. Die Quelle wurde durch sichere Bauten gegen die Durchbrüche der Rhone geschützt; die Badenden waren besser behandelt, sorgfältiger gepflegt und reichlicher genährt. Die Bäder kamen in Aufnahme und erfreuen sich bis auf den heutigen Tag des besten Rufes.

Und Charlotte? Wir haben sie nicht vergessen; aber man ahnt schon, was wir zu sagen haben. Sie gebrauchte die Bäder und war im zweiten Jahre vollkommen geheilt. Georges heirathete sie und betrieb das Geschäft seines Schwiegervaters. Durch Geschicklichkeit und Fleiß wurde er der beste Brunnenmacher des Ortes und mit der Besorgung der Arbeiten bei der neuen Quelle beauftragt.

Sein Oheim wollte sich in den Spital einer reicheren Gemeinde, deren Bürger er war, zurückziehen; Georges duldete es nicht und bezahlte jedes Jahr eine kleine Pension, welche hinreichte, Wohnung, Kleidung und Kost zu decken; selbst den Tabak, den der alte Bernel so gerne schmauchte, ließ er ihm nicht fehlen.

Ein origineller Falschmünzer.

Ein Hausbesitzer in einer großen Stadt hatte mehre möblirte Zimmer zu vermiethen und machte deßhalb einen Anschlag an sein Haus. Bald fand sich auch ein elegant gekleideter junger Mann ein und miethete ohne weitere Umstände die Zimmer.

Am Tag nach dem Einzug sandte der Wirth zu seinem Miethsherrn und bat sich seinen Namen und Stand zur Anmeldung auf der Polizei aus. Der junge Mann antwortete, er werde ihm seine Adresse senden. Der Wirth wartete einige Tage; da die Adresse jedoch ausblieb, so begab er sich selbst zu seinem Miethsherrn.

„Ja“, antwortete dieser, indem er sich verlegen räusperte: „ich will Ihnen nur sagen — — nicht wahr, Herr Wirth! Sie wollen mich nicht unglücklich machen?“ — „Mein Herr, ich weiß nicht — —“ — „Nein, nein, ich weiß gewiß, Sie werden es nicht thun. So hören Sie denn: Ich bin Graveur und verstehe — wie ich mich wohl rühmen darf — mit ziemlich großer Fertigkeit preußische Kassenanweisungen nachzumachen. Deßhalb möchte ich nicht gerne auf der Polizei angemeldet werden. Sie sind der Erste, dem ich mein Geheimniß anvertraue; mißbrauchen Sie es nicht, so werde ich mich dankbar dafür erweisen.“

Obgleich der Wirth über diese Mittheilung im höchsten Grade erstaunt war, hätte er doch gerne auch die falschen Kassenanweisungen gesehen, weßhalb der junge Mann ihm einige Thalerscheine vorlegte, die bei der genauesten Untersuchung nicht die mindeste Spur der Unächtheit zeigten. Auf sein Ehrenwort, daß er sie nicht zum Nachtheil des Verfertigers benützen wolle, wurden sie ihm nun überlassen, und da er sie mit andern Thalern verglich, überzeugte er sich immer mehr von ihrer vollkommenen Gleichheit mit den ächten. Um nun eine entscheidende Probe zu machen, ließ er einen von den vermeintlich falschen Thalern bei dem nächstwohnenden Kaufmann wechseln; dies geschah ohne die geringste Einwendung.

Nun bekam der Hauswirth eine große Idee. Konnte er diesen außerordentlichen Menschen für sich gewinnen, so hatte er den Stein der Weisen gefunden und sich eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums geöffnet. Nur Thalerzettel waren ihm zu gering und warfen nicht genug auf einmal ab; zum mindesten mußten es Fünfthalerscheine sein! So dachte er und zögerte nicht, dem Tausendkünstler seine Ansichten hierüber mitzutheilen.

„Nein, Herr Wirth!“ sagte dieser: „mit Fünfthalerscheinen geht es nicht; das kostet zu viel Arbeit und wirft zu wenig ab.“ — „Aber was sagen Sie von Fünfzigthalerscheinen? Können Sie solche fabriziren?“ — „Ach ja, das würde mir leicht sein. Ich habe auch bereits daran gedacht, aber es fehlte mir bis jetzt ein Original dazu!“

Digitized by Google

— „Nichts weiter als das? Da lassen Sie mich dafür sorgen.“

Der Pact wurde geschlossen und unser guter Wirth rieb sich vergnügt die Hände, nachdem er seinem geheimnißvollen Miethsherrn einen in aller Eile eingewechselten Fünfzigthalerschein eingehändigt. In drei bis vier Tagen sollten die Platten fertig sein. Welche Zukunft für ihn — welche Aussicht! Schon am folgenden Tag konnte er seine Ungeduld nicht mehr zurückhalten; er mußte sehen, wie weit das Werk vorgeschritten. Aber zu seiner Verwunderung wurde die Thüre nicht geöffnet, soviel er auch klopfte, und seinen Namen durch das Schlüsselloch flüsterte. Doch beruhigte er sich bei dem Gedanken: er wird wohl ausgegangen sein, um sich etwas Bewegung zu machen, Nichts ist ja natürlicher.

Am nächsten Morgen findet sich unser Wirth so zeitig als möglich an der Thüre seines Miethsherrn ein; aber wieder vergebens, — es wird ihm nicht aufgeschlossen. Nun kommt der Wirth auf die wunderlichsten Ideen: in seiner Unruhe läßt er endlich einen Schlosser holen und siehe da: der Vogel ist ausgeflogen und das Nest leer! Der Fünfzigthalerschein war mitgeflogen; — die Einthalerlockvögel waren ächt gewesen!

Die Trajanstafel

an der Donau.

Die großen Flüsse Amerikas nehmen einen weitaus größern Raum auf der Karte ein, als die Donau: und doch sieht keiner von ihnen eine solche Masse verschiedener Völkerstämme an seinen Ufern, keiner spiegelt so viele Städte und Bauten in seinen Wassern, keiner mahnt das

Ufer der Donau. Die Trajanstafel.

Gedächtniß des Gelehrten, die Phantasie des Dichters an so viele heroische Thaten und romantische Sagen. Die Königin der europäischen Flüsse, wie sie Napoleon nannte, verdient diesen Namen in der That, seit die Dampfschiffe eine so rasche Verbindung zwischen den einzelnen Nationen hergestellt, welche an ihren Ufern wohnen. Einige Stunden vom Rhein und einige Stunden von Frankreich entspringt der kleine Wasserfaden der Donau. Durch mehre Zuflüsse vergrößert, windet sie sich Bayern zu und wird bei Ulm schiffbar. Von da wird sie, Bäche und Flüsse in sich aufnehmend, mit jeder Stunde größer und dehnt sich bisweilen wie ein See aus. Bei Wien schon 2000 Fuß breit, kann sie am Ende ihres Laufes nicht mehr in einem Bett ins Meer strömen: sieben Arme bilden ihre Mündungen.

Von Donaueschingen, wo sie so klein ist bis zu ihrer äußersten Grenze, wo sie so mächtig, so schön erscheint, durchläuft sie mit all ihren launenhaften Umwegen einen Raum von dreihundertneunundsiebenzig geographischen

Digitized by Google

Meilen. Hundert Flüsse, welche sechsunddreißigtausend Gewässer in sich aufgenommen, münden in den großen Strom. Er durchfließt Baden, Württemberg, Bayern, Oestreich, Ungarn, Serbien, die Wallachei, die Moldau, Bulgarien und Bessarabien. Die Ausdehnung seines natürlichen Umfangs wurde durch Werke menschlicher Industrie noch vergrößert. Der Ludwigskanal, welcher von Carl dem Großen begonnen und von König Ludwig von Bayern vollendet wurde, verbindet die Donau mit dem Main und dadurch die Nordsee mit dem schwarzen Meer, Rotterdam mit Constantinopel.

Die Donau war im Mittelalter die große Route, welche Centraleuropa mit dem Orient verband, sie war der Weg, den die Kreuzzüge Conrads und Friedrichs einschlugen und der die reichen Kaufleute von Regensburg, Köln und den vlandrischen Städten mit der Levante in Verbindung setzte. Auf dieser Wasserstraße zogen die Römer in die Barbarenlande, die sie unterjochen wollten: unser Bild stellt die Landschaft dar, wo sich ein Denkzeichen ihres Zuges findet, das Trajan bei seiner ersten Expedition nach Dazien zwischen der Insel Moldova und Orsova errichtete. Dieses kleine Monument mitten in einer der grandiosesten und malerischsten Gegenden errichtet, besteht aus einer Tafel, welche von zwei beflügelten Genien getragen wird und mit zwei Delphinen geschmückt ist. Die halberwischte Inschrift lautet:

TR. CAESARE. AVS.
AVGVSTO. IMPERATO
PONT. MAX. TR. POT. XXXV
LEG. IIII. SCYTHO. ET. V
MACEDO.

Rings um diesen Denkstein findet man noch die Spuren des Weges, den die geduldigen römischen Soldaten an den Felswänden in den Stein gebauen. Der heutige Geist hat noch Kühneres gewagt als die Cäsaren. Er bahnte einen langen Weg längs der Donau und befreite das Bett von Felsen und Klippen, die die Fahrt früher so gefährlich gemacht.

Charles Lebrun.

Die sogenannte klassische Periode der französischen Malerei erreichte ihren Höhepunkt unter Ludwig XIV., dessen prunkvoller Hof den entschiedensten Einfluß auf

Die Familie des Darius zu den Füßen Alexanders.

das Wesen und den Charakter der damaligen Kunst ausübte. Der erste Meister dieser Richtung, ein Schüler Vouets und Poussins, war Charles Lebrun, geb. 1619, gest. 1690, der Günstling des Königs, und eine lange Reihe von Jahren hindurch Oberleiter aller künstlerischen Unternehmungen desselben, durch welche Stellung begünstigt er eine entschiedene Herrschaft über den Geschmack aller damaligen Künstler ausübte, die sich beeiferten, die zu sehr auf äußerlichen Effekt berechnete Kunstweise des Lebrun nachzuahmen. Eines der schönsten Bilder seiner Zeit bleibt das vorliegende, das wir aus seinem Alexandercyclus ausgewählt. Lebrun hatte das Glück, einen ihm ebenbürtigen Kupferstecher Gerard Edelinck zu finden, der um die Verbreitung seines Namens sich ein wesentliches Verdienst erworben.

Darius, der König der Perser, wurde 333 v. Chr. von Alexander dem Großen zum zweiten Male bei Issus geschlagen. Er selbst rettete sich nur mit Mühe aus dem

Digitized by Google

Gedränge, bestieg ein Pferd und entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, seine Gemahlin und drei seiner Kinder nebst dem größten Theil der mitgenommenen Schätze fielen dem Sieger in die Hände. Nachdem er der Mutter des Darius gestattet, ihre theuren Todten zu begraben, besuchte er sie selbst in ihrem Zelte. Der König trat an der Seite Hephästions, seines treuen Freundes, ein. Sysigambis hielt diesen für den König und stürzte ihm zu Füßen: Hephästion machte sie auf den Irrthum aufmerksam. Die fürstliche Mutter bat den König um Vergebung und umfaßte seine Kniee. Der große Eroberer aber erwiederte: „Du hast dich nicht geirrt, denn auch dieser ist Alexander!“ Er hob die Königin auf, drückte Darius' Sohn an's Herz und sagte, als dieser dem Erschütterer des Orients muthig und unerschrocken in die Augen blickte, zu Hephästion: „Hätte Darius den Muth dieses Knaben, wir müßten uns fürchten!“ Nachdem er seiner Umgebung befohlen, der gefangenen Familie seines Gegners all' ihr Eigenthum zurückzugeben und sie ihrer Würde gemäß zu behandeln, verließ er, bewundert von seinen Feinden, mit einem neuen Siege gekrönt, das Zelt.

Diese Scene bildet den Vorwurf des schön komponirten Bildes, das wir den Lesern in einem treuen Holzschnitt vorlegen.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

— Alles, was wir treiben und thun, ist ein Abmühen. Wohl dem, der nicht müde wird.

— Unbedachtsamkeit begeht die meisten Thorheiten, aber Aengstlichkeit die größten.

— Etwas im Zorne beginnen, heißt im Sturme zur See gehen.

— Man vergißt das eine Unglück über dem andern; deßhalb ist es recht gut, daß ein Unglück selten allein kommt.

— Nichts ist so ansteckend als das Beispiel, und so geschieht nie etwas Großes oder etwas Schlechtes, das nicht etwas Aehnliches mit sich führt. Wir ahmen die guten Handlungen aus Wetteifer nach und zu den schlechten werden wir durch die Schlechtigkeit unserer Natur geführt, welche die Scham gefangen hielt, das Beispiel aber in Freiheit setzt.

— Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es ist ein Brunnen, wenn du dürstest, ein Stab, wenn du wankst, ein Schirm, wenn die Sonne sticht, ein Kopfkissen in der Todesstunde.

— Das Talent bildet sich in der Stille, aber der Charakter nur im Sturm der Welt.

Blätter aus Natur und Leben.

Ein englischer Schriftsteller, der in Egypten reiste, erzählte folgendes Curiosum: Ein Britte, der ein großer Liebhaber von egyptischen Alterthümern war, wollte sich selbst als Mumie der Nachwelt überliefern. Er schaffte die Mumie aus einem Königsgrabe fort und traf die Veranstaltung, daß er, nachdem er sich mit Arsenik vergiftet, einbalsamirt und in den Sarg mit einer Hieroglyphentafel auf der Brust gelegt wurde. Die arabischen Balsamirer hatten sich durch fürchterliche Eide verpflichtet, das Geheimniß zu verschweigen und zeigten viele Jahre lang das Grab als ein neuentdektes Königsgrab vor. Später verkauften sie die Mumie an einen französischen Reisenden. In Paris wurde sie nun in einer Gelehrtenversammlung aus ihrer Hülle genommen und nachdem man einige hundert Ellen feiner Leinwand von der Mumie abgelöst, fand man eine Etikette mit der Aufschrift: „Peter Shimkins, königlicher Hofseifensieder in London, gehörte viele Jahre zur St. Lukasgemeinde.“

— Der englische Reisende Wellstad erzählt: Ich sah einst, als ich an der Küste spazieren ging, einen Araber etwas auf den Boden legen, und sich rasch entfernen. Neugierig begab ich mich an den Ort und fand einen alten Mann, der in einer Vertiefung im Sande auf dem Rücken lag. Nur wenige Lumpen schützten ihn vor dem Sonnenbrand. Neben ihm lag etwas Mais und einige Stücke halbgeräucherten Fleisches. Wenn ein Mann oder eine Frau nicht mehr arbeiten können, so setzt man sie auf diese Weise aus; doch bringt man ihnen Nahrung, bis sie den Geist aufgeben, worauf man etwas Erde auf sie wirft.

— Helgolands Flagge ist grün, roth und weiß. Jede Helgoländerin hat ein Band mit diesen Farben an ihrem Strohhut. Im Volksmunde geht der Vers:

Grün ist das Land,
Roth ist der Rand,
Weiß ist der Strand,
Das ist das Zeichen von Helgoland.

— Renaud de Beaun, Erzbischof von Bourges, mußte Nachts, wenn er kaum zwei Stunden geschlafen hatte, aufstehen, um zu essen. Um vier Uhr Morgens hielt er die zweite Mahlzeit. Um acht Uhr folgte das eigentliche Frühstück und Mittags, wie billig, das eigentliche Mittagsmahl. Vier Stunden später machte sich ein ergiebiges Vesperbrod nöthig. Nach dem nun folgenden Abendmahl schloß noch unmittelbar vor Schlafengehen ein siebentes Mahl die Mühen des Tages. Dabei war der Mann munter und gesund, und so weit die Zeit zureichte, sehr geschäftsthätig und studirte und verdaute gleich gut. Etwas genant war's jedoch, daß er zur Vermeidung unnöthiger Appetitaufregungen Bewegung in frischer Luft und Spazierengehen sorgfältig vermeiden mußte. Diesem Vielesser der civilisirten Welt steht ein Barbar gegenüber. Cochrane erzählt von einem Jakuten (im asiatischen Rußland), der innerhalb vierundzwanzig Stunden ein Viertel von einem großen Ochsen, zwanzig Pfund Fett und dazu als Getränk eine tüchtige Portion geschmolzener Butter verzehrte. Zum Dessert folgte ein zarter Reispudding von achtundzwanzig Pfund!

Rio Janeiro.

Ein Blick in die Stadt.

Der Fremde, auf welche Weise er auch im Hafen von Rio ankommen möge, landet gewöhnlich in einem kleinen Boot am Largo di Paça, oder Schloßplatz, und wird, zumal wenn zur Fluthzeit die Wogen der Bai sich schäumend am Steinkai brechen, die Granitstufen zu schätzen wissen, auf die er festen Fuß setzen kann, während das schwankende Boot am Ufer festgehalten wird. An verschiedenen andern

Digitized by Google

Landungsplätzen muß der Passagier sich entweder auf den Schultern seines Bootführers durch die Brandung tragen lassen, oder auf die Gefahr hin durchnäßt zu werden, einen Sprung an's Ufer wagen. Docks gibt es nicht, auch keine Art von Anstalt, um die Schiffe selbst in Berührung mit dem Lande zu bringen. Nur für die Dampf-Fährboote, welche quer über die Bai zwischen Rio und Nitheroby fahren, hat man neuerlich ein paar Landungsstellen angelegt; alle übrigen Dampf- und Segelschiffe müssen auf dem Strom ankern.

Auf dem Schloßplatz sieht sich der Fremde von der buntesten Menschenmenge umgeben. Die Mehrheit sind Afrikaner, Männer und Weiber, die sich um den Brunnen drängen, um ihre Bütten oder Fäßchen mit Wasser zu füllen und auf dem Kopfe nach Hause zu tragen. Diese Sklaven gehen meist barfuß, doch sind manche auch bunt gekleidet. Man sieht sie gewöhnlich in lebhafter Unterhaltung, welche indeß mitunter auch zu Zank und Schlägen führt; indeß fügen sich die Schwarzen leicht der Autorität der gewöhnlich in der Nähe befindlichen Soldaten. Zu gewissen Stunden des Tages sieht man aber auch viele Bürger und fremde Bewohner der Stadt auf dem Schloßplatz spazieren, um die frische Seeluft zu genießen.

Das Schloß ist ein großes Steingebäude in altportugiesischem Styl; es war lange von den Vicekönigen, einige Zeit auch von Johann VI. benutzt, enthält aber jetzt Bureaus für den öffentlichen Dienst und eine Reihe von Gemächern, wo an großen Galatagen Hof gehalten wird.

Die mit großen Steinen gepflasterten Straßen sind meistens eng, die Häuser selten über drei Stock hoch, aber fast durchgängig bewohnt, indeß dient das Erdgeschoß immer zur Aufbewahrung und Schaustellung von Waaren. Das Baumaterial ist gewöhnlich Granit, die Mauern werden aber nicht von Quadern, sondern in der Regel von kleinern Bruchsteinen aufgeführt und mit Kalk verputzt, so daß die weiße Farbe im Sonnenschein oft den Augen lästig wird. — Rechts vom Schloßplatz zieht sich eine breite Hauptstraße, Rua Direita, an dem Ufer hin, und hier ist in den Geschäftsstunden, von 9 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags, ein sehr reges und eigenthümliches Leben; nur in diesen Stunden ist es erlaubt, die Schiffe zu löschen und zu laden und Güter aller Art aus dem Zollhause zu holen. Wenn man bedenkt, daß alle diese Arbeit durch Menschenhände verrichtet wird, ja daß selbst die wenigen Karren für die schweren Collis nur von Negern gezogen, alle geringern Lasten aber auf den Köpfen getragen werden, so kann man sich eine Vorstellung von diesem Leben machen. — Die Kaffeeträger, die größten und stärksten Leute, welche man finden kann, gehen gewöhnlich truppweise, zehn bis zwanzig zusammen, geführt von Einem, welcher Capitän genannt wird; ihre einzige Bekleidung besteht aus einem kurzen Beinkleid, das sonst übliche Hemd wird als lästig bei Seite gelegt. Jeder nimmt einen Sack von 160 Pfund auf den Kopf und dann setzt sich der ganze Zug in gemessenem Trott in Bewegung, der allmählich zu einem raschen Lauf anwächst. Da eine Hand genügt, die Last im Gleichgewicht zu erhalten, tragen sie häufig in der andern kleine Instrumente, die den Klapperbüchsen unserer Kinder gleichen, und womit sie irgend einen wilden äthiopischen Gesang begleiten, den alle zusammen während des Laufens anstimmen. Die Musik hat für die Neger eine ganz besonders aufregende Wirkung, und ein in früherer Zeit des allzu großen Lärms wegen erlassenes Verbot, auf den Straßen zu singen, hat dem Vernehmen nach zurückgenommen werden müssen, weil die Leute ohne Gesang wenig mehr arbeiteten. Auf den Fremden machen aber diese wilden, von allen Seiten zugleich erschallenden Gesänge einen unvergeßlichen Eindruck.

Durch rechtwinkelige Querstraßen mit der Rua Direita verbunden, laufen mit dieser parallel die Rua da Quitanda, der große Markt für die sogenannten trockenen Waaren, und die Rua dos Ouvires, wo die meisten Juweliere und Gold- und Silberarbeiter wohnen. Eine der Querstraßen dagegen, die Rua do Ouvidor, ist fast ganz von französischen Kaufleuten eingenommen und mit Luxuswaaren aller Art so reich ausgestattet, daß ein französischer Schriftsteller bemerkt, er habe sich in die Nähe des Palais Royal versetzt gewähnt.

An den Ecken mancher Straßen sieht man Nischen mit Madonnen und Heiligenbildern, aber meistens in verfallenem Zustande, was auf Abnahme des kirchlichen Eifers schließen läßt, worüber auch in den Tagesblättern geklagt wird. Doch gehören die Kirchen und Kapellen selbst, deren Rio mit den Vorstädten 50 zählt, meistens zu den kostbarsten und imposantesten Gebäuden des Landes. Der Styl dieser Kirchen ist äußerst verschieden, einige sind achteckig, viele andere bilden nur ein längliches Viereck, wieder andere ein konisches oder ein griechisches Kreuz. Eine der größten ist die Igreja da Candellaria mit zwei hohen Thürmen an der Seite des Hauptportals. Sie ward erst vor 70 Jahren erbaut, aber nicht vollendet und ist, wie die meisten kirchlichen Gebäude des Landes ein Memento verschwundener Generationen. Von Erbauung einer neuen Kirche hört man in Brasilien nur selten.

Sehr auffallend ist die geringe Zahl von Wirthshäusern in Rio de Janeiro; es gibt wohl einige italienische und französische Hotels mit Restaurationen und möblirten Zimmern, doch sind diese fast ausschließlich von den vielen stets ab- und zugehenden Fremden in Anspruch genommen. Für die einheimische, d. h. brasilianische Bevölkerung aber gibt es in dieser Stadt von 200,000 Einwohnern nur 8 bis 10 Wirthshäuser, und kaum eines, das an Größe ein gewöhnliches Privathaus übertrifft. Die aus allen Theilen des Landes herbeiströmenden Menschen könnten daher ohne die Gastfreundschaft der Stadtbewohner unmöglich ein Unterkommen finden; viele sehen sich indeß auch genöthigt, ein Zimmer und ein Paar Meubles zu miethen, in Ermangelung guter Bekannten in einem Speisehaus zu essen, während die meisten Mitglieder der Nationalversammlung während ihres Aufenthalts ihre eigene Wirthschaft zu führen pflegen, und die größern Handelshäuser für ihre Commis und Gäste offene Tafel halten, was für die Sittlichkeit der jungen Leute allerdings vortheilhaft sein mag. Die Fremden aber, welche auf längere Zeit sich hier niederlassen, miethen oft für ihre Familie eine Wohnung in den ausgedehnten Vorstädten und gehen jeden Morgen zur Besorgung der Geschäfte in die Stadt.

Die Erleuchtung der Stadt ist, obgleich noch kein Gaslicht eingeführt wurde, ausgezeichnet gut; durch das ganze Stadtgebiete hängen in gleichen Entfernungen von einander an eisernen Ketten große Glaslaternen mit vier Oeldochten und eben sovielen Metallspiegeln, welche überall eine gleichmäßige genügende Helle verbreiten, wodurch es der Polizei sehr erleichtert wird, während der Nacht Ruhe und Ordnung zu erhalten, was denn auch in lobenswerther Weise geschieht.

Lebensmittel sieht man überall im Ueberfluß zum Verkauf ausgestellt, besonders an allen öffentlichen Plätzen,

Digitized by Google

wo auch die gewöhnlichsten Speisen gleich gekocht und zubereitet und von Sklaven und ärmern Arbeitern an Ort und Stelle verzehrt werden, aber Schirme gegen die brennenden Sonnenstrahlen sieht man fast nirgends. Die Bemerkung eines neuern Schriftstellers, daß man in Brasilien ohne Messer und Gabeln mit den Fingern esse, kann sich nur auf diese armen Tagelöhner beziehen; in den Häusern wird das Essen wie überall ordentlich servirt, und bei den Reichern natürlich mit verhältnißmäßig steigendem Luxus. Das Land bietet auch Stoff genug selbst für den raffinirtesten Feinschmecker, namentlich eine große Mannichfaltigkeit trefflicher Fische, und wenn auch der Gartenbau wenig fort-

Obstmarkt in Rio Janeiro.

geschritten ist, so gibt es dagegen einen wahren Ueberfluß an köstlichen Früchten, wie Limonen, Orangen, Granatäpfel, Ananas, Kokosnüsse, Mangoes, Bananen, Mammoans, Goyabas, Jambos, Aracas, Mangabas u. dgl. mehr. Nicht nur diese Früchte, sondern Waaren aller Art werden beständig in Körben auf dem Kopf durch alle Straßen getragen und feilgeboten. Zu diesem Geschäfte werden gewöhnlich die schönsten Sklaven beiderlei Geschlechts gewählt, deren auch manchmal zwei bis drei zusammen als Gefolge eines Ladendieners durch die Stadt ziehen, welcher dann, zumal bei Bijouterien und andern kostbaren Waaren, den Verkauf selbst besorgt.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Lebensalter.

II. Die Jugend.

Die Jugend! Wie viel liegt in dieſem Worte! Wie die magiſchen Formeln der Tauſend und eine Nacht ſcheint es alle Freuden vor den Blick zu zaubern! Wie der Himmel lacht, wie die Geſträuche blühen, wie die ganze Natur ſich ſchmückt, wie Geſang und Tanz den lachenden Hain belebt! Dem Kinde war das Leben noch ein Geheimniß; es ging noch unſichern Schrittes und ahnte die Gefahren nicht; die ſchwachen Kräfte bedurften einer Stütze; der Geiſt verlangte einen

Digitized by Google

Führer: aber bei der Jugend hat sich alles schon vergrößert, geklärt, gelichtet und befestigt; ein weiter Gesichtskreis dehnt sich vor dem Blicke aus und muthigen Schrittes wagt sich der Jüngling hinaus in die Welt der Wünsche und Träume, das kühne Streben kräftigt die Sehnen des Geistes und des Körpers und nichts gilt für so hoch, daß es nicht erreicht, nichts für so schwer, daß es nicht überwunden werden könnte.

Getragen von dem phantastischen Hippogryphen des Ehrgeizes durchmessen wir die unendlichen Räume kühner Hoffnungen, wechselvoller Launen. Berauscht von diesem ersten Tranke, der in uns gährt, entzückt von der Neuheit alles dessen, was uns umgibt, glücklich allein, weil wir leben, schwelgen wir in lauter Genüssen. Alles um uns her singt in hellem Chor den Hymnus auf die Jugend.

Laßt der Jugend ihre Freuden, wie ihr der Schöpfung den Gesang der Vögel laßt! Wie schön, daß der Kampf des Lebens mit einem heitern Feste beginnt, daß man sich die Stirne mit Blumen und Bändern umwindet! Bald genug kommt der Schmerz der Wunden, die Bitterkeit der Enttäuschung, die Trauer der Trennung. Laßt darum die Jugend das Leben erst lieb gewinnen, um es einst mit Geduld ertragen zu können!

Blätter aus dem Tagebuche eines armen Pfarr-Vikars.

15. Dezbr. 1764. Ich erhielt von Herrn Doktor Snart, meinem Patron, zehn Pfund Sterling, als den Betrag des halbjährigen Gehalts. Ich mußte den sauer verdienten Lohn noch unter mancher Unannehmlichkeit in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mir's endlich, in sein Gemach zu treten. Er saß im Lehnstuhle am Schreibtische: das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne, schwarzseidene Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrfurcht hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte, daß ich den Morgen schon elf Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um eine Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit auch in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollte ich ein Verbrechen begehen, hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Wörter und Stimme verließen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er sehr leutselig.

— „Ich bin — Alles ist theuer — kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen.“

„Geringer Gehalt, Herr Vikar? Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben.“

— „Um fünfzehn Pfund! Nun ja, wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde machen.“

„Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter.“

— „Ja, Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt.“

„Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?“

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zu Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahrs die Stelle beibehalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrgeschenk.“

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verläumdet. Nicht einmal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft, denn ich war nüchtern von Erekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüberging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knabe. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thomas! Schäme dich deines Kleinmuths. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hättest? Jetzt sind es ja nur fünf Pfund weniger! — Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns; freilich auf den Tag im Durchschnitt kaum zehn Pence's, wovon drei Personen sich nähren und kleiden müssen. — Was ist's denn weiter mehr? — Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr Futter gibt! — Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen. *)

16. Dezbr. Ja, ich glaube, Jenny ist ein Engel. Ihre Seele ist noch schöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich schämen, ihr Vater zu sein. Sie ist viel besser und frömmer als ich.

Gestern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unser bevorstehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, war Jenny ernst, dann plötzlich wieder freundlich, und sagte: „Bist Du unruhig, Vater?“

„Sollte ich nicht?“

„Nein, Du solltest nicht.“

„Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldennoth und Sorgen. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es fehlt uns so Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel hinreichen?“

Statt der Antwort legte Jenny schmeichelnd ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern zum Himmel. „Der dort!“ sagte sie.

*) Man kann sich das Wohlleben denken, was der arme Vikar mit seinen Kindern bei zwanzig Pfund Sterling jährlich führen konnte. Ein Pfund Sterling ist ungefähr so viel als zwölf Gulden. Er hatte also nur hundert und sechzig Gulden Einnahme im Jahr.

Digitized by Google

Polly setzte sich auf meinen Schooß, streichelte mir das Gesicht und sagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte diese Nacht, es sei Neujahr, und der König sei nach Grekelade gekommen. Das war Dir eine Pracht. Der König stieg vor unserer Hausthüre vom Pferde und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unsere Noth mit Kochen und mit Braten. Der König aber ließ von seinen eigenen Speisen bringen in goldenem und silbernem Geschirre. Draußen schollen Pauken und Trompeten. Und denke Dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man Dir auf einem Atlaskissen zum Neujahrsgeschenk eine goldene Bischofsmütze. Sie sah etwas närrisch aus, ungefähr wie die spitzen Hauben der Bischöfe im alten Bilderbuche. Du nahmst dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich fast außer Athem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böse darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeschenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr sind es ja nur noch vierzehn Tage."

Ich sagte der Polly: „Träume sind Schäume."

Zwar glaube ich an so etwas nicht. Doch will ich den Traum aufschreiben, um zu sehen, ob er ein tröstender Wink des Himmels war. Ein Neujahrsgeschenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldwesen macht mir den Kopf wüst und das Herz leer und schwer.

Am 17. Dezember. Meine Schulden sind, Gott sei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verschiedenen Orten zahlte ich sieben Pfund Sterling und eilf Schilling; bleiben mir also baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit soll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die schwarzen Hosen, welche ich beim Schneider Gutbay sah, muß ich nun wohl ungekauft lassen, obgleich ich sie dringend nöthig hätte. Sie sind zwar schon getragen, doch noch gut im Stande, und der Preis wäre billig. Aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der strengen Kälte im leichten Kamelotkleide sehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden sein, das ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengeflickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn theilt, mußte ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Grekelade erfährt man sonst nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Cumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von fünftausend Pf. Sterling. Es ist doch sonderbar, daß sich die Worte der Schrift immer so buchstäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben! Und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird noch genommen. Ich muß noch fünf Pfund von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thomas, schon wieder murrend! Und warum? Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten kannst? — Schäme dich. Wirst es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korsika die Freiheit behaupten werde. Die Franzosen haben den Genuesen freilich Hilfstruppen zugesagt; aber Paoli hat zwanzigtausend Mann alter Soldaten.

Am 18. Dezember. Ach, wie glücklich sind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Weiberrock bei der Trödlerin Barde gekauft, und nun sitzt sie da, und trennt ihn in Polly's Gesellschaft auf, um einen neuen daraus für sich zu machen. Jenny versteht das Handeln und Feilschen besser, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn sie so englisch-mild bittet. Nun ist Freude über Freude im Hause. Am Neujahrstage will Jenny zum erstenmal im neuen Rocke erscheinen. Polly macht hundert lustige Glossen und Prophezeihungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat sich nicht so sehr über das kostbare Geschenk der Venetianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten besetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Pistolen, köstlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtausend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müssen uns ihren Rock am Mund absparen. Bis Neujahr wird kein Fleisch gekauft. Das ist ganz recht.

Der Weber Westburn ist ein edler Mann. Ich sagte ihm gestern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle nicht sicher sei. Er schüttelte mir die Hand und sagte: „So halte ich das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, lesen es doch mit mir."

Man muß nie verzagen. Es gibt der guten Menschen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

Abends, an demselben Tage. Der Bäcker ist ein unfreundlicher Mensch. Ob ich ihm gleich nichts mehr schuldig bin, machte er doch der guten Polly, als sie Brod holte, und sie es gar klein und schlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen still standen. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir sollten unser Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu trösten.

Ich weiß nicht, wie die Grekelader zu allen Nachrichten kommen. Jedermann im Dorfe spricht davon, der Rektor Snart werde statt meiner einen andern Vikar anstellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger sogar muß davon Wind bekommen haben. Denn umsonst schickte er seine Frau nicht mit Klagen über schlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner sein Fleisch anders als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich sehr höflich, und konnte nicht genug sagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zum Colswood zu gehen, und da unsere kleinen Fleischvorräthe einzukaufen; er sei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht sagen, wie uns dieser Wucherer vor einem Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theurer, denn andern Leuten, angerechnet hatte, und da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht läugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr ausstehen habe, müsse verzinset werden, und uns die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pence's. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Da bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Frühe. Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen

Digitized by Google

Lage zu thun ſei. Ich dachte wohl an Maſter Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die Biſchofsmütze aus Polly's Tramm, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdigen Herrn Dr. Snart geſchrieben und der heutigen Poſt mitgegeben:

„Ich ſchreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann ſagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vikar, ſtatt meiner, anſtellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entſtanden iſt, weil ich einigen Perſonen von der Unterredung geſagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

„Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt,

Beſuch bei Doctor Snart.

keine Klage über mich vernommen; ſelbſt mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demüthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden ſprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens zu beſtreiten. Möge Ihr menſchenfreundliches Herz entſcheiden.

„Unter Ew. Hochwürden ſeligem Vorgänger habe ich ſechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Ausſicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß mir auf andere Weiſe mein Brod zu ſchaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von Ihrer Gnade ab. Laſſen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze, als der Bettelſtab.

„Meine Töchter, allmälig erwachſen, verurſachen, bei aller Einſchränkung, größere Ausgaben. Die älteſte Tochter, Jenny, vertritt bei der jüngeren Mutterſtelle und führt

Digitized by Google

das Hausweſen. Wir halten keine Magd; meine Tochter iſt die Magd, die Köchin, die Wäſcherin, die Schneiderin, die Schuſterin ſogar; ſo wie ich der Zimmermann, der Maurer, der Schornſteinfeger, der Holzſpalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauſes bin.

„Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arznei bezahlen können. Gretelade iſt ein kleiner Ort.

„Meine Töchter boten ſich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waſchen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen ſie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft ſich jede Haushaltung ſelbſt; Niemand iſt reich.

„Es wäre ein herbes Schickſal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahre mich und die Meinigen durchbringen ſollte; es wäre das traurigſte, wenn ich es mit fünfzehn Pfund verſuchen müßte. Aber ich vertraue

Zu Hauſe.

auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigſtens aus der Angſt reißen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geſchrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Poſtboten trug, und betete um glücklichen Ausgang. Da ward es mir im Gemüth wunderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott iſt immer ein Wort von Gott. Ich ging ſo leicht von meinem Kämmerlein hervor, und war doch ſo ſchwer hineingegangen.

Jenny ſaß am Fenſter bei der Arbeit. Sie ſaß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth, wie ein Engel. Es ſtrahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein ſchwacher Sonnenblick durch das kleine Fenſter verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmliſch wohl. Ich ſtellte mich an's Pult und ſchrieb meine Predigt: „Von den Freuden der Armuth."

Ich predige in der Kirche eben ſo viel mir ſelber, als Andern. Und geht Keiner gebeſſert aus der Kirche, bin

Digitized by Google

ich es doch; und schöpft keine Seele Trost aus meinen Worten, schöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geistlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft seiner Arzeneien, aber nicht immer ihre Wirksamkeit auf die Natur aller Kranken.

An demselben Tage Morgens. Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshause schickte, welcher daselbst übernachtet hatte. Der Unbekannte bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu sich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübscher junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, von edeln Gesichtszügen und vielem Anstande. Er trug einen alten, abgeschabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der gestrige Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl ursprünglich kostbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgegriffener. Der junge Mann schien, ungeachtet seiner übel bestellten Kleidung, von gutem Hause zu sein. Er trug wenigstens ein sauberes Hemd vom feinsten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mildthätigen Hand erst verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsstube, bat tausendmal um Entschuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er sei in der bittersten Verlegenheit, kenne Niemanden an diesem Orte, wo er gestern Abend angekommen wäre, und habe deßwegen seine Zuflucht zu mir, als Geistlichen, nehmen wollen. Er wäre, setzte er hinzu, seines Gewerbes ein Komödiant, jetzt ohne Anstellung, und im Begriff, nach Manchester zu reisen. Nun aber sei er mit seinem Gelde zu Ende, so, daß er nicht einmal genug habe, den Wirth völlig zu bezahlen, geschweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schilling wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei John Fleetmann.—

Er hätte nicht nöthig gehabt, seine Noth und Angst mir so ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichtes lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrack er und sagte: „Wollen Sie mich hilflos lassen?"

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nichts weniger von mir, als den vierten Theil meiner Baarschaft, begehre; daß ich sogar in größter Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: „Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Crekelade, der, wenn auch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?"

Ich sah den Herrn Fleetmann verlegen an, und schämte mich ein wenig, ihm meine böse Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sann ich unter unter meinen Crekeladern, und getraute mich nicht, einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. In einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid."

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: „Sonderbar, warum der Fremde sich eben an mich zuerst wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten, die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins meiner Kniee legen."

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenny's Rath hören. Sie sagte mitleidig: „Ich weiß, Vater, was du denkst, darum habe ich dir nichts zu rathen."

„Und was denke ich denn?"

„Du denkst: ich will gegen den armen Komödianten sein, wie ich wünsche, daß Gott und der Doktor Smart gegen mich sein möchten."

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich wünschte es gedacht zu haben. Ich suchte die zwölf Schilling hervor und gab sie an Jenny, daß sie dem Reisenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil mich das demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt stören.

An demselben Tage Abends. Der Komödiant ist gewiß ein guter Mensch. Als Jenny vom Wirthshause zurückgekommen war, wußte sie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch von der Wirthin. Diese Frau hatte es sogleich herausgebracht, daß ihr Gast einen leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reisegeld schicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtsinn des Gebers, wenn man selbst nichts habe; über die Geafr, Landstreicher zu unterstützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd sei näher als der Rock u. s. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Crekelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Vollv mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetmann schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schücherne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte, zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendete den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräthes, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner seligen Frau und meinen Töchtern immer, sind die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre

Digitized by Google

Schwester Polly glücklich nach. Ihren scharfen Augen entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns Allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem als unserem Schicksale. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verfinsterte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten guten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Völkchen. Er versprach mir heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr Ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und sagte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Haushaltung bestreiten zu können.

Seine letzten Worte unter der Thür waren: „Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust, und zwei Engel Gottes neben sich." Bei den letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember. Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loster schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die von ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben worden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln mit dem Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unsrigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er hat um Zahlung desselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtheit betrug aber achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loster. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte, ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach, den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äußersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermöchte, würde er gern warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn gestellt sei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ sich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel gewesen waren. Hätte ich es sollen gegen mich zur richterlichen Beitreibung kommen lassen, wie er drohte? Ich schickte ihm das Geld und zahlte ihm die ganze Schuld ab. Nun ist aber auch mein ganzes Vermögen auf elf Schilling herabgeschmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorschuß bald zurückschicke; sonst weiß ich nicht, wie mir weiter helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleinglaubiger, weiß es Gott. Warum ängstigt sich dein Herz? Was hast du denn verbrochen? Armuth ist ja keine Sünde.

Am 24. Dezember. Man kann doch auch beim Wenigsten recht froh sein. Wir haben tausend Freude an Jenny's neuem Rock. Sie sieht darin schön wie eine Braut. Aber sie will ihn erst zum Neujahrstage das erstemal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkosten sie den Tag die Haushaltung bestritten hat. Freilich müssen wir schon Abends sieben Uhr in's Bett, um Lampenöl und Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin, hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und mein Darlehen zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaft in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebles kommen.

Er ist oft unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mädchen viel mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns nun wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jenny's Zorn, wenn die muthwillige Polly sagt: „Aber er ist ein Komödiant!" — Dann erzählt Jenny von den berühmten und reichen Schauspielern in London, die sogar mit den Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und sie will sogar beweisen, Fleetmann werde einer der besten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. „Ja freilich", sagte die schelmische Polly heute sehr witzig, „schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt." — „Und dich auch!" rief Jenny ärgerlich. — „Ganz gut, ich ging mit in den Kauf", erwiederte ihr Polly, „aber dich sah er dazu an."

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Töchter erwecken mir doch Besorgniß. Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, sittsames, hübsches Mädchen; aber ganz Grekelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutigen Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit dem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem garten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Loster, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedaure sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen; aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waaren nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er nicht einmal mir selbst.

Wenn ich mit Tode abginge, wer würde sich meiner armen verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Himmel. Sie sind zum Glück so weit, daß sie irgendwo in Dienst treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

(Fortsetzung folgt.)

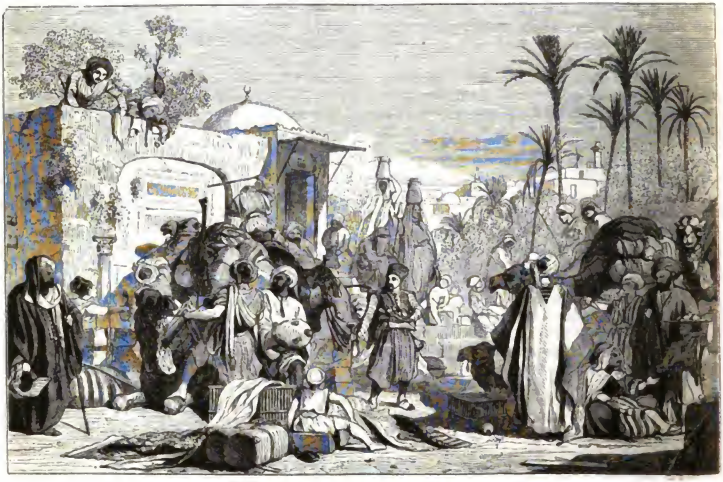
Szene aus dem Oriente.

Im Oriente, wo man lange reisen kann, ohne Wasser zu finden, und wo selbst der Vorrath, den der Araber in seinen Schläuchen mit sich führt, durch die außerordentliche Hitze verdirbt, ist eine frische Quelle ein köstliches Geschenk des Himmels. Mohammed hat dies Gefühl recht lebendig in seiner Schilderung des Paradiesgartens ausgedrückt, indem er die zahlreichen Springbrunnen ein klares, frisches und eiskaltes Wasser ausströmen läßt.

Digitized by Google

Die arabischen Brunnen sind der Schauplatz einer der malerischen Szenen des orientalischen Lebens. Noch heute schlägt der arabische Nomade wie zu Jakobs Zeiten sein Zelt unter den Palmbäumen der Oase auf und nimmt den Brunnen, der sich dort findet, in Besitz. Seine Söhne tränken die Heerden; seine Töchter mit der anmuthigen Gestalt tragen wie Rachel und Dinah den Wasserkrug auf dem Kopfe, um an der Quelle zu schöpfen, neben der die nackten Kleinen, wie das Eichhörnchen auf dem Palmbaume, umherhüpfen. Während dieser Zeit tauscht das Stammeshaupt mit der Caravane das goldne Vließ der Schaafe, die frische Butter, die Kameelmilch und die Gastfreundschaft im kühlen Schatten, ja selbst das Quellwasser gegen Leinwand, Waffen, Tabak, Datteln, Hirse und Glasschmuck aus, der nach ihrer Ansicht die Schönheit der Frauen erhöht und sie gegen Verzauberung schützt.

Bei einem Brunnen außerhalb den Thoren der Stadt sammeln sich die Reisenden, welche eine Caravane bilden wollen. Die Araber in ihren weißen Burnussen, die die Strahlen der Sonne zurückwerfen, versehen sich mit Handelswaaren, um die Gastfreundschaft der Wüste zu vergelten; der europäische Reisende, der die heißen Zonen durchwandert, um die Natur des Orients zu studiren, vertauscht seine unbequeme Kleidung mit Beinkleidern von weißer Leinwand und einem langen blauen Hemd, das mit einem ledernen Gürtel festgehalten wird. Er rasirt sich den Kopf



Eine arabische Caravane bei einem Brunnen.

und bedeckt ihn mit dem Fez. Die schwarzen Proviantmeister kaufen Mehl, Zwiebeln, Linsen und Pfeffer für das Mahl ihrer Herren, und Gerste und Bohnen für die Saumthiere; die Sklaven füllen die Säcke, laden das Gepäck und das Holz auf, dessen Flamme die wilden Thiere der Wüste verscheucht und gegen Angriffe sichert. Einige Kameele haben sich niedergekauert, andere beugen das Knie, um den Reisenden sich in den Sattel schwingen zu lassen. Der Kameeltreiber bietet der Araberin mit den sanften verschleierten Augen seinen Rücken zum Aufsteigen dar. Die Säcke sind voll und fest verschlossen; der Anführer der Caravane schwingt sich auf seinen afrikanischen Dromedar, der es mit dem Pferd an Geschwindigkeit aufnimmt. Die Sklaven besteigen die Kameele, die je ihrer Zwei tragen; die arabischen Führer in ihren leinenen Hosen und dunkelfarbigen Mänteln singen ihr einfaches und melancholisches Abschiedslied. Die Caravane bricht auf und zieht in die Wüste, anfangs noch durch grüne von Acacieros und Mimosen beschattete Thäler. Dann kommt die unendliche Einöde, wo das Auge dem Flug der grauen Rebhühner, der wilden Tauben und der Wüstenschwalbe folgt, wo der riesengroße Strauß, die leichte Giraffe, die hüpfende Gazelle, und die wilden Ochsen seinem Blicke begegnen. Dieser belebten Einöde folgen die trockenen, nackten, unbeweglichen, düstern Steppen, die die Luftspiegelung bisweilen in heitere Landschaften mit leuchtenden Seen umwandelt; die Stille der Nacht unterbricht nur das Gebrüll der Löwin, das Geheul der Hyäne, der Tigerin und des Schackals. Der Südwestwind treibt der Caravane den heißen Sand entgegen und verwischt nicht selten jede menschliche Spur. Von kühnen Piloten geführt, trotzt die Caravane jeglicher Gefahr — dem Verschmachten in der glühenden Atmosphäre, den Beduinen, diesen Piraten der Wüste, und dem wilden Samum, der den heißen Ocean bis in seine tiefsten Tiefen aufwühlt und nur selten den heitern Blick auf eine grüne Insel vergönnt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zweder den Lawton & Comp. in Paris

Digitized by Google

Meissen.

Eine Straße in Meissen an der Elbe.

Jeder Reisende weiß, welchen Reiz das Wasser der Landschaft verleiht: es ist ein zweiter Himmel, der in der Tiefe einen Theil der Licht- und Lufteffekte wiedergibt, die der Himmel über uns dem Auge bietet. Man nannte das Wasser deßhalb mit Recht „die Anmuth der Natur", es ist noch mehr — es ist ihre Stimme, ihre Bewegung. Dieser rauschende Crystall, der in seinem Laufe uns alle Bilder widerspiegelt, scheint mehr Leben in sich zu haben, als die ganze übrige Natur.

Nirgend aber macht die Nähe des Wassers einen so wohlthuenden, so malerischen, so belebenden Eindruck, als bei schöngelegenen Städten: ein Blick auf unser Bild bewahrheitet dieses Wort. Kann es etwas Reizenderes geben, als diese halb unter dunklem Blätterwerk verborgenen Häuser, die sich im Wasser spiegeln! An den Ufern fast aller Flüsse, die eine Stadt durchströmen, haben die Gebäude ein alterthümliches und wunderliches Aussehen. Alles hat sich nach dem Flusse hingedrängt und die hohen Gebäude

Digitized by Google

scheinen sich auf und übereinander zu thürmen, um nur den Anblick des klaren Wassers zu genießen, vor welchem sie in schwindelnder Höhe plötzlich gezwungen Halt machen und wo sie einander durch den Strom getrennt hüben und drüben mit tausenden der verschiedenartigsten Fensteröffnungen verwundert ansehen.

Meissen, im Königreich Sachsen, liegt einige Meilen von Dresden: die kleine Stadt zählt nur 8500 Einwohner, ist jedoch durch ihre Porzellanwaaren weit und breit in der ganzen civilisirten Welt bekannt. In Meissen wurde die erste Porzellanfabrik Europas 1710 unter Böttigers Leitung angelegt.

Lange Zeit besaß die Stadt ein Monopol auf die Fabrikation und es war Todesstrafe auf den Verrath des Geheimnisses gesetzt. Alle Vorsichtsmaßregeln konnten jedoch nicht hindern, daß auch an andern Orten in und außer Deutschland ähnliche Fabriken, so 1718 in Wien, 1740 in Höchst, 1744 in Fürstenberg, bald darauf in Kopenhagen, 1751 in Berlin, 1756 in Petersburg und Sevres entstanden. Noch heute aber übertrifft das Meissener Porzellan alle übrigen Sorten, selbst das chinesische an Festigkeit und Weißheit der Masse und Glasur. Den weißen Thon, aus welchem das Porzellan von Meissen gemacht wird, gewinnt man in den Brüchen von Aue im Erzgebirge. Gegenwärtig zählt die Fabrik auf der Albrechtsburg 800 Arbeiter.

Die kleine Stadt zeichnet sich überhaupt durch große Fabrikthätigkeit aus. Nächst dieser hat sie noch Interesse durch ihren herrlichen Dom mit den prachtvollen Glasmalereien und Grabdenkmälern vieler sächsischen Regenten, so wie durch die große Fürstenschule zu St. Afra, welche 120 Schüler zählt, zu denen die berühmtesten sächsischen Gelehrten gehörten.

Ein Ausflug von Dresden nach Meissen lohnt reichlich die kleine Mühe.

Entstehen und Vergehen der Weltkörper.

Von J. W. Schmitz.*)

Die Erfahrung lehrt uns, daß ein starkes Feuer, außer Licht und Wärme, auch Verkohlungen bildet. Wir wissen auch, daß kein Meteor am Himmel erscheint, ohne glühende Schlacken zurück zu lassen, welche von demselben Stoffe sind. Geht eine Meteorentzündung in dem höhern und kältern Luftraume vor sich, wo die entstandenen festen Massen erkalten, ehe sie auf die Erde niederfallen, so gibt der Meteorsteinfall wieder dieselben Massen wie die Steinarten der Erde. Wir müssen aus diesen Erscheinungen folgern, daß auch bei der unermeßlichen Aetherentzündung des Sonnenfeuermeeres, außer Licht und Wärme, Verkohlungen oder Schlacken vorkommen. Wie nun die Gluth, das Wogen, Flammen und Rauchen des Sonnenfeuers, ganz wie eine Erdenfeuersbrunst beobachtet werden, so sind auch ihre Verkohlungen als dichte Fleckenmassen im hellen Feuermeer sichtbar. Der Fleckenstoff liegt bald wie ein Schaum über die Sonne ausgegossen, bald sieht man ihn sich zu einem festen Kern zusammenziehen. Diese Massen Sonnenlava für Oeffnungen im Lichtmeer zu halten, durch welche ein dunkler Sonnenkörper sichtbar würde, rührt von der Attractionstheorie her, welche die Sonne nicht für ein flüssiges Feuermeer, sondern für einen massiven dunkeln Körper von ungeheurer Anziehungs- und Wurfkraft halten will. Die Löcher im Feuermeer sind aber eine eben so unvernünftige Idee, als wenn man Schiffe auf dem Ocean für Oeffnungen im Wasser halten wollte und, statt der schwebenden Schiffe, den Grund des Meeres zu sehen glaubte. Man will den dunkeln Sonnenkörper wie den Docht einer Lampe sehen: eine Gasflamme brennt aber ohne Docht und der Weltäther ist noch viel flüchtiger als unser Gas. Die Idee von Oeffnungen im Flammenmeer der Sonne findet sich übrigens dadurch widersprochen, daß, statt Unterbrechungen des Feuers zu sein, gerade von den Fleckenmassen die stärksten Flammen oder Fackeln bis zur Höhe von 180,000 Meilen aufsteigen.

Diese großen Schlacken, fast immer in der Sonne vorhanden, werden entweder von der unendlichen Macht des Feuers wieder aufgelöst oder sie ziehen sich Jahre lang mehr und mehr zu festen Körpern zusammen und sondern sich dann als neue Weltkörper von dem wogenden Feuermeer ab. Es entsteht dann plötzlich ein glühender Komet neben der Sonne, der aus keiner andern Weltgegend herangekommen ist. Gleichzeitig ist die Sonne ganz fleckenlos und einige Zeit von kleinerem Durchmesser als zuvor. Die aus der Sonne hervorgegangenen Körper werden oft noch flüssig und wogend, wie geschmolzenes Metall, beobachtet. Manche haben Anfangs noch keinen festen Zusammenhang und bestehen, wie der Keplers-Komet des Jahres 1618, aus mehreren sich gegeneinander bewegenden Theilen.

Von der Größe dieser Weltmassen haben wir einen Begriff, wenn wir das große Sonnenfeuer und seine Schlacken mit einer im Dunstkreise der Erde sich entzündenden Feuerkugel und der kleinen Meteormasse, welche sie zurücklässt, vergleichen. Eine von der Sonne abgesonderte Lavamasse übertrifft an Größe die Schlacke einer Feuerkugel so viel, als die Sonne von 193,000 Meilen Durchmesser diese kleine Lichterscheinung an Umfang übertrifft. Herschel gab einem Sonnenflecken 50,000 Meilen im Durchmesser. Nach Schröter haben sie oft 16mal die Fläche der Erde. Hevel schätzte die Flecken des Jahres 1615 hinreichend zur Bildung von 23 Körpern von der Größe unserer Erde oder von 342 Körpern wie der Mond.

Aus der Beobachtung der Sonnenflecken, und in frühern Zeiten aus der plötzlichen Erscheinung großer Kometen neben der Sonne, geht hervor, daß die Absonderungen des Fleckenstoffes von der Sonne in Zwischenräumen von nicht weniger als 31 und nicht mehr als 82 Jahren vor sich gehen und seit der Gründung der Astronomie in den Jahren: 2292, 1718, 1495, 1100, 702, 642, 584, 530, 450, 372, 341, 279, 203, 145, 111, 43 vor Chr., und in den Jahren: 16, 76, 128, 173, 204, 277, 337, 393, 454, 504, 535, 601, 674, 745, 814, 868, 945, 1000, 1066, 1133, 1165, 1214, 1255, 1301, 1338, 1402, 1456, 1538, 1618, 1668, 1744 und 1808 unserer Zeitrechnung, Statt gehabt haben. Außer diesen 48 Kometen (oder Planeten in länglichen Bahnen) gibt es keine, welche der Erde sichtbar werden und sich bis auf zwei Erdenentfernungen der Sonne nähern. Es sind seit 3000 Jahren etwa 600 Wiedererscheinungen dieser Kometen beobachtet worden. Es ist einer der vielen Irrthümer der Attractionslehre, daß man jede Wiederkehr eines dieser Weltkörper als eine neue Erscheinung ausruft, anstatt bei der leichten Prüfung zu bleiben, welcher von diesen, sich binnen zwei Erd-

*) Der interessanten Schrift: Die Religion und die Naturforschung. Köln. Selbstverlag, 1853 — entlehnt.

Digitized by Google

entfernungen der Sonne nähernden Kometen der Ankömmling sei.

Da die Sonne in der Nacht, wo der Himmel beobachtet wird, unter dem Horizont steht, bei Tage aber nur unter Lichtschwächung in ihr Feuer gesehen werden kann, so würde die Abhonderung eines Weltkörpers nur dann sichtbar sein, wenn sie im Augenblick einer großen Sonnenfinsterniß einträte, wo nämlich die Mondscheibe die Sonne fast ganz bedeckt und den Umkreis genau beobachten läßt. Plötzliche Veränderungen an der Sonne, bei der Trennung einer Fleckenmasse, sind jedoch wahrgenommen worden. So geschah es im Jahre 145 v. Chr., daß zwischen der 3. und 5. Tagesstunde die Sonne sich mit zwei Kreisen umgab, der eine roth, der andere weißglühend, und am Abend glänzte ein neuer Komet, nach Seneca (l. 7. c. 15), nicht kleiner als die Sonne selbst. So erschienen auch die großen Kometen der Jahre 372 v. Chr. und 1618 u. Z. N. plötzlich in der kleinsten Entfernung von der Sonne und die Schweife eher als die glühenden Körper. Im Jahre 1718 vor Chr. wurde nach einer Beschreibung, die Plinius der Nachwelt aufbewahrt hat, ein neuer Weltkörper, gleich nach seiner Trennung von der Sonne, noch flüssig und wogend gesehen. Die glühende Masse „glich einem feurigen auf sich zusammengerollten Knoten von schrecklichem Ansehen". So muß wirklich eine noch flüssige Weltmasse von dem Strome des Aethers fortgerollt werden. Ganz ähnlich ließ die untergehende Sonne im Oktober 1133 einen neuen Weltkörper, gleich dem Mond leuchtend, zurück. Die glühende Lavamasse hatte noch keine feste Rundung: „sie wurde bald größer, bald kleiner, einige Mal aufgerichtet, dann fest, dann beweglich gesehen und schien wie Quecksilber wogend und flüssig". Die Absonderung des Jahres 814 war allen Menschen als zwei glühende Körper, zusammenliegend und sich gegeneinander bewegend, sichtbar. Dieser zweitheilige Komet fiel im Jahre 1846 unter die heutige teleskopische Beobachtung, und nun sah man, wie die zwei Theile, aus welcher er besteht, sich in Sonnennähe wieder trennten und, gleich wie die Erde mit dem Mond, gemeinschaftlich ihren Lauf fortsetzten; eine Erscheinung, von welcher Humboldt (Kosmos B. 3, S. 568) sagt: es habe sich ein Ereigniß dargeboten, dessen Möglichkeit man wohl vorher kaum geahnt hätte. Der im Jahre 1618 von Kepler und allen Astronomen seiner Zeit beschriebene Komet bestand Anfangs aus 4 bis 5 brennenden Theilen, die man sich, wie glühende Kohlen eines heftigen Feuers, gegeneinander bewegen und zerbrechen sah. Gassendus, Wendelin, Cysatus, Habrecht und Snellius sahen den Körper, wie eine Erdenfeuersbrunst, heftig brennen und, außer dem Schweife, Strahlen in den Raum werfen. Kepler sah den großen Schweif gelb und roth, und blitzende Flammen bis zur Höhe von hunderttausenden Meilen auf- und niederschlagen.

Die glühend von der Sonne austretenden Körper weichen weiter von ihr ab, je nachdem sie erkalten und verhärten. Sie haben einen Schweif so lange sie glühen oder so oft sie sich in ihrer langen Bahn der Sonne wieder nähern. Der Schweif verliert sich mit dem Steigen der Entfernung von der Sonne, und die Körper sind dann als Planeten, Trabanten und Kometen nur noch durch die größere oder geringere Neigung und Excentricität ihrer Bahnen unterschieden.

Eine Weltmasse flüssiger Sonnenlava, wie sie heute noch aus dem Innern der Erde durch die Krater der Vulkane hervorströmt, erkaltet im Weltraume zuerst an der Oberfläche zu einer festen Rinde; dann schlägt der heiße Dunstkreis zu Wasser nieder und das Wasser, welches noch den ganzen Körper bedeckt, setzt eine fruchtbare Erde ab, welche sich mit einer Anfangs reichen Vegetation bedeckt.

Die kleinern Körper erkalten rascher als die größern und weichen daher schneller von der Sonne ab. Wenn die kleinern durch diese Verschiedenheit die größern in dem Abweichen von der Sonne einholen, bleiben sie mit diesen verbunden, nicht durch eine Anziehung, welche die Körper haben, sondern weil auch keine abstoßende Kraft vorhanden ist, welche sie trennen sollte. Sie bleiben jedoch durch die Spannkraft ihrer Dunstkreise so weit von einander, als diese sich erstrecken. Da die Wärme, welche den Dunstkreis bildet, mit der größern Entfernung von der Sonne abnimmt, so müssen alle Trabanten sich ihren Planeten, mit dem Steigen ihrer gemeinschaftlichen Entfernung von der Sonne, mehr und mehr nähern. Viele Trabanten, welche einen Centralkörper umgeben und sich ihm fortwährend nähern, schließen sich endlich zu Ringen aneinander. So bestehen die Ringe Saturns aus massenhaft zusammenliegenden kleinen Weltkörpern. Bei immer fortschreitender Annäherung zu dem Hauptkörper häufen die Tausende von Trabanten sich endlich mit diesem zu großen Agglomeraten an, und es bilden sich Weltkörper von Weltkörpern zusammengeballt. So sah Herschel während 18 Jahren, von 1788 bis 1806, den Körper Saturns sich vergrößern, während der Ring sich lichtete. Nur in der Nähe der Sonne umkreisen ihre Weltkörper sie vereinzelt. Sie sammeln sich in größerer Entfernung und häufen sich an bis in den fernsten Weltraum, gleich wie Lawinen sich im Fortrollen vergrößern. So begreifen wir, nach vollendetem Laufe und Anhäufung, die gewaltige Größe der ruhenden Sterne. Gleichwie näher bei der Sonne nur einzelne Körper als Planeten und Trabanten mit einander verbunden sind, so werden in den fernern Weträumen größere von kleinern Agglomeraten erreicht und bleiben als Doppelsterne mit einander verbunden.

Gleichwie die von der Sonne ausgehenden Licht- und Wärmestrahlen bis in den fernsten Umkreis ihres Gebietes schwächer werden und sich in den Raum verlieren, so vermindern sich auch die Anfangs glühenden Massen der Weltkörper mit dem Steigen ihrer Entfernung von der Sonne bis in die fernsten kalten Weträume und schwinden bis zu Sternenstäubchen, die als Weltkörpernebel im Weltall zerstreut sind. Diese allmählige Auflösung erfordert keine andere Naturkraft, als die Länge der Zeit, in welcher auch der härteste Stein verwittert. Kein Theilchen des Weltstoffes geht bei dieser Auflösung, eben so wenig wie im Feuer der Sonne, verloren. Die aufgelöste Materie strömt ewig den Weltsternen zu und ewig geht sie von diesen als belebende Wärme und neue Weltkörper wieder aus. Die für uns großen Zwischenräume der Entstehung sind nur Augenblicke der Weltzeit. Die und vereinzelt erscheinende Entstehung ist ein fortwährendes Ausströmen von Weltkörpern, welches das scheinbare Himmelsgewölbe mit Sternen besäet. Ihre Entstehung ist ein Nu, ihr Vergehen für uns eine Ewigkeit: daher sehen wir Millionen in ihrer Auflösung ruhenden und keine entstehenden Weltkörper.

Eine vermeintliche Unveränderlichkeit im Weltraume steht mit dem fortwährenden Entstehen und Vergehen durch die ganze Natur in Widerspruch. Ein Weltkörper ist so wenig unveränderlich, daß vielmehr sein ganzes Dasein, von seiner Entstehung aus der Sonne an, ein beständiges

Digitized by Google

Vergehen ist. Sein Kreisen um die Sonne ist nichts als sein Lauf von der warmen Lebensquelle zu dem fernen, kalten und dunkeln Weltraume; dieser Lauf ist ein fortwährendes Erstarren und Aushauchen der innern Sonnengluth. Lebende Wesen ernährt der Weltkörper nur in der kurzen Zeit zwischen seiner Gluth und der tödtlichen Kälte, von welcher seine Pole zuerst und dann die ganze Kugel erstarrt.

Wie die Pflanze aus dem Saamen und der Saamen aus der Pflanze hervorgeht, so entstehen neue Welten aus dem zerstreuten Staube der vergehenden. Das ist die Vollkommenheit der Schöpfung. Es wäre eine Unvollkommenheit, wenn jede Pflanze eine neue Schöpfung erforderte; die Vollkommenheit will den Kreislauf der Entstehung. So muß denn auch im Weltall das Entstehen und Vergehen seinen ewigen Lauf haben.

Der Korbwagen.

Der lange Wagen im Vordergrunde unsres Bildes ist die alte Landkutsche, die, obgleich sie nicht mehr als drei bis vier Stunden des Tages machte, doch zu ihrer Zeit als ein großer Fortschritt in der Civilisation galt. Gewöhnlich ganz aus Weiden geflochten und mit einer Tuch- oder Lederdecke überspannt, konnte sie fünfzehn bis zwanzig Reisende

Eine Landkutsche aus dem 17. Jahrhundert.

fassen. Man saß darin gewöhnlich auf der Seite. In manchen Gegenden Frankreichs hat sich dieser Wagen noch bis heute erhalten. Beinahe alle topographischen Bilder vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts bezeugen den allgemeinen Gebrauch dieser Korbwagen während einer so langen Periode.

Der Holzschnitt, den wir hier mittheilen, ist einem ausgezeichneten Kupferstiche nachgebildet, der von der Hand des vortrefflichen Schweizer Künstlers Mathias Merian (geb. 1596 zu Basel) stammt.

Blätter aus dem Tagebuche eines armen Pfarr-Vikars.

(Fortsetzung.)

Am 26. Dezember. Das waren zwei saure Tage. Das Weihnachtsfest ist mir noch nie so schwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in vier verschiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abscheulich, Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt sich in mir allmälig verspüren. Es geht nicht mehr so frisch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geschmalzt, — das Glas frischen Wassers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe beide Tage beim Pächter Hurst zu Mittag gespeiset. Die Leute sind auf dem Lande doch bei weitem gastfreundlicher, als hier im Städtchen, wo seit einem halben Jahre Niemand daran gedacht hat, mich zu sich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tische haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten sie am Weihnachtsfeste nur haben können, was von dem Ueberreste der Mahlzeit des Pächters Hunde bekamen! Nun, sie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt, während ich schreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich den Muth hatte, als mir der Pächter und seine

Digitized by Google

Frau noch mehr zu essen aufdrangen, ihnen zu sagen: wenn sie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnitchen Kuchen mitbringen. Die herzigsten Leutchen packten mir ein Säckchen voll, und ließen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Greteladc fahren.

Am Essen und Trinken zwar ist im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durst nothdürftig zu stillen. Doch läßt sich nicht läugnen, es ist auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer. Das Flämmlein des Geistes bedarf des Oels in seiner Lampe.

Ich bin sehr müde. Meine Gespräche mit dem Pächter Hurst waren merkwürdig. Ich will sie morgen aufschreiben.

Am 27. Dezember. Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß sich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müssen das auch lernen und sich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentsiegelt hin, das mir der vortreffliche Herr Fleetmann schickte. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittagessen. — Meine Töchter sind Evenstöchter; sie sterben fast vor Neugier, zu wissen, was Herr Fleetmann schreibt. Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen lauft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That bin ich mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freude und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Alderman, Herrn Fieldsou, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Wotton-Basset habe sich Schnüden halber um's Leben gebracht. Ich hatte ihm vor elf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Alderman beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine amtliche Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet.“ Jenny überreichte mir mit freudenrothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren voll eitel Seligkeit halb närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun, sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, woron wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glückes ganz außer Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht, bis nach dem Mittagessen.“

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth genug thue, als über Herrn Fleetmanns außerordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur, zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruche; die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demselben Tage Abends. Die Lust hatte sich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht von Herrn Fleetmann, sondern vom Herrn Doktor Snart. Er kündigt mir, laut unserm bestehenden Vertrage, als Anwort auf meinen Brief, meine Stelle bis Ostern auf, womit unsere Rechnung für immer abgethan sei. Er meldet, ich könne mich bis dahin um eine andere Versorgung umsehen, und er habe deswegen mit nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reisen vorausbezahlt, sondern auch dem neuen Vikar, als meinem Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu besorgen.

Also war das Geschwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und so mag auch wahr sein, daß man sagt, der neue Vikar habe seine Anstellung darum so geschwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Snart geheirathet habe.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als sie, statt Herrn Fleetmann, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Kniee und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei meinem Namen gerufen; du bist mein.“ Jesaias, Kap. 43, Vers 1. — — Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: „Ja, Herr, ich bin dein!“

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knieen lag, betend, ihre gefaltenen Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich mich wieder zurück ins Kämmerlein, und machte die Thüre leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jennys verweinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesicht eine Spur der Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfiff, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl, bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 28. Dezember. Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren lasse, ohne seine Verwüstungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig

Digitized by Google

die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Brief des Doktors Smart, und von meiner Amtsloſigkeit, wie von einer alten Geſchichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das Bitterſte in dieſen Planen iſt, daß wir Drei uns nothwendig für einige Zeit trennen müſſen. Es läßt ſich vor der Hand nichts Beſſeres thun, als daß Jenny und Polly ſuchen, in ehrbaren Häuſern Dienſte zu bekommen, während ich mich auf Reiſen begebe, um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie ſucht wieder ihren Traum von der Biſchofsmütze hervor, und beluſtigt und damit. Sie zählt beinahe allzuabergläubig auf das Neujahrsgeſchenk des Schickſals. Ich habe zuweilen wohl an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht daran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Crekelade angekommen ſein wird, und er in die Geſchäfte eintreten kann, übergebe ich ihm die Pfarrbücher und mache mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu ſuchen. Inzwiſchen ſchreibe ich heute nach Salisbury und Warmünſter an ein paar alte Bekannte, daß ſie trachten, meine Töchter als Köchinnen oder Näherinnen, oder Stubenmägde in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Crekelade laſſe ich meine Töchter nicht; der Ort iſt arm; die Leute hier ſind unfreundlich, ſtolz, und haben eine widerliche kleinſtädtiſche Art. Man ſpricht jetzt von nichts anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es von Herzen geht.

Am 29. Dezember. Ich habe heute an den Herrn Biſchof nach Salisbury geſchrieben, und ihm meine traurige, bilſloſe Lage, die Verlaſſenheit meiner Kinder und meine vieljährigen treuen Dienſte im Weinberge des Herrn lebhaft dargeſtellt. Er ſoll ein menſchenfreundlicher, frommer Mann ſein. Gott regiere ſein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchſpielen der Landſchaft von Wiltſhire ſollte doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden ſein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30. Dezember. Die Biſchofsmütze aus Polly's Traum ſoll bald erſcheinen, ſonſt muß ich ins Gefängniß wandern. Nun, ſehe ich wohl, iſt das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und ſtrenge mich umſonſt an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbſt zum inbrünſtigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck iſt zu groß.

Ja, das Gefängniß iſt unausweichbar! Ich will es mir recht viel ſagen, damit ich mich an meine Ausſicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme ſich meiner lieben Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht ſagen. —

Vielleicht hilft mir noch früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es iſt Fieberfroſt in meinen Gliedern. Ich kann nicht ſchreiben vor Zittern.

Einige Stunden nachher. Nun bin ich ſchon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich auf's Bett. Ich glaube, ich habe geſchlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig geweſen. Es ſind ſeitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kiſſen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch iſt mein Herz wieder friſch. Alles, was geſchehen iſt, was ich gehört habe, ſchwebt mir wie ein Traum vor.

Alſo der Fuhrmann Brook hat ſich doch erhenkt. Der Herr Alderman Fieldſon ließ mich rufen, und gab mir die Botſchaft. Er hatte ein obrigkeitliches Schreiben, nebſt der Anzeige von meiner Bürgſchaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlaſſen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Withiel zu Trowbridge wegen der hundert Pfund Sterling Genüge zu leiſten.

Herr Fieldſon hatte wohl Urſache, mich aufrichtig wegen dieſes unerwarteten Ereigniſſes zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie ſoll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habſchaft nimmt, iſt ſie beim Verkauf keine hundert Schilling werth. Brook galt ſonſt für einen rechtſchaffenen und ſehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es ſo mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verſchwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die ſie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preiſe verkaufen. Jetzt bin ich ein Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler ſein! Ich muß in's Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig iſt. An Zahlung iſt nicht zu denken. — —

An demſelben Tage Abends. Ich ſchäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorſehung glauben! Und ein Prieſter Gottes ſein! Pfui!

Doch nun habe ich Alles wieder gutgemacht, und gethan, was ich ſollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Trowbridge habe ich auf die Poſt getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgſchaftsverpflichtungen zu erfüllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freiſtehe, mich in den Schuldthurm führen zu laſſen. Hat der Mann menſchliches Gefühl, ſo wird er Mitleiden fühlen; wo nicht, ſo laſſe ich mich hinſchleppen, wohin er will.

Als ich von der Poſt kam, ſtellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte ſie auf das Böſeſte vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und chriſtlich-größer, als der Prieſter.

Ich erzählte ihnen von Brooks Tode, von meiner Bürgſchaft, von den möglichen Folgen derſelben. Beide hörten mir ernſt und ängſtlich zu.

„In's Gefängniß?“ ſagte Jenny leiſe weinend und nahm mich in ihre Arme: „Ach, du guter, armer Vater! — Nichts haſt du verbrochen, und mußt ſo vieles dulden. Aber ich gehe nach Trowbridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich ſtehe nicht auf, bis er dich freiſpricht.“

„Nein,“ rief Polly ſchluchzend, „thu es nicht! Kaufleute ſind Kaufleute. Sie laſſen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit für Waſſer und Brod zur warmen Leibeigenen, bis ich durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan habe.“

Unter ſolchen Planen wurden Beide allmälig ruhiger. Aber ſie ſahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt ſagte Jenny: „Wozu doch alle dieſe fruchtloſen Entwürfe? Erwarten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grauſam ſein, ſo ſei er's. Gott iſt ja auch im Gefängniſſe. Vielleicht haſt du es beſſer da, als jetzt mit uns in dem Elend unſers Lebens. Geh, denn du gehſt

Digitized by Google

ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir Beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeiten verschaffen. Zuletzt schäm' ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater betteln zu gehen, ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpflegt werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten."

„Jenny, du hast Recht!" sagte Polly: „Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir."

Solche Reden erhoben mein Herz. Fleetmann hatte beim Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylvester-Tage. Das Jahr ist geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, freudenreiches Jahr! Zwar hatten wir oft kaum satt zu essen — doch wurden wir satt. Zwar kamen zu meinem elenden Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen sogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum so viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu fristen; allein wie viele Menschen haben nicht so viel, und wissen nicht, wovon den nächsten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren; — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es ist möglich, daß ich künftiges Jahr im Gefängniß wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht: Gott wohnt auch im Gefängnisse!

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle, und schlechten Seelen ist selbst im Himmel kein Himmel. Ich bin sehr glücklich.

Wer entbehren kann, ist reich. Ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. Erst wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig ansehen kann, ist man recht ehrwürdig. Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. Ich verstehe das Evangelium von Christo täglich besser, seit ich es in der Schule des Schicksals lese. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchstaben, den Geist nicht. Die Natur ist die beste Auslegung des Evangeliums.

Mit diesen Betrachtungen schließe ich heut das Jahr. Es ist mir sehr lieb, daß ich seit einigen Jahren dies Tagebuch fortsetze. Jeder Mensch sollte ein solches halten. Man lernt aus sich selbst mehr als aus den gelehrtesten Büchern. Wenn man sich durch Niederzeichnung seiner Gedanken und Empfindungen gleichsam täglich selbst abmalt, sieht man am Ende des Jahrs, wie viel Geschter man hat. Der Mensch ist sich in keiner Stunde gleich. Wer da sagt, er kenne sich selbst, hat nur Recht in dem Augenblick, da er es von sich sagt. Denn da fühlt er sich. Wenige wissen, was sie gestern waren; noch Wenigere, was sie morgen sein werden.

Auch dazu ist das Tagebuch gut, daß man festeres Vertrauen auf Gott und Vorsehung gewinne. Die ganze Weltgeschichte lehrt das nicht so lebendig, als die Geschichte der Gesinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menschen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dieses Jahr die Wahrheit des Erfahrungssatzes bestätigt gefunden: ein Unglück kommt selten allein; — aber wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden. Daher bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, daß jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders auf's Aeußerste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch das finde ich gut. Ich spiele zuweil wohl mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Gaukeleien zurück, als ob sie sich vor mir schämten. Weh dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1765, des Morgens. Eine wunderliche und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um sechs Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthür pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewöhnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: „Herr — (den Namen verstand Polly nicht) übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt."

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf mein Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: „Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann? Hier ist die verkündete Bischofsmütze!" Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bette zu rufen, kleidete ich mich an. Ich läugne nicht, daß ich von Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrgeschenke für den Vikar in Grekelade eben so unbedeutend als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich in's Wohnzimmer trat, standen Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie, und fand sie ziemlich beschwert. Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Digitized by Google

Ich öffnete mit Jenny's Hilfe die Schachtel ſehr behutſam, weil mir der Inhalt zur ſorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und ſiehe da — — nein, unſer Erſtammen iſt nicht zu beſchreiben. Wir riefen Alle, wie aus einem Munde: „Mein Gott!“

Da lag ein junges Kind, etwa ſechs oder acht Wochen alt, ſchlummernd, in das feinſte Linnen mit roſenfarbenen Seidenbändern zierlich eingefaßt. Es ruhte mit dem Köpfchen auf einem weichen blauſeidenen Kiſſen, und war mit einem Deckbettchen wohlgedeckt. Die Decke, ſo wie das Häubchen des Kindes waren mit den koſtbarſten Brabanter Spitzen beſetzt.

Wir ſtanden einige Minuten lang ſtumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närriſches Gelächter aus und rief: „Was wollen wir damit anfangen? Das iſt

Der Neujahrstag.

keine Biſchofsmütze!“ Jenny berührte ſchüchtern mit der Fingerſpitze die Wange des ſchlafenden Kindes und ſagte mitleidig: „Du armes Geſchöpf, haſt du keine Mutter, oder darfſt du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein ſo liebenswürdiges, hilfloſes Weſen verſtoßen! — Und ſieh nur, Vater, ſieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es ſchläft, um ſein Unglück unbekümmert, als wenn es fühle, es läge in Gottes Hand. Schlaf nur, du armes, verſtoßenes Weſen! Deine Aeltern ſind vielleicht zu vornehm für dich armes Geſchöpf, und zu glücklich, um ihr Glück durch dich ſtören zu laſſen. Schlaf nur, wir verſtoßen dich nicht. Man hat dich an den rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter ſein.“

(Schluß folgt.)

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zu beziehen durch Lawton & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der gespaltene Berg.

Winkelstüb in der Nähe des Brienzer Sees.

Kaum möcht' es ein unheimlicheres und bei längerem Anblick beängstigenderes Alpenbild geben, als das vor unsern Augen. Der zerrissene Fels bildet eine der Widerlagen des Schwarzhorn. Ein Theil ist bereits eingestürzt und jeder Sturm löst neue Stücke ab. Die Trümmer stürzen in das Thal von Meyringen, nahe bei dem Ort, wo die Aar in den Brienzer See fällt. Der Fels, den unser Bild darstellt und der nach und nach sich ganz loslösen wird, hat ungefähr 600 Fuß im Umfang; die großen und schönen Tannen, die ihn krönen, werden mit ihm in die Tiefe stürzen. Noch scheint er dem Hirten so fest zu stehen, daß er seine Heerde dort weiden läßt. Die Spalte ist von ungleicher Weite, und bis hinunter in die Tiefe ist's mindestens 900 Fuß. Zehn Minuten von da schäumt der prachtvolle Gießbach, von dem wir im vorigen Jahrgang ein Bild gegeben.

So sind selbst die Berge, diese Denkmäler der Natur, die man so geneigt ist, ewig zu nennen, wenn man sie mit denen der Menschen vergleicht, der Zerstörung und dem Verfall unterworfen. Es existirt keiner, an dessen Fuße man nicht Spuren seines Ruines sähe. Einige Geologen behaupten sogar, seit Anbeginn der Welt hätten die Berge bereits die Hälfte ihrer ursprünglichen Höhe eingebüßt. Bleiben wir aber auch nur bei der historischen Zeit und im Bereiche der Alpennatur, wie viele größere oder geringere Erdstürze lassen uns nicht ahnen,

Digitized by Google

was in vergangenen Tagen geschehen und was die Zukunft noch bringen wird!

Blätter aus dem Tagebuche eines armen Pfarr-Vikars.

(Schluß.)

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: „Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben, — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum muß uns das verstoßene, kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst nicht, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Aeltern dieser Waise machte."

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun, während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freuete sich kindisch; Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht aussprechen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends. Sehr erschöpft und müde von meinem heiligen Tagwerk kam ich nach Hause. Bei dem äußerst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch gedeckt, und auf demselben eine Flasche Wein zur Stärkung. Es war ein Neujahrgeschenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freuete mich der Anblick des muntern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die schönen Bettchen unsers Pfleglings, das Dutzend seiner Windeln, die wunderschönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel gewesen waren, dann ein versiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufschrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausgenossen etwas zu erfahren, eröffnete ich das Päckchen. Es enthält eine Rolle mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertrauensvoll auf Ew. Wohlehrwürden Frömmigkeit und Menschenliebe, übergeben Ihnen unglückliche Eltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlassen Sie dasselbe nicht. Wir werden einst, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar sein. Wir werden auch, was Sie unserm Kinde leisten, aus der Ferne mit unverwandtem Blicke beobachten. — Der Knabe heißt Alfred. Er ist schon getauft. Das Kostgeld für das erste Vierteljahr liegt beigeschlossen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie sich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edlen Jenny."

Polly, als ich den Brief las, sprang hoch auf vor Freuden, und rief: „Da haben wir die Bischofsmütze! Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armselige Vikarstelle! — Doch, ich sollte mich eigentlich nicht einmal so freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edeln Polly Erwähnung thun können."

Wir lasen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unsern Augen beim Anblick des vielen Goldes auf dem Tische nicht. Welch ein Neujahrgeschenk! Der schwersten Sorgen um unsere Zukunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe von Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar. Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Post mit zwölf Pfund Sterling, nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich Herrn Withiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly sprang lachend zu ihr und hielt ihre beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer. Er sagt mir Schmeicheleien, die ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm überspannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme, bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verklärete? — Ich werde ewig des Augenblicks gedenken, da sie mir die zwölf Schilling gab; ewig wie sie mir tröstend sprach. — Verwundern Sie sich nicht, ich habe die zwölf Schilling noch. Ich gebe sie um tausend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, seit ich athme, nie glück-

Digitized by Google

licher und unglücklicher gewesen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdseligen Töchtern, wenn sich dieselben meiner noch erinnern mögen."

Aus diesen Zeilen zu schließen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb! ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Mensch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit sein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarschaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes scheint er zu sein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat heute schon Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbürger besser fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es ist auch ein schönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfnisse angeschafft in Fülle. Die Wiege steht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzgeist über ihrem zarten Pflegesohn.

Am 3. Januar. Heute stieg der Herr Vikar Bleching mit seiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshause ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich sogleich zu ihm. Er ist ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat. Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte sei; daß er wünsche, seine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, sogleich einzunehmen; daß ich inzwischen das Pfründgebäude bis Ostern bewohnen könne; er werde einstweilen im Hause des Herrn Alderman Fieldson einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte: Wenn es ihm Vergnügen mache, wolle ich ihm alle Amtsgeschäfte sogleich übergeben, um desto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienst umzuthun. Nur wünsche ich, in den Kirchen, in denen ich so lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abschiedspredigt halten zu können.

Darauf versprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zustand des Pfründhauses zu besichtigen. Er ist wirklich mit seiner Gemahlin und dem Herrn Alderman am Nachmittage gekommen. Sie scheint etwas stolz und von vornehmer Abkunft zu sein; denn es war ihr im ganzen Hause nichts recht und meine Töchter würdigte sie kaum eines Blickes. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Jenny und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?" Die gute Jenny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Bleching hörte meine Erzählung mit großer Neugier an, verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mir's abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar. Herr Withiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihn auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er sich nicht geirrt haben. Ich werde nun selbst, sobald ich kann, nach Trowbridge reisen, und ihm Fleetmanns zwölf Pfund Sterling an meiner ungeheuern Schuld bringen.

Wenn Jenny schon versichert, sie schlafe bei dem kleinen Alfred gut, er halte sich des Nachts sehr ruhig, und erwache regelmäßig nur einmal, da sie ihm denn zu trinken geben müsse aus seiner kleinen Schale: so macht mich das Mädchen doch etwas besorgt. Sie ist beweitem nicht mehr so lebhaft, wie ehemals, obgleich sie weit heiterer und glücklicher zu sein scheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge sitzt sie stumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da, die sonst fleißigen Hände nachlässig in den Schoos hingesunken. Wenn man sie dann anredet, schrickt sie auf, und muß sich besinnen, was gesagt worden ist. Offenbar kommt dies von der Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe, ob sie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu ist sie nicht zu bewegen. Auch behauptet sie, es sei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß sie so eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn sie hat mir seinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu lesen. Sie hat ihn mir noch nicht wiedergegeben, und behält ihn in ihrem Arbeitskorb. Meinethalben, das eitle Ding!

Am 8. Januar. Meine Abschiedspredigt war von den Thränen der meisten Zuhörer begleitet. Nun erst sehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches gesagt, und mich mit Geschenken überhäuft. Nie habe ich so viele Lebensmittel und Leckerbissen aller Art und so viel Wein im Hause gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertsten Theil davon an manchem Nothtage besessen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt schwimmen wir wirklich im Ueberflusse. Aber ein guter Theil davon ist auch schon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Crekelade, und Jenny kennt deren noch mehr als ich. Die lieben Leute freuen sich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerstes von jener Predigt tief angegriffen. Unter Thränen hatte ich sie geschrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Bestimmung. Ich bin hinweggestoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeschnitten. Ich bin hinweggestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht, gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letzten Kampfe mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach; ich ließ den armen nicht einsam; ich rief die Verlorenen wieder auf den Weg des Lebens. Ach diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen — warum sollte mein Herz nicht bluten? — Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Snart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen, seit ich aus den Kinderschuhen trat. Ich habe für mich und meine Töchter an Alfreds Kostgeld Ueberfluß. Wir können für späte

Digitized by Google

Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nicht um Reichthum und gute Tage, und habe noch nie darum gefleht. Aber, Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste, wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar. Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst spät vom Schlafe ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich, die gute Jenny hatte für ihren Vater töchterlich gesorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hause.

Er empfing mich anfang etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in sein kleines, doch schönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm für seine große Güte und Nachsicht; erzählte, wie ich zu der Bürgschaft gekommen, und welche harte Schicksale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tisch legen.

Herr Withiel sah mich lächelnd und mit einer Rührung lange schweigend an, reichte mir dann seine Hand, schüttelte die meinige und sagte: „Ich kenne Sie schon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie sind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu sich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umständen des Neujahrsgeschenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl so gütig sind, mir zum Andenken zu nehmen."

Er stand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, schlug sie auf und sagte: „Sie kennen doch diese Bürgschaft und Ihre Unterschrift noch? Ich gebe sie Ihnen und Ihren Kindern." Er riß das Papier in der Mitte durch und legte es in meine Hand.

Ich konnte keine Worte finden, so bestürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er sah wohl, daß ich ihm gern danken wollte und nicht konnte. Er sagte: „Still, still! Kein Silbchen mehr, ich bitte Sie; das ist der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geschenkt, würde er sich nur offen an mich gewendet haben."

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Withiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zustande erzählen. Er stellte mich darauf seiner Gemahlin und seinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshause mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in seinem Hause. Es war fürstliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich die Nacht schlief, die Teppiche, die Betten waren so prachtvoll und köstlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in seiner schönen Kutsche nach Crekelade zurückführen. Ich schied mit tiefbewegtem Herzen von meinem Wohlthäter. Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgschaft zeigte: „Seht, dies leichte Papier war noch die schwerste Bürde meines Lebens, und sie ist großmuthvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückseligkeit unsers Erretters!"

Am 16. Januar. Gestern war der denkwürdigste Tag meines Lebens.

Wir wir Vormittags im Zimmer beisammensaßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Jenny am Fenster saß und nähte, sprang Jenny plötzlich vom Stuhl auf, und sank todtenbleich zurück. Wir waren Alle erschrocken, und fragten, was ihr geschehen sei. Sie erzwang ein Lächeln und sagte: „Er kommt!"

Indem ging die Thür auf, und in zierlichen Reisekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich, und freuten uns, ihn so unerwartet bald und, wie es scheine, in bessern Umständen wiederzusehen, als das erste Mal. Er umarmte mich; er küßte Polly; er verneigte sich gegen Jenny, die sich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Blässe ging ihm nicht. Er fragte sehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann küßte er Jenny's Hand, als wolle er abbitten, ihr den Schrecken verursacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu sagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene junge Rose.

Ich befahl, Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gast und theuern Wohlthäter stattlicher, als das erstemal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Gesellschaft bei sich im Wirthshause. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und setzte sich, um den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Gesellschaft, mit der er angekommen sei, sprach, glaubte ich, er sei mit einer Gesellschaft Komödianten, und fragte, ob sie hier in Crekelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie spielen wollen wir, doch ganz unentgeltlich." — Polly war vor Freuden außer sich; denn sie hatte schon lange gewünscht, ein Schauspiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?" — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!"

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?" — Sie sagte das mit der ihr eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über unser Wohl und Wehe galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blicke zu ihr hinüber, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur Sie entscheiden!"

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir Beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir

Digitized by Google

am ſonderbarſten vorkam, Fleetmann ſchien von Jenny's Antworten angegriffen zu ſein, wiewohl ſie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünſtiglich, ſah ſogar mit thränenhellen Augen gen Himmel, und ſagte wie mit einer ſchrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!“

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komiſchen Behendigkeit ſah ſie Ein's um's Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr Beide fanget die Komödie ſchon an.“

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und ſagte: „Ach, daß es wahr wäre!“

Das Wiederſehen.

Ich machte dem Wirrwarr ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unſers Wohlthäters. Fleetmann ſagte, indem er anſtieß, zu Jenny: „Miß, im Ernſt, mein Wohl?“ — Sie legte die Hand auf ihre Bruſt, ſchlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, und als ihm Polly und ich die Begebenheit erzählt hatten, ſagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich alſo nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrsgeſchenk überreichte?“

Wir Alle riefen mit unglaublichem Erſtaunen: „Wer? Sie?“

Nun erzählte er ohngefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, ſondern ich bin Baronet Cecil Fayrford. In einem unſeligen, vieljährigen Prozeſſe hielt meines Vaters Bruder, geſtützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schweſter das geſammte Vermögen unſers verſtorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unſere früher verſtorbene Mutter von ihrem wenigen Eigenthum hinterlaſſen

Digitized by Google

hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tyrannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider die Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen, und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarrvikars von Crekelade, und begab selbst hieher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

„Ich habe vergessen, zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gebührenden väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord vom Schlage gerührt gestorben, und mein Schwager erklärte nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Aeltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

„Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich sein, wenn Sie in meiner Nähe wohnen und die Pfarrei annehmen."

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelassenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe, sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich ab, und zeigte auf Jenny, die sich an's Fenster zurückgezogen hatte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!"

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin", sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. — Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollen und dürfen nicht gegen einander rechnen." — Wie sich Beide umarmten, trat der Baronet hinzu: „Da steht mein armer Bruder", sagte Mylady; „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch Ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny. Darf er?"

Jenny erröthete und sagte: „Er ist meines Vaters Wohlthäter". — Die Lady erwiederte: „Wollten Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er sie liebt!"

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurückziehen wollte: „Miß, wollen Sie mich unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand." — Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

„Jenny", sagte ich, „es geht dir, wie mir. Träumen wir? — Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!"

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, der in banger Unruhe vor ihr stand, und warf einen großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!"

Ich segne meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen lachend, vor und hing sich an meinen Hals, indem sie rief: „Da haben wir's! Alles Neujahrgeschenk, siehst du, Bischofsmützen über Bischofsmützen!"

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst — ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immerdar werde ich gestört.

Die Nachtigall.

Von M. Lehmann.

Es ist Frühling: die strahlende Sonne lacht heiter herab auf die malerischen Fluren und auf die beglänzten Matten, die sich an den Bergesabhängen und in den fruchtbaren Thalgründen ausbehnen. Es strömt eine wohlthätige erfrischende Wärme aus dem goldenen Lichtglanze, den die Sonne rings um sich her verbreitet. Wenn ein neues Leben in der Natur aufgeht, so darf auch die Nachtigall, diese kunstgeübte Sängerin, nicht fehlen. Was wäre denn der Frühling ohne den fröhlichen Gesang der Vögel, ohne die Flötentöne der Nachtigall? Der Frühling lockt ja die Sänger des Nordens wieder in unsere Landschaften, und hell erklingt das Lied in Wald und Flur, in Feld und Au. Aber kein Sänger übertrifft die Nachtigall, wenn sie, auf einem biegsamen Erlenzweige am rauschenden Wiesenbache sich wiegend, ihr tönendes Lied erhebt — ein Lied, das so weich und melancholisch, so bezaubernd und hinreißend erklingt, als mischten sich die Töne einer Flöte in die schmachtenden Strophen einer Aeolsharfe. Wenn die Nachtigall singt, wenn sie klagt in dem traulichen Liede: so wird es jedem Herzen wohl; denn sie hat nicht bloß

Digitized by Google

eine Melodie, wie die gewöhnlichen Sänger des Waldes, sondern es wollen geübte Vogelsteller und wohlgeschulte Vogelzüchter in ihrem Gesange mehrere Weisen verschiedener Art, mehrere für sich bestehende Strophen entdeckt haben. Anders singt die Nachtigall, wenn sie, wetteifernd mit den besteberten Bewohner der grünen Laubpaläste, muthigen Schwunges sich durch die reichgeschmückten Zweige der Stauden windet, in denen sie nistet, eine neue Weise erschallt in dem Gebiete, das sie bewohnt, wenn sie mit der Lerche den ernsten Wettgesang anhebt: je nachdem es ihr zu Muthe ist, klingt auch ihr schmachtend Lied. Es giebt keinen Vogel, dessen Lied einen solchen Reichthum von Abwechselung und Reiz enthaltete, als der herrliche Gesang der Nachtigall. Der Gesang anderer Singvögel ist mehr oder weniger monoton und wiederholt sich in einförmigen Wendungen: das Lied der Nachtigall hat eine reiche Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit — es ermüdet nicht, es entzückt und weiß die Aufmerksamkeit des Naturfreundes dauernd zu fesseln. Der meisterhafte Gesang der Nachtigall scheint sogar Rhythmus und musikalische Präcision zu haben; da hört man nicht ein buntes Durcheinander, sondern es reiht sich Ton an Ton auf eine überraschende Weise; der Gesang sucht den einfachsten Gesetzen der Tonfolge gerecht zu werden. — Deßhalb bleibt die Nachtigall auch die erste Sängerin des Waldes, und kein Vogel thut es ihr zuvor, mag sein Lied auch noch so schmelzend klingen. Wie weit bleibt die Amsel hinter der Nachtigall zurück! Das Lied der Drossel ist schön: aber einen Vergleich mit dem Meistergesang der Nachtigall mag es nicht aushalten: das Lied der Nachtigall steht über jedem Gesange, den unsre Singvögel anstimmen. Kein Singvogel schlägt den Triller in so vollendeter Weise als die Nachtigall. Und was sagt denn der Name, den man ihr allerorts gegeben hat? Wird die Nachtigall nicht „Philomele", Freundin und Meisterin des Gesanges, genannt? Schon die alten Griechen und Römer behaupteten, daß die Nachtigallen griechisch und lateinisch zu sprechen und zu singen verständen. Kein Wunder also, daß die Nachtigall, dieser beliebte Bewohner der Lüfte, zu allen Zeiten so vielfach von den Dichtern besungen worden ist! Zwar steht das Kleid der Nachtigall ziemlich fahl und abgetragen aus, und ihre Schwestern, die Grasmücken, sind in dieser Beziehung weit besser bedacht; aber that darum das schlichte Kleid dem Künstlerrufe der Nachtigall irgend welchen Eintrag? Das Gefieder der Nachtigall ist ärmlich und unscheinbar, röthlichgrau, unten hellgrau. Sie liebt keinen Zank — Gesang ist ihr Lebenselement. Und bekunden die bräunlichen, schwachen Füßchen nicht, daß die Nachtigall nicht für den Kampf geschaffen ist? Was könnte denn ein kaum sechs Zoll langes Geschöpf eigentlich ausrichten? Deßhalb lebt die Nachtigall auch gerne in einer waldumsäumten Einsamkeit und zieht sich zurück von dem bewegten Leben und Treiben; sie findet Gefallen an dem leisen Gemurmel der Waldbäche und an dem träumerisch süßen Geplätscher der rauschenden Quellen; sie sucht die kühlen Schatten in dicht umflorten Gebüschen, und nistet fern von des Menschen Wohnung in einem stillen abgelegenen Thale, von Niemanden gestört in der heimlichen stillen Ruhe; sie ist froh und vergnügt, wenn ihr Tisch stets reichlich mit Nahrung versehen ist: Raupen, Ameisen, Beeren und Mehlwürmer bilden ihre Lieblingskost. Dann singt sie vom frühen Morgen bis an den Abend fort — ja man weiß sogar von Beispielen, daß sich Nachtigallen heiser und stumm gesungen haben, oder daß ihnen die feinen Aederchen am Halse gesprungen sind, wenn sie den Siegeskranz über einen ebenbürtigen Rivalen davon tragen konnten. Es ist wahrhaft ergötzend, einem solchen Concerte in der geräuschlosen Waldeseinsamkeit im Schatten einer blätterdichten Buche zuzuhören. Was ist das für ein süßes heimliches Gezwitscher! Wie hell erklingen dann wieder die Stimmen und wie schnell schmettern die Melodien auf einander in brausender Geschwindigkeit! Und auf einmal wird es wieder stille: es ist, als erholten sich die Sänger, um von Neuem und um so eifriger zu beginnen das frohe Lied des Sieges. Der Sieger jauchzt: die Besiegten flüchten sich beschämt von dannen in das dunklere Dickicht des Forstes. Wer ist nicht schon Zeuge eines solchen Waldkonzertes gewesen? — — — Seiten dauert indessen das Lied der Nachtigall bis zum Anfange des Sommers; deßhalb ist auch die Nachtigall vorzugsweise ein Sänger des schönen blüthenreichen Frühlings. Die Nachtigallen werden in unserem deutschen Vaterland lange nicht mehr so zahlreich getroffen wie ehedem — auf unseren Gebirgen werden sie gar nicht gefunden; denn diese gesuchte Sängerin liebt erlenreiche Thäler, welche ein niedliches Bächlein geschwätzig durchrauscht. Mit dem Gemurmel des Wassers mischt sich am liebsten die Melodie ihrer Kehle. Man findet sie deßhalb selbst in einigen Gegenden des kalten Schweden und in Länderstrecken, deren Clima bei Weitem nicht so mild ist als die Luft des südlichen Deutschlands und des sonnenhellen mittägigen Frankreichs — stets kehrt die junge Nachtigall da wieder ein, wo ihr die besorgten Eltern das Wiegenlied gesungen haben. Die Orte, wo mehrere ihrer Genossen gefangen wurden, sucht sie sorgfältig zu meiden. Sie muß sich aber doch gefallen lassen, daß man sie in einen Käfig setzt und im Zimmer hegt. Anders freilich klingt ihre Stimme, wenn sie in der Gefangenschaft ihr bewegliches Leben vertrauren muß: da tönt ihr Lied wie ein melancholischer Klagegesang, und das Bemühen, die strenge Haft durch eine ausgesuchte Nahrung erträglich zu machen, ist nur eine geringe Entschädigung für den Verlust der Freiheit. Im Walde baut sie aus frischem Moos und aus dürrem rauschendem Laub, aus weißen Grashalmen und weichen Haaren ein rundes Nestchen, und befestigt den zarten Bau in dichtes Heckengebüsch oder in niedrige schattige Stauden; in das feine Nestchen, das jedoch manchmal auch ziemlich kunstlos aussieht, legt sie gelblichgrüne Eierchen, und während das Weibchen brütet, singt ihr das Männchen ein artig Lied. Wenn aber einmal die behaarten Nesthocker aus der Schaale geschlüpft sind, so theilen sich beide Eltern in die Mühe, die zarten zwitschernden Jungen groß zu ziehen. Und mit welcher Liebe pflegen die Eltern die aufwachsenden Jungen! — Wenn der Frühling kommt, so erscheinen zuerst die Männchen, und wenn sich diese in der Gegend umgesehen haben, so holen sie die Weibchen herbei. Es ist eine helle Luft, einem solchen Sängerstreite zu lauschen. Kommt aber der Herbst, so eilen sie nach ihrem eigentlichen Vaterlande — nach Persien und Palästina, wo sie manchmal so zahlreich angetroffen werden als bei uns die Sperlinge, diese Gassenbuben aus dem Bereiche der Vögel; selbst bis nach China und Japan haben sich die Nachtigallen schon gewagt. — Aber wenn die Nachtigallen zu früh in unser Vaterland kommen, dann ergeht es ihnen sehr hart: die kalten Frühlingsnächte gebieten ihnen ein unfreiwilliges Schweigen — und Gesang ist doch ihr Leben!

Digitized by Google

Blätter aus Natur und Leben.

Die Kirgisen verstehen die Kunst, durch einen Schlag auf den Kopf ihre gefangenen russischen Sclaven in einen blödsinnigen Zustand zu versetzen, so daß sie wohl arbeiten, aber nicht an's Fliehen denken können.

— Als die Pest in Jütland wüthete, starben in dem Dorfe Vilstrup bei Veile alle Einwohner, mit Ausnahme von drei kleinen Kindern. Zur selben Zeit geschah es, daß drei Reisende durch den Ort kamen und diese drei Kinder fanden, welche weinend auf einer großen Bank mitten im Dorfe saßen. Gerührt nahmen sie die Kinder mit sich und nannten die Höhe „Gräbebjerg" (Thränenberg), welchen Namen sie bis heutigen Tags behalten.

— Man behauptet, der Name Zapfenstreich soll von einer Sitte stammen, die im dreißigjährigen Krieg in Lagern und Garnisonen gäng und gäbe war. Der Profoß machte nämlich zur bestimmten Stunde einen Strich mit Kreide über den Zapfen des Weinfasses, um sich zu überzeugen, daß der Wirth oder die Marketenderin den Befehl befolgte, von dieser Zeit an den Soldaten, die sich zur Ruhe begeben sollten, nichts mehr zu verzapfen.

Andreselle bei Ambletense.

(Pas de Calais.)

Unfern von Ambletense (Amblitiosa), einem ehemals sehr besuchten, jetzt vereinsamten Hafen im Bezirke von Boulogne, liegen die niedrigen Häuser des Dorfes Andreselles, die auf den Dünen erbaut sind und von rohen und kühnen Häringsfängern bewohnt werden. Die armen Leute haben keinen Hafen; kehren sie vom Fange heim, so ziehen sie ihre Schiffe auf den Sand in der Nähe des Forts und

Die Küste von Andreselles.

der Felsen, die der Maler auf dem Hintergrund des Bildes gezeichnet.

Dies, selbst von Franzosen wenig gekannte Land hat eine eigenthümlich wilde Schönheit; seine Dünen und seine Küste sind die interessantesten, die man zwischen Etaples und Ostende trifft. Der Maler Jeanron gibt uns ein Bild des Ufers, wo zwischen Fels und Stein die armen Einwohner des Dorfes die Rohrfäden der Gutta percha sammeln. Des arme Volk führt das traurigste Leben von der Welt: während sie im Sommer auf dem Fischfang sind, betteln sie, wenn es kalt ist. Der größte Theil schläft auf Binsenhaufen; sie haben weder Hausgeräthe, noch Stroh; ihre Nahrung besteht einzig aus Fischen. Trotzdem lieben sie ihre Heimath, sind heiter, muthig und ungemein ehrlich.

Die Bilder des genannten Malers haben die Neugierde der englischen Touristen auf diesen Landstrich gerichtet, und man gebraucht häufig schon statt in Boulogne, die Bäder in Ambletense, das über kurz oder lang zu einem zweiten Scheveningen werden wird.

Redigirt, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zu beziehen durch Fowler & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Ländliche Ruhe.

Landschaft von Claude Laurrain.

Ein klarer leuchtender Himmel, ein ruhiges, spiegelglattes Wasser, eine stille Wohnung in der Ferne, ein paar Kühe, die von der Waide heimkehren, ein Hirte, der auf grünem Rasen seiner Oboe süße Töne entlockt, eine kleine Brücke, schattige Hügel, an deren Abhänge sich ein Dorf schmiegt! . . . das ist das einfache Bild, das Claude Laurrain unserem Auge bietet und das man so vortrefflich mit „Ländliche Ruhe" bezeichnete.

Was braucht es für den großen Meister mehr, um die herrlichsten, dauerndsten Eindrücke auf unsern Geist zu machen! Mit wenigen Zügen ein Stillleben, in dem wir uns wohl fühlen, in das unsere Seele aus den Stürmen des Lebens heraus sich so gerne hinein versenkt! —

Claude Laurrain, eigentlich Claude Gelée, damaliger Sitte gemäß nach seiner Heimath genannt, ist 1600 von armen Eltern im Schloß Chamagne bei Toul geboren, lernte das Bäckerhandwerk und ging nach Rom, wo er bei dem Maler Tassi Farbenreiber wurde. In dem Atelier desselben entwickelte sich rasch seine Liebe zur Kunst. Tassi ertheilte ihm Unterricht, und er hatte bald den Meister überflügelt: Rom, ja die ganze Welt hallte von seinem Ruhme wieder. Er war der erste Landschafter seiner Zeit und repräsentirt die höchste Vollendung der Malerei seines Jahrhunderts. Die italienische Natur waltet in seinen Bildern vor, für die er vornehmlich große, weite Fernen, anmuthvolle Baumgruppen, antike oder alttestamentliche Staffage liebte, Alles mit dem wunderbaren Zauber seines herrlichen Lichtes übergießend. Claude Laurrain, dessen Bilder in den Gallerien Europas zerstreut sind, und dem wir überall gerne wieder begegnen, starb 1652 zu Rom.

Eine Stunde Schlaf.

Wir vermögen nur sehr unvollkommen die Thatsachen und Ereignisse zu erkennen, welche einen unmittelbaren Einfluß auf unser Geschick, unsre Lebensbestimmung ausüben. Aber es gibt noch andere Vorfälle, unzählige Dinge ereignen sich neben uns, die in sehr naher Beziehung zu uns stehen, ohne jedoch ein unmittelbar merkbares Resultat zu liefern, ohne sich uns durch erhöhtes Licht oder vermehrten Schatten zum Bewußtsein zu bringen. Wenn wir alle Wechselfälle, alle Verkettungen unsers Geschickes erkennen würden, so wäre unser Leben ein ewiges, ruheloses Spiel von Hoffnung, Furcht, Aufregung und Enttäuschung. Um die Richtigkeit dieß Satzes zu beweisen, will ich eine Scene aus der Lebensgeschichte von David Swanton hier erzählen.

Wir finden David zwanzig Jahre alt, auf dem Wege nach Boston begriffen, um dort bei seinem Oheim, einem bescheidenen Krämer, in Dienst zu treten. Aus einer ehrbaren Familie New-Hampshires stammend, hatte er eine sorgfältige Erziehung genossen und diese durch einen einjährigen Kurs auf der akademischen Schule von Gilmantor vollendet. Er war seit frühem Morgen zu Fuß gereist: jetzt, um Mittag, suchte er einen Zufluchtsort gegen die glühende Sommer-

hitze, um da auszuruhen, und auf den Omnibus zu warten. Er bemerkte ein Sykomorengebüsch, das man sich nicht hätte passender träumen können, indem mitten unter dem schattigen Laubgewölbe eine so reine, klare Quelle sprudelte, als je eines durstigen Wanderers Lippen gelabt. Er erquickte sich an dem frischen Borne, streckte seine müden Glieder auf den weichen Rasen und legte ein kleines Bündel, das sein ganzes Reisegepäck enthielt (einige Hemden und ein Paar Beinkleider in ein gestreiftes, baumwollenes Sacktuch eingewickelt) als Kopfkissen unter sein Haupt. Unter dem dichten Laubdache war er gegen die Strahlen der brennenden Sonne geschützt. Der Rasen däuchte den müden Gliedern weicher als ein Daunenbette; die Quelle murmelte ihre munterſten Weisen, während die Sykomoren als rieſige Fächer Kühlung fächelten: er ſchlief ein und wiegte ſich vielleicht in wonnigen Träumen ... Allein ſtatt dieſer wollen wir erzählen, was ſich in Wirklichkeit begab, ſo lange er ſchlief.

Reiſende aller Art kamen zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen an ſeiner ſchattigen Ruheſtätte vorüber. Die einen ſahen nicht rechts noch links, und bemerkten daher auch unſern Schläfer nicht; andre ſahen ihn, ohne einen Augenblick ſpäter es nur noch zu wiſſen; manche belächelten den feſten Schlaf, manche warfen einen verächtlichen Blick auf ſeine einfache Erſcheinung. Eine Wittwe, die am Ende der Jugendjahre ſtand, konnte ſich, da ſie einen Augenblick unter demſelben ſchattigen Laubdache geruht hatte, nicht verhehlen, daß David ein ganz hübſcher Junge ſei, während ein Mäßigkeitsapoſtel, der ihn liegen ſah, ſich eine Notiz in ſein Schreibbuch machte, wonach unſer armer David noch denſelben Abend als warnendes Beiſpiel der Trunkſucht in einem Sermon dienen ſollte. Aber was kümmerte ſich dieſer um Tadel, Lob, Verachtung?

Noch ſchlief er erſt kurze Zeit, als ein brauner Reiſewagen, von zwei hübſchen Füchſen gezogen, nur wenige Schritte von ihm anhielt; ein Rodnagel war verloren gegangen und verurſachte einen kleinen Aufenthalt, während deſſen die Herrſchaft, ein alter Kaufmann von Boſton mit ſeiner Frau, ebenfalls unter dem Sykomorengebüſch Schatten ſuchten. Beim Anblick des ſchlafenden Jünglings ging der Alte ſo leiſe, als ihm die Gicht erlaubte, und ſeine vortreffliche Ehehälfte nahm ſich in Acht, nicht durch das Rauſchen ihres ſeidenen Kleides den Schläfer aufzuwecken.

„Wie er ſchläft!“ ſagte mit leiſer Stimme der alte Kaufmann; „wie leicht er athmet! Für einen ſolchen natürlichen Schlaf gäbe ich gerne mein halbes Vermögen, denn dann wär ich ja geſund und frei von dieſer Pein.“

„Selbſt jung würden Sie ſein“, fügte die Frau hinzu, „denn in unſerem Alter iſt ein ſolcher Schlaf gar nicht möglich. Im Schlafen wie im Wachen hat die Jugend den Vorzug vor dem Alter.“

Je länger Beide unſern David betrachteten, um ſo mehr intereſſirten ſie ſich für den Jüngling, dem einige Bäume am Rand der Straße den Dienſt des ruhigſten, bequemſten Schlafgemaches leiſteten. Da ein Sonnenſtreifen ſeine Stirne zu erreichen drohte, ſo gab ſich die gute Frau die Mühe, einen dichtbelaubten Zweig ſo zu biegen, daß er den Strahl auffing. Nach dieſem Beweiſe von freundlichem Wohlwollen empfand ſie eine Art mütterlicher Zärtlichkeit für den Gegenſtand deſſelben.

„Die Vorſehung“, ſprach ſie zu ihrem Gemahl, „ſcheint ihn und uns hierher geführt zu haben, zum Erſatz für die getäuſchte Hoffnung mit dem ſaubern Vetter. Ich glaube faſt eine Aehnlichkeit mit unſerm armen Heinrich an ihm zu finden. Wollen wir ihn aufwecken?“

„Wozu?“ fragte der Alte bedächtig. „Wir wiſſen ja nicht, wer er iſt.“

„Dieſe offene Phyſiognomie“, antwortete die Frau mit leiſer aber gefühlvoller Stimme, „dieſer ruhige, unſchuldverkündende Schlaf....“

Während ſo in Davids Nähe geſtritten wurde, ſchlug ſein Herz nicht ſchneller, ſein Athem wurde nicht weniger ruhig, ſein Geſicht verrieth nicht die mindeſte Gemüthsbewegung; und doch öffnete das Glück ſeine Hand, um ihm ſeine Gaben zu ſpenden. Der alte Kaufmann hatte ſeinen einzigen Sohn verloren und nur noch einen Seitenverwandten, mit deſſen Aufführung er aber unzufrieden war. In ſolcher Lage könnte es einem reichen Manne wohl einfallen, den Zauberer zu ſpielen und zu ſagen: „arm ſchlieſſt du ein, erwache in der Fülle des Reichthums.“

„Wollen wir ihn nicht aufwecken?“ wiederholte die Frau mit einſchmeichelndem Tone.

„Der Wagen iſt bereit“, meldete der Bediente in demſelben Augenblicke.

Das alte Paar entfernte ſich eilends und Beide wunderten ſich im Stillen, wie ſie hätten nur an etwas ſo Lächerliches denken können. Der Kaufmann lehnte ſich in die Ecke ſeines Wagens und berechnete, welche Summe wohl nöthig wäre, um ein Hoſpital für unglückliche Kaufleute zu errichten und auszuſtatten... Unterdeſſen ſchlief David ruhig fort.

Der Wagen war noch keine hundert Schritte weit entfernt, als ein hübſches Mädchen ſo leichten eilenden Schritts daher kam, als ob ſie es mit den Füßen dem Pulsſchlag ihres Herzchens gleich thun wollte. Vielleicht war eben das ſchnelle, dem leichten Tanze ähnliche Gehen daran Schuld: eines ihrer Bänder, war losgegangen und nöthigte ſie, einen Augenblick den Schatten des Sykomorengebüſches zu ſuchen. Als ſie David bemerkte, erröthete ſie gleich einer Mairoſe und wollte ſich eben auf den Fußſpitzen wieder entfernen... als eine Gefahr, von der ſie den Schläfer bedroht ſah, ſie zurückhielt... Eine ungeheure Weſpe ſchwirrte durch das Laub und ſchien ſich eben auf eines der geſchloſſenen Augenlider Davids ſetzen zu wollen. Der Stich einer Weſpe iſt gefährlich, ja kann unter Umſtänden tödtlich ſein. In ihrer unſchuldigen, reinen Herzensgüte ruhte das hübſche Mädchen nicht, bis das Ungethüm verjagt war. Welch liebliches Bild! Nach dieſer edlen Handlung, die ſie etwas außer Athem geſetzt hatte, warf das Mädchen noch einen Abſchiedsblick auf den unbekannten Jüngling, für welchen ſie gegen den fliegenden Drachen gekämpft hatte.

„Wie ſanft er ſchläft!“ flüſterte das Mädchen.

Sie ging, aber ihr Schritt war nicht mehr ſo raſch und elaſtiſch.

Der Vater des Mädchens war ein vermöglicher Kaufmann in einem benachbarten Städtchen und ſuchte gerade einen jungen Commis, wie unſer David Swanton war. Hätte unſer Schläfer das Mädchen geſprochen, vielleicht wäre er mit ihr gegangen, in ihrem Hauſe Commis, und wer weiß was weiter geworden. So war noch einmal das gute Glück Davids und zwar in der lieblichſten Geſtalt dicht neben ihm geſtanden, ohne daß er es wußte.

Kaum war das junge Mädchen aus dem Geſichtskreiſe verſchwunden, als zwei Männer vom Wege ab unter das Gebüſch einbogen. Es waren zwei Erzgauner, die in ihren trotzigen, unheilweiſſagenden Mienen, wie in ihrer

Digitized by Google

Kleidung dem saubern Gewerbe, das sie trieben, keine Unehre machten. Sie dachten gerade den Gewinn ihrer letzten Unternehmung zu theilen oder mit Karten unter sich auszuspielen, als einer der Räuber den schlafenden Jüngling bemerkte und zu dem andern sagte:

„He! Siehst du das Päckchen, das ihm als Kopfkissen dient?"

Der andere Räuber antwortete durch eine Wendung des Kopfes und einen wilden, nur allzuverständlichen Blick.

„Ich wette ein Maas Branntwein! daß der Bursche da in seinem Päckchen ein kleines Taschenbuch mit Banknoten oder wenigstens einen Beutel mit Geld, oder vielleicht beides hat; wenigstens brauchen wir es nicht in seiner Hosentasche zu suchen."

„Aber wenn er aufwacht?" sagte der Andere.

Der Erstere öffnete sein Wams, zog einen Dolch hervor und nickte mit dem Kopfe.

„Wohl", flüsterte der Zweite.

Sie näherten sich David, und der Eine hielt die Spitze seines Dolches gegen das Herz des Opfers gerichtet, während der Andere sich anschicke, das Päckchen zu stehlen. Die Gesichter, von Lastern und Leidenschaften aller Art entstellt, zeigten einen wahrhaft teuflischen Ausdruck... ja! hätten sich die Banditen in der spiegelklaren Quelle selbst erblickt, sie hätten sich vor sich gefürchtet.... David aber lag da mit dem Unschuldlächeln eines neugeborenen Kindes.

„Ich muß das Päckchen langsam herausziehen", flüsterte der eine Räuber.

„Wenn er sich rührt", sagte der Andere, „stoße ich ihm in's Herz."

In demselben Augenblicke kroch ein Hund, die Nase auf der Fährte eines Wildes, durch das Gebüsch und stellte sich bei dem Anblick der beiden Banditen; dann lief er zur Quelle und stillte da seinen Durst.

„Fort!" sagte der eine Strauchdieb, „jetzt ist nichts zu machen; der Herr des Hundes ist gewiß nicht fern."

„Laß uns eines trinken", erwiederte der Andere.

Der mit dem Dolche steckte diesen wieder in sein Wams und zog seine Sackpistole, d. h. eine Korbflasche hervor, der von beiden Räubern gierig zugesprochen wurde; dann verließen sie das Gebüsch, indem sie ihr Mißgeschick verfluchten. Nach wenigen Stunden hatten sie Alles vergessen und dachten nicht daran, daß ein Engel im Himmel ihnen auch diese böse Absicht als That ins Schuldbuch eingezeichnet. David aber schlief ruhig fort, ohne im Mindesten zu ahnen, wie nahe ihm der Tod gewesen.

Eine Stunde Schlaf hatte ihn erquickt, seine erschöpften Glieder neugestärkt. Er fing an sich zu bewegen, die Lippen zu öffnen, halb unbewußt einige Worte zu stammeln. Endlich hörte man Wagengerassel auf der Straße und alle Schlaftrunkenheit Davids war völlig vorbei. Es war der Omnibus.

„Holla, he! Kondukteur! Ist noch ein Platz frei?" rief er.

„Ja, oben auf der Imperiale!" war die Antwort.

David kletterte hinauf und fuhr fröhlich nach Boston, ohne nur einen Abschiedsblick nach dem Ruheplätzchen zu werfen, wo, ihm unbewußt, das Glück seine goldene Schwingen über ihn ausgebreitet, der holdeste Blick eines Mädchens ihm gelächelt, der furchtbare Tod ihn bedroht hatte, und alles im Verlauf einer Stunde, während welcher er schlief.

Zu spät.

Eine Criminalgeschichte.

Auf der Place St. Michel zu Paris wohnte eine alte Frau, welche einen Laden hatte, mit einem Zimmer daneben, in welchem sie schlief. Sie stand in dem Rufe, ein kleines Vermögen zu besitzen, das sie bei sich aufbewahrte. Nur ein Hausgenosse wohnte bei ihr — ein Ladenbursche, der eine Treppe höher ein Zimmer inne hatte. Er mußte durch den Laden, um nach seinem Schlafzimmer zu kommen; auch führte er den Hausschlüssel. Eines Morgens waren die Nachbarn im höchsten Maße über das Aussehen des Ortes erstaunt: die vordere Thüre stand offen, aber die Fensterläden waren noch an ihrem Platz und auch sonst kein Zeichen von Leben in dem Laden. Da man endlich Verdacht schöpfte, traten einige Nachbarn in den Laden: dort fanden sie ein blutiges Messer und als sie das Schlafzimmer der Alten öffneten, lag diese ermordet in ihrem Bette. Die Kiste, die ihr Geld enthielt, war aufgebrochen und der Inhalt entwendet. Der Verdacht fiel natürlich auf den Ladenburschen: das blutige Messer, mit dem die gräßliche That vollzogen sein mußte, gehörte ihm. Niemand konnte, ohne Gewalt zu gebrauchen, aus- oder eingehen und die Thüre war aufgeschlossen, nicht aufgebrochen worden. Doch es waren noch andere Verdachtsgründe vorhanden, die beinahe Ueberweisungskraft hatten. Die alte Frau schien um ihr Leben gerungen zu haben: in der einen Hand hielt sie ein Halstuch, das sie augenscheinlich dem Mörder entrissen — und dieses gehörte nachgewiesenermaßen dem Burschen; in ihrer andern Hand hatte sie einen Büschel Haare, deren Farbe genau mit denen des Burschen übereinstimmte.

Gegen solche Masse von überweisenden Zeugen war jede Vertheidigung unnütz. Der Ladenbursche hielt es deßhalb auch für erfolglos, sich der Tortur zu unterwerfen und gestand; er ward hingerichtet und die Richter glaubten, nach bestem Wissen und Gewissen gerurtheilt zu haben.

Die Geschichte war beinahe vergessen, als einige Jahre später zum Staunen Aller, die mit den Vorgängen bekannt waren, ein sterbender Verbrecher gestand, er sei der Mörder gewesen. Er war Aufwärter in einer nahen Restauration und hatte den Plan zum Morde und zur Verdächtigung des Ladenburschen äußerst künstlich angelegt. Er machte nämlich demselben täglich die Haare — was zu jener Zeit für jeden Menschen, der anständig erscheinen sollte, nöthig war — und sammelte von Zeit zu Zeit die ausgegangenen. Dann suchte er sich einen Abdruck von dem Schlüssel zu verschaffen, stahl dem Ladenburschen Halstuch und Messer und vollführte so jenen teuflischen Plan.

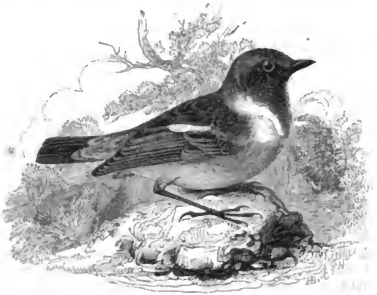
Der Unschuldige aber war hingerichtet und nur der Himmel vermag das rasche Verfahren der Richter wieder gut zu machen.

Die Steinschmätzer.

Der Frühling lacht zu unsern Fenstern herein; der treue Freund, den wir, als es draußen zu stürmen begann und der Winter mit Riesenschritten nahte, in unsrer behaglich warmen Stube aufgenommen, will uns verlassen, um sich im blauen Aether zu wiegen und in Garten und Wald von Baum zu Baume zu hüpfen. Das Rothkehl-

Digitized by Google

chen, das nette Vögelchen mit seinem braunen Kleide und orangerothen Halsband hat uns, während der Schnee das Feld bedeckte, manch' heitre Stunde mit seinem traulichen Geplauder und seinem cordialen Thun und Treiben bereitet. Frei ging es im Zimmer seinen Liebhabereien nach, fing Insecten, mischte sich unter die Tischgesellschaft und aß gar häufig mit uns aus einem Teller. Die rüstige Jugend wandert freilich über Berg und Thal dem Süden zu, die schwächeren aber suchen, wo sie bei uns in geheizten Stübchen unterkriechen können und lohnen die gastfreie Aufnahme durch die zärtlichste Treue. So stellten sich in einem Karthäuserkloster einst mehrere Rothkehlchen ein und erheiterten die stille Einsamkeit desselben. Im Frühling wurde ihnen das Kloster aber zu eng und sie sehnten sich wieder hinaus in den weiten weiten Wald. Die guten Patres öffneten ihnen die hohen Bogenfenster und



Das Rothkehlchen (Motacilla rubicola).

hinaus flog die leichte Schaar mit munterem Gezwitscher. Dankbar kehrten sie im Winter zurück, wohl auch nach den Fleischtöpfen Egyptens sich sehnend, und sangen, als wollten sie mit jedem Worte die Güte ihrer Ernährer preisen. Aehnliches erlebte ein bekannter Naturfreund: im Herbste pickte ein junges Rothkehlchen an seine Fenster und bat um ein Winterquartier. Sogleich nahm der Vogel das Futter, das man ihm gab, und wollte sich gar

Das Braunkehlchen (Motacilla rubetra).

in der Theetasse baden. Dreimal mußte man ihn im Frühjahr fortjagen, so theuer war ihm dieses Haus geworden. Im Herbst meldete er sich wieder vor dem Fenster, und kam, da man nicht darauf achtete, durch ein Kellerloch in den Keller, wo er sich freiwillig fangen ließ. Man sah bald, daß es ein alter Bekannter war, denn er setzte sich an denselben Ort im Zimmer, wo er sonst gesessen, flog beim Erwachen an den Platz, wo sein Teller gestanden und machte sich überhaupt so zudringlich als zuvor, wenn der Naturforscher Insecten untersuchte. Im Frühjahre trennte er sich abermals so ungern von der Heimath, daß er noch ein paar Tage im Garten umherrippelte und oft nach den Fenstern sah, ehe er über die Mauer flog. So kehrte er mehre Jahre wieder.

Das Rothkehlchen baut ein Nest aus Moos und Eichenlaub nahe an der Erde ins dichte Gebüsch. Oft bedeckt es das Nest mit Blättern, durch die ein enger Eingang zu den 5—7 mattweißen und braun gesprenkelten Eiern führt, und auch vor den Eingang legt es beim Weggehen eine Blätterthüre. Gegen fremdes Vögelgesindel, ja

Digitized by Google

selbst gegen seinesgleichen ist es sehr streng und läßt Niemanden seinem Neste nahen. Nur gegen Hilflose, und wären es auch die Fremdesten, bethätigt es die edelmüthigste Aufopferung und trägt ihnen die köstlichste Nahrung zu, die es dem Befremdeten nicht selten sogar aufdringt und in die Kehle stößt. Insecten, Würmer und Beeren bilden im Freien seine Nahrung, im Zimmer nimmt es alles an. Unter den Sängern ist es einer der fleißigsten und zwitschert vom frühsten Morgen bis zum spätesten Abend.

Nah verwandt dem Rothkehlchen ist das Braunkehlchen, das nur statt der rothen Kehle braune Backen hat.

In Steinbrüchen und unter Erdschollen umgearbeiteter Felder trifft man den dritten der Steinschmätzer — den Weißschwanz. Dort sucht er Würmer und Insecten, auf die er hastig zustürzt. Verscheucht man ihn, so zeigt er im Fliehen die untere weiße Stelle seines Hinterleibs. Daher sein Name. Ein großer und dunkler Fleck umgibt sein Auge. Die Stirn ist weiß, der Rücken grünlich,

Der Weißschwanz, Männchen und Weibchen.

Brustbein der Weißschwänze.

der kurze Schwanz röthlich weiß mit schwarzen Enden, der weiße Unterleib röthlich unterlaufen. Die Flügel sind schwarz und braun. An der Wurzel ist der Schnabel breit und lauft spitzig zu. Wenn sich der Weißschwanz auf dem Aste wiegt, läßt er bald den düstern Ton titreu, titreu, bald den schrillen, far, far, far, farr hören. Erst im April, wenn kein Nachtfrost mehr zu besorgen, kehrt er zu uns zurück. Sein Nest baut er in Steinklüfte, unter Erdschollen und in verlassene Kaninchenhöhlen aus Moos, dürren Grashalmen und Federn und versteht es, wie das Rothkehlchen, mit einem sichern Schutzdach. Der treue Gatte versorgt die über den bläulich grünen Eiern brütende Mutter treulich mit Ameisen und Fliegen. Kommt Jemand nahe, so lockt er ihn sicher auf einen andern Weg, als der ist, der zum Neste führt, und ist ihm der Betrug gelungen, so eilt er vergnügt zu seiner Familie zurück, die seine Klugheit gerettet. Sein Fleisch ist sehr delikat und in England namentlich hochgeschätzt.

Ein Buschrangerabenteuer.

Ich begab mich nach einem zweijährigen Aufenthalt im Busch, der nur durch eine Reise nach Südaustralien unterbrochen war, nach Sydney. Meine Reisegesellschaft hatte sich eine Woche früher als ich auf den Weg gemacht. Die Flinte auf dem Rücken und zwei Kängeruhhunde zur Seite,

Digitized by Google

ritt ich auf einem Pferde, wie selbst der Glücklichste nur einmal in seinem Leben eines findet. Ich hatte es, zwei Jahre alt, von dem Pflanzer gekauft, der es aufgezogen, und mir mit dem Zureiten weit mehr Mühe gegeben, als dies sonst im Busch mit Pferdefleisch der Fall zu sein pflegt. Ich wollte in fünf bis sechs Tagen nach Maitland kommen und schlug deßhalb einen Fußpfad ein. Am ersten Tage jagte ich einen verirrten Kasuar, da ich einigen Freunden in Sydney Federn davon versprochen. Ich schoß ihn auch richtig, aber Mondlicht, mein Pferd, stürzte in eine Wombathöhle: ich flog über seinen Kopf hinaus, zerbrach auf diese Weise den Schaft meiner Flinte, und war dadurch verurtheilt, den Rest meiner Reise unbewaffnet zu machen.

Ehe ich die Ebenen von Liverpool erreichte, war in einem Buschwirthshaus, wo ich die Nacht zubringen wollte, viel von einem gewissen einäugigen Dick, einem Buschranger, die Rede, auf den die berittene Polizei in den letzten drei Tagen vergeblich gefahndet. Bei der Streife, die sie einige Tage vorher auf ihn angestellt, hatten sie sein Pferd erschossen: ihm selbst jedoch war es gelungen, in einem Gebüsch zu entkommen und in den Felsen einen Schlupfwinkel ausfindig zu machen. Es war ein mordsüchtiger Wilder, über den Niemand etwas Gutes wußte; man schien allgemein der Ansicht, wenn er kein Pferd zu bekommen wisse, so sei sein Leben der langen Verfolgung nicht werth. Da ich müde war und wohl wußte, daß Buschreisende ihre Erzählungen gerne ausschmücken, so achtete ich nicht weiter auf das Geschwätz und begab mich zu Bett.

Als ich am andern Morgen meine Wanderung fortsetzte, mußte ich einen engen Pfad an der steilen Seite eines Hügels einschlagen, der auf Stufen in das Thal hinabführte. Ehe ich den offenen Wald erreichte, und um eine lange Felsenhalbinsel bog, stürzten meine Hunde einem Känghuru nach. In der nächsten Minute begrüßte mich eine wilde Stimme von oben her mit den Worten: „Abgesessen, oder ich brenne dir auf das Hirn!“ Als ich aufblickte, sah ich in ein scheußliches Gesicht und den Lauf einer rostigen Flinte: da war keine Zeit zu langer Ueberlegung. Der Mann droben verlangte mein Pferd; ich betrachtete das Roß als meinen theuersten Schatz. Deßhalb drückte ich die Weichen des Pferdes, legte mich flach auf seinen Rücken, und fort flogen wir über den engen und steinigen Weg. Die Flinte wurde natürlich abgeschossen, die Schrote flogen mir um den Kopf und rißen mir Hals und Schultern auf; aber wir bogen bald um den Vorsprung der Halbinsel, von welcher der Buschranger herabgefeuert. Da der Engpaß in den offnen Wald theilweise von einem kleinen Baum blockirt war, der querüber lag, so schnitt der Buschranger seinen Weg ab, um an diesem Puncte mit mir zusammenzutreffen und hielt seine umgekehrte Flinte in Bereitschaft, um mir einen verzweifelten Schlag damit zu versetzen. Offenbar ging seine Hauptabsicht auf Mondlicht.

Wir kamen beinahe zur selben Zeit an die Barriere. Mondlicht setzte so leicht wie ein Känghuru über den Baum; drüben angekommen, strauchelte er fortwährend in dem Gestrüpp. Endlich warf er mich sogar ab, ich hielt mich jedoch an den Zügeln fest. Zu meinem Glücke traf der auf mein Haupt gezielte Hieb des athemlosen Buschrangers falsch. Der starke Ast eines überhängenden Baumes hatte ihn statt meiner parirt und die Flinte prallte mit solcher Gewalt ab, daß sie dem Schurken aus der Hand flog und an der schroffen Seite des Hügels hinabrollte. Mein Pferd sprang auf und der Buschranger eilte hinzu, es einzufangen, indem er dabei Flüche und Verwünschungen gegen mich ausstieß, die ich zu wiederholen überflüssig halte. Ich klammerte mich noch immer an Zügeln und Steigbügeln fest; das Blut kochte in meinen Adern, und mit aller Gewalt schlug ich den Angreifenden mit meiner doppelten Stockpeitsche über das Gesicht. Er klammerte sich an mich und wir fielen. Er war größer und breitschultriger als ich, aber Hunger hatte ihn geschwächt und ich war deßhalb in besserer Verfassung zu einem Kampfe. Wir stürzten über einander; anfangs suchte jeder den andern unter sich zu bekommen. Ich hielt seine linke Faustwurzel in meiner rechten Hand; meine linke Hand, der die Gurkel entwischt war, hielt an seinem Kinn und Bart fest. Er hatte mein Halstuch mit der Faust gepackt und grub seine Nägel in meine Kehle; sicherlich würde er mich auch erdrosselt haben, wenn mein Halstuch nicht nachgegeben. Dann suchte er sein Messer loszumachen, im selben Augenblick aber schlug ich ihm mit der Hand, die er losgelassen, so heftig, als ich konnte, in sein einzig Auge. Ich weiß nicht, wie lange der Kampf dauerte, aber meine Kraft begann bereits zu schwinden. Das Unterthmliegen hatte mich ermüdet.

Solange ich noch bei Kräften war, hatte ich geschwiegen, während mein Antagonist unaufhörlich fluchte: meine letzte Kraft aber raffte ich noch zu einem lauten wilden Schrei zusammen. Nun dauerte es nicht lange, so nahm sein Fluchen die Form eines wilden Wuthgeheuls an, seine Hände ließen mich los und ich sah ihn mit den Klauen meiner beiden getreuen Hunde fechten. Auf Händen und Füßen kriechend, hetzte ich sie mit schwachem Keuchen auf den Wilden — sie waren meine letzte, meine größte Hoffnung. Der eine Hund hatte den Räuber an der Kehle, der andere hatte ihm sein scharfes Gebiß in die Seite gedrückt. Mit furchtbarem Geschrei wand er sich unter ihnen. Sobald ich Kraft genug hatte, stand ich auf und eilte mit strauchelnden Schritten zu meinem Rosse hin, das zitternd auf seinen Herrn wartete. Ich bestieg es, und legte ohne zurückzukehren, über fünfzehn Meilen zurück, bis wir an einer Viehstation hielten. Meine Hunde folgten mir nicht. Ich wartete eine Stunde auf sie, ehe sie kamen. Sie verschmähten den Fleischabfall eines Schafes, der ihnen vorgeworfen wurde, und legten sich zum Schlafen an das Feuer.

So lange ich in der Colonie war, erzählte ich die Geschichte Niemanden, als dem Chef der Polizei. Man hörte nichts mehr von dem einäugigen Dick. Die Adler und Falken bereiten jedem todten Menschen oder Thier im Busch ein ehrlich Begräbniß. Ich verkaufte Mondlicht nach Indien — er war ein zu gutes Pferd für mein hartes Geschäft. In Indien erlangte er bald die ihm gebührende Stellung; er trug den Generalgouverneur auf seinem Rücken.

Blätter aus Natur und Leben.

Die Regenschirme kamen erst unter Ludwig XII. in Gebrauch. Anfangs wurden sie unter dem Arme getragen und nur im Falle des Regens benützt. Erst später, im Anfang unseres Jahrhunderts, benützte man sie als Stock. In England galt es lange als lächerlich, mit einem Regenschirm zu gehen; gewöhnlich stand im Vor-

Digitized by Google

zimmer der Adeligen ein großer Regenschirm, der, wenn es regnete, zwischen Thüre und Wagen ausgespannt wurde. Wenn Jemand sich mit einem Regenschirme sehen ließ, so wurde er vom Pöbel verhöhnt und namentlich von Kutschern und Portechaisenträgern insultirt, weil sich diese in ihrem Erwerb beeinträchtigt sahen. Als indessen der Schotte Macdonald, der im Jahre 1778 einen hübschen seidenen Regenschirm aus Spanien gebracht, sich drei Monate dem Hohn und Spott Preis gestellt, wurden die Regenschirme nach und nach allgemein. In Deutschland kamen sie erst 1730 in Gebrauch, obgleich der Bischof von Salzburg schon im Jahre 800 dem Abt Alcuin von Tours einen Regenschirm zum Geschenke gemacht.

— In Havannas Kirchen sand Frederike Bremer sehr viel Putzsucht, aber wenig Andacht. Damen, wie zum Ball gekleidet, knieten auf prachtvollen Kissen in Seidenröcken und Atlasschuhen, Juwelen, Goldketten und Blumen, mit entblößtem Hals und Armen und überall sah man die durchflechtigen schwarzen Mantillen und geschäftigen Fächer. Sogar ganz junge Mädchen waren auf diese Weise geputzt. Der Anblick all' dieser geschmückten, nur halbverschleierten Frauen von allen Farben — auch reichgeschmückte Mulattinnen mit ihren schönen Figuren waren darunter — wie sie so im mittleren Gang auf den Knieen lagen, war wirklich anziehend, namentlich da die spanischen Frauen sehr schön sind. Bei einem Abendbesuch fand die Verfasserin die Kirchen glänzend beleuchtet, namentlich den Chor. Sie waren nicht so voll wie am Morgen und unter den Knieenden und Betenden schienen sich wirklich einige Andächtige zu befinden. Auf jeder Seite vom Eingang der Kathedrale saß eine vornehme spanische Dame, ganz mit Juwelen überschüttet, mit einem kleinen Tisch vor sich, auf welchen die Besuckenden ihre Opfergaben niederlegten. Die Mulattinnen zeichneten sich namentlich durch ihre üppige Toilette aus und schienen wie Pfauen damit prunken zu wollen. Auf Straßen und Plätzen war dieses Ueberbieten an Pracht noch größer, und alles das selbst zur Osterzeit. Nicht eine Spur von Ernst und Andacht war unter der Volksmasse zu bemerken. Die Prozessionen bewiesen nur, daß die Religion auf Cuba ein bloßer Schein ist.

— Das Salz — sal — ward im Alterthum so hoch geschätzt, daß man Lohn salarium nannte. Die Römer sagten nicht: er verdient sich sein Brod, sondern er verdient sich sein Salz. Wie denn auch in Indien von Leuten, die einem Andern dienen, gesagt wird: Sie essen sein Salz; und die Holländer sagen, wenn sie Jemandes Unterhalt geschert haben: Er verdankt mir sein Salz.

Die zehn Arbeiter der Fee.

Eine Vogesensage.

In den einsamen Thälern der Vogesen liegen die Häuser weit zerstreut auseinander: die Familie bildet eine kleine Gemeinde für sich. An stillen Winterabenden versammelt sich Groß und Klein um das hell flackernde Tannenzapfenfeuer, das im Kamine brennt. Kommt bisweilen Besuch, so ist lauter Lust und Freude, und sieht man gar den alten Prudentius über die Schwelle treten, so weiß man, daß der Abend unter heitern Schnurren und angenehmen Erzählungen rasch verfliegen wird. Man rückt näher an den Kamin und horcht mit offenem Munde auf die Geschichten, die der Alte zum Besten gibt.

Er hat den besten Platz am Feuer; der Vater vom Hause schmaucht sein Pfeifchen ihm gegenüber. Die junge Pächterin, die ihre schönsten Tage drüben im Dorfe zugebracht und das heitere Leben nicht vergessen kann, antwortet nur flüchtig auf die Fragen des Alten, denn ihre Gedanken sind ganz anderswo. Während die übrigen Frauen fleißig arbeiten, läßt die Pächterin die Arme sinken, das Rad an ihrer Spindel bleibt stille stehen und die Finger spielen mit dem Faden, der über ihren Knieen hängt.

Der Alte hat es längst bemerkt, sagt jedoch kein Wort, denn er weiß, ein guter Rath ist wie bittere Arznei, die man den Kindern gibt: damit sie's nehmen, muß man den rechten Augenblick und das rechte Mittel wählen.

Die Familie drängt sich indeß um ihn und bestürmt ihn mit der Bitte, eine Geschichte zu erzählen.

Der Alte lächelt und wirft einen Seitenblick auf Martha, die noch immer nicht beschäftigt ist:

„Ich soll Euch also das freundliche Willkommen bezahlen", sagte er, „gut, es sei!

Die Geschichte, die ich euch erzählen will, ist eine wahre, denn sie passirte unsrer Großmutter Charlotte, die euer Vater noch gekannt und die eine gar vortreffliche Frau gewesen.

Die alte Frau war einst jung und schön und heiter dazu, wie kein anderes Mädchen im Dorfe.

Leider war sie das einzige Kind, das dem alten Pächter gebieben, dessen Gut mehr Schulden als Einkünfte hatte; die Arbeit war so hart und beschwerlich, daß das junge Mädchen manchmal verzweifeln wollte, die Hände in den Schooß legte und lieber nichts that, nur um drauf zu sinnen, wie man Alles thun könnte.

Eines Tages saß sie vor der Thüre, die Hände unter der Schürze und murmelte vor sich hin:

„Gott verzeih mir's, aber die Last wird nach und nach zu groß, warum soll ich unter all' meinen Freundinnen allein zur Arbeit bestimmt sein. Wäre ich geschwinder als die Sonne, flinker als das Wasser und stärker als das Feuer, ich könnte die Arbeit nicht alle thun, die das Hauswesen mir bietet. Könnte mir nicht eine gütige Fee etwas von der Last abnehmen?"

„Dein Wunsch sei erfüllt! hier bin ich!" unterbrach sie eine Stimme.

Und Charlotte sah vor sich eine alte Fee, auf einen Stab von Mausedorn gestützt, stehen.

Im ersten Augenblick fürchtete sich das junge Mädchen, denn die Fee trug ein Kleid, wie man es hier zu Lande nie gesehen: ihr ganzer Anzug bestand aus der Haut eines Frosches, dessen Kopf ihr als Kapuze diente und das Gesicht der Alten war so mit Runzeln bedeckt, daß sie auch mit einer Million Mitgift schwerlich einen Mann gefunden.

Charlotte faßte sich indessen bald wieder und fragte die Fee mit zitterndem, aber höflichem Tone, womit sie ihr dienen könne.

„Ich bin zu deinen Diensten", versetzte die Alte: „ich hörte deine Klage und bringe dir etwas, um deinem Unmuth abzuhelfen."

„Sprichst du im Ernste!" rief Charlotte, „willst du mir deinen Stab leihen, mit dem ich mir die Arbeit leicht machen könnte?"

„Mehr als das", versetzte die Alte: „ich bringe dir zehn kleine Arbeiter, die Alles vollbringen werden, was du ihnen befiehlst."

Digitized by Google

„Wo sind sie?“ rief das junge Mädchen.

„Du sollst sie sehen.“

Die Alte öffnete ihren Mantel, aus welchem zehn Zwerge von ungleicher Größe hervorkamen.

Die beiden ersten waren sehr kurz, aber breit und robust.

„Dies sind die stärksten“, sagte sie, „sie werden dir bei allen Arbeiten helfen und durch Kraft ersetzen, was ihnen an Gewandtheit mangelt. Die übrigen, welche größer sind, sind auch die geschickteren; sie verstehen zu stricken und zu spinnen und werden alle häuslichen Arbeiten besorgen. Ihre Brüder, die mit dem hohen Wuchse, sind mit der Nadel besonders vertraut. Die vier andern helfen bei der Arbeit mit und sind um ihres guten Willens sehr zu schätzen. Allesammt erscheinen dir wohl nicht viel werth, aber du wirst sie achten lernen.

Charlotte ließ sich das nicht zum zweiten Male sagen und gab ihnen eine Menge häuslicher Geschäfte zu besorgen auf, die sie alle rasch und pünktlich ausführten.

Am Kamin in den Vogesen.

„Leihe mir die zehn Arbeiter“, bat Charlotte, als sie sah, wie gut es ihnen von der Hand ging, „und ich will nichts mehr von unsrem Schöpfer verlangen!“

„Mehr als das“, versetzte die Fee, „ich schenke sie dir! Da du sie jedoch nicht überall mit dir nehmen könntest, ohne daß man dich der Zauberei beschuldigte, so soll sich Jeder von ihnen klein machen und in einen deiner zehn Finger verstecken.“

Als dies geschehen, fuhr die Alte fort:

„Du weißt nun, welchen Schatz du besitzest; Alles hängt von dem Gebrauch ab, den du davon machst. Wenn du deine Diener nicht beschäftigst, so wirst du wenig Nutzen davon haben; gibst du ihnen aber zu thun, damit sie nicht einschlafen, so wird die Arbeit, vor der du zurückschreckst, rasch von der Hand gehen. So ruht seit jener Zeit alle Wohlfahrt, alle Freude und alles Glück des Hauses in der Bewegung der zehn Finger.“

Mit diesen Worten hatte sich der alte Prudentius an Martha gewandt. Die junge Frau erröthete, senkte die Augen und nahm die Spindel wieder auf.

Der Hausvater und sein Vetter tauschten Blicke aus.

Die ganze Familie dachte schweigend über die Geschichte nach. Jeder zog sich seine Lehre daraus, die gute Pächterin hatte ihre frühere Heiterkeit wieder gewonnen und das Mädchen schnurrte rascher, denn je, während sich der Faden aus dem Wulste spann.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Für den Comptoir & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Unter den Mauren.

Eine junge Maurin, nach Murillo.

Nach einer langen Fahrt durch Spanien waren wir endlich in Cadix angekommen, und wer fühlte nicht, wenn er der afrikaniſchen Küſte ſo nahe iſt, ein unwiderſtehliches Verlangen, einen kleinen Abſtecher nach Marocco zu machen. Wir wollten mit eignen Augen ſehen, wie die Kinder Mauritaniens ausſähen; ob ſie ſchwarze oder kupferfarbige Geſichter hätten, ob ſie Turbane oder Mützen, Sandalen oder Strümpfe, Mäntel oder Jacken trügen;

Digitized by Google

kurz, ob sie dem Othello auf unsrer Bühne glichen. Eines Abends Punkt zehn Uhr wurde dieses Verlangen so heftig in uns, daß wir glaubten, dieser Zustand könne nicht länger ertragen werden, und deßhalb augenblicklich beschlossen, nach Marocco abzureisen. Das schöne blaue mittelländische Meer lag ruhig da; der Mond goß sein helles Licht auf die glatte Oberfläche, die von Tausenden von Sternen glänzte, welche die tiefen, stillen Wasser widerspiegelten. Eine träge Feluke lag bewegungslos am Ufer und ein fauler Bootsmann hatte sich in voller Länge in ihr ausgestreckt. Wir fragten ihn, ob eine augenblickliche Einschiffung nach Marocco möglich sei? Er drehte den Kopf, sah uns fragend an, als wollte er sagen, wir seien toll, raffte sich aber nichtsdestoweniger auf, als ihm sein Herr befahl, unsern Wunsch augenblicklich zu erfüllen, da er den klingenden Beutel, den wir bei uns trugen, für hinlänglich überzeugend hielt, daß wir vollkommen bei Vernunft seien.

Von einem leichten frischen Winde getragen, der alsbald aufstieg, nachdem wir uns eingeschifft, fuhren wir am folgenden Morgen in der Frühe in der hübschen Bay von Tanger ein. Unsre Flagge wurde rasch gehißt und ein Geschäftsträger abgesandt, der die Erlaubniß zum Landen erwirken sollte. Indessen lagen wir unter dem schweren Geschützfeuer der Telescope vor Anker. Man hatte, obgleich wir unter spanischer Flagge segelten, bald die Nationalität, der wir angehörten, herausgefunden und nun erschien auch unser Consul in einem kleinen Boot, uns an das Ufer zu bringen. Das Landen ist an diesem Ort eine Art nationaler Belustigung, denn ein Paar Mauren nehmen den Fremdling, ohne ihn zu fragen, huckepack auf den Rücken und tragen ihn durch das seichte Wasser ans Ufer. Damen werden etwas feierlicher in Sesseln auf ein paar bräunlichen Moslemitenschultern getragen. Die Mauren sind ein hübscher Menschlag; nicht so schwarz, als der Othello auf dem Theater, im Allgemeinen nicht schlank, aber durch den Turban und den Haik von ziemlich ansehnlicher Größe. Ihr aufrechter Gang gibt ihnen etwas Würdiges, Imponirendes. Ihre schwarzen Augen sind voll Feuer und Geist. Ihre Broncefarbe und ihre langen schwarzen Bärte contrastiren stark mit dem schneeweißen Costüme.

Der Umstand, daß wir gerade an einem Sonntage ankamen, war für den ersten Eindruck einer Maurenstadt sehr günstig. Englische, französische, spanische und amerikanische Fahnen flaggten lustig von verschiedenen Gebäuden neben den Farben aller der Nationen, die civilisirt genug sind, in Tanger ein Consulat zu unterhalten. Die Einwohner thaten das Ihrige, das Ganze so heiter als möglich zu machen; denn es war zufällig Markttag und der Marktplatz bot ein geschäftiges und lebendiges, farbenprächtiges Bild. Mauren, welche Handelssachen mit großer Wichtigkeit besprachen und von den Fremden nicht die geringste Notiz nahmen; Araber, die ihre reichen Waaren in die Augen fallend auslegten; Juden, die eine seltene Reliquie prüften, auf welche sie Geld leihen sollten; Frauen in ihren Haik, unter dem man nur ein Auge sah, durch die Menge eilend und weder nach rechts noch nach links blickend, um nicht dem Auge eines Mannes zu begegnen; beladene Kameele, die sich instinctmäßig beugten, um von ihrer Last befreit zu werden; Banden von wilden, kaum bedeckten Negern, die in Tönen kreischten, welche ein civilisirtes Ohr kaum zu ertragen vermochte. Zwischendurch vernahm man das ferne Gesumm einer maurischen Musik, die den Negern zu einem wunderlichen Veitstanz die Füße hob.

Unsre Aufmerksamkeit richtete sich nun auf die Häuser, die durch ihre eigenthümliche Construction mit aller europäischen Architektur strengstens contrastiren; der viereckige Hof ist nach oben offen und der Himmel wölbt sich als Decke darüber; die gemalten Wachstafelbaldachine werden nur bei starkem Regen, der sie bisweilen heimsucht, aufgespannt. Der Hof ist mit einem Teppich oder einer Matte belegt, je nach der Saison, und in der Mitte desselben sprudelt eine Fontaine, die eine köstliche Frische verbreitet; die Fenster gehen gewöhnlich in den Hof herein, nicht auf die Straße, und empfangen Licht und Luft von demselben. Dadurch ist die Sonne gänzlich ausgeschlossen, und die Häuser trotz der Hitze des Clima's kühler und angenehmer als die europäischen. Die Dächer sind ganz flach und bilden Terrassen, auf welchen das Volk Abends, oder wenn die Sonne nicht zu stark auf den Scheitel brennt, spazieren geht.

Der Anblick der Stadt von dieser Promenade aus macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck: die Minarets der Moscheen, die sich zwischen den flachen, niederen und weißen Dächern erheben, geben ihr das Aussehen eines großen Kirchhofs; und dieser Eindruck wird durch das wiederholte Rufen zum Gebet von den Zinnen der Moscheen noch erhöht. Dieses beginnt bei Tagesanbruch und wird in bestimmten Zwischenräumen den ganzen Tag fortgesetzt, indem sich die Moslempriester abwechselnd nach den vier Himmelsgegenden wenden.

Die Straßen, welche sich durch diesen großen Kirchhof hinziehen, sind enge, krumm und voller Steine und Unrath. Eine einzige derselben ist ziemlich leidlich und gerade, sie durchschneidet die ganze Stadt von oben bis unten und geht nach dem Hafen hinunter. Sie wird durch einen großen Platz, den einzigen in Tanger, in zwei Hälften getheilt, deren obere mit zwei Reihen von Buden eingefaßt ist. Eine maurische Bude ist eine Art schwarzer und tiefer Höhle, die in die Mauer eingesenkt ist, ohne Thüre, mit einem Fenster in der Höhe der Elbogen, in dem die Waaren zur Schau ausgestellt sind und durch das hindurch die Kunden, welche außen bleiben, bedient werden. Gravitätisch unter seinem Schirmdache niedergekauert, besorgt der phlegmatische Verkäufer sein Geschäft und taucht dazu den Kif oder die Kaschischia, zwei Pflanzen, welche bei den Mauren die Stelle des Tabaks einnehmen. Nur Männer besorgen diese Geschäfte: die Frauen werden wie Lastthiere behandelt; im Pflug sind sie häufig mit eingespannt.

Die Gerichtstribunale sind nicht viel besser als diese Buden. Die hohen Beamten sitzen mit untergeschlagenen Beinen am Fenster, wie die Krämer: in dieser Stellung spricht der Kadi sein Recht. Man führt den Angeklagten vor, der Fall wird kurz erzählt und das Urtheil ohne Appellation auf der Stelle vollzogen.

Man hat in Marocco eine große Mannigfaltigkeit von Strafen: bald wirft man den Verbrecher in die Luft, so daß er beim Niederstürzen je nach der Sentenz einen Arm, ein Bein oder den Hals brechen muß, und die Scharfrichter sind so gut eingeübt, daß sie niemals ihren Wurf verfehlen; bald gräbt man denselben bis an den Hals in die Erde und gibt seinen Kopf den Mißhandlungen der Vorübergehenden preis. Oft füllt man ihm die Nasenlöcher, den Mund und die Ohren mit Schieß-

Digitized by Google

pulver und zündet es darauf an. Das bellebteste Gesetz ist das der buchstäblichen Wiedervergeltung. Ein Gaukoch z. B., welcher überführt war, in Oel gebackenes Menschenfleisch verkauft zu haben, wurde nach und nach in kleine Stücke zerschnitten, die man eins nach dem andern in einen siedenden Kessel warf und dann vor den Augen des Sterbenden den Hunden zu fressen gab.

Die einzige Partie von Tanger, die etwas charakteristisches hat, ist die Burg oder die Cassaba, die auf dem Gipfel eines Hügels erbaut ist und die ganze Stadt beherrscht. Durch einen schiefen und dunkeln Gang gelangt man ins Innere und tritt darauf in einen mit unzweifelhaft römischen Säulen verzierten ersten Hof, auf welchen sich mehrere in dem Styl der Alhambra zu Granada oder vielmehr des Alcazar zu Sevilla erbaute, aber weniger geräumige und reiche Gemächer öffnen. Die Höfe sind mit Steinplatten sehr geschmackvoll gepflastert.

Auf die Terrasse gelangt man über eine zerfallene Treppe. Von einem der Absätze bot sich meinem Blick in die Tiefe ein unerwartetes Schauspiel. Der unteuliegende, völlig eingeschlossene Hof glich einigermaßen einem Garten; er hatte einen mit Rasen und Gesträuch umgebenen Springbrunnen in der Mitte; in einer Ecke desselben kauerte auf seinen Fersen ein alter Araber, gravitätisch seine Pfeife rauchend und saß in seinem großen weißen Haik so unbeweglich da, daß man ihn für eine Bildsäule hätte halten können; ihm gegenüber saß in gleicher Unbeweglichkeit auf einem Ducallateppich ein Frauenzimmer, soviel man von oben beobachten konnte, sehr jung und nach maurischem Geschmacke außerordentlich schön, d. h. sehr fett. Statt des Haiks trug sie einen blauen, goldgestickten Kaftan und einen nonnenartig zurückgeschlagenen Schleier. Ihre nackten Füße staken in rothen Pantoffeln und sie schien einen Rosenkranz zwischen den Fingern zu halten. Andre Weiber gingen ab und zu. Die zwei Bildsäulen sahen einander an, ohne zu sprechen und im Winkel der Terrasse, auf einem Beine stehend, schien ein Storch in der Sonne zu schlafen. Ein schwerer viereckiger Thurm krönte das Gemälde. Der Araber, den ich belauschte, war ein Beamter, der wegen Erpressungen eingesteckt worden.

Von dem Schlosse übersieht man Stadt und Meer. Dieses Meer, das schönste der Welt, ist die Straße von Gibraltar. Es ist nicht mehr das mittelländische und ist noch nicht der Ocean: es hat die Anmuth des einen, seine durchsichtige, silberartige Bläue; und hat die Majestät des andern, seine langen Schwellungen und seine heftigen Windstöße. Tarifa schimmert bleich vom Fuße der andalusischen Berge her, wie eine Dunstwolke.

Die Boysalzgärten.

Die Boysalzgärten, von denen wir auf Seite 140 ein anschauliches Bild dem Leser vorlegen, ziehen sich längs der ganzen Westküste von Frankreich hin und verdienen als ein wichtiger Zweig der Industrie unsre Aufmerksamkeit.

Am Strande werden Salzgärten angelegt, die aus mehren, im Niveau unter einander liegenden Beeten bestehen, in welchen das in einem größeren Becken, d. h. in einem den Salzgarten umgebenden Graben angesammelte, schon durch die Sonne erwärmte und durch Stehen setimentirte Meerwasser nach und nach abgelassen wird. Die Soole dieser Beete ist nivellirt und besteht aus zubereitetem und gestampftem Thone. Die Beete sind durch kleine Dämme mit den nöthigen Einlaßöffnungen von einander geschieden. Nachdem im Frühjahr alle Theile gereinigt, geebnet, gewalzt, die Dämme gut hergestellt und Alles gehörig getrocknet worden, beginnt die Salzerzeugung mit dem Einlaß des frischen Meerwassers in den Vorrathsgraben. Hat sich dieses Wasser nach einigen Tagen erwärmt, so wird es mit der Wurfschaufel in das erste Beet bis zu einer Höhe von 4 Zollen geworfen. Hier bleibt es 1 — 3 Tage der Sonne und den Winden ausgesetzt, bis es durch Oeffnen der kleinen Schleußen in das zweite Beet — in die zweite Abdünstungstafel 3 Zoll hoch, von dieser ebenso hoch in die dritte Tafel, in die vierte später jedoch nur 1 Zoll hoch und in die fünfte $^1/_2$ Zoll abgelassen wird, denn in der Letztern ist die Soole schon beinahe vollkommen gesättigt. Auf der sechsten und letzten Tafel bleibt diese gesättigte Soole selten über einen halben Tag stehen, ohne Krystalle zu bilden. Hierauf ziehen die Bornkechte (Arbeiter) das niedergeschlagene Salz mit hölzernen Krücken an den Rand des Beetes und sammeln es dann in pyramidalen Haufen (2tes Bild). Das auf diese Art gewonnene Seesalz ist um so weißer, je weniger es von dem Thone, welcher die Soole der Salzgärten bildet, verunreinigt ist, meist aber doch grau. Die pyramidalen Haufen werden zu dem Ende gemacht, damit sich das Boysalz von den zerfließlichen Salzen, die es noch enthält, reinige: es bleibt auf diese Art, mit einer Strohhaube gedeckt, einige Monate im Freien stehen. — Säumtliche Graben und Gruben schützt ein Damm vor dem steigenden Meerwasser: in diesem Damm ist die Auswerfschleuße angebracht, durch welche das Meerwasser hereingeleitet wird.

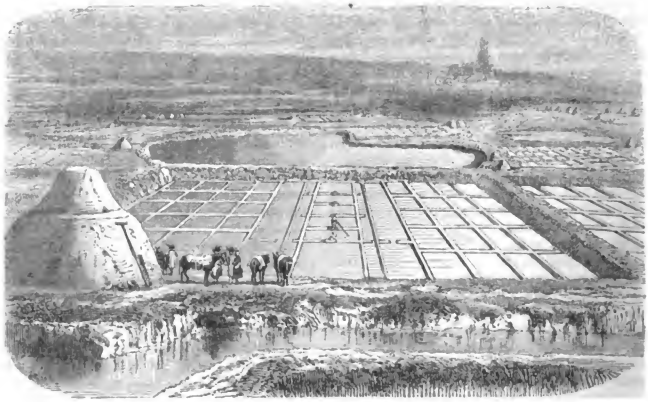
Alle 20 Jahre muß der Salzgarten neu angelegt werden.

Die Arbeiter erhalten statt des Lohnes den vierten Theil der Ernte. Eine obrigkeitliche Person läßt unter ihren Augen die Messung vornehmen, um beiden Theilen gerecht zu werden (3tes Bild).

Kommt der Winter, so beladt man die Maulthiere oder die kleinen Pferde und bringt das Salz oft zwanzig bis dreißig Meilen weit von der Heimath zu Markte. Der Reisezanzug der Salzknechte ist derselbe, den sie auch zu Hause im Moore tragen. Er besteht aus einem Oberhemde von weißer Leinwand mit einer Art Brusttasche, in welcher sie gewöhnlich die Hand stecken haben und in einem Beinkleide vom selben Stoffe, an den Knieen festgebunden. Ein Filzhut mit breitem Rande, der an der einen Seite aufgeschlagen ist, bedeckt den Kopf, eine schwarze Peitsche hängt am Bandelier über die Schultern.

Der Handel mit dem Boysalz ist gewöhnlich Tauschhandel, indem man für das zu Markte Gebrachte Lebensmittel und Kleidungsstücke einhandelt. Meist ziehen ganze Caravanen von zwanzig bis dreißig Lastthieren auf dem Wege hin und man hört schon von Ferne die Volkslieder der Küstenbewohner oder selbst die lateinischen Gesänge der Kirche, die von den Glöckchen der Maulthiere begleitet werden (4tes Bild). Der große Verkehr mit dem Binnenlande gibt den Salzsiedern der französischen Küste etwas Gewandtes, Weltmännisches, und man trifft selten unter ihnen Einen, der nicht lesen, schreiben und gut rechnen könnte.

Digitized by Google



Boysalzgärten.

Die Boysalzhaufen.

Digitized by Google

Abzug nach dem Markt.

Boyſalzfieder auf der Reiſe.

Digitized by Google

Die Familien heirathen unter sich, und so kömmt es, daß man dieselben Namen oft von zehn, fünfzehn Einwohnern zugleich geführt findet. Um nun die Einen von den Andern zu unterscheiden, gibt man ihnen scherzhafte Beinamen, wie Guillaume tout cru, Etienne coup de trique, La mère cents francs u. dgl.

Die Gebräuche dieses selbstständigen Völkchens haben gar manches Eigenthümliche; wir werden ein Hochzeitsfest der Bewohner von Saillé in einem der nächsten Blätter schildern.

Blätter aus Natur und Leben.

Früher war es in England Gesetz, daß ein Verbrecher begnadigt werden mußte, wenn er lesen und schreiben konnte. — In Polen riß man den Leuten die Zähne aus, die Fleisch während der Fastenzeit aßen. — In Frankreich mußte ein Verläumder eine Viertelstunde auf allen Vieren laufen und wie ein Hund bellen. — Zur Zeit Ludwig XV. spielte man im Lager mitten unter den Feldzügen Comödie. Am Abend vor einer Schlacht trat ein Schauspieler am Schluß des Stückes vor und sagte: „Morgen, meine Herren, ist Ruhetag wegen der Schlacht, aber übermorgen werden wir die Ehre haben, aufzuführen" — und nun nannte er das Stück, welches das nächste Mal gespielt werden sollte.

— König Alfons von Castilien pflegte zu sagen: „Altes Holz zum Brennen, alte Bücher zum Studiren, alte Freunde zum täglichen Umgang und alte Weine zum Trinken!"

— Die Statistik setzt uns in Erstaunen über die lawinenartige Bevölkerungszunahme der nordamerikanischen Freistaaten. Man ziehe eine Parallele zwischen deren Beginn und dem gegenwärtigen Bestand. Im Jahre 1793 waren es 15 Staaten, die sich vereinigten, jetzt sind es 31; damals nur 4 Millionen Einwohner, jetzt über 23 Millionen. New-York zählte 33,000, jetzt über eine halbe Million; Philadelphia 42,000, jetzt über 400,000. Von Einwanderern aus Europa zählte man 1793 ungefähr 10,000 und im Jahre 1851 belief sich ihre Zahl auf 315,000. Rechnet man die Millionen, welche die alte Welt mit der neuen vertauschen, so ist nicht viel gesagt, wenn man von einer Völkerwanderung spricht. Eisenbahnen hatte Nordamerika 1793 ebensowenig wie jedes andere Land; nun hat es über 10,000 Meilen mit Schienen belegt. Es besitzt 76 Kriegsschiffe; von Soldaten sind nur 10,000 Mann präsent, aber die Miliz zählt 2 Millionen Mann.

— Die Bewohner der Erde sprechen ungefähr 3064 verschiedene Sprachen und bekennen sich zu über tausend verschiedenen Religionen. Die Zahl der Frauen ist beinahe ebenso groß, als die der Männer. Im Durchschnitt wird der Mensch nur 33 Jahre alt. Der vierte Theil der Menschen stirbt vor dem siebenten, die Hälfte vor dem siebenzehnten Jahr, und denen, welche über dieses Alter kommen, wird eine Gunst zu Theil, die der halben Welt versagt ist. Ein Mensch von tausend wird 100 Jahre alt, einer von fünfhundert 80 und sechs von hundert 65. Die Erde zählt ungefähr 1000 Millionen Einwohner; davon sterben 33,515,760 jährlich, 91,824 täglich, 3030 stündlich und 60 in jeder Minute. Der Abgang wird ziemlich genau durch die Geburten ersetzt. Die Verheiratheten leben länger, als die Unverheiratheten; Frauenzimmer erreichen im Allgemeinen häufiger das fünfzigste Jahr, als Männer; aber später ist die Sterblichkeit unter ihnen desto größer. Die Zahl der Verheiratheten beläuft sich auf ungefähr 150 von jedem Tausend. Die, die im Frühjahr geboren werden, sind im Allgemeinen gesünder und stärker als die andern. Sterbefälle kommen am häufigsten in der Nacht vor.

Das Geschenk des Wucherers.

Novelle.

In einem großen getäfelten Zimmer einer der engen Straßen Londons, nahe bei Sohosquare, saß vor wenigen Monden ein alter Mann. Das Zimmer trug durch den Schmutz und das Alter, die an der Ausstaffirung und den Tapeten genagt, ein düsteres, unheimliches Aussehen. Der lederne Ueberzug der Stühle war weiß und glatt an den Ecken; der Sammet hatte trotz der frühern heiteren Contraste jetzt beinahe die gleiche Farbe; geschmacklose alte Bilder hingen an der Wand — Reliquien aus der Kindheit der Kunst, und die Vorhänge an den Fenstern hatte der Rauch chocoladenbraun gefärbt. In der Mitte des Zimmers stand gleichsam als leuchtender Punkt ein Arbeitstisch von etwas modernerer Form, an welchem der Alte saß. Er war seines Geschäftes ein Geldverleiher, und ungefähr ein Mann von sechszig bis fünfundsechzig Jahren; sein Gesicht war lang und seine Züge schienen aus Buchsbaumholz oder gelbem Sandstein gemeißelt, so sehr mangelten sie aller Beweglichkeit; seine Augen waren kalt, blaß, stahlfarbig, aber seine schwarzen Brauen warfen so tiefe Schatten, als die einer finstern, alten Eule; eine lange Adlernase, dünne, zusammengepreßte Lippen und ein großes Doppelkinn, das in einem schmutzigen Halstuch vergraben war, vollendeten das Portrait. Sein Gesicht blieb sich unverändert gleich, als sich nach einem leisen Pochen die Thüre öffnete und ein junger Mann mit einem nicht uninteressanten Aeußeren eintrat.

Der Fremde war gut gekleidet, wenn auch sein Anzug nicht mehr ganz neu sein mochte, und hatte das Aussehen eines Mannes, der sich in der großen Gesellschaft bewegte. Seine Stirne war von tiefen Runzeln durchfurcht; seine grauen Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer; seine langen, kastanienbraunen Haare lagen in seinen Flechten über seine Stirne herab; sein ganzes Wesen und Auftreten machte den Eindruck eines Mannes, der zum Aeußersten und nicht zu welchen entschlossen ist, auf welchen Widerstand er auch gegnerischerseits stoßen mag. Mit einer leichten Verbeugung wandte er sich in dem Tone erzwungener Ruhe an den Geldverleiher.

„Sie leihen, so viel ich weiß, Geld?"

„Bisweilen, auf gute Sicherheit", entgegnete der Wucherer, mit einem kritischen Blick die Kleidung des Fremden musternd.

Dieser zögerte: es lag eine entmuthigende Kälte in der Art, wie die Antwort gegeben wurde. Endlich fuhr er, sich fassend, fort: „Ich sah Ihre Anzeige in den Blättern." Der Wucherer nickte nicht einmal als Antwort auf dieses Vorspiel. Er saß holzengerade in seinem Stuhle und harrte des Weiteren. „Ich bin, wie Sie aus diesen Papieren ersehen werden, ein Erbe zu erwarten berechtigt."

Der Wucherer streckte die Hand nach dem Papiere aus und sah sie mit der größten Ruhe durch, während

Digitized by Google

der Fremde weitere Erläuterungen über den Inhalt derselben gab.

Nur einmal sah er von einem Documente auf, das er sorgfältig prüfte und sagte in mürrischem Tone: „Ihr Name, mein Herr, ist Bernhard West?"

„Ja", versetzte der Fremde, indem er mechanisch eine Zeitung in die Hand nahm, in welcher das Erste, was ihm in die Augen fiel, die berührte Anzeige war, welche also lautete: „Geld in jeglichem Betrag wird geliehen auf persönliche oder reelle Sicherheit. Sich zu wenden zwischen 10 und 5 Uhr an Mr. John Brace — Street, Sohosquare.

Nach einer kurzen Pause legte der Wucherer die Papiere wieder pünktlich zusammen und gab sie dem Fremden zurück. „Sie sind nichts werth", sagte er, „durchaus nichts: das Erbe ist ganz ungewiß. Sie haben keine andre Sicherheit zu bieten?"

„Können Sie mir nichts auf diese Aussichten vorstrecken — nicht mal eine kleine Summe?"

„Nicht einen Schilling", sagte der Geldverleiher.

„Kann ich nicht fünfzig — dreißig — oder auch nur zwanzig Pfund bekommen?" sagte der Fremde unruhig und mit der Zähigkeit eines Ertrinkenden, der sich an einem Strohhalm hält.

„Doch, es ist möglich", sagte der Wucherer hinwersend. West seinerseits schwieg und erwartete eine nähere Erklärung.

„Auf persönliche Sicherheit", fuhr der Letztere mit finsterer Ungeduld fort, indem er seine Schreibmaterialien zu einem Briefe sammelte.

„Ich bin zu jedem Disconto bereit"; sagte der junge Mann lebhaft. „Meine Aussichten sind gut! ich kann —"

„Einen Freund auftreiben, der für die Bezahlung der Interessen gut steht?"

„Der Interessen und des Kapitals, meinen Sie?"

„Nur der Interessen — und der Lebensversicherung", fügte der Wucherer mit einer eigenthümlichen Betonung hinzu, die jedem Andern entgangen wäre, dessen Nerven nicht so aufgeregt gewesen, als es bei dem Fremden der Fall war.

„Und welche Summe kann ich unter diesen Bedingungen erhalten", sagte West düster.

„Hundert Pfund: mehr, wenn Sie wollen. Ja, jede Summe, wenn Ihre Bürgschaft gut ist."

„Die Zinsen sind ohne Zweifel sehr groß?"

„Durchaus nicht: vier oder fünf Procent. So viel wurde oft selbst bei Güterhypotheken gegeben."

„Und die Lebensversicherung?"

„Sie versichern Ihr Leben für fünfhundert Pfund und bezahlen die Prämie mit den Interessen."

„Für fünfhundert Pfund?" sagte West zögernd. „Das heißt, wenn ich borge", —

„Ein hundert", versetzte der Wucherer scharf, „Leute, welche Geld entlehnen, riskiren nichts. Sie können sterben und vier von fünf Lebens-Assekuranzen können falliren; die fünfte bezahlt vielleicht."

„Es ist jedoch nicht wahrscheinlich", — begann West, über diese außerordentliche Vorsicht erstaunt.

„Ich sage nicht, daß es wahrscheinlich", brummte der Wucherer, über das schwache Begriffsvermögen des Fremden ungehalten; „ich sage, es ist möglich, und ich möchte sicher gehen."

„Nun und wie soll die Sache gemacht werden?"

„Ihr Bürge, der natürlich als ein Mann von Vermögen bekannt sein muß, wird uns eine Verschreibung geben, in der er die regelmäßige Ausbezahlung der Interessen und der Prämie verspricht — das ist Alles."

West sann einige Augenblicke schweigend nach. Der Schimmer von Hoffnung, der sein Antlitz kurze Zeit erhellt hatte, verschwand wieder. Er begriff jetzt den Geldverleiher und seinen Vorschlag.

Eine ziemlich genaue Erinnerung an die Tabellen einer Lebens-Assekuranz ließ ihn combiniren, daß die Interessen und Prämien zusammen beinahe zwanzig Procent betragen müßten, und daß die Verschreibung seinen Bürgen verpflichtete, eine jährliche Summe von diesem Betrag für sein (West's) Leben zu bezahlen. Er war zwar von der vollen Hoffnung erfüllt, die Zahlung regelmäßig selbst bestreiten zu können, und er hätte in die Bedingungen, so horrend sie auch waren, freudig eingewilligt, hätte es nur von seiner Entscheidung abgehangen. Aber wo einen Freund finden, der für ihn als Bürge einstehen würde. Er durchlief im Geiste die Liste der Bekannten, in deren Gedächtniß seine Armuth ihn noch nicht verwischt. Er fühlte, daß es unmöglich sei. Er kannte auch nicht einen, von dem er entfernt voraussetzen durfte, er werde sich zu einer solchen Verpflichtung herbeilassen. Verzweifelt wendete er sich an den Geldverleiher:

„Ich habe keinen Freund", sagte er, „von dem ich einen solchen Dienst verlangen könnte oder möchte. Gibt es keine Bedingungen, seien sie auch noch so hoch, unter denen Sie mir eine Summe, wäre sie auch noch so unbedeutend, leihen könnten, für die ich allein verantwortlich zu sein hätte."

„Keine", versetzte der Wucherer und begann seinen Brief.

„Ich will dreißig Procent geben."

„Unmöglich."

„Fünfzig."

Der Wucherer schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Hundert — Procent."

„Nein."

Der fremde Leiher stand endlich auf, sich zu entfernen. Er ging bis an die Thüre. Plötzlich kehrte er um und aus seinen Augen leuchtete die tiefste Verzweiflung. Er trat an den Tisch und stellte sich mit gekreuzten Armen dem Wucherer gegenüber.

„Hören Sie mich an!" sagte West in dem Tone unterdrückter Leidenschaft, der dem grollenden Gemurmel des Meeres vor dem Sturme gleicht: „Es handelt sich um Leben oder Tod, ich muß vor Sonnenuntergang Geld auftreiben. Leihen Sie mir nur zwanzig Pfund und in zwölf Monaten will ich hundert zurückbezahlen. Ich will Ihnen jede Macht über mich geben, die das Gesetz einem Menschen über den andern zugesteht, und meine Ehre, an der kein Makel klebt, verpfänden."

Der Wucherer lächelte beinahe, so sarkastisch hatte sich sein Gesicht bei Anhörung dieser Worte verzogen.

„Ich frage nichts nach Ihrer Ehre", sagte er in eiskaltem Tone, „die Ehre hat nichts mit Geschäften zu thun. Und was das Gesetz betrifft, so sagt ein alter Grundsatz: aus nichts wird nichts."

Bernhard West betrachtete das kalte Felsengesicht, und den leidenschaftslosen Mund, aus dem diese Worte hervorgingen, mit dem stachelnden Unmuth eines Mannes, der sich vergeblich vor einem andern gedemüthigt steht. Nichtsdestoweniger hing er sich an den kieselharten Wucherer

Digitized by Google

wie an den letzten Felsen im stürmischen Meer und ein Gefühl wilder Verzweiflung überkam ihn, als er näher an den Wucherer herantrat, während der Letztere vor den glühenden Blicken aus den weitgeöffneten Augen des Fremden zurückschreckte.

West legte seine Hand auf die Schulter des Geldverleihers und begann, mit einer Geberde unheimlicher Vertraulichkeit, welche Aufmerksamkeit für seine Worte heischte, in feierlichem Tone: „Alter Mann, ich bin am Rande der Verzweiflung. Vor wenigen Monaten starb mein Vater und hinterließ mich nicht nur ohne Vermögen, sondern mit der drückenden Last von Verpflichtungen, die jede freie Bewegung hemmten. Ich hatte keine Zeit, keine Ruhe, meiner Lage gemäß zu handeln. Heute gab ich meinen letzten Schilling aus. Ich bin zu stolz, zu betteln, und borgen ist soviel als betteln; wenn man von Jemand weiß, er ist im Unglück. In einer Stunde bin ich aller Qualen eines Lebens ledig, das ich um meiner selbst willen nicht zu erhalten suchen würde. Und doch habe ich Schätze gesammelt, die mich in Kurzem zu einem reichen Manne machen können. Die geringen Mittel meines Vaters, so wie meine eigenen, sind durch meine wissenschaftlichen Studien erschöpft worden. Wenn ich sterbe, so gehen mit mir die Resultate vieler Untersuchungen und Studien zu Grunde. Ich will noch einen letzten Vorschlag machen. Leihen Sie mir nur zehn Pfund — das heißt nur ein zehnwöchiges Leben — und ich schwöre, wenn ich lebe, nicht zehn oder zwanzig, sondern hundert — ja tausend Pfund zu zahlen! Zugegeben, es ist nur eine Chance auf der einen Seite, wie gering ist das Risiko auf der andern? Und dann, gilt es denn gar nichts, ein Menschenleben gerettet zu haben?" Und der Fremde lachte bei diesen Worten mit bitterem Hohne, der dem Wucherer durch alle Nerven ging.

Der Geldverleiher zuckte jedoch mit den Schultern, ohne äußerlich seine gewöhnliche Apathie zu verlieren. Er sagte nichts. Der Gedanke mochte wohl in ihm erwachen, der seltsame Client sinne auf einen Angriff gegen ihn oder seine Casse. Die Vermuthung verschwand jedoch wieder, als der Fremde, plötzlich verstummend, die Hand von der Schulter des Wucherers sinken ließ und rasch, aber ruhig aus dem Zimmer schritt.

Die Thüre schloß sich hinter dem ruinirten Mann und der Wucherer athmete tief auf, während seine buschigen Brauen in einem Kampfe des Zweifels und der Unschlüssigkeit zusammengezogen waren.

Bernhard West stand indessen einen Augenblick auf der Schwelle der Hausthüre, unentschlossen, wohin er seine Schritte wenden solle. Im Ganzen waren alle Wege in diesem Augenblicke gleich für ihn. Ein Grund, der selbst für den feinsten Menschenkenner zu fein, entschied endlich. Er wandte sich nach rechts und ging rasch vorwärts.

(Schluß folgt.)

Schlittenomnibus in New-York.

New-York besitzt eine unendliche Mannigfaltigkeit in seinen Fahrzeugen für den Winter. Man trifft solche von allen Formen und allen Größen. Die reichen Leute durchschneiden die Luft mit Blitzesschnelle in leichten Schlitten und hüllen sich in die seltsamsten Rauchwaaren ein:

Schlittenomnibus in New-York.

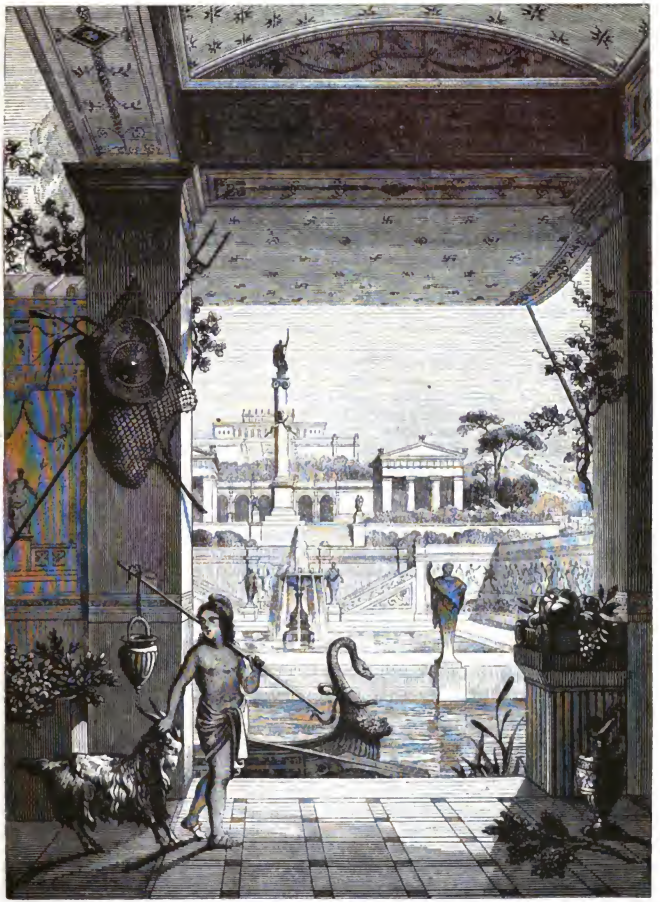
die Einen ziehen Bären-, Büffel- oder Pantherfelle mit dem Kopfe des Thieres als Kaputze an; Andere Felle, die nach Art der rothen Götter der Sandwichsinseln geschmückt sind, daß man jeden Augenblick wilde Thiere oder wilde Götter zu sehen glaubt. Eines der gewöhnlichsten Beförderungsmittel sind die Schlittenomnibus, welche bisweilen hundert Personen führen und von sechs, zehn, ja sogar zwanzig Pferden gezogen werden, welche feurige Flügel zu haben scheinen. Man darf jedoch nicht glauben, daß man durch die Entfernung der Räder große Ruhe gewinnt. Um Unfälle möglichst zu vermeiden, schlingt man den Thieren Rollgeschirr um Hals und Leib: ein einziges Pferd trägt oft mehr als fünfzig Rollen, deren kleinste den Umfang einer Nuß und deren größte den einer Orange hat. Man denke sich den Lärm, den diese Milliarden von Rollen in einer großen, viel befahrenen Straße, wie Broadway, machen! Wir glauben kaum, daß man das Geräusch der Räder dem Geräusch dieser Rollen nicht vorzöge!

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Ruinen von Pompeji.

Brief aus Torre.



Reſtauration einer Anſicht von Pompeji.

Fühlt man ſchon zuweilen in Rom ein Bedürfniß, Ruhe, Geſundheit, Freude und ſich ſelbſt in der Campagna zu ſuchen, ſo noch vielmehr in Neapel. Denn was iſt denn dieſes an und für ſich ſelbſt als Stadt, im Vergleich mit Rom? Wenigſtens für den, der beide kennt und in beiden geraume Zeit gelebt hat? Ich kann Ihnen nicht ſagen, mit welcher Sehnſucht ich geſtern dem Lande zueilte! Schade nur, daß ich hier eigentlich wie in Neapel lebe und nur in Pompeji Einſamkeit genieße. Denn Torre dell'Annunziata iſt ein äußerſt bevölkertes Städtchen, das

Digitized by Google

mir alle Plagen der Hauptstadt, aber nicht ihre gute Seite darbietet. Die Straße ist so lebendig, so tumultuarisch als Neapel selbst. Bettler und Krüppel verfolgen den Fremden mit hündischer Zudringlichkeit, da und dort ein Haufen Lazaronen; hier der Fischverkäufer, der mit wüthendem Geschrei sein Körbchen voll Meergeschöpfe herumträgt, dort der Obsthändler; hier ein Esel mit Gartengewächsen, der Kutscher, der Niemand vorüberfahen läßt, ohne ihn fast zum Fahren zu nöthigen, die fliegende Kalesche, mit ihren rothen goldglänzenden Rädern, den schnellen Pferdchen, und eine Pyramide von sechs und acht rothmützigen Lazaronen, ja auch der Wasser- und Eisverkäufer fehlt nicht und spendet seine wohlthätigen Erfrischungen aus mehr als einer buntgemalten Bude. Genug, es ist beinahe so laut und volkreich unter meinen Fenstern als in Toledo, oder an der Fontana Medina. Fangen sie nun gar an, den allerunsinnigsten Spektakel mit den Glocken in dem Thurme zu treiben, der mir gegenübersteht, so verliere ich Sinn und Verstand, und das geschieht täglich dreimal immer eine Viertelstunde; Sonntags aber nimmt es gar kein Ende, und diese unablässig im Galopp zusammenrasenden Glockenklöppel könnten mir allein meinen Aufenthalt verbittern. Aber ich will nun einmal eine zeitlang der Vorwelt leben, und nicht bloß Stunden, sondern Tage und Wochen in Pompeji verweilen. Geben Sie mit mir durch das Thor von Pompeji, und jene Zeit, in der sich die ganze Gestalt der Welt verändert, scheint Ihnen zu einem Tage zu werden, Sie finden sich in Ihren seltsamen Vorstellungen von den Alten getäuscht, Sie fühlen sich hier einheimisch und eingewohnt, ehe Sie nur in die Stadt selbst eintreten, denn allenthalben verkündet Ihnen der glänzende Marmor, wie menschlich die Vorwelt dachte und handelte, und die trauernden Inschriften, welche ein Kind, einen Gatten, ein Weib, einen Vater bewelnen, beziehen Sie auf sich selbst und glauben einen eigenen Verlust erlitten zu haben, oder die Trauernden wenigstens noch unter den Lebenden zu finden. Inmitten dieser freundlichen Gräber finden Sie Nischen für die Bequemlichkeit des Fußgehenden, treten Sie nur ein, Sie sind auch noch für Sie bestimmt; hier laden Sie Halbkreise zum Sitzen ein, und nahe am Stadtthore und dem Häuschen der Wache lesen Sie gar auf dem grauen Steine den Namen der Mammia, welche dort begraben liegt, und hier ein Halbkreis, wo Sie sich niederlassen, erinnert Sie an den großen Cicero, der hier sein Werk über die Freundschaft vorlas. Er ist nicht mehr da, aber Sie glauben ihn doch selbst gekannt zu haben, und wollen sich erinnern, welche Menschenmenge um ihn versammelt war, und welchen Eindruck der berühmte Mann auf seine Zuhörer machte! Sie glauben etwa als Kind gegenwärtig gewesen zu sein, und kennen die Umgebung, die benachbarten Grabmäler, das Stadtthor und die Straße noch genau.

Schon hier liegen Marmorblöcke auf dem Boden, welche bestimmt waren, die durch das Erdbeben eingestürzten Gebäude aufzubauen, als der furchtbare Aschenregen des Vulkans endlich die unglückselige Stadt ganz begrub. Dieses Erdbeben muß von schrecklicher Heftigkeit gewesen sein, wenn man ganze Häuser und Tempel zerfallen, Säulen eingestürzt, und das zweite Stockwerk allenthalben verschwunden sieht. Denn ob es schon wahrscheinlich ist, daß bei der gänzlichen Verschüttung der Stadt noch manches verdorben und noch mehr durch das Nachgraben der alten Einwohner zerstört worden, so gehört die hauptsächlichste Zerstörung doch immer dem Erdbeben an, welches fünfzehn Jahre vor der Explosion des Vesuvs Pompeji traf. Wollen Sie ein vollkommenes, grauenerweckendes Bild davon haben, so kommen Sie mit mir auf's Forum und treten Sie an die Piedestale, wo ehemals die Reiterstatuen und sonstigen Bilder verehrter und verdienter Männer standen.

Wenden Sie den Blick das Forum entlang! Der Portieus, der es umgab, zum Theil vom Erdbeben zerstört und von den Alten selbst wieder hergestellt, wie Sie an den unvollendeten, korinthischen Säulen bemerken, welche keine Cannelirung haben, während die erhaltenen von dunklem Travertin noch neben ihnen stehen — dort Blöcke und verarbeitete Marmorstücke, welche anzeigen, daß man eben im Begriff war, die zertrümmerten Gebäude wieder aufzuführen, als der Ausbruch des Vulkans die Stadt auf achtzehn Jahrhunderte bedeckte. Zu Ihrer Linken die Basilica, vielleicht das Großartigste, was man von Architektur in Pompeji findet, und jenem kleineren, niedlichen Style, in dem Sie Tempel und Privatbäuser gebaut finden, weit überlegen, ein Gebäude, dessen grandiose Verhältnisse werth wären, in Rom selbst zu glänzen; weiterhin der schöne Venustempel, dessen Inneres Ihnen den vollkommensten Begriff vom alten Gottesdienste gibt und Ihnen Altar und selbst das Allerheiligste darbietet; im Hintergrunde aber den Tempel des Jupiter mit seinen hohen Treppen, den eingestürzten korinthischen Säulen und der majestätischen Zelle, drüber weg über all' der Mischung von Mauern, Wänden, Säulenreihen, Tempeltreppen, Architraven, Fußgestellen das schwarze Bild des Vesuvs, über dem zertrümmerten Forum wegragend, diese furchtbare Quelle der Zerstörung, dort der offene Rachen, aus dem das Verderben über diese Städte der Vorwelt hervorkam und der nun die Rauchsäule durch den klaren, ruhigen Himmel breitet. Das ist ein Anblick, der sich dem Gemüthe auf ewig einprägt und dem Beobachter der Natur und Menschengeschichte mehr frommt, als dem Architekten die wissenschaftliche Zergliederung und Messung dieser köstlichen Ueberbleibsel einer antiken Stadt.

Unter den öffentlichen Gebäuden in Pompeji sind allerdings viele von höchster Wichtigkeit für die Kenntniß alter Architektur. Die beiden Theater sind so vollkommen erhalten, daß man darin spielen könnte; das Amphitheater, die Tempel der Isis, des Jupiter, der Venus, des Herkules, das Pantheon, die große Basilica, die Thermen für beiderlei Geschlechter sind zum Theil erhalten genug, daß auch der Unwissendste über ihre Einrichtung klar werden muß, zum Theil wenigstens für den Architekten leicht zu restauriren. Aber man findet auch in andern Gegenden Italiens Aehnliches und zwar in größerem Maßstabe, in besserem Zustande und deßhalb von höherem Interesse für Künstler und Liebhaber. Was aber einzig in Pompeji ist und was man nirgends auf Erden wieder trifft, das sind die vielen, beinahe vollkommen erhaltenen Privathäuser.

Treten Sie mit mir in das Haus des Dichters, oder in die zu Ende des vorigen Jahres aufgegrabene Wohnung des Castor und Pollux; welch' eine Welt von heitern Farben lacht Ihnen entgegen: nicht vor achtzehn Jahrhunderten, gestern scheint der Hausbesitzer diese holdseligen Zimmer und Höfe verlassen zu haben. Ihr Fuß betritt an der Schwelle schon die reinlichste Mosaik, Farbe und Gestalt füllt auch den Boden an, und sogleich entdecken Sie auch den Wächter, den getreuen Hund, und die warnende Inschrift: Cave canem! Von gefärbten Säulen ist das Atrium umgeben und die Wände sind von der reichsten

Digitized by Google

Einbildungskraft mit bunten Feidern, einzelnen Figuren, ganzen Gruppen, landschaftlichen Darstellungen, größeren Gemälden, mit phantastischen Geschöpfen, zierlicher Architektur und unerschöpflichen Arabesken verziert.

Welch' ein Wohlsein fühl' ich jedesmal, so oft ich den Porticus des neuen Hauses mit seinen frischgefärbten Wänden vor mir habe! Welche Anmuth und Heiterkeit, welche gediegene Ruhe und Ordnung! Ist auch alles im kleinsten, niedlichsten Style ausgeführt, so daß ein großgewachsener Britte nicht durch die Thüre gehen kann, ohne sich zu bücken, so wird es Einem nur desto behaglicher und gemüthlicher in dieser angenehmen Beschränkung, man begnügt sich mit dem lieblich ausgemalten Stübchen, das zum Schlummer bestimmt ist und eben Platz für eine bronzene Bettstelle hat; der Hofraum, so klein er ist und so sehr auch das Complusium Platz einnimmt, das Arbeitszimmer genügt einem Manne, dessen Thätigkeit nach alter Sitte doch meist eine öffentliche war, das Speisegemach ist hinlänglich groß für eine Anzahl wohlmeinender Freunde, der angrenzende kleine Garten, selbst nur von der Größe eines Gemaches, bringt doch Blumen genug hervor und erquickt mit ihren Wohlgerüchen die bei Tische sitzenden Freunde, der Springbrunnen, der bald in der Mitte des Hofraumes, bald als eine, ich möchte fast sagen, mit barockem, kindischem Geschmack mit tausend Meermuscheln verzierte Fontaine an der Wand steht, erfrischt mit seinem Wasser doch die benachbarten Gemächer.

Nun aber holen Sie sich aus den Studien von Neapel die Gerathschaften herbei und stellen Sie jede an ihren Platz. Denn eben hierin wieder zeigt sich der unerschöpfliche Kunstsinn der Alten, welcher auch die alltäglichsten Werkzeuge des gemeinen Bedürfnisses mit erfindetischer Schöpferkraft veredelte und verschönte. Ich führe Ihnen nur die bronzenen Candelaber an, wo das Auge ermüdet, die unzähligen Bildungen einer künstlerischen Phantasie zu verfolgen! So viele ihrer da sind, so viel neue Formen, neue Gedanken, neue Darstellungen desselben Gegenstandes. Und mit welcher Nettigkeit, mit welcher Zartheit und Anmuth gearbeitet! Unverzeihlich ist es, daß nicht wenigstens ein Haus in Pompeji gerade so gelassen wurde, wie man es aufgrub! Die Bronzen in Neapel, die wohl zum Köstlichsten und Merkwürdigsten gehören, was je ein Museum aufbewahrte, und in jedem Falle der erste Schmuck des neapolitanischen sind, müssen in Gedanken in Verbindung mit dem Lokal gebracht werden, aus dem sie genommen worden und ergänzen das letztere erst zum vollkommenen Leben. Sie sind den Häusern so einverleibt, daß sie häufig auch gemalt vorkommen, wie Candelaber, Dreifüße, Trinkbecher, Vasen, Näpfe, Schüssein und andere heilige und profane Werkzeuge.

Werd' ich einmal fern von Pompeji sein, so ist es gewiß hauptsächlich solch' ein lachender, buntfarbiger Hof mit gemalten Säulen, drüber Weinreben von Ulme zu Ulme gerankt, der rauchende Vesuv und der blaue Himmel, was mir die vorweltliche Schönheit und Heiterkeit dieser Ruinen wieder ganz lebendig vor's Auge bringt.

Die Mode.

Volksstämme in Asien, Rußland und Polen, im Oesterreichischen und manchen andern Staaten haben bis heute in ihrer Kleidertracht eine gewisse Uebereinstimmung zu erhalten gewußt, während Länder, wie Frankreich, England und Deutschland nun schon seit Jahrhunderten der Mode unterworfen waren und unter gesteigertem Luxus dieser geliebten Tyrannin huldigen. Vom Bauernhause an bis zum größten Palaste der Residenz; hören wir das allmächtige Wort „Mode" erschallen und alle Modesüchtigen suchen im Wechsel ihr einziges Glück.

Ein gar eignes Ding, die Mode! Was die Menschen vor einem Jahre geschmackvoll nannten, macht die Mode heute geschmacklos, was sonst schön hieß, nennt sie heute häßlich.

Wie ist nun aber die Mode in die Welt gekommen und wo schlug sie ihren ersten Wohnplatz auf? — Die Wiege der Mode ist in Frankreich zu suchen; von dorther greift sie auch heute noch in alle Kunst- und Gewerbsverhältnisse näher und entfernter Länder ein. — Vor Jahrhunderten hingen verschiedene Volksstämme Frankreichs mit einer so innigen Liebe an ihrem Staatsoberhaupte, daß sie ihre treueste Hingebung an ihren König auch dadurch zu beweisen suchten, daß sie Farbe und Schnitt der königlichen Kleider trugen. Diese Nachahmungslust pflanzte sich fort vom ersten Diener des fürstlichen Hofes bis auf den einfachsten Bürgersmann. Bald wollten aber Höhergestellte sich doch durch die Tracht vor dem Volke auszeichnen, daher sie wieder einen andern Schnitt für ihre Kleider wählten, aber immer wieder ahmten ihnen die Provinzen in ihren Auszeichnungsgelüsten nach, und so schlug die Modesucht nach und nach im Volke tiefe Wurzeln.

Der Tonangeber blieb stets der Hof. Durch denselben kamen oft die sonderbarsten Dinge zum Vorschein. So war man zur Zeit Karls IX. gewohnt, den Hals bloß zu tragen, als aber Karl seinen wenig angenehmen Hals mit einem Tuche umhüllte, fanden Tausende dies schön und wickelten ihre Hälse in Tücher ein, ohne zu bedenken, daß ein derartiges Verfahren ihrer Gesundheit so mancherlei Nachtheile bringen mußte. Heute noch trägt man allenthalben ein Halstuch; heute noch kränkeln Hunderte in Folge dieser Mode an Drüsen und andern Halsleiden. — Als Philipp der Gute frühzeitig die Haare verlor und auf Anrathen seines Arztes eine Perrücke trug, schoren Tausende ihre kräftigen, schönen Haare vom Kopfe und trugen viele Jahre lang die anfangs verspotteten Perrücken; ja unter Ludwig XIV. nahm die Mode so überhand, daß man sogenannte „Allongeperrücken" von einigen Pfunden schwer trug. Derselbe Ludwig kam als Knabe zur Regierung und konnte als solcher natürlich keinen Bart haben. Was thaten die schön bebarteten Männer? In kürzester Zeit schoren sie ihren Gesichtsschmuck ab und alle Franzosen liefen nun mit bartlosen, glatten Gesichtern umher. — Ludwigs Hofleben und fürstlicher Glanz fand auch in Deutschland vielseitig Anklang und es fehlte nicht an Leuten, welche in Tracht, Sitte und Sprache den Franzosen nachäfften. Da konnte man die Deutschen oft nicht von Franzosen unterscheiden, daher wimmelten die deutschen Briefe von französischen Floskeln. Zuletzt kam es so weit, daß man von Paris aus von Woche zu Woche eine männliche und weibliche Puppe, nach pariser Schnitte zugestutzt und gekleidet, in die größern deutschen Städte kommen ließ, um nach denselben die deutsche Kleidertracht zu formen; die Sache wurde aber zu unbequem, daher führte man die allbekannten Modejournale ein, nach welchen unsre Modeherren und Modedamen heute noch mit Begierde greifen.

Die kleinsten Kleinigkeiten haben oft der Mode eine gewaltige Wendung gegeben. Nur einige Beispiele! —

Digitized by Google

Zu Ludwig XIV. Zeit trugen alle Damen einen mächtig hohen Kopfputz, da erschienen im Speisesaale des Königs zu Versailles zwei englische Damen mit sehr niedrig gestecktem Zopfe. Der König, dem dies gefiel, sprach sich beifällig darüber aus und die Folge davon war, daß schon am nächsten Tage die französischen Damen mit ganz niedrigen Toupe's erschienen. — Als die Verbündeten in Frankreich waren, malte Hugo Vernet einen arbeitenden russischen Soldaten in den bloßen Hemdärmeln ab und gab sein Bild in die Ausstellung. Alle Franzosen bewunderten die Zeichnung und in kürzester Zeit waren — die Blousen einheimisch geworden. — Der Spencer verdankt sein Dasein einem reinen Zufalle. Der englische Lord Spencer wollte nämlich in's Parlament gehen, blieb aber mit den Kleidern an der Thür hängen und riß sich einen Frackschoß los. Sofort ließ er sich von einem Aufwärter eine Scheere bringen, schnitt den zerrissenen Frackschoß los und den andern dazu und trat dann mit dem verkürzten Kleide in die Versammlung. Alle Welt fand an dieser Tracht Wohlgefallen und die reichsten Damen und Herren trugen nun — Spencer. —

Die so schöne, einfache griechische Kleidung der Damen, aus gegürteten weißen Gewändern bestehend, fand dadurch Eingang, daß zwei Schauspielerinnen in einem Trauerspiele sich damit bekleideten und allgemeinem Wunsche zufolge sich in öffentlichen Gesellschaften in dem wohlgefälligen, würdigen Anzuge zeigten.

Daß das Pudern der Haare von Ludwig XV. herrührt, welcher sein früh ergrautes Haar durch Puder zu verdecken suchte und daß man später selbst Knaben und Mädchen mit diesem lächerlichen Schmucke zierte, ist genugsam bekannt.

Wie sind doch die Menschen nicht abgeschmackt in ihrem Geschmacke! Wohl ist's wahr, die Mode hat manches Gewerbe erzeugt und manchen Nahrungszweig verbessert, aber sie hat auch viel Unheil angerichtet, je weiter sie ihr Reich ausgedehnt hat, und Tausende laufen heute noch als Narren ihr nach! —

Wer ein wenig Schönheitssinn hat, der nehme einmal einige Hefte von den Modejournalen verschiedener Jahre zu Hand und vergleiche die zu ihrer Zeit alle schön gewesenen Trachten, dann wird er sehen, was die Mode ist. —

R. Wolfram.

Berühmte Orte des heiligen Landes.

Die Religionsgeschichte ist eine lange Reihe von Verfolgungen: die edelsten Bekenner haben ihren Glauben mit dem Tode besiegelt. Zeit und Ort dieses Märtyrthums werden für die Anhänger des gleichen Bekenntnisses heilig die Erinnerung daran ein Cultus.

Man wird deßhalb nicht über das fromme Interesse staunen, das sich an den Ort knüpft, wo der erste Märty-

Umgegend von Jerusalem. Ort der Steinigung des h. Stephanus.

rer des Christenthums für seinen Glauben starb. Sein Name war Stephanus; die Legende hat uns nichts über sein Leben, seine Familie aufbewahrt. Man weiß nur, daß die Apostel, welche nach Christi Tod für die zeitlichen und geistigen Bedürfnisse der kleinen Gemeinde, die sich zu bilden begann, zu sorgen hatten, die zweite Mission sich vorbehielten und sieben aus den Gläubigen ausgewählten Männern die Sorge für die Leibesnothdurft übertrugen.

Digitized by Google

Stephanus gehörte zu diesen; aber er beschränkte sich nicht auf den Dienst, der ihm übertragen ward, sondern suchte soviel an ihm war auch das Christenthum zu verbreiten. Der Blasphemie gegen Abraham, Moses und Gott angeklagt, wurde er ergriffen und vor den hohen Rath gebracht.

Dort sprach er lange und mit großer Ehrfurcht vor den Patriarchen, aber er zeigte, daß sie nur die Vorläufer einer vollkommenern Lehre waren. Er bewies den Juden, daß sie das Gesetz Gottes nicht verständen, und schloß mit den Worten: „Ihr habt das Gesetz empfangen durch der Engel Hand und ihr habt es nicht gehalten."

Empört darüber, schleppten ihn die Juden vor die Stadt und steinigten ihn.

Stephanus, der erste Märtyrer für das Gesetz Christi, starb unter den Händen seiner Henker mit den Worten: „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!" Apostelg. 6, 59. Man glaubt, daß sein Tod in das Jahr 33 n. Chr. fällt.

Das andere Bild führt uns den Berg Morija vor Augen, von welchem das erste Buch Mosi im zweiundzwanzigsten Capitel spricht. Dorthin führte Abraham seinen Sohn, um ihn als Brandopfer dem Herrn darzubringen. Die Stimme des Engels aber gebot ihm, davon abzustehen,

Umgegend von Jerusalem. Der Berg Morija. Opfer des Abraham. Der Calvarienberg

und versprach ihm, daß sich zum Lohne für seinen Gehorsam gegen die Befehle Gottes sein Stamm vermehren solle wie die Sterne des Himmels und der Sand am Meer.

Auf dem Morija baute man später den Tempel von Jerusalem und der Calvarienberg ist einer seiner Höhen. Zu diesem letzteren Orte, wo Christus gekreuzigt wurde, gelangt man auf dem Schmerzenswege. In der Nähe zieht sich das Thal Josaphat hin, durch welches der Bach Kidron fließt, der im Frühjahr rothes Wasser hat. In der Ferne sieht man den Oelberg.

Das Geschenk des Geizhalses.

(Schluß.)

Er sah sich schon in den Armen des Todes. Nichts Irdisches hatte mehr Interesse für ihn: er blickte nicht nach rechts, nach links und schien selbst die Tritte eines Mannes nicht zu hören, der ihm nacheilte, noch die Stimme desselben, die ihn warten hieß; aber seine Schritte hemmte bald der kräftige Griff einer Männerhand, die ihn mit der Gewalt einer Schraubzange festhielt.

Er wandte sich erstaunt und unwillig um, denn er war nicht in der Stimmung, auf irgend eine gleichgültige Frage Rede und Antwort zu geben. Es war jedoch kein fremdes Gesicht, das ihm entgegentrat, sondern der Geldverleiher, der, zwei Zwanzigpfundnoten in Wests Hand drückend, mit athemloser Stimme rief: „Hier, nehmen Sie diese Noten! Nehmen Sie, ich bitte!" wiederholte er, als der junge Mann vor Erstaunen stammelnd fragte:

„Sie acceptiren also meine Bedingungen?"

„Nein!" antwortete der Wucherer, „ich schenke sie Ihnen. Verstehen Sie mich. Ich sage, ich schenke sie Ihnen. Ich bin ein alter Mann; ich habe nie in meinem Leben einen Schilling verschenkt! Erstatten Sie sie mir wieder, wenn Sie wollen, wann und wie es Ihnen be-

Digitized by Google

liebt. Ich habe keine Bürgschaft — ich verlange kein Attest; ich brauche keines. Ich zähle nicht darauf. Es ist abgemacht!" Und der Wucherer sprach diese letzten Worte mit einer Anstrengung, die heroisch zu nennen war, wenn man die Selbstbeherrschung in Anschlag nahm, die sie ihn kostete. „Da! rasch! rasch!" fuhr er fort, „und nehmen Sie den Rath eines alten Mannes an. Man muß Geld auf jede Weise machen, aber niemals leihen, denn auf gute Sicherheit. Erinnert Euch daran!" Der alte Mann schob West sanft von sich weg, und eilte so rasch er konnte fort, während der Gegenstand seiner seltsamen Wohlthätigkeit wie eine Statue unbeweglich auf der Straße stand. —

Ungefähr drei Monate waren verflossen, als Bernhard West wieder an der Thüre des Geldverleihers pochte.

„Ist Mr. Brace zu Hause?" fragte er freundlich.

„Nein, Sir, man hat ihn gestern begraben", antwortete die Dienerin mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Ihn begraben!" rief der Fremde in dem Tone schmerzlicher Enttäuschung.

„Ja, Sir; vielleicht wollen Sie Miß Brace sprechen, wenn Sie etwas besonders Wichtiges haben?"

„O ja, es wäre mir angenehm", sagte West: „und wenn sie die Ursache meines Besuches erfährt, wird sie meine Zudringlichkeit entschuldigen."

Die Dienerin antwortete mit einem Blick, dessen Bedeutung schwer zu ahnen war, während sie ihn nach dem Wohnzimmer ihrer jungen Herrin führte.

West trat schüchtern ein, denn er fürchtete, eine Unzartheit zu begehen, obwohl es ihn nach dem Schlag, den er so eben erhalten, seinem Herzen Luft zu machen drängte. Ein schönes Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren kam ihm entgegen. Ihre großen, blauen Augen, welche Spuren frischer Thränen trugen, wirkten seltsam auf seine Gefühle, die schon zuvor sehr aufgeregt waren.

„Ich kam", sagte er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme, „einen edeln Dienst zu vergelten. Gestatten Sie mir, Ihnen meine innigste Theilnahme an dem Verluste eines Mannes zu bezeugen, dem ich das Leben — ja mehr als das Leben verdanke." West hielt inne und suchte vergeblich das Gefühl zu bemeistern, das ihm das Wort versagt.

„Mein Vater hätte Ihnen einen Dienst gethan?" fragte das junge Mädchen lebhaft, indem sie die edeln Gesichtszüge Bernhards betrachtete, die, obgleich noch Spuren tiefen Leidens tragend, doch nicht mehr so wild und hager waren, als zur Zeit seiner ersten Begegnung mit dem Geldverleiher.

„Einen höchst unerwarteten und edeln Dienst", versetzte West, der den ersten Theil der Scene, die wir beschrieben, verschweigend, der schönen Waise die Geschichte der großen Krisis seines Schicksals erzählte.

„Ich weiß, es war so!" rief das junge Mädchen, beinahe außer sich vor Freude, — „ich weiß, er war nicht so habgierig, — so hartherzig, wie sie sagten und als er selbst vorgab. Ich weiß, er hatte ein edles Herz trotz all seines scheinbaren Geizes. O Sie sind sicher nicht der Einzige, dem er auf diese Weise gedient!"

West wollte ihr den guten Glauben, den sie von ihrem Vater hatte, nicht rauben. Die Begeisterung des hübschen Mädchens war rührend. „Dank der uneigennützigen Freigebigkeit Ihres Vaters" bin ich in verhältnißmäßig guten Umständen. Ich kam nicht blos, um mich meiner Schuld zu entledigen, glauben Sie mir, es ist keine gemeine Dankbarkeit, die ich fühle: ohne Zweifel erben Sie den ganzen Reichthum Ihres Vaters — und ich kann Ihnen somit keinen wichtigen Dienst leisten. Ich wage jedoch die Bitte, nicht zu vergessen, daß sie einen Freund besitzen, der stets bereit ist, Ihnen jedes Opfer und zu jeder Zeit zu bringen, wo es irgend Ihr Glück und Ihre Wohlfahrt gilt!"

West hielt plötzlich inne, denn der Ausdruck, den die Züge des jungen Mädchens annahmen, machten ihn stutzig.

„Sie wissen somit nicht —" begann sie.

„Nein, und was?"

„Daß ich nur ein angenommenes Kind bin! Daß ich keine Verwandten, kein Vermögen habe; daß mein Vater ohne Testament starb; daß der rechtmäßige Erbe, der in der Ferne lebt und ohne dessen Erlaubniß nichts geschehen kann — alles an sich nehmen wird, was mein Vater hinterläßt; daß der Wirth mir nur noch eine Woche hier zu wohnen gestatten will; kurz, daß ich arbeiten muß, wenn ich nicht Hunger sterben soll; daß ich mit einem Wort eine Bettlerin bin!" Und das arme Mädchen schluchzte konvulsivisch, während Bernhard West, dem diese Worte wie der Sturmwind in einem tropischen Walde klangen, der den Stolzismus seiner Natur gleichsam mit der Wurzel ausriß und Hoffnungen und Träume in ihm erweckte, die er längst in den tiefsten Abgrund seiner Seele verbannt hatte — während Bernhard, sagen wir, ihre Hand in die seine zu nehmen wagte und ihren Schmerz mit dem Troste zu verscheuchen suchte, der ihm zunächst zur Hand war.

„Erstens", sagte er, „meine liebe Miß Brace, komme ich, um das edelmüthige Geschenk Ihres Vaters zurückzugeben."

„Es gehört seinem gesetzmäßigen Erben. Ich kann es ehrenhafter Weise nicht annehmen", sagte die Tochter des Geldverleihers in festem Tone.

„Sie sind im Irrthum", versetzte West ernst, „es war ein freiwilliges Geschenk Ihres Vaters. Ich bezahle es ebenso freiwillig, kein Gesetz zwingt mich dazu." Bei diesen Worten legte er zwei Zwanzigpfundnoten auf den Tisch. „Dann", fuhr er fort: „habe ich Ihnen eine Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen. Ich verdanke mein Leben Ihrem Vater. Ich ward dadurch sein Adoptivsohn, und dies gibt mir ein Recht, Sie zu bitten, mich als Ihren Bruder zu betrachten: theilen Sie den Gewinn meiner Arbeit; machen Sie mich glücklich durch den Gedanken, daß ich dem Kinde meines Wohlthäters dienen kann! Es wäre eine grausame Kränkung, wenn Sie meine Dankbarkeit verachten wollten?"

„Ich kann sie nicht verachten!" rief die Tochter des Wucherers mit dem plötzlich erwachenden Gefühl des hohen Zutrauens, das eine edelmüthige und große Seele einzuflößen im Stande ist. „Ja, — ich nehme Ihren Beistand an."

Bernhards Gesicht klärte sich, wie durch einen electrischen Schlag getroffen, auf. Aber wie waren die beiden Kinder der Sorge erstaunt, als sie sahen, daß sie nicht mehr allein waren und daß ihr Gespräch von einem gänzlich Fremden belauscht worden, der an die Wand der fernsten Ecke nahe bei der Thüre gelehnt, sie gleichgültig zu betrachten schien.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig bis fünfzig Jahren; ein großer Backen- und Schnurrbart bedeckte den untern Theil eines bräunlichen aber schönen Gesichtes von seltener Würde. Seine Kleidung war durchaus unenglisch. Ein weiter Mantel mit einer Kapuze fiel beinahe auf den Boden; er trug hohe Kurierstiefel, die von der Reise beschmutzt waren. Seine großen dunkeln Augen

Digitized by Google

ruhten mit dem Ausdruck königlichen Wohlwollens auf den jungen Leuten, denen er sich mit einer höflichen Verbeugung näherte, die das erste Gefühl der Entrüstung in Bernhard erstickte.

„Ich bin der gesetzliche Erbe", sagte er mit mildem Tone, als ob er ihnen damit etwas äußerst Angenehmes mittheilte.

„Dann, mein Herr" sagte Bernhard, „glaube ich, — "

„Glauben Sie, was Sie wollen", unterbrach ihn der fremdartig aussehende Erbe. „Meine Kinder, wißt ihr, wer ich bin? Nein! Ich will es euch sagen. Ich bin ein Ungeheuer, das in seiner Jugend Schönheit dem Ehrgeiz, ja dem Golde vorzog. Zehn Jahre später, als ich ins Mannesalter eingerückt war, kämpfte ich, von meiner Familie verstoßen mit Armuth und Erniedrigung, ohne Freunde und oft ohne Brod. Nach Verfluß von fünf weitern Jahren war ich ein großer Mann, und die, die mich verstoßen und mißhandelt, kamen schmählich herunter. Aber die Schönheit, die ich verehrte, war Staub und das Feuer jugendlicher Hoffnungen in dem bittern Wasser der Wissenschaft erloschen. Zehn Jahre lang wanderte ich in der Welt herum. Ich bin reich; ich kann sagen, mein Vermögen ist grenzenlos; denn ich brauche nur einige Ziffern mit dieser Hand zu schreiben und sie werden Gold, wenn ich es will. Aber merkt auf meine Worte, Kinder! Ein Blick der Liebe ist mehr werth als der ganze Beifall eines Jahrhunderts und der ganze Reichthum einer Welt." Der Fremde schwieg einen Augenblick sinnend, dann fuhr er fort: „Ich nehme dein Erbe, schönes Kind! — Ich beraube die Waise und Vaterlose!" und das Lächeln verächtlichen Stolzes, das diesen Worten folgte, sagte mehr als ganze Stöße von Pergament, was er im Sinne hatte.

Unwillkürlich ergriff die Waise und Bernhard die Hand des seltsamen Mannes, der schweigend die beiden Hände zusammenlegte und sie in der seinen vereinend freundlich sagte: „Liebt einander, meine jungen Freunde, aber gedenkt bisweilen auch in Liebe des alten wandernden Poeten. Kein Wort! Ich verstehe euch, obgleich ihr einander noch nicht versteht."

Und wer war der Fremde? Neugieriger Leser: Geschichten erzählen und Geheimnisse ausschwatzen, ist Zweierlei.

Blätter aus Natur und Leben.

Es ist bekannt, daß wenn Wasser in einer verkorkten Flasche einem starken Frost ausgesetzt wird, die Flasche zerspringt, weil das Eis sich ausdehnt. Aber wie unglaublich groß diese Macht des Eises ist, davon hat man sich erst überzeugt, als man eine Eisenkugel, d. h. eine Bombe von 15½ Zoll Durchmesser und 2¾ Zoll Dicke mit Wasser füllte, sie verschloß und einer starken Kälte aussetzte. Kaum begann das Eis sich zu bilden, so sprang die Kugel und ein Stück von 150 Pfund Gewicht wurde weit fortgeschleudert. Zufolge genauer Berechnung belief sich die Kraft, die diese Sprengung bewirkte, auf nicht weniger als 2,600,000 Pfund. Genau aus demselben Grunde, weil das Wasser in der Kälte sich ausdehnt, schwimmt das Eis auf dem Wasser und ist dennoch im Stande, schwere Lasten zu tragen; doch kann nur ein Zehntel des Eises sich über dem Wasser halten, während die übrigen neun Zehntheile unter dem Wasser bleiben.

— Francis Galton erzählt in seinem Bericht über eine Reise im tropischen Centralafrika von den Selbstschußflinten der Buschmänner von Tounobis: Hyänen quälen und beunruhigen Einen Nacht für Nacht und es ist sehr unangenehm, während der Kälte aufzubleiben, da der Schlaf in diesem Tropenklima so ganz besonders nothwendig wird; deßhalb stellt man, um dies nichtsnutzige Thier zu schießen, ein Gewehr auf, dessen Drücker jenes selbst zu seiner Vernichtung ziehen muß. Die Art, das Gewehr zu richten, ist sehr einfach. Drei Pfähle werden gleichweit von einander aufgestellt, zwischen den zwei ersten die Flinte quer festgebunden, ein mit dem Hahnen in Verbindung stehendes Holzstück so an der Seite des Gewehrs befestigt, daß es leicht vor- und rückwärts spielen kann; ein Faden, vom unteren Theil des Stockes ist an dem Drücker festgemacht; ein anderer führt vom obern Theil durch die Ladstockröhre und geht über den Pfad: so muß die Flinte losgehen, wenn ein Thier an dem Stricke streift. Der Faden darf nicht zu fest sein, und der Lauf für eine Hyäne muß so hoch liegen, als das Knie eines Mannes vom Boden; der Lauf für einen Löwen acht Zoll höher.

Eine Hochzeit der Boysalzsieder.

Unter den Boysalzsiedern an der Küste von Frankreich zeichnen sich hinsichtlich der Race, der Gebräuche und der Tracht die Bewohner der Halbinsel Guérance an der Mündung der Loire aus. Zwei Orte ziehen besonders die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich: die Flecken Batz und Saillé.

Man erkennt in den Einwohnern gleich die Nordländer. Der Schlag ist größer, stärker, hat einen gebräunten Teint und minder stubenhockerische Gewohnheiten als die übrige Bretagne.

Außer der Arbeitstracht, die allen Boysalzsiedern gemein ist, und von der wir früher (S. 139) schon gesprochen, haben die Bewohner eine Festtracht, von der unser Bild noch nicht mal den ganzen Reichthum enthält.

Diese Festtracht besteht bei den Frauen aus einem kleinen Kopfputz, der theilweise die Haare bedeckt, welche auf der Stirne zusammengefaßt und in ein Band geflochten sind; ferner aus einem großen Spitzenkragen, einem violetten auf dem Rücken und an den Armöffnungen mit schwarzem Sammet besetzten Leibchen, welches rothe Aermel hält, aus dem am Ende andre Spitzenärmel hervorsehen; aus einem violetten Rock und einer gelben Moireseidenschürze; ein Gold- oder Silbervorstecker wird auf der Brust von seidenen und goldenen Bändern gehalten.

Der Kranz von weißen Rosen, ein Strauß und ein goldnes Kreuz vervollständigen die reiche Tracht.

Der Bräutigam trägt einen breiträndrigen Filzhut mit farbiger Schnelle, und an der Seite aufgeschlagen; ferner eine Weste von weißem Flanell mit dem Sahlband umsäumt, ein Wams von dunkelblauem Tuch und endlich „die Chemisette", eine Art dunkelblauen Paletot. Auf seiner Schulter hängt ein kleiner spanischer Mantel von schwarzer Seide mit grünlichem Schimmer.

Dieser Mantel wird nur bei Hochzeiten oder Begräbnissen getragen.

Digitized by Google

Bei dieser letztern Feierlichkeit und wenn sie in Trauer sind, tragen die Frauen eine Art Kragen (Palatin) von schwarzer Wolle, der wie ein ungeschorenes Schaaffell aussieht.

Im Flecken Batz setzen sich Braut und Bräutigam bei der Hochzeit nicht an einen Tisch; jedes ißt mit seiner Familie; dann kommt der Bräutigam mit allen seinen Freunden und fordert seine Frau. Man stellt ihm wie in Cornwales hinter einander zuerst ein kleines Mädchen, dann eine Wittwe, zuletzt eine alte Frau vor, aber ohne die Knittelverse, welche diese Ceremonie im Bisthum Quimper begleitet; endlich entschließt er sich, seine Braut zu suchen, die sich gewöhnlich verborgen hält. Hat er sie entdeckt, so vereinigen sich die Glieder der beiden Familien um einen Tisch. Man stellt ihnen nicht, wie in Saillé, köstliches Dessert auf, sondern drei Brodlaibe von zwölf Pfund und eine Butterballe. Dann beginnen die jungen Mädchen den Hochzeitsgesang, eine alte Ballade, die die Pflichten des Ehestandes in rührenden Versen schildert. Bei jedem Couplet erhebt eines der Aeltern sein Glas und spricht:

«A la santé de Madame la mariée!»

Alle folgen mit dem Worte!"

«Honneur!»

Tänze folgen dieser Ceremonie.

Sie tragen wie alles Uebrige ein eigenthümliches Gepräge.

Die Häuser der Halbinsel Guérance sind beinahe alle aus Granit gebaut und mit Schiefer gedeckt, was ihnen äußerlich etwas Wohlhabendes, Solides verleiht. Die innere Einrichtung weicht wesentlich von der in den übrigen Cantonen ab: die Betten sind an den vier Ecken mit hohen künstlich gedrehten Holzsäulen aus rothem Holz geschmückt, welche einen mit Bändern verzierten Baldachin tragen. Vorhänge von grünem Serge sind an dem Baldachin befestigt. Das Bett selbst ist so hoch, daß man es mit einer Leiter besteigt.

Neben dem Bette steht eine Kiste mit einer Bainstrade, wo die Mutter die Wiege ihrer kleinen Kinder hat. Das übrige Mobiliar besteht aus geschnitztem rothen Holze; auf dem Schenktisch stehen die farbigen Teller. Die Familie ißt auf einem dreieckigen Tisch, um den sie sich auf niedrigen Stühlen setzt.

Die Kamine sind klein.

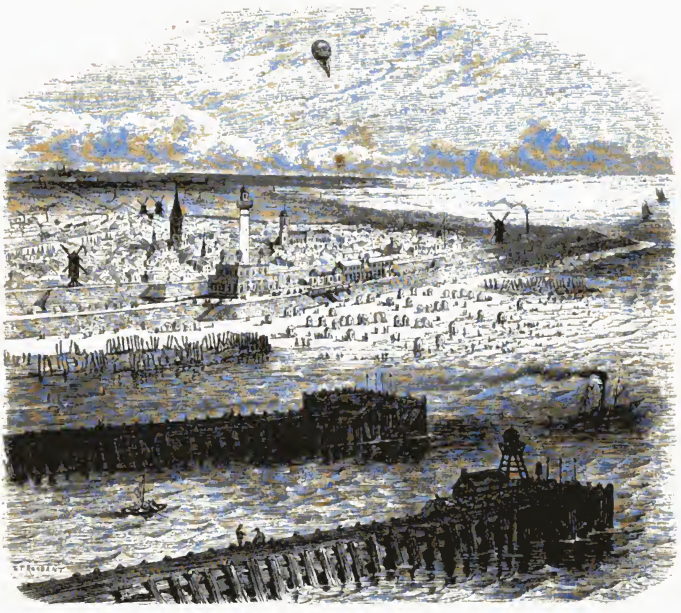
Die Boysalzsieder, welche zugleich Ackerbau treiben, sind im Allgemeinen wohlhabend, um so größer aber ist das Elend der auf das Salzsieden Angewiesenen. Diese können, wenn zehn Hände in der Familie thätig sind, sich höchstens 212 Franken jährlich erwerben; zum Handel jedoch gehört ein kleines Capital, da man die Steuer vor dem Verkauf des Salzes bezahlen muß.

Festkleidung der Boysalzsieder in Frankreich.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lanson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Ostende.



Ostende aus der Vogelperspective.

Die Lage von Ostende ist durchaus nicht malerisch; rings herum flache baumlose Gegend. Dünen, so weit das Auge reicht, trennen das Land vom Meere. Doch ist die Reihe dieser Sandhügel durch die Stadt unterbrochen, welche weit über ihre Linie hinaus in den Ocean hinein gebaut ist und gegen die Gewalt der Wellen durch einen starken steinernen Damm beschützt wird, dessen mit rothen Ziegeln belegte Oberfläche den angenehmsten Spaziergang gewährt. Bei hoher Fluth dringen die Wogen bis zur Mitte dieses Dammes vor, doch zur Zeit der Ebbe ziehen sie sich weit zurück, und hinterlassen einen 100 bis 200 Klafter breiten Strand, auf dessen ebenem sandigem Boden sich während der Saison das mannichfaltigste Leben bewegt. An einem Ende des Dammes steht ein eleganter Pavillon, wo sich gewöhnlich des Nachmittags die Gäste versammeln; dichtgedrängt, alle Zungen Europas redend, umlagern sie auf Stühlen und Bänken das zierliche Gebäude, während in der Blüthe der Saison Hunderte von Spaziergängern die ganze Länge des Dammes auf- und abwogen oder am Strande sich ergehen, und, selbst Zuschauer, das anziehendste Schauspiel gewähren. Dem nachdenkenden Beobachter drängt sich hierbei der Contrast und wiederkum die Aehnlichkeit des kleinen Menschenlebens und des großen Meereslebens auf, und es fällt ihm der bekannte Spruch des alten Poeten ein, wo wir mit den ewig wechselnden Wellen verglichen werden.

Vom Damm aus genießt man die herrlichste Aussicht aufs Meer. Der Blick, von keinen Grenzen beengt, streift weit über den Ocean hin, dessen letzte Fluthen oft mit dem neblichten Horizonte verschwimmen, oft aber, scharf abgegrenzt, eine unermeßliche Linie von Osten nach Westen, von der Scheldemündung bis nach Dünkirchen ziehen. Nichts vermag denjenigen, dessen Fuß noch nie den Meeresstrand betrat, einen Begriff von diesem großartigen Bilde zu geben. Mit den einfachsten Mitteln, Luft, Licht und Wasser, entwickelt hier die Natur die außerordentlichste Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, und so wie sich vielleicht von allen Blättern, die der Frühling hervorbringt, keine zwei vollkommen gleichen, so bleibt sich auch der Meeresspiegel niemals gleich, sondern bietet einen ewigen Wechsel der Beweglichkeit und der Beleuchtung dar.

Im Sommer bietet die Nordsee gewöhnlich die freundlichsten Bilder. Nicht wenig tragen die zahlreichen Segel, deren zu jeder Zeit auf diesem befahrensten aller Meere einige zu sehen sind, zur Belebung des Gemäldes bei. Mit ruhiger Bewegung sieht man sie in den sicheren Hafen ein-

laufen oder in die See stechen, während von Zeit zu Zeit die schwarzen Rauchwolken eines vorübereilenden Dampfboots an die Nähe Englands erinnern.

Die Stadt selbst ist freundlich und macht mit ihren breiten reinlichen und schnurgeraden Straßen einen gar angenehmen Eindruck. Viele interessante Ausflüge in die Umgegend lassen sich nicht machen. Auf den Dünen, die einen unbeschreiblich öden Charakter haben, verstinkt man im Sande. Weit und breit wächst wegen der herrschenden Nordwestwinde kein Baum. Schon in großer Ferne bemerkt man auf der Herreise die Annäherung des Oceans an dem merkwürdigen Wachsthum der Zweige. Sie sind sämmtlich landeinwärts gerichtet und zeugen von der gewaltigen Kraft der Sturmwinde, die während eines großen Theils des Jahres an dieser Küste herrschen. Doch auch in den Sommermonaten kommen Tage vor, wo das Gehen auf dem Steindamm unmöglich wird, und wo die mit weißem Schaum bedeckte Oberfläche des Meeres zu sieden scheint.

Zweimal täglich nach einer Zwischenzeit von etwa 12 Stunden 50 Minuten steigt an der vlandrischen Küste die Fluth zu ihrer höchsten Höhe herauf, zweimal täglich sinkt sie allmählig zum tiefsten Stande hinab.

Erst nach 14 Tagen kommt die Fluth wieder auf dieselbe Stunde zurück, und man bemerkt, daß sie sehr genau am Tage des Neumondes und Vollmondes dieselbe ist, und also die Zeit ihres Eintretens mit der Stellung des Mondes zusammenhängt. Die Höhe, bis zu welcher sie steigt, ist nicht überall und zu allen Zeiten dieselbe. Die Tage um den Neu- und Vollmond haben bedeutend höhere Fluthen. Diese Springfluthen, welche bei Dover bis zu einer Höhe von 25 Fuß steigen, betragen bei Ostende nur 16 Fuß, und vermindern sich immer mehr, je näher sie der dänischen Küste rücken, so daß am jütischen Gestade ihre Kraft das Wasser nur um ein Paar Fuß zu erhöhen vermag. Trifft ein heftiger anhaltender Sturmwind mit der Springfluth zusammen, der die Wassermassen der Küste zuwälzt und ihren Ablauf verhindert, dann entstehen leicht Durchbrüche der Dünen, und in ihrer Folge weitverheerende Ueberschwemmungen, deren die Geschichte von Ostende nur zu viele anführt.

Die erste Entstehung von Ostende ist, wie die mancher viel größeren und berühmteren Städte, durchaus in Dunkel gehüllt. Nach dem Annalisten Meyer soll ein gewisser Gobert von Steenland im Jahr 814 der Abtei Saint Bertin zu Saint Omer 33 kleine Städte und Dörfer an der Küste geschenkt haben, unter welchen sich Ostende befand. Das elende Fischerdörfchen hatte viel von Ueberschwemmungen, Plünderungen und peststartigen Krankheiten zu leiden, und sank in Vergessenheit, bis Robert, der zehnte Graf von Vlandern, im Jahr 1072 dem heiligen Petrus dort eine Kirche baute. Margaretha von Konstantinopel, Gräfin von Vlandern und Hennegau, und Tochter des unglücklichen Balduin, über dessen Schicksal Tieck eine anziehende Novelle geschrieben hat, erhob, 1267, Ostende zur Stadt. Die glückliche Lage zog viele Kaufleute herbei; der Wohlstand vermehrte sich, obgleich wegen der Uebergriffe des Meeres die Kirche auf den Platz, wo sie jetzt noch steht, verlegt werden mußte (1729 wurde sie nach einem Brande neu wieder aufgebaut), und im Jahr 1445 ertheilte Philipp der Gute den Bürgern Erlaubniß, an der westlichen Seite der Stadt einen Hafen zu graben. Diese Begünstigung, und noch mehr die Kunst, den Hering einzusalzen, die man dem Gilles Beukels unbekannten Ursprungs und dem Jakob Kien von Ostende verdankt, machten sie zu einer der blühendsten Städte von ganz Vlandern. Aber mit dem Glück wuchs auch der Uebermuth. Im Jahr 1489, in dem Vormundschaftskriege von Maximilian von Oesterreich, mischte sich Ostende, statt ruhig fortzufahren, Bücklinge einzusalzen, mit in den Streit, und erklärte sich gegen die Ansprüche des Fürsten. Eine der ersten Folgen dieses Schrittes war, daß Daniel von Praet, Hauptmann des Königs Maximilian, die Stadt überrumpelte, plünderte und in Asche legte.

Die Protestanten, welche die Wichtigkeit ihrer Lage wohl erkannten, befestigten sie im Jahr 1585 mit starken Wällen und einem doppelten Graben, und legten eine starke Besatzung hinein. Die Dünen zu beiden Seiten der Stadt wurden abgetragen. Bei dieser Gelegenheit eroberte das Meer einen neuen Eingang, den jetzigen Hafen, und verbreitete sich bei jeder Fluth mehrere Stunden weit ins Innere, so daß man dem Platze nur von der westlichen Dünenreihe nahen konnte. Dieser Umstand, so wie die ununterbrochene Communication mit dem Meere, waren es, die während der berühmten Belagerung, welche von 1601 bis 1604 dauerte, die größten Anstrengungen der Spanier vereitelten.

Während dieser denkwürdigen Belagerung war Ostende der Haupttummelplatz der beiden Confessionen. Freiwillige aus allen Nationen strömten entweder zur Fahne der Verbündeten oder zum Panier der Spanier.

Die ersten Feldherren des Jahrhunderts erschöpften ihr Genie in der Vertheidigung und im Angriff. Fast kein Tag ohne Verwüstung und Tod, und das alles im Namen der Religion. Zuletzt gelang es dem Marquis Spinola, die Uebergabe der Stadt zu erzwingen. Sie wurde neu aufgebaut, wie man sie jetzt sieht, mit schnurgeraden breiten Straßen. Im Jahr 1745 wurde die Stadt aufs Neue von den Franzosen beschossen. Mit der französischen Invasion folgte der Ruin der Stadt. Von 1794 bis 1814 machte der Krieg mit England allen Handel unmöglich, und da noch dazu die Schiffe, die der Stadt gehörten, zur Zeit des Lagers von Boulogne für den Dienst der Republik in Beschlag genommen wurden, hörte sogar der Fischfang auf, der unter Wilhelm I. sich nur langsam wieder hob. Unter der holländischen Regierung wurden die jetzigen Festungswerke gebaut. Die Bevölkerung beläuft sich auf 15,000 Seelen, unter welchen man ungefähr 2000 Engländer zählt. Der Stockfisch- und Häringsfang wird mit großem Erfolg betrieben. In den letzten Jahren hat er sich vervierfacht. Im Jahr 1830 besaß die Stadt nur 30 bis 35 Schiffe, nun zählt sie deren 106, und neue liegen beständig auf den Werften. Die Zahl der ankommenden Handelsschiffe ist in fortwährendem Wachsen begriffen. Die Austern von Ostende sind berühmt. Dampfboote nach Dover und London laufen täglich ein und aus.

Hererei und Wahrsagerei.

Von Rob. Wolfram.

Unter einer Here versteht der Aberglaube eigentlich eine Zauberin, welche mit Teufeln und bösen Geistern in Verbindung steht und mit Hülfe derselben außerordentliche Wirkungen hervorbringt; Hererei ist sonach Zauberei unter dem Beistande des Teufels und höherer Geister. — Schon im Heidenthume war der Glaube an Zauberei vorherrschend und die Klarheit des Christenthums war nicht im Stande,

Digitized by Google

den unglückseligen Wahn zu verdrängen. Auch selbst die christlichen Völker nahmen noch an, daß es gewissen Menschen möglich sei, mit den hölischen Mächten in Verbindung zu treten, um sich selbst unzählige Vortheile, Andern aber Unglück und Elend zu bereiten. Man sollte meinen, daß die reine Christuslehre mit jedem Jahrhundert ihrer Weiterverbreitung diese unsinnige Annahme von zauberischen Einwirkungen hätte verdrängen müssen, aber man irrt sich, denn der Unsinn und der Aberglaube waren gerade in den spätern christlichen Zeitabschnitten vielen Bekennern des Christenthums höchst willkommene Dinge. Insbesondere wußte man beim niederen Volke den traurigen Wahn zu bestärken, indem man den unwissenden Zeitgenossen vorspiegelte, daß der Teufel den Menschen in seine Netze zu ziehen versuche und daß Hexen und böse Geister als die Feinde ihres Glücks umher schwärmten. So wirkten Bosheit, wie Lug und Trug auf die arme Menschheit ein; so wurden die heiligen Wahrheiten der Religion durch die Verfinsterung des Verstandes und durch Aengstigung der Gemüther umhüllt und verdrängt; so wurden viele Tausende in geistiges und leibliches Elend gestürzt.

Am fürchterlichsten wüthete der Wahn von der Zauberei oder Hexerei im Mittelalter unter den Menschen. Die verschiedenen Verordnungen einzelner Staatsoberhäupter waren nicht im Stande gewesen, das Krebsübel zu verdrängen, denn die Männer der Finsterniß gaben sich alle Mühe, die alltäglichen Erscheinungen des Lebens den Wirkungen des Teufels und der bösen Geister und Hexen zuzuschreiben. Bald verpflanzten sich die Hexenprozesse nach Deutschland, wo sie fast eben so unmenschlich geführt wurden, als die Inquisition gehandhabt ward.

Was die Inquisitoren selbst nicht thun konnten, das mußten ihre Gehülfen ausrichten. Da nun immer noch edle Menschen genug vorhanden waren, in welchen der Glaube an Hexerei nicht Wurzel fassen wollte, so suchte man durch Schriften den menschlichen Verstand vollends zu umnebeln. Unter diesen Schriften steht der Zaubercodex oben an, welcher 1489 unter dem Titel: Malleus maleficarum (Hexenhammer) in Cöln erschien, nachdem die dortige Universität denselben unterschrieben und Maximilian I. ihn bestätigt hatte. Dieses Buch enthielt die ungereimtesten Verdrehungen, eingegeben von Ränkesucht, Parteihaß, Heuchelei und Bosheit; es sprach sich über Teufel und Zauberer aus, gab die Schutz- und Heilmittel gegen Verzauberungen an und schrieb den Richtern vor, wie sie die Hexenprozesse zu Ende führen sollten, ja es befahl sogar auch solchen Menschen, welche aus Unwissenheit oder Zweifelsucht die Zauberei nicht glauben wollten, sofort auch den Prozeß zu machen und mit dem Anlegen der Beinschrauben und anderer gräßlichen Martern zu beginnen. Der Hexenhammer strotzte von Lügen, von unzüchtigen Ausdrücken und Sinnlosigkeiten. Ueber die Weiber sagt er zum Beispiel, sie seien vom Teufel leichter zu verführen, als die Männer, weil sie aus einer krummen Rippe des Mannes geschaffen worden wären, weßhalb sie krumme Wege wählen und selbst krumm gehen müßten; sie hätten wenig Glauben und wären als eine Mißgestalt der Menschen zu betrachten; daher möge man sie, wenn sie auf der Folter kein Geständniß ablegen wollten, nach einigen Tagen wiederholt und so lange foltern, bis die Unholdinnen bekennen würden. Das Herz muß dem fühlenden Menschen bluten, wenn er nur von einem einzigen Hexenprozesse nähere Mittheilungen liest, und solche Prozesse wurden im Mittelalter zwei Jahrhunderte hindurch geführt und Millionen Menschen opferte man mit kaltem Blute hin, um ihnen mit dem Leben zugleich Vermögen und Ehre zu rauben! —

Doch, Dank dem himmlischen Vater der Wahrheit! diese Gräuelscenen sollten endlich dem Lichte der Vernunft weichen. Tausende hatten sich schon in ihrem Innern gegen die unwürdige Behandlung der Menschheit gesträubt: da wurden die Stimmen lauter und lauter, die den unsinnigen Wahn über Hexerei eifrig zu bekämpfen begannen. Unter Allen, welche ihre Stimme erhoben, hat die Geschichte besonders die Namen zweier Männer, Balthasar Becker und Christian Thomasius, aufbewahrt. Sie bestritten die abergläubischen Meinungen ihres Zeitalters mit kühnem Muthe und erwarben sich das große Verdienst, den fürchterlichsten Auswüchsen der geistigen Beschränktheit den Untergang zu bereiten. Der letzte Hexenprozeß wurde 1730 in Schöningen im Braunschweigischen geführt, aber in Glarus in der Schweiz wurde noch 1770 eine Hexe hingerichtet.

(Schluß folgt.)

Blätter aus Natur und Leben.

Die militärischen Achselschnüre, welche die Uniformen mancher Länder auszeichnen, haben einen historischen Ursprung. Der Herzog von Alba wollte sich während des niederländischen Freiheitskrieges an einem belgischen Reiterregimente rächen, das zum Feinde übergegangen war, und ließ deßhalb bekannt machen, daß jeder Mann von diesem Regiment, ohne Rücksicht auf Rang, gehängt werden sollte. Die tapfern Niederländer antworteten ihm spottend, daß sie, um ihm die Ausführung seiner Drohung zu erleichtern, alle mit einem Strick um den Hals gehen, und, um es ihm noch bequemer zu machen, in den Strick einen Nagel stecken wollten, mit dem man sie an dem Galgen befestigen könnte. Das genannte Regiment, das später bei mehren Gelegenheiten einen seltenen Muth und eine staunenswürdige Tapferkeit zeigte, behielt diesen Strick als Auszeichnung bei und da andere Regimenter diesen Schmuck bald nachahmten, kamen die Achselschnüre mit Gold- und Silbernägeln in allgemeinen Gebrauch.

Druckfehler.

Von von Hemmert.

Ein gelehrter Buchdrucker im sechszehnten Jahrhundert, Robertus Stephanus, druckte die Bücher der alten Schriftsteller mit solcher Genauigkeit, daß er die Aushängebogen einiger Werke in Paris öffentlich ankleben ließ und für jeden Druckfehler, den man ihm nachweisen konnte, einen Dukaten versprach.

Wo ist jetzt der Buchdrucker, der so genau wäre? Selbst die Stereotypdrücke von Didot sind nicht so rein, daß sich dabei nicht ein Goldstück verdienen ließe. Die Deutschen sprechen viel von ihren „Prachtausgaben". Aber auch diese haben, so schön sie sind, ihre Druckfehler.

Leute, die viel lesen, finden sicher dann und wann Druckfehler, die sie, wegen des gewaltigen Contrastes mit der Absicht des Schriftstellers, zu einem herzlichen Lachen zwingen. Wenn man viel zu Hause sitzt und liest, wie ein ächter helno librorum (Bücherwurm), so ist solch'

Digitized by Google

ein Lachen oft das beste Mittel gegen Verstopfungen und Hämorrhoidalbeschwerden. Ich will deßhalb diesen kleinen Nutzen der Druckfehler nicht unberührt lassen, obgleich ich gerne zugebe, daß die Druckfehler im Ganzen mehr lästig, als ergötzlich sind.

Außer diesem haben aber die Druckfehler noch eine gute Seite, zwar nicht für den Leser, aber für den Schriftsteller; sie lassen nemlich dem Letztern, wenn ein Rezensent ihn wegen eines Mißgriffs striegeln will, eine Hinterthüre offen, um zu entkommen und dem Publikum zuzurufen, daß es nur ein Druckfehler war, über den der gelehrte Rezensent einen so gewaltigen Lärm erhebt. Namentlich geht dies sehr gut bei Zahlen; und ach! wie Mancher hat hier, um den Leser zu betrügen, eine Null zu viel, dort eine zu wenig gesetzt, und wie Manchem, der aus Unkunde oder zum mindesten aus Nachlässigkeit einen historischen Fehler begangen, ist es nicht nachträglich geglückt, sich auf diese Weise zu retten.

Schriftsteller von Fach! seid vorsichtig, daß ihr von diesem Kunstgriff nicht zu stark Gebrauch macht, sonst lauft ihr Gefahr, daß man euch die Frage vorhält, welche der berühmte Lessing an einen Uebersetzer des Horaz richtete: „Warum, mein Freund, erklären Sie nicht ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?"

Die Felsen von Japan.

Das japanische Reich besteht aus zahlreichen Inseln, unter welchen drei hervorragen: Niphon, Kiusiu und Sikok. Niphon, auf welcher sich Yedo, die Hauptstadt, befindet, deren Einwohnerzahl man auf zwei Millionen angibt, hat dem ganzen Reiche seinen Namen geliehen. Niphon, chinesisch Jepon oder Gevon, heißt zu deutsch Land des Lichts.

Japan scheint von der Natur gegen jeden Einfall gesichert, denn das Meer ist ringsherum ungemein stür-

Mi-Oga-Jama, die Männer- und die Frauennase im Fürstenthum Kadsusa.

misch und voll Klippen und Korallenriffen. Die Bayen und Häfen liegen zwischen diesen scharfen, vorspringenden Felsen, die das Land ohne Lootsen unnahbar machen. Unter fünf Schiffen, die nach Japan bestimmt sind, geht gewöhnlich eines zu Grunde, eine Thatsache, die durch die Erfahrung von zwei Jahrhunderten bestätigt ist; nur während der schönen Monate und bei ruhigem Meere läßt sich eine Reise nach Japan wagen. Diese Masse von Felsen, Sandbänken und Klippen beweist, daß hier einst eine jener furchtbaren Erdrevolutionen stattgefunden haben muß, die die Natur des Bodens vollständig veränderte. Es ist beinahe außer Zweifel, daß Japan ehemals wie Ceylon, Sumatra und Java zum asiatischen Continente gehörte; daß Niphon, Kiusiu, Sikok u. s. w. früher einen Isthmus gebildet, der die Ostseite von Sibirien mit der Küste von Nordamerika verband. Die zahlreichen Vulkane, welche auf der ganzen Oberfläche des japanischen Reiches verbreitet sind, geben dieser Vermuthung große Wahrscheinlichkeit. Kein Land ist Erderschütterungen so sehr ausgesetzt, wie dieses, deßhalb haben die Gebäude von Yedo nur ein Stockwerk; der Palast des Kaisers selbst ist auf diese Art gebaut, und da eine Menge Fürsten, Minister, Großwürdenträger beim Kaiser wohnen müssen, so ersetzt der Palast durch Ausdehnung, was

Digitized by Google

ihm an Höhe mangelt: er nimmt deßhalb ein ganz enormes Terrain ein. 1703 wurde die Stadt durch ein Erdbeben zerstört: nur die Inseln Gotto und Isusima sind von dieser Geißel verschont. Den vulkanischen Ausbrüchen, von welchen Japan heimgesucht wird, verdankt es die eigenthümliche Bildung seiner zackigen Küsten. Namentlich zeichnet sich in dieser Richtung eine Insel aus — Fastisso, die so von Riffen umgeben ist, daß man sich ihr nur vermittelst eines Krahnen nähern kann. Die Regierung benützte diese Eigenthümlichkeit zu ihrem Vortheil, indem sie ein Staatsgefängniß auf derselben errichtete. Alle in Ungnade gefallenen Vornehmen (und im Oriente reicht eine Bagatelle hin, sich den Zorn des Gebieters zuzuziehen) werden in diese natürliche Festung

Solo-Fana an der Küste von Tsukaru.

gebracht, wo sie arbeiten und die kostbaren Stoffe fertigen müssen, die die Person des Seogun (weltlichen Kaisers) schmücken sollen.

Unsre beiden Bilder geben von den Felsennestern Japans die klarste Anschauung.

Ein nächtlicher Gast.

Erzählung.

Vor dreizehn Jahren wohnte ich in einer ruhigen, hübschen Straße des Faubourg Schaerbeck zu Brüssel und studirte am St. Pierrehospital Medicin, mit der festen Ueberzeugung, niemals ein ordentlicher Chirurg werden zu können, da ich einen angebornen Schauer vor Blut und einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Leichname besaß. Weßhalb ich demungeachtet fortfuhr, Vorlesungen zu besuchen, aus denen ich nichts wegtrug, und Bücher zu lesen, auf die ich vergeblich meine Aufmerksamkeit zu richten suchte, brauche ich hier nicht zu erzählen. Mein Schicksal wollte einmal, ich sollte Chirurg werden. Dies machte mich jedoch im höchsten Grade unglücklich. Ich griff zur Malerei, — anfangs um mich zu zerstreuen, später jedoch in der Hoffnung, ein Maler zu werden. Aber was war von Gesichtern und Gegenden im Vaterlande Tenier's nicht schon gemalt! Sein fleißiges Genie konnte ja von Tagesanbruch bis zum Abendessen ein Bild vollenden. Ich sah, daß ich um einige Jahrhunderte zu spät geboren worden. Ich versuchte es mit der Literatur, aber das ging nicht. Ich trieb einige Zeit Chemie und hatte beinahe ein neues Mittel entdeckt, dem Glas eine glänzende Rubinfarbe zu geben; aber auch dieses Glück wurde mir zu Schanden gemacht. Nach diesen vergeblichen Versuchen beschloß ich, mir wegen der Zukunft keine grauen Haare wachsen zu lassen, pflegte Geranien, spielte Pianoforte und las metaphysische Schriften.

Das Haus, in welchem ich wohnte, war ein altes vlämisches Herrenhaus mit zwei Flügeln und einer Mauer; eine Reihe Bäume verbarg es dem Anblick der Straße. Meine Wohnstube war so groß und hoch, daß wenn ich auch noch so viel Lichter aufsetzte, die Dunkelheit in den Ecken nicht verschwand. Da die Hälfte der Zimmer des Hauses immer leer war, so hatte mir der Besitzer jene Stube zu einem ungemein billigen Preise angeboten und meine Liebe zu Geranien bestimmte mich, das Anerbieten anzunehmen, denn das Flügelfenster dieses Zimmers ging auf die flachen Dächer des Portiers, und auf diesem Raum wollte ich einen Blumengarten anlegen.

Es war eines Abends spät im Herbste; es hatte den ganzen Tag über geregnet; der Himmel war noch immer umwölkt und die Luft so kalt, daß ich mein Feuer im Kamine angezündet hatte. Ich ging auf dem Bleidache spa-

Digitized by Google

zieren, pflückte die Blätter meiner Geranien ab, und athmete den süßen Duft des Laubes und der Blüthen ein, die vom Regen erfrischt worden waren. Das Roth der Blumen sah schöner als je aus und die hellen Silbertropfen hingen an dem Haar der Stiele und den Spitzen des Laubes. „Was brauche ich nach Auszeichnung zu streben", dachte ich, „wenn mich so unbedeutende Dinge entzücken können?" Als ich jedoch wieder in mein Zimmer trat, flog ein Schatten über die heitere Stimmung hin: und ich dachte an all das, was Dichter und Andere von dem Mann sagen, der allein lebt und ungeliebt stirbt. Da war mein Nachbar Vandermere, der mir gerade „Guten Abend!" geboten; ich plauderte bisweilen mit ihm, wenn er in meinen Garten herübersah, denn eines seiner Fenster ging gleichfalls auf diese Dächer. Auch er war Maler und hat seine Studien mit der stolzen Absicht begonnen, es den größten Meistern gleich zu thun, hatte geheirathet und Familie bekommen; seine Träume aber von Ehre und Ruhm waren verschwunden und er begnügte sich mit dem bescheidenen Loose, Copieen der berühmtesten Bilder des Museums zu malen, die, um ihm gerecht zu sein, kaum von den Originalen zu unterscheiden waren. Er sprach nie von getäuschten Hoffnungen. Wenn es je einen glücklichen Mann gab, so war er es. „Das häusliche Leben", sagte ich, „ist der einzige Trost für getäuschte Hoffnungen. Ich brauche eine Frau." Aber von all' meinen Entdeckungen war das aus einem halben Dutzend Gründen die unpraktischste.

Ich ging auf und nieder und blieb dann am Fenster stehen, an das bisweilen eine lange Weinrebe, die der Wind bewegte, raschelte. Regentropfen fielen in gleichmäßigem Takte von der Dachtraufe und der Himmel verfinsterte sich immer mehr. Vandermere hatte das Fenster verlassen und sein Licht war verschwunden. Der Blick ins Freie hatte für einen einsamen Mann nichts gerade sehr Erfreuliches.

Aber mein Zimmer sah an diesem Abend nicht viel heimlicher aus. Meine chemischen Instrumente und meine Staffelei erinnerten mich an die Zeit vergeblicher Versuche. Meine ganze Vergangenheit war eine verlorene Zeit. Vor sechs Monaten hatte ich einen Kreis von Freunden verlassen und beschlossen, nie wieder den Spieltisch zu besuchen, an dem ich bereits Geschmack zu finden angefangen. Aber was hatte ich gewonnen? Nichts. Denn ich wußte nicht, was beginnen. Womit sollte ich mich diesen Abend unterhalten? Ich nahm meine Instrumente heraus, putzte sie und stellte sie dann wieder ungeduldig zur Seite. Selbst mein Lieblingsschriftsteller Xavier de Maistre langweilte mich heute. Ich setzte mich an den Kamin und suchte die Zeit zu verträumen.

Als ich aus diesem Jammer erwachte, flammte das Feuer noch einmal aus der Asche empor und erlosch. Ich schürte in den Kohlen, aber es war kein Fünkchen Leben mehr in ihnen. Meine Gedanken verloren sich wieder in unbestimmten Träumen, wie ein Flüßchen im Sande, und ich starrte unbeweglich in den dunkeln Kamin.

Plötzlich hörte ich ein Tasten an der Thüre. Ich meinte schon einmal ein ähnliches Geräusch vernommen zu haben; da ich jedoch keine Fußtritte die Treppe herauf hatte kommen hören, so glaubte ich mich doch getäuscht zu haben. Ich griff nach meiner Lampe auf dem Tisch und suchte sie eiligst anzuzünden, ehe ich antwortete. Während ich den letzten Funken anzufachen bemüht war, wurde das Tappen deutlicher, und ich ging, um die Thüre im Dunkeln zu öffnen.

„Wer ist da?" rief ich, als ich Niemand auf der dunkeln Schwelle sah.

„Ich bin's", sagte eine Stimme. „Sie werden mich kaum erwartet haben."

„Falk!" sagte ich, denn ich erkannte die Stimme. „Das ist ja merkwürdig."

Ich war nicht sehr angenehm überrascht, denn ich hatte ihn nie leiden mögen; auch hatte ich mich im Aerger von ihm getrennt. Niemals war er bei mir gewesen, sein Besuch mußte mich daher in Staunen setzen.

„Sie haben mir etwas zu sagen, Herr Falk?" fragte ich.

„Wenn wir Licht haben, will ich mich erklären", antwortete er.

Ich bat ihn einzutreten und die Thüre zu schließen, zündete dann ein Licht an und stellte die Lampe auf den Tisch. Mein Gast warf sich auf einen Stuhl und legte seinen Mantel, der ganz durchnäßt war, auf die Lehne. Er hatte sich, seitdem wir uns nicht gesehen, so sehr verändert, daß mir nur seine Stimme die Gewißheit von der Identität der Person gab. Sein Gesicht war magerer und blasser, seine Augen eingesunken und mit Ringen umzogen; seine Stirne schien noch einmal so hoch. Haar und Bart waren gestutzt.

„Sie würden mich in der Straße nicht erkannt haben!" sagte er und sah mich fest dabei an.

„Ich glaube allerdings nicht."

Er strich mit der Hand über die Stirne, als besinne er sich auf eine neue Wendung des Gespräch's, dann fuhr er fort:

„Wir schieden im Unfrieden."

„Allerdings."

„Sie müssen nicht mehr daran denken; denn ich komme, Sie um ein Nachtquartier zu bitten, weil ich keinen andern Freund habe, von dem ich ein solches fordern möchte, und unter Fremden mag ich nicht bleiben. Ich bin ein ruinirter Mann: die Pharaobank hat mein Vermögen verschlungen und als ich heimkehrte, um im Schooße der Familie das Glück zu suchen, das ich so lange verschmäht, traf ich die Stätte, die mich einst so freundlich angelächelt, öde und leer. Honorie, — Sie kennen Honorien?"

„Ihre Frau."

„O daß ich sie noch so nennen dürfte! Sie hat mich treulos verlassen: das kleine Kind, das sie mir vor einem Jahre mit Thränen in den Augen in die Arme legte, wurde, als ich über die Schwelle trat, in den engen Sarg gelegt, um von fremden Leuten der Mutter Erde wieder gegeben zu werden. Einsam saß ich trauernd in der unheimlichen Wohnung des Unglücks, der Treulosigkeit und des Leichtsinns. Nach einer furchtbaren Nacht brach ich auf, um für ewig die Heimath zu fliehen. Unaufhaltsam bin ich fortgewandert, bis ich heute an Ihrer Thüre hielt. Nicht bei Freunden wollte ich ein Obdach suchen, da mich die beste Freundin verlassen, sondern bei dem, den ich für meinen Feind halten mußte."

„Sprechen wir nicht von Feindschaft. Es schmerzt mich jedoch, Ihnen sagen zu müssen, daß ich arm bin."

Ich leerte meine Börse vor seinen Augen aus. Er sah mich an und sagte:

„Ich brauche kein Geld. Wollen Sie mir heute Nacht ein Obdach geben, so verspreche ich, Sie nie wieder zu belästigen: das ist das Einzige, was Sie in diesem Augenblicke für mich thun können."

Ich wollte nicht weiter in ihn dringen und erklärte ihm meine Bereitwilligkeit, ihn bei mir zu beherbergen.

Digitized by Google

Er nickte dankend mit dem Kopfe und versank in träumerisches Sinnen. Das flackernde Feuer machte die ganze Erscheinung des Gastes äußerst unheimlich: meine aufgeregte Phantasie verzerrte seine Züge und seine Gestalt.

„Wollen Sie nicht etwas essen, Falk", sagte ich, um das Stillschweigen zu brechen.

„Wenn Sie ein Glas Schiedam haben", antwortete er, „oder etwas, was den Geist belebte."

„Eine Flasche Rheinwein?" sagte ich, und stand auf, sie zu holen.

Mein Gast nickte zustimmend; und ich stellte die Flasche vor ihn. Rasch füllte er einen Kelch, leerte ihn und sagte: „Sie trinken doch mit mir noch ein Glas. Trinken Sie. Ich will nicht mehr an meinen Kummer denken. Lassen Sie uns lustig sein. Spielen Sie mir eine Melodie aus „Le Nozze" oder „Il Barbiere." Doch nein", fügte er plötzlich hinzu, „Musik, selbst die heiterste, macht mich melancholisch. Haben Sie ein Spiel Karten?"

„Ich habe mich entschlossen, nie wieder zu spielen", sagte ich.

„Das habe ich auch. Es gibt nichts Schrecklicheres, als den Würfelbecher. Glauben Sie nicht, daß ich um Geld spielen will. Kieselsteine sollen den Einsatz bilden, wenn Sie wollen. Ich möchte nur ein bis zwei Stunden mit die Zeit damit vertreiben."

Ich suchte meinen Becher: mein Gast und ich setzten uns an den Tisch einander gegenüber und begannen zu spielen.

„Hatte je ein Spieler solches Glück!" rief er nach einigen Würfen. „Ich müßte ein ganzes Vermögen heute Nacht gewinnen. Seltsam! Ich kannte einen Mann, einen Russen, in Darmstadt, der, wenn er ohne Einsatz spielte, die ganze Welt gewann; so wie er aber einen Kreuzer setzte, Alles verlor. Wieder! Sagen Sie mir, denn Sie sind ein Philosoph, glauben Sie, daß ich anderwärts dieselben Würfe gemacht?"

„Zahllose Kleinigkeiten tragen zum Resultate jedes Wurfes bei", antwortete ich; „zum Beispiel die Lage unseres Armes, wie oft Sie den Becher geschüttelt, die Kraft, mit der Sie ihn schütteln, die Schärfe oder Rundheit der Würfel und die Ecken, mit denen sie den Tisch berühren. Jedes von diesen Dingen würde anderwärts wohl anders modifizirt sein."

„Wahr", versetzte mein Gast. „Lassen Sie uns trinken und noch einmal werfen."

„Das Spiel interessirt mich nicht!" sagte ich.

„Gut, so will ich gegen mich selbst spielen. Sehen Sie, mein Glück hält Stand. Und doch habe ich bisweilen ganze Nächte falsch geworfen. Teufel. Ich könnte mir den Kopf an der Wand zerschellen."

Mein Gast warf den Würfelbecher heftig auf den Tisch und schritt unruhig und in zornigem Selbstgespräch auf und ab: dann trat er wieder an den Tisch und begann zu spielen. In einem tiefen Lehnstuhl ihm gegenüber sitzend beobachtete ich seine Bewegungen, lauschte auf seine ungestümen Ausrufe und das Geklapper der Würfel, bis ich schläfrig zu werden begann. Ich widerstand meiner Müdigkeit jedoch einige Zeit, denn ich konnte mich eines Gefühles von Furcht nicht entschlagen, so lange ich ihm gegenüber saß. Aber der Wein, den ich getrunken, und das eintönige Würfeln wiegte mich nach und nach in Schlummer: die Lampe begann immer düsterer zu brennen, das Gesicht meines Gastes vervielfältigte sich und das Klappern der Würfel verfolgte mich in meine unruhigen Träume.

Ich schlief mehre Stunden. Als ich erwachte, war die Lampe erloschen und ich sah bei dem schwachen Licht des Mondes das Gesicht meines Gastes mich von der andern Seite anstarren. Meine Arme lagen auf dem Tisch und sein Kinn ruhte auf ihnen, seine Augen aber waren unverwandt auf mich gerichtet.

Ein Schauer erfaßte mich bei dem Gedanken, er hätte mich im Schlafe angreifen können.

„Wie!" sagte ich. „Sie sitzen wachend da, ohne Feuer oder Licht."

Mein Gast antwortete nicht.

„Sie brüten wieder über Ihren Kummer?" fuhr ich in scherzendem Tone fort. „Vergessen, daß Sie im Dunkeln sitzen und wie kalt es ist."

Er schwieg noch immer und bewegte sich nicht.

Ich trat an den Kamin und schürte in den Kohlen: sie waren zu Asche geworden. Ich nahm meine Lampe vom Tische, schlug Licht und versuchte sie anzuzünden; aber der Docht war verbrannt und kein Oel mehr im Gefäß. Das Schwefelhölzchen ging aus, und wir befanden uns wieder im Dunkeln. Ich rief meinen Gast beim Namen, ohne ihn jedoch zu berühren. Unentschlossen stand ich da. Er scheint einen Schlaganfall zu haben, ein Aderlaß kann ihn retten, dachte ich, ich will meine Lanzetten suchen, und unter meinem Apparate kramend fiel mir erst nach einiger Zeit ein, daß ich meine Instrumente beim Putzen auf dem Tische hatte liegen lassen.

Da erwachte plötzlich in mir die schauerliche Ueberzeugung, daß mein Gast sich ermordet. Ich wollte eiligst das ganze Haus in Alarm setzen, hielt aber plötzlich wieder inne und schloß die Thüre. Denn der Gedanke, ich möchte des Mordes angeklagt werden, trat mir vor die Seele. Unter andern Umständen hätte ich diesen Gedanken vielleicht verlacht, aber in meiner gedrückten Stimmung stand er mir wie die drohende Gewißheit gegenüber. Ich wußte, wie das Gesetz sich an den geringsten Verdacht mit Zähigkeit klammert und erinnerte mich, daß ich bei unserm letzten Zusammentreffen vor vielen Zeugen mich an ihm rächen zu wollen gedroht.

(Schluß folgt.)

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Ohne Mittheilung wird der Verstand schlaff und das Herz verschlossen. Gedanken und Gefühle wollen Luft haben oder sie verderben, wie gewisse Waaren, die nicht aus ihrer Emballage ausgepackt werden.

— Die Kleidung eines Mädchens ist oft ihrer Seele Spiegel, ihrer Unschuld Thermometer.

— Die Kreise, worin man sich stets bücken, drehen und wenden muß, könnte man passend „Wendekreise" nennen; und daraus erklärt sich auch leicht, warum die Affen dort zu Hause sind.

— Nur durch häufige Fehlgriffe kommt man zur Wahrheit.

— Anfangs sagen die Dienstleute: „das Haus, der Wagen, die Pferde!" Bleiben sie mehrere Jahre in derselben Stelle, so sagen sie: „Unser Haus, unser Wagen, unsre Pferde." Endlich heißt es: „Mein Haus, mein Wagen, meine Pferde." Dann erst sind sie förmliche Glieder der Familie. Es wäre nicht übel, wenn die Bürger des Staates hingingen und das Gleiche thäten.

Digitized by Google

Zwei Träume.

Zeichnung von G. Staal.

Der Unglückliche ist nüchtern an dem Fußende des armseligen Bettes eingeschlafen, in welchem seine Frau und sein Kind ruhen. Schreckliche Bilder des Elendes stören seinen Schlummer.

Er träumt, er gehe einen geraden und breiten Weg mitten durch den Wald. Ein glänzender Reiter begegnet ihm; er ist in Sammet und Seide gekleidet; seine Tasche ist mit Goldstücken gefüllt und seine Hand spielt mit einem feinen Lederhandschuh.

Der Hungrige erkennt in ihm einen jener Glücksritter, deren Jugend sich in Schwelgereien verzehrt: er fragt sich, wozu ein solches Leben dient? Was würde für eine Lücke entstehen, wenn er fehlte? Wozu war er nütze? Und das Gold, das in seinen Händen gefährlich ist, würde es nicht eine ganze Familie ernähren können!

Bei diesem Gedanken hat der Unglückliche den Eichenstock, den er in der Hand hält, noch fester gefaßt und ist mit flammendem Blicke auf den jungen Mann losgestürzt.

Während dieser Zeit träumt die Mutter, die das Kind an der Brust liegen hat, einen ganz andern Traum! Sie sieht eine freundliche anmuthige Dame vor ihrem Bette stehen. Mit einer Hand deutet sie auf die reichbesetzte Tafel, die Alles bietet, was der armen Familie fehlte: warme Stoffe, Wintervorräthe, Wein, um das muthlose Herz des Mannes zu erfreuen, Obst, Kinderspiele, Bücher für die Winterabende. . . . . Die arme Mutter kann nicht an so viel Glück glauben und umschlingt das Kind noch inniger.

Welcher von diesen Träumen wird sich erfüllen?

Die wachsame Wohlthätigkeit wird zwischen beiden entscheiden und die arme Wohnung dem Verbrechen oder der Dankbarkeit öffnen!

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Schwestern.

Erzählung.

Gemälde von F. Stone.

Miß Elisabeth und Miß Clara Jackson waren frühzeitig Waisen geworden. Von einem Onkel erzogen, der sich keine andere Pflicht auferlegt, als sie zu lieben, hatte jede ihren Neigungen nachzuhängen Zeit und Gelegenheit und genoß keine andere Erziehung, als die der Umstände;

aber die Welt ist ein gefährlich Buch für den, der ohne Lehrer mit seiner Unerfahrenheit und seinen Leidenschaften darin buchstabiren soll; statt zu lesen, was wir darin finden, lesen wir meist nur das, was wir darin finden wollen, und in Ermanglung eines Führers, der uns warnt,

Digitized by Google

werden unsere Vorurtheile Urtheile und unsre Irrthümer Grundsätze.

So war es auch mit Miß Clara gegangen. Sie besaß einen raschen Geist, einen festen Willen, aber auch einen unbeugsamen Charakter, und war deßhalb gewöhnt, niemals in ihren Entschließungen zu zögern und sich gegen Andere, wie gegen sich selbst hartnäckig streng zu zeigen. Die Intoleranz der Jugend, die nichts als Unkenntniß des Lebens ist, hatte sich bei ihr in eine Art Lebensregel verwandelt; sie fühlte lebhaft, urtheilte nach diesem Gefühle und handelte, ohne an dem einmal gefaßten Entschlusse auch nur das Mindeste zu ändern. Es entstand daraus eine große Rechtlichkeit und Consequenz, aber zugleich auch eine Strenge und Hastigkeit, deren Folgen häufig Kummer und Reue im Geleite hatten. Die Erfahrungen des Lebens hatten sie bis jetzt nicht gelehrt, daß selbst die Tugenden, um menschlich zu sein, durch Zartheit und Geduld gemäßigt werden müssen.

Glücklicherweise hatte Gott neben sie die freundlichste Mahnung gestellt, das Beispiel der Schwester. Miß Elisabeth war ebenso muthig und offen, aber weniger unversöhnlich. Einige Jahre älter, als Clara, hatte sie erfahren, daß das irdische Dasein ein Austausch von Nachsicht, Wohlthat und Verzeihung ist und daß die Rolle des Rhadamanthes nicht dem Sterblichen gebührt. Mehr als ein Mal hatte sie Clara in ihren kecken Entschließungen aufgehalten: aber die Jüngere vermied es endlich, die Aeltere um Rath zu fragen, nur um ihren Einwürfen auszuweichen.

Seit dem Tode des Oheims namentlich war Miß Elisabeth das wirkliche Haupt der Familie geworden und übte eine Herrschaft, der sie sich nicht geradezu widersetzen, der sie sich aber unter gewissen Umständen entziehen wollte.

Ein solcher Umstand war so eben in schmerzlicher Weise bezüglich ihres Vetters John Bowring eingetreten.

Von dem Oheim begünstigt, der die beiden Mädchen erzogen hatte, war John häufig nach Lanark gekommen, um ihn zu besuchen und hatte bei dieser Gelegenheit Elisabeth und Clara näher kennen lernen. Der Charakter der Letzteren befremdete ihn anfangs und interessirte ihn später. Er war eine sanfte und ängstliche Natur und fand in der entschiedenen Festigkeit dieses Charakters das, was ihm fehlte. Von dieser Eigenschaft, die ihm mangelte, lebhaft angezogen, schloß er sich immer mehr an seine Base an und bat zuletzt um ihre Hand.

Dieselben Gründe des Contrastes, die ihn hatten Clara vorziehen lassen, zogen diese zu ihm hin und seine Bitte wurde daher günstig aufgenommen. Die Hochzeit sollte demnächst stattfinden. Die beiden Verlobten hatten in Erwartung des bestimmten Tages eine regelmäßige Correspondenz angeknüpft. Die Briefe Johns waren sehr innig und liebevoll, aber gewöhnlich ziemlich kurz, worüber ihm Clara Vorwürfe machte. Der junge Mann schob die Schuld auf die zahlreichen Geschäfte des Edinburgher Hauses, mit dem er sich verbinden wollte, und seine etwas angestrengten Augen. Diese letzte Entschuldigung beunruhigte das junge Mädchen um so mehr, als John Bowring früher von einer ernsten Augenkrankheit bedroht gewesen. Sie erkundigte sich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit nach der Art und Gefahr des Uebels; aber John antwortete scherzend und auf eine durchaus beruhigende Weise.

Die Briefe wurden indessen immer kürzer und seltener. Die zur Hochzeit bestimmte Zeit rückte näher und näher; er nahm einen bedeutenden Zuwachs von Geschäften zum Vorwand, den Tag hinauszuschieben.

Als Clara diesen Brief las, wurde sie roth und dann blaß. Zum ersten Mal erhob sich ein Zweifel in ihrer Seele. Sie konnte ihn nicht verhehlen und schrieb an John, indem sie ihm zu wissen that, er möge sich durch seine Versprechungen nicht binden lassen und wenn er sie nicht erfülle, werde sie ihm darum nicht grollen; sie verlange nur, daß er offen gegen sie sei.

Bowring antwortete nun durch ein Billet von einigen Zeilen, dessen verwirrte Schriftzüge deutlich von der Eile zeugten. Er zeigte seiner Base an, daß er sich in einer äußerst wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub leide, nach London begeben müsse, daß er ihr aber, sobald er zurück sei, antworten werde. Bis dahin bitte er sie zu warten und ihm ihre Freundschaft zu erhalten.

Dieser Brief schmerzte das stolze junge Mädchen in tiefster Seele: die Kürze der Antwort, das Verschieben der Erklärung, der Zwang, der im Tone des Briefes lag, Alles überzeugte sie, daß John das gegebene Wort reue. Elisabeth beschwor sie vergeblich, nichts vor dem versprochenen Briefe zu entscheiden; Clara wollte nicht warten; in ihrer Würde, ihrer Hoffnung, ihrer Neigung verletzt, ging sie noch über das gewöhnliche Maaß unbeugsamen Entschlusses hinaus.

Sie schrieb an ihren Vetter, um ihm sein Wort zurückzugeben und ihm zu erklären, daß jede Verbindung zwischen ihnen ferner unmöglich sei. Sie legte die Motive dieses Entschlusses in einer Schilderung seines Charakters dar, deren Bitterkeit jeden Rückzug abschnitt. Der Brief war lang, ausführlich, voll jener scheinbaren Ruhe, welche eine zurückgehaltene Indignation verleiht. Wenn er ihn gelesen, konnte John nicht mehr an dem entschiedenen Bruche zweifeln, den er aus Stolz, wenn auch nicht aus Neigung annehmen mußte. Clara, welche die Einwendungen ihrer ältern Schwester fürchtete und die Kraft nicht in sich fühlte, ein neues Gespräch über diesen Gegenstand zu ertragen, sprach kein Wort von dem Briefe, sondern übergab ihn einem Diener mit dem Befehle, ihn augenblicklich zur Post zu tragen.

So lange sie schrieb, hatte die Aufregung und der gekränkte Stolz das junge Mädchen aufrecht erhalten; sobald dies aber vorüber war, fühlte sie die tiefste Erschöpfung. Sie hatte all' ihre Gedanken auf diese Verbindung mit ihrem Vetter gerichtet; ihre Entwürfe drehten sich um dieses Glück, ihre Hoffnungen und Wünsche hatten sich in diesen Kreis eingelebt und nun sollte sie ihn verlassen, wie ein zusammengestürztes Haus, anderswo eine Familie suchen und vergessen, was seit einem Jahre all' ihre Gedanken beschäftigte. Unter der trotzigen Festigkeit verbarg das junge Mädchen ein tiefes Zartgefühl. Ihre Traurigkeit schien mit jedem Tage seit dem Abgang des Briefes zu wachsen. Sie bedauerte nicht, was sie gethan, und sie hätte sich keinen Augenblick gescheut, es wieder zu thun, denn der Schmerz konnte diese Seele nicht vor dem zurückschrecken lassen, was sie für ihre Pflicht hielt, aber die That selbst hinterließ doch eine Wunde in ihrem Herzen, die um so schmerzlicher war, je mehr sie sie verbergen mußte.

Vierzehn Tage waren entflohen, ohne daß man etwas von Bowring gehört. Eines Abends war Clara allein im Salon und betrachtete durch das Fenster die untergehende Sonne. Eine stille Thräne floß über ihre blassen Wangen, ohne daß sie es selbst merkte. Das Geräusch der aufgehenden Thüre weckte sie aus ihren Träumen, sie verbarg ihre Thränen und wandte sich um; ihre Schwester war eingetreten.

Digitized by Google

Diese hatte ein heiteres und doch bewegtes Gesicht; sie hielt in ihrer Hand einen Brief und näherte sich Clara, welche sie zärtlich umarmte.

„Ich suchte dich, meine Schwester", sagte sie, „ich muß mit dir sprechen."

„Was gibt es?" fragte Clara, welche Fragen über ihre Traurigkeit und eine Vertheidigung zu Gunsten ihres Neffen erwartete.

„Ich habe dir ein langes Geständniß zu machen", versetzte Miß Elisabeth in aufgeräumtem Tone, „und bitte dich, mich geduldig anzuhören."

„Ich höre, meine Schwester", entgegnete das junge Mädchen noch immer mißtrauisch.

Elisabeth setzte sich, Miß Clara blieb stehen.

„Der Brief, den John dir geschrieben, ehe er nach London ging, hat dich verletzt", begann die Erstere, „und nur deinem Mißvergnügen Gehör gebend, hast du ihm geantwortet."

Clara wollte sie unterbrechen.

„Laß mich vollenden", fuhr Elisabeth lebhaft fort; „du hast ihm augenblicklich geantwortet und einen Theil der Nacht dazu verwendet, diese Antwort zu schreiben, denn deine Lampe wurde erst gegen ein Uhr in der Nacht ausgelöscht; wie kannst du glauben, daß ich das nicht wisse! Glaubst du, ein Kummer könne dich berühren, ohne daß ich ihn bemerkte, und ohne daß ich seinen Folgen zuvorzukommen suchte?"

„Ich kenne deine Zärtlichkeit, meine Schwester", antwortete Clara; „aber kommen wir lieber nicht mehr darauf zurück."

„Es muß sein", sagte Elisabeth in dem Tone sanfter Festigkeit; „der Brief, den du geschrieben, Clara, war der Ausdruck eines bittern Gefühles und zerriß die beabsichtigte Verbindung."

„Woher weißt du" .... rief das junge Mädchen.

„Ehe er abging, wollte ich ihn lesen", antwortete Elisabeth.

Clara richtete sich auf, ihre Augen blitzten wild, ihre Stirne faltete sich.

„Du!" rief sie; „wer gab dir das Recht dazu?"

„Meine Freundschaft", sagte die ältere Schwester sanft; „ich weiß aus Erfahrung, wie unbeugsam du in deinen Entschlüssen bist, Clara, ich befürchtete, daß du dich in deiner Entrüstung zu einem unbesonnenen Schritte werdest hinreißen lassen! Leider bestätigte sich meine Furcht! Meine erste Absicht war, zu dir zu gehen und den fatalen Entschluß zu bekämpfen; aber ich befürchtete, dich nicht ruhig genug zu finden, um mich anzuhören. Seitdem habe ich geschwankt, gewartet ...."

„Was wirst du mir nun heute sagen?" fragte Clara mit einem gewissen Ungestüm; „wozu noch Vorstellungen, nachdem die Sache geschehen? Wisse übrigens, meine Schwester, daß ich nicht bereue, was ich gethan! Ich leide allerdings unter der Vernichtung meiner Hoffnungen; aber dieses Leiden ist keine Reue; es ist besser, eine unheilvolle Kette brechen, ehe sie uns bindet, als sich ewig unter ihr Gewicht zu beugen. Wenn John Bowring heute nicht mehr Zeit findet, mir zu schreiben, wird er in einigen Monaten nicht mehr Zeit haben, mit mir zu sprechen; wenn ihm der Erfolg einer Spekulation in London wichtiger ist, als die Meinung, die man in Lanark von ihm hat, so sind wir nicht für einander geschaffen, denn wir würden uns nicht verstehen."

„Und wer hat dir gesagt, daß du dich in deinem Urtheil über John Bowrings Handlungen nicht täuschest?" versetzte Miß Elisabeth, die ihre Schwester mit tiefer Trauer anhörte. „Bist du deiner Sache so sicher, daß du offen ihn ohne alles Weitere zu verdammen vermagst? Du beklagst dich über kurze Billets deines Vetters, über sein scheinbares Schwanken, über seine plötzliche Reise. Höre, was er so eben schreibt!"

Elisabeth entfaltete den Brief, den sie in Händen hielt und las, wie folgt:

„Liebe Base!

Ich lasse dir schreiben, da ich nicht selbst schreiben kann. Du sollst die ganze Wahrheit erfahren. Seit etwa drei Monaten hatte die Augenkrankheit, von der ich bedroht war, jeden Tag zugenommen, aber ich wollte euch nicht mit der Mittheilung dieses Unglücks beunruhigen. Ich suchte mich selbst zu täuschen. Miß Clara beklagte sich über meinen Lakonismus und wußte nicht, daß mir jeder Brief die größten Schmerzen kostete. Ihre Vorwürfe zerrissen mir das Herz. Endlich als sie an meiner Treue zu zweifeln schien, und mir die Erfüllung meines Versprechens freistellte, mußte ich einen letzten Entschluß fassen. Ein berühmter Augenarzt in London konnte, wie man sagte, allein mein Uebel beurtheilen. Ich wollte mich an ihn wenden. Wenn er mich für unheilbar erklärte, war ich entschlossen, auf die Verbindung mit deiner innigst geliebten Schwester zu verzichten: ich wollte allein in meiner Finsterniß bleiben, freilich nicht um lange darin auszuharren. Ich schrieb demzufolge an Clara ein Billet, worin ich jede weitere Erklärung bis zu meiner Rückkunft von London verschob. Ich bin noch hier, liebe Cousine, aber beruhigt und beinahe glücklich. Dank der Kunst des Arztes, mildert sich mein Uebel und der gelehrte Mann, der mich behandelt, verspricht eine baldige und vollständige Heilung. Als er mir diese Versicherung gab, wollte ich mich zu seinen Füßen niederwerfen. Er hatte mir nicht blos das Licht, sondern das Leben versprochen, ein Leben voll Freude und Glück in Claras Nähe.

Theile ihr mit Vorsicht diesen Brief mit; ich konnte ihr die Unruhe ersparen, erspare ihr die geringste schmerzliche Aufregung; ich möchte ihr nicht Ursache zum Kummer gegeben haben, weil sie für mich nur Ursache der Dankbarkeit und des Glückes war. John Bowring."

Bei den ersten Worten dieses Briefs konnte Clara einen lauten Ausruf nicht zurückhalten; die Wahrheit leuchtete ihr wie ein Blitz in die Augen; aber je weiter ihre Schwester las, desto tiefer wurde der Ausdruck des Schmerzes und der Reue, der sich auf ihrem Gesichte malte. Jetzt begriff sie Alles! Das Schweigen Johns, seine edelmüthige Unentschiedenheit, der Aufschub, über den sie so entrüstet gewesen! Alles, was sie getadelt, verdiente Lob, alles was ihn zu verdammen schien, gereichte zu seiner Ehre.

Thränen des Glückes und der Bewunderung flossen über das Antlitz des jungen Mädchens. Schluchzend schloß sie ihre Schwester in die Arme, ohne sprechen zu können; aber plötzlich richtete sie sich wieder auf. Der Gedanke an den Brief, in welchem sie mit ihm gebrochen, durchzuckte ihre Seele. Da er nach Johns gewöhnlichem Aufenthaltsort gerichtet war, so hatte er ihn wohl noch nicht empfangen; er mußte aber sicher in seine Hände gelangen; vielleicht gerade im selben Augenblicke, da sie die Beweise seiner Uneigennützigkeit und Liebe empfing, mußte er die ganze Ungerechtigkeit und Kälte des jungen Mädchens erfahren.

Dieser Gedanke zerriß ihr das Herz. Sie sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Digitized by Google

„Was hast du?“ sagte Elisabeth lebhaft.

„Ach! ich habe mein Glück selbst getödtet.“

„Was willst du damit sagen?“

„Mein Brief, mein Brief!“ schluchzte Clara.

„Hier ist er!“ sagte die Schwester, indem sie ihr einen entsiegelten Brief darbot.

Clara stieß einen Freudenschrei aus und warf sich in ihre Arme.

„Du hast mich gerettet“, rief sie.

„Ja“, antwortete Elisabeth sanft; „aber man rettet nur die, die sich der Gefahr aussetzen. Vergiß diese Warnung, die von der Vorsehung kommt, niemals. Die wahre Festigkeit des Charakters besteht nicht darin, daß man ohne Zögern bricht oder dem Schicksal trotzig die Stirne bietet. Wenn man andere beurtheilt, mag man gerne an das Gute glauben, aber für das Böse bedarf es sicherer Beweise.“

Hexerei und Wahrsagerei.

(Schluß.)

Nachdem endlich die Hexenprozesse aufgehoben und die Anwendung der Tortur verboten worden war, hätte man meinen sollen, daß die von räuksüchtigen, harten und geizigen Richtern verfolgte Menschheit gegen die Sinnlosigkeit des Aberglaubens einen tiefen Abscheu müsse empfunden haben; nein, die Wahrheit fand in dem geistig vernachlässigten Volke nicht sofort Eingang und es gehörten viele Jahre dazu, um wenigstens die handgreiflichsten Thorheiten aus den dummgläubigen Köpfen hinwegzuschaffen. Und, wollen wir recht ehrlich sein, so müssen wir aus eigener Erfahrung zugestehen, daß die Mitgenossen unsrer Zeit sich sehr häufig noch von irgend einem Popanz auf's Lächerlichste ängstigen und quälen lassen. Treten wir nur in einige Familien ein, selbst in die gebildetsten Kreise, dann werden wir gar bald wahrnehmen müssen, daß uns von verschiedenen Seiten Erscheinungen entgegen kommen, welche in das Gebiet des Aberglaubens gehören und nicht selten geeignet sind, die Menschen heute noch besorgt zu machen und den Freudengenuß der Gegenwart durch Unverstand zu schmälern und zu verbittern. Man wird sich zwar schämen, uns in solchen Fällen offene Geständnisse abzulegen; man wird sich damit entschuldigen, daß man die Mode mitmachen, oder Unterhaltung suchen wolle; aber blicken wir tiefer, dann sehen wir das verzagte Ding, das menschliche Herz, auf einer geheimnißvollen Folter, auf welcher sich in der Jetztzeit noch Millionen abquälen, ohne dabei nur einen vernünftigen Grund angeben zu können. Wir erinnern nur an das Kartenschlagen, das Kinderbeschreien, das Tischklopfen und wie die Dinge alle heißen mögen, und wir fragen: in welchem Orte wird wohl an dergleichen gar nicht mehr geglaubt? — Man bleibt uns die Antwort schuldig!

Die Gegenwart ist besonders noch reich an Heißhunger nach der Zukunft, und Tausende versuchen, den Schleier wegzureißen, mit welchem die Weisheit des Schöpfers die kommenden Tage zu verhüllen für gut befunden hat. So möchten also Viele in ihrem Unverstande selbst in die unabänderlichen Gesetze der Natur eingreifen und voraus wissen, voraus bestimmen, was sie nicht wissen und bestimmen können. — Auch dieses Streben hat seinen Grund in der Vergangenheit. Zauberer und Wahrsager versuchten sich in der grauen Vorzeit in allerlei Künsten, um in die Zukunft zu blicken, und so erfolglos ihre Bemühungen waren, so verschaffte sich dergleichen Leute doch oft bei der unverständigen Menge nicht unbedeutendes Ansehen; ja die Künste standen zuletzt mit einer gewissen Selbstständigkeit da und werden heute noch unter besonderen Namen aufgeführt. Von denselben nennen wir hier nur die wichtigsten:

Die Pyromantie war die Kunst, aus Feuer, Blitzstrahlen und Irrlichtern zu weissagen, wozu auch die Dendronomantie gehörte, durch welche man die Zukunft voraussagen wollte, indem das Knistern eines in das Feuer geworfenen Lorbeerzweiges beobachtet wurde.

Die Aëromantie beschäftigte sich mit der Luft, dem Schall, den Winden und Stürmen, so wie mit andern Lufterscheinungen, insbesondere mit dem Fluge und Gesange der Vögel.

Durch die Hydromantie erforschte man das Wasser in allen nur möglichen Beziehungen, um zu prophezeihen. Hierher gehört auch die Lecanomantie, bei welcher der Wahrsager ein Metallblech mit Charakteren bezeichnete und dasselbe in ein mit Wasser gefülltes Gefäß warf, indem er unter unverständlichem Murmeln einen Geist rief und ihm Fragen vorlegte, die durch ein Zischen aus dem Wasser beantwortet wurden, welches jedenfalls durch einen heimlich zugesetzten Gährungsstoff herbeigeführt ward.

Die Geomantie, auf welche sich später die bekannte Punktirkunst gründete, lehrte aus Erdbeben, Erdspalten und sonstigen Erscheinungen auf der Erde zu deuten, um die Menschheit mit einsältigem Geschwätz zu betrügen.

Die Astrologie beschäftigte sich mit der Sterndeutekunst, welche in der Geschichte von Wallenstein u. A. eine große Rolle spielte.

Oneiromantie hieß die Kunst der Traumdeuterei.

Die Rhabdomantie beschäftigte die Wünschelruthe, um Gold und Schätze, welche in der Erde verborgen lagen, aufzufinden.

Die Coccinomantie wollte aus der Sieben-Zahl Diebstähle entdecken und die Onomantie deutete die Namen der Menschen mit Benutzung der Zahlen des Taufnamens, des Wochentags und Mondalters.

Die Physiognomik erstrecke sich früher über die bedeckten und unbedeckten Theile des menschlichen Körpers, beobachtete sogar die Schrifte und den Gang der Menschen. Die physische Chiromantie ist das Hauptstudium der Zigeuner. Sie berechnen an der menschlichen Hand, den Längen, Windungen und Ausläufen der Linien, so wie den Nägeln nach ihrer Länge, Breite, Farbe und nach den darauf befindlichen Flecken. Die betrügerischen Landstreicher haben verschiedene Handlinien, als: Haupt-, Lebens-, Glücks-, Ehren-, Liebes-, Heirathe-, Gürtel-, Milchlinien ꝛc. ꝛc. herausgefunden; sie nennen sieben Berge auf der Hand nach der Zahl der sieben alten Planeten und messen die zwischen den Linien liegenden Handflächen mit dem Zirkel aus, um dem abergläubischen Narren einen blauen Dunst vorzumachen.

Diese und andre lächerliche Künste, wie z. B. das Salzhäufeln, Bleigießen, Kaffeesatztrocknen ꝛc., waren es also, in welchen sich die Phantasie der Menschen erging, um die Zukunft zu entschleiern, und die Gegenwart ist noch nicht frei von ähnlichen Versuchen. — Daß sie im Alterthume vorkamen, daß die Aegypter und Griechen ihre Orakel besuchten, daß die alten deutschen Vorfahren durch die Priester die geheiligten weißen Pferde fragen ließen, um den Ausspruch der Götter zu erfahren, daß man die Aus-

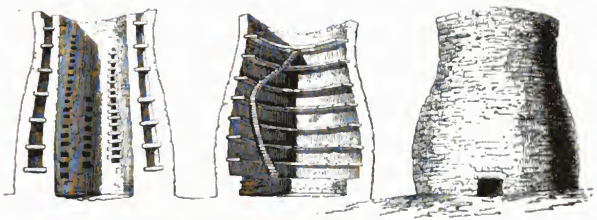
Digitized by Google

sprüche und Rathschläge der Weiber für besonders beachtungswerth hielt, mag bei den unvollkommnen und haltlosen Begriffen des Alterthums Entschuldigung finden; daß aber selbst in der christlichen Zeit die heilige Schrift als Orakel benutzt wurde, um in gewissen Fällen beim Aufschlagen der ersten, besten Bibelstelle die Zukunft zu bestimmen, dies war ein trauriges Erbtheil aus der Vergangenheit, und es war kein Wunder, wenn solcher Mißbrauch von Karl dem Großen u. A. streng untersagt ward. — Noch trauriger ist es aber, wenn es in unsrer aufgeklärten Zeit noch so sehr viel Menschen gibt, welche die Auswüchse des Aberglaubens hätscheln und unerreichbaren Dingen nachjagen, indem sie zuletzt — eine Seifenblase erhaschen.

Alte Thürme im Norden von Schottland.

Unter den Thürmen im nördlichen Schottlande, die durch ihre befremdende Construktion die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen, ist unbedingt der von Mousa einer der merkwürdigsten. Dr. Hibbert theilt uns in seiner

Der Thurm von Mousa. Aeußere Ansicht.



Durchschnittsansichten des Thurms von Mousa. Restaurirter Thurm.

Reise nach den Shetlandsinseln eine Beschreibung derselben mit.

Ich fuhr an der offenen Bai von Sandwich hin, die für den Schiffer so gefährlich ist, denn schon Mancher zerschellte an den Klippen, während er in den Hafen von Brassa einzufahren glaubte. Nachdem man an einem Vorgebirge östlich von der Einfahrt vorbeigekommen, gewahrt man plötzlich die kleine niedere Insel Mousa, die vom Continente durch einen geraden Kanal getrennt ist. Die Landschaft dieser Insel ist höchst einförmig; man findet ein Haus mit Nebengebäuden und einigen Hütten; was jedoch die Aufmerksamkeit am meisten auf sich zieht, ist die Burg von Mousa, ein rundes Gebäude, ganz nahe am Ufer. Der alte Thurm nimmt ungefähr einen Raum von 50 Fuß Durchmesser ein; er ist aus großen Steinen erbaut, die durch kein Cement verbunden sind. Seine Höhe beträgt ungefähr 40 Fuß. Am Fuße breit, wird er nach oben etwas schmäler, baucht sich aber am Ende wie-

Digitized by Google

der aus. Vielleicht sollte durch diese seltsame Form die Besteigung der Mauer unnöthig gemacht werden. Nur kriechend konnte man ins Innere des Gebäudes dringen. Die Mauer ist nahe an 15 Fuß dick; an der dem Eingang gegenüber liegenden Seite der Mauer bemerkt man mehre vertikale Reihen von kleinen taubenschlagartigen Höhlen; vielleicht gaben diese den Zimmern und Gängen Licht. Das Gebäude hatte ungefähr sieben Stockwerke. Eine Treppe führt in die Zimmer, in einigen derselben kann man beinahe aufrecht gehen.

Keine Vermuthung, die man bis jetzt aufgeworfen, scheint befriedigend. Man nennt sie gewöhnlich Pictenthürme. Einige Schriftsteller glauben, daß sie von den Dänen erbaut worden, da man ganz ähnliche Gebäude in Skandinavien findet. Andre Schriftsteller behaupten jedoch, daß diese Thürme vor Christi Geburt, also vor der Zeit der Einfälle der Völker des Nordens, existirt. Man glaubt, daß sie zu religiösen Zwecken gedient, da die Erbauung mehrer andern an Bergabhängen eine Verwendung zu militärischen Zwecken nicht zulassen.

Ein nächtlicher Gast.

(Schluß.)

Ich trat wieder an den Tisch. Beim Schein des Mondes konnte ich einen ganz nahen Gegenstand wohl unterscheiden: und als ich mich ihm auf der dem Fenster zugekehrten Seite näherte, sah ich augenblicklich die Wahrheit meines Verdachtes. Er hatte sich am Halse eine tiefe Wunde beigebracht und als er seine Arme auf den Tisch senkte, war sein Kinn darauf gefallen, in welcher Stellung ich ihn zuerst gesehen. Ich fand meinen Instrumentenkasten auf dem Tische: eine meiner Lanzetten war offen in seiner Hand. Gesicht und Hände waren kalt. Ich richtete ihn im Stuhle auf, fühlte seinen Puls und fand, daß er stille stand.

In dieser furchtbaren Lage trat mir die Gefahr, die mir drohte, so lebendig vor die Seele, daß ich wie gelähmt war und nicht die Kraft hatte, meine Arme, in denen er noch lag, von ihm loszulösen. Der vorangegangene Streit, das Instrument, das mein Eigenthum war, die Wunde von so ungewöhnlicher Art, die nur ein mit der Chirurgie Vertrauter beibringen konnte — all' dies schien mir hinreichend, mich des Verbrechens zu überführen. Aber ich hatte noch ein Zeichen der Schuld auf mich geladen, das mehr als alle gegen mich zeugen mußte; in meiner Aufregung hatte ich mich nicht darum bekümmert, die Berührung mit dem Blute zu vermeiden, und bemerkte nun, daß eine meiner Manschetten befleckt war, und zweifelte nicht, daß auch andere Theile meiner Kleider Spuren davon trügen.

Lärm zu machen und in der Aufregung, in der ich mich befand, die Wahrheit der Geschichte zu erzählen, schien mir sicherer Verderb. Meine Furcht drängte mich unwiderstehlich zur Flucht. Ich wußte nicht, wie viel Uhr es war. Der Lichtschimmer mochte von der ersten Morgendämmerung oder dem Mondlichte hinter den Wolken kommen. Meine Absicht war, die Thüre mit allem Möglichen zu verrammeln und augenblicklich zu fliehen, in der Hoffnung, die Grenze zu Fuß zu erreichen und dann nach England zu schiffen, wo ich das Resultat der Entdeckung des Leichnams abwarten wollte.

Während ich so zögernd dastand, fühlte ich plötzlich, daß sich das Fenster verdunkelte und mich umblickend gewahrte ich mit Schrecken, daß mich ein Mann von dem Fenster aus aufmerksam beobachtete. Ich konnte mich nicht täuschen, denn der klare Himmel machte seine Umrisse ganz deutlich sichtbar. Er blieb noch einen Augenblick stehen, dann ging er von der einen Seite nach der andern, als wollte er sich vergewissern, was ich hinter mir verberge; aber trotz meiner Unruhe bewegte ich mich jedesmal auch nach rechts und links, um ihm die Aussicht zu benehmen. Ich vermuthete, daß es mein Nachbar gegenüber sei, der Maler; aber sein Gesicht schien schmaler und ich konnte mir auch keinen Grund denken, weßhalb er um diese Stunde durch mein Fenster hereinsehen sollte. Wer es aber auch sein mochte, ich mußte glauben, daß sein Verdacht durch etwas erregt worden, was seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er konnte schon einige Minuten dagewesen sein, ehe ich ihn bemerkte: vielleicht hatte er mich mit dem Instrumente in der Hand über dem Leichnam herabgebeugt gesehen. Ich wußte, daß es schwierig war, von draußen etwas in dem dunkeln Zimmer zu unterscheiden; wenn er aber nichts gesehen, warum mühte er sich dann so sehr, etwas zu erforschen?

Die Gestalt stand wieder still; dann sah ich, wie sie lauschte; zuletzt hörte ich sie mit den Nägeln scharf an das Glas ticken. In der schwachen Hoffnung, ich möchte noch nicht gesehen sein, beschloß ich, still zu bleiben. Das Ticken wiederholte sich nach ein oder zwei Minuten; bald nachher aber sah ich die Gestalt die Treppe hinab verschwinden, die zu den Bleidächern führte.

Der Gedanke, der Mensch sei gegangen, um Lärm zu machen und mich arretiren zu lassen, traf mich so gewaltig und plötzlich, wie eine Flintenkugel. Ich ging an das Fenster, sah hinaus, aber ich konnte Niemand und auch kein Licht gegenüber sehen. Das Schiebfenster war nicht befestigt; ich schob den Riegel vor und ließ die Jalousie herab. Dann wechselte ich die Kleider, nahm einen Stock, ging hinaus, schloß die Thüre, steckte den Schlüssel zu mir und eilte die Treppen hinab. Als ich über den Hof kam, rief ich mit verstellter Stimme dem Portier, er solle das Thor öffnen, was er von seinem Zimmer aus bewerkstelligen konnte. Die Thüre öffnete sich und ohne rückwärts zu sehen, warf ich sie hinter mir ins Schloß und eilte fort.

Die Glocken schlugen drei Uhr, als ich über die Boulevards ging. Ein Mann an der Barriere von Hall fragte mich, wohin ich gehe. Ich sagte, ich sei ein Chirurg und als solcher zu einem Kranken außerhalb der Barriere gerufen: er ließ mich vorüber. Ich ging die ganze Nacht hindurch und kam Morgens in ein kleines Dorf in der Nähe von Bramé. Nun mußte ich die Landstraße vermeiden und viele Zeit mit Umwegen verlieren, denn ich konnte mir denken, daß meine Flucht meine Gefahr zehnfach vergrößert hatte. Was sollte ich sagen, wenn ich ergriffen würde, wenn zu den Beweisgründen der Schuld, die das Schicksal gegen mich aufgehäuft, die Thatsache kam, daß ich meine Wohnung mitten in der Nacht verlassen, daß ich einen falschen Grund an der Barriere angegeben und nun zu Fuß der Grenze zueilte. Was half die Reue, daß ich nicht geblieben und auf meine Unschuld vertraut. Ich wußte, daß ich all' meine Karten auf das Gelingen der Flucht gesetzt und daß diese meine einzige Hoffnung auf Rettung war.

Ich hatte so viele Zeit mit Umwegen verloren, daß ich erst am andern Tag an die Grenze kam und an Valenciennes vorüberging, ohne die Stadt zu betreten. Als ich

Digitized by Google

am vierten Tage in die Nähe von Arras kam, trieb mich der Wunsch, eine Zeitung in die Hand zu bekommen und zu sehen, ob meine Flucht bekannt und was als Grund derselben angegeben worden, meine gewöhnliche Vorsicht aufzugeben und die Stadt zu betreten. Es war Dämmerung und ich schritt durch viele enge Straßen, bis ich endlich eine kleine Kneipe fand. Ich trat ein und verlangte einige Erfrischungen. Eine geräuschvolle Gesellschaft von Männern in Blusen spielte Domino, als ich eintrat; aber sie stellten einen Augenblick ihr Spiel ein und betrachteten mich mit Blicken, die mich meine Unvorsichtigkeit bereuen ließen. Ich setzte mich allein in eine Ecke und bat später um die neueste Zeitung — indem ich zu den Männern in den Blusen hinüberschielte, um zu sehen, ob ihnen meine Bitte verdächtig erschiene: aber sie hatten sich wieder in ihr Spiel vertieft. Man brachte mir die Gazette du Nord, ein französisches Journal. Ich legte es einen Augenblick neben mich, um meine Neugierde nicht zu verrathen, endlich entfaltete ich es und überflog die Spalten.

Unter der Rubrik „Verschiedenes" fesselte mich plötzlich ein Artikel, der «Suicide et disparation mysterieuse» überschrieben war, und zitternd las ich folgendes:

„Verflossenen Freitag fand Louis Claes, Portier im Hause Nr. 6 der Rue Renair, Faubourg Schaerbeck zu Brüssel, als er an die Thüre eines Miethwohners, Namens Valentine, pochte, der im ersten Stock wohnt, daß dieser noch nicht aufgestanden, obgleich es schon Mittag war. Später wurde er unruhig und verschaffte sich einen Hauptschlüssel, um die Thüre zu öffnen. Als er eintrat, bot sich seinen Augen ein gräßliches Schauspiel dar. Auf einem Stuhl am Tische saß der Leichnam eines Fremden, der von einer Wunde am Halse mit Blut bedeckt war. Ein scharfes mit Blut befleckte Instrument lag auf dem Tisch. Als man in den Taschen des Verstorbenen nachsuchte, ersah man aus seinen Papieren, daß er Falk hieß. Sonst fand sich nichts Bemerkenswerthes vor. Ein Kampf scheint nicht stattgefunden zu haben: die Abwesenheit des Miethwohners lenkte jedoch den Verdacht auf diesen. Der Portier erinnerte sich, daß der Verstorbene am vorhergehenden Abend nach Herrn Valentine gefragt und sich dann nach dessen Zimmer begeben hatte, auch erinnerte er sich in der Nacht Jemanden das Thor geöffnet zu haben, den er für den Fremden gehalten, der nun aber wohl niemand anders als Herr Valentine gewesen sein mochte. Herr Vandermere, ein Künstler, der im nächsten Hause wohnt, sagte aus, er sei ein Freund von Herrn Valentine gewesen, habe ihn an besagtem Abend am Fenster gesprochen, ferner habe er ihn nach Mitternacht in seinem Zimmer gesehen und da seine eigene Tochter sich über Unwohlsein beklagte, sei er über die Bleidächer gegangen, die zu Herrn Valentines Zimmer führen, um ihn um seinen ärztlichen Rath zu befragen: das Licht sei nun aber ausgelöscht gewesen und er habe nichts im Zimmer unterscheiden können; als er jedoch auf wiederholtes Ticken ans Fenster keine Antwort erhalten, habe er geschlossen, sein Freund sei ausgegangen. Dies war um halb drei Uhr Morgens. Die Vermuthung eines Mordes hat sich indeß nicht bestätigt: denn der Verstorbene richtete am Donnerstag an einen Freund in Brüssel einen Brief, in welchem er ihn unterrichtete, daß er sich in jener Nacht das Leben nehmen werde. Verluste im Spiel und der Verdacht einer Fälschung, der auf ihm lastete, scheinen ihn zu diesem Entschlusse gebracht zu haben. Die Ursache von Herrn Valentines Verschwinden ist jedoch noch ins Dunkel gehüllt."

Es blieb nicht lange in dieses Dunkel gehüllt; denn mit leichtem Herzen kehrte ich heim und machte meine Aussagen vor Gericht. Aber ich aß, trank und schlief nie mehr in dem unheimlichen Zimmer.

Chirurgus Morand.

Zu dem seiner Zeit sehr berühmten Chirurgen Morand sendete einst ein vornehmer Mann und ließ ihn zu sich erbitten, um von seiner geschickten Hand operirt zu werden, da der Reiche nicht Lust hatte, die schwierige Operation einem andern Chirurgen anzuvertrauen.

Morand erschien. Er untersuchte das Geschwür und fand es so gefährlich, daß er für das Leben des Kranken fürchtete. Sofortige Operation erschien ihm höchst nöthig, aber dieselbe gehörte auch unter die schwierigsten ihrer Art. Früher hatte Morand ähnliche Operationen öfters mit sicherer Hand glücklich ausgeführt, doch jetzt zitterten dem alten Manne die Hände, und daher wagte er nicht, selbst Hand anzulegen, sondern er schlug dem Patienten einen jungen, aber geschickten Chirurgen, Namens Marschall vor, welcher seit kurzer Zeit erst seine praktische Laufbahn begonnen hatte. Morand versprach bei der Operation zugegen zu bleiben.

Marschall wurde herbeigeholt und ergriff sein Instrument, um den gefährlichen Schnitt zu unternehmen. Morands Augen folgten den Handbewegungen des jungen Mannes mit unverwandter Kennermiene und er bemerkte sogleich, daß Marschall im Begriff stand, einen Schnitt zu thun, welcher den Kranken gelähmt, vielleicht gar getödtet haben würde. Ohne die Miene zu verändern, oder ein Wort zu sprechen, näherte sich Morand mit den Fingern dem Geschwür und gab die richtige Stelle mit dem Zeigefinger an, wo das Instrument eindringen mußte.

Der junge Chirurg verstand sogleich den alten Meister und folgte nun, seinen Fehler erkennend, dem ihm schweigend gegebenen Winke. Die Operation gelang ausgezeichnet und der Patient war vollständig gerettet. — Dieser gab aus Freude über seine Wiedergenesung einen Familienschmauß, zu welchem er vor Allen die beiden Chirurgen einlud. Zuerst sand sich Morand ein. Der Genesene sprach ihm den herzlichsten Dank für seinen Rath und für die Empfehlung des wackern Marschall aus, aber Morand lehnte den Dank bescheiden ab.

Als Marschall kurz nach dem alten Meister eintrat, eilte der gerettete Patient ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und stellte ihn allen Anwesenden als seinen Lebensretter vor.

Marschall erröthete. Schweigend nahete er sich dem alten Morand, nahm ihn bei der Hand und rief dem Genesenen zu: „Hier steht der Mann, dem der Dank und die Ehre gebührt! Mit zarter Schonung meines Rufes wußte er meine falschen Operationspläne auf richtige Bahn zu lenken und seinem Rathe haben Sie es zu danken, daß Sie heute wenigstens nicht gelähmt sind. Meine Ehrerbietung vor diesem edlen Manne gebietet mir, jetzt die Wahrheit zu bekennen!" —

Morand suchte die Huldigung, welche darauf ihm dargebracht wurde, wieder zurückzuweisen, aber er erschien da-

Digitized by Google

bei nur noch liebenswürdiger und mußte den Zoll des Dankes und der Hochachtung wohl dulden, der seiner edlen Gesinnungsweise dargebracht ward.

Rob. Wolfram.

Der Wasserstahr.

Müde von langer Wanderung lagerte ich an einem plätschernden Bache unter dichtem Gestrüpp, das ein kühles Dache über meinem Haupte wölbte. Meine Augen ergötzten sich an dem lebendigen Spiele der Wasser und dem goldenen Flimmern des Tropfenstaubes, der im Sonnenlicht wie lauter Diamanten blitzte. Plötzlich glaubte ich einen Vogel aus dem Wasser auftauchen zu sehen, er flog wie ein Pfeil, huschte in das Moos ganz nahe bei meinem Schlupfwinkel und erschien Augenblicks darauf wieder, um aufs Neue in die Wellen zu tauchen. Meine Neugierde war aufs Höchste gespannt; sollte das wirklich ein gefiedertes Thier sein? Mein Auge hatte mich nicht getäuscht. Es war ein Vogel, er trug einen kleinen Fisch, und schlüpfte, seine Beute im Schnabel, in ein Nest, das so künstlich aus den Stoffen bereitet war, zwischen welchen es versteckt lag, und dabei den Eingang mit einem Eichenblatt bedeckt hatte, das ganz zufällig darauf gefallen schien, daß ich es nimmer von dem Moose und den Pflanzen hätte unterscheiden können, die es umgaben.

Der arme kleine Architekt hatte sich verrathen. Ich beobachtete sein Thun und Treiben in aller Stille. Er tauchte muthig unter das Wasser, und es dauerte bisweilen sehr lange, ehe er wieder hervorkam. Er hatte nicht wie andere Vögel, die vom Fischfang leben, einen langen und breiten Schnabel mit einem Vorrathssacke daran; nein, sein schwarzer kurzer Schnabel war beinahe gerade; er hatte nicht wie die große Schaar der Taucher, einen langen und biegsamen Hals; nein, sein weißer und kurzer Hals steckte in der Brust; er stand nicht auf hohen Steizen wie die Ufervögel, die im Wasser umherschreiten; bis zu den Kniekehlen befiedert, sind seine Beine kurz; er hatte keine Schwimmhäute, sondern lange Zehen mit scharfen Klauen. Sein weiches Gefieder, das auf dem Kopfe und am hintern Halse kastanienbraun ist, wird auf dem Rücken, am Bauche und an den Flügeln schwärzlich und schieferfarbig; sein Schwanz ist schwarz, sehr kurz, sein Hals sehr schön weiß und seine großen Augen gemahnten mich an die Amsel.

Als die hereinbrechende Nacht meinen Beobachtungen ein Ende zu machen gebot, eilte ich heim und suchte, bis ich den Namen des Vogels gefunden, von dem wir hier ein Bild mittheilen. Der Wasserstahr bleibt das ganze Jahr bei uns: selbst im Winter, wenn eine Eisdecke sich über Fluß und Bach gezogen, weiß er Fische, Wasser-Insekten und kleine Schnecken, die seine Nahrung bilden, darunter hervorzuholen. Nicht nur an Bächen im Walde baut er sein hübsches Nest, sondern auch an Mühlen, Wasserfällen und Wehren.

Der Wasserstahr (Tringa cinclus)

Nest des Wasserstahrs.

Nach der Nachtigall und der Grasmücke ist der Wasserstahr unser bester Nachtsänger. Das Weibchen legt fünf weiße Eier mit röthlichem Schimmer. Die kaum flüggen Jungen verstehen das Untertauchen so gut, als die Alten: wahrscheinlich, — so vermuthet wenigstens Hebert, — weiß der Wasserstahr sich unter den Flügeln Luft zu bewahren, wie jene Insekten, die sich in einem Luftball unter dem Wasser aufhalten.

Der Wasserstahr ist ein kleiner Gourmand und namentlich der Forellenbrut sehr gefährlich. Aber sein eigenes Fleisch schmeckt gleichfalls delicat, und man fängt ihn deshalb häufig, um ihn als guten Braten aufzustellen. (Vergleiche Band 1, 255.)

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Christoph Columbus' Heimkehr nach Spanien.

Christoph Columbus' Empfang von Ferdinand und Isabella in der Casa de la Diputacion zu Barcelona. Gemälde von Gilbert.

Als Christoph Columbus, verachtet von den Gelehrten Salamancas, traurig nach dem Kloster La Rabida ging, wo er in den Tagen des größten Unglücks immer ein Asyl gefunden, hatte Isabella ausgerufen: „Ich verpfände, wenn es sein muß, die Diamanten meiner Krone, der Genueſe soll reisen!" Nicht volle acht Monate, nachdem diese edeln Worte gesprochen waren, einige Tage nach seiner Heimkehr, empfing der unsterbliche Genueſe zu Sevilla

Digitized by Google

einen Boten von der Königin, der ihm einen Brief übergab, dessen Ueberschrift lautete: „An Don Cristoval Colon, unsern Admiral im Weltmeer.“ Der Tag, an welchem Columbus diesen Brief erhielt, war ein Tag des Triumphes und zwerfälltig der schönste für das Herz des großen Mannes. Durch diese Botschaft verband sich die von allen Zeitgenossen hochgefeierte Königin mit dem großen Ruhme, den ihr tiefer Blick vorausgesehen. In Sevilla wurde das edle Herz des großen Seefahrers für die Kränkungen, über die er sich so bitter beklagt, mit stiller Freude entschädigt. Der Triumph vor der großen Welt sollte ihm zu Barcelona zu Theil werden.

Ein herrlicher Frühlingstag leuchtete im April 1493 über dem lachenden Catalonien. Von den Mauern der Stadt flatterten bunte Fahnen und die Schiffe im Hafen waren lustig bewimpelt. Alles glänzte in den prächtigsten, reichsten Farben: der Jubel der Menge mischte sich mit dem Klang der Glocken, den Fanfaren der Trompeten und dem Donner der Kanonen; die große Glocke von Santa Eulalia ergoß ihre ernsten und mächtigen Töne in die klaren Lüfte und von Zeit zu Zeit antwortete ihr das helle Glöckchen von Santa Maria del Mar. Die allgemeine Freude und der festliche Putz der Stadt machte einen imposanten Eindruck: man feierte ein Fest ohne Namen, ein Fest, das sich nie wiederholen sollte.

Colon ritt nach der Casa de la Diputacion, nicht allein, wie an jenem Tage, da sein armseliq Roß ihn nach dem Kloster la Rabida brachte, sondern umgeben von dem Pomp eines Fürsten. Vor dem Cortege einher schritten lustige Banden catalonischer Truppen bei dem Klang der Pfeifen und Trommeln: dann kam ein Peloton castilianischer Garden, die man an ihrem martialischen Aussehen und namentlich an ihrem stolzen Gange als solche erkannte, endlich erschien auf einem schönen Pferde und in kostbaren Gewändern der große Admiral.

Sieben Indianer, die man von den verschiedenen Inseln mitgenommen und die die Reise überlebt hatten, gingen in zwei Reihen hintereinander; sie waren für die Feierlichkeit mit all ihrem wilden Schmucke aufgeputzt. Goldne Spangen glänzten an ihren Füßen, Federkronen schmiegten sich um ihren Kopf. Die Vordern trugen Aras mit rothem und blauem Gefieder; das wilde Geschrei der fremdartigen Vögel, das den Jubel der Menge übertönte, zog die Aufmerksamkeit des dichtgedrängten Volkes besonders auf sich. Nach den wilden Kriegern kamen die Theilhaber der Expedition, sie trugen goldene Kronen, ein Geschenk von Guacanagari: Steinbilder, welche die Igneris anbeten; ausgehauene Masken mit goldenen Augen, die man auf der Insel Cuba gefunden; ausgestopfte Flamingos mit prachtvollem Gefieder; Caimans mit offenem Maule, Schildkröten, Iguanas, deren Grün und Blau verschwunden war.

Matrosen schwangen Palmenzweige, an denen noch Früchte hingen, durch die Luft; andere folgten mit Makanas von Eisenholz, Bogen, langen Rosenholz-Pfeilen mit Geierfedern, welche der erste Kampf der Europäer mit den Caraiben geliefert; und in Mitten dieser Waffen und Palmen erhob sich das Banner mit dem Kreuze und den Wappen der beiden Königreiche, das an so weit entfernten Ufern geweht.

Nicht so hoch, aber nicht minder ruhmvoll wehte das Banner des Admirals, auf das mit goldenen Buchstaben gestickt war:

Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.*)

Diese einfachen Worte, die an so viel Ruhm gemahnten, erklärten das Wappen, das man dem Admiral so eben ertheilt: nämlich das des Königreichs, umgeben von einer von Wogen bespülten Inselgruppe mit goldenen Ankern auf blauem Felde.

Der Zug war bald vor dem Palaste angekommen, der unter dem Namen Casa de la Diputacion bekannt ist, wo die Könige von Aragonien residirten, wenn sie ihre catalonischen Unterthanen besuchten.

Die beiden Throne waren in einem für die Menge geöffneten Saale errichtet, wo man die Bilder der alten Grafen von Barcelona, jener edlen Helden, sah.

Vergeblich suchten die Augen jene eleganten und leichten Formen maurischer Baukunst, deren herrliche Denkmäler wir im Königreiche Granada auf jedem Schritte begegnen. Vom neunten Jahrhunderte an waren die Mauren aus Barcelona vertrieben; sie konnten keine dauernde Herrschaft in diesem schönen Lande gründen; auch die Kirchen und Paläste trugen die kühneren Formen der gothischen Architektur oder des romanischen Styls, deren Character Eleganz und Ernst verbindet. Für die Feierlichkeit, die sich vorbereitete, hatte man das Gebälte neu vergoldet. Dreißig Standarten, den Mauren in Malaga und Granada abgenommen, wehten über dem Throne am Ende des Saales.

Die Könige, so nannte man die beiden Gatten, waren von ihrem ganzen Glanze umgeben. Colon erschien: die Pracht der Könige verschwand, ein Gemurmel durchflog den Saal .... die Könige erhoben sich.

Und der große Mann beugte ein Knie zur Erde. Isabella ergriff das Wort vor Ferdinand: ein Vorrecht, das sie durch jene Prophezeihung erworben.

„Don Cristoval Colon, unser Admiral und Vicekönig von Indien, erhebt Euch...“

„Die Königin und der König, meine edlen Herren, haben mir nächst Gott geholfen: möge es Eurer Hoheit gefallen, mir die königliche Hand zum Kusse zu reichen.“ ...

„Herr Admiral“, sagte nun Ferdinand, „das ist das Zeichen der Vasallen, und Euch gebührt heute nur das Zeichen des Ruhms; setzt Euch, Don Cristoval.“

Columbus küßte die Hand seiner anmuthigen Königin und setzte sich dann inmitten der Granden.

Die neue Welt war gefunden durch Columbus: ihm gebührte diese Ehre, der das Andenken bei der Nachwelt die Krone aufgesetzt.

Das gestrandete Schiff.

Eine wahre Geschichte.

Die Insel Gräss am bothnischen Meerbusen, der Schauplatz nachfolgender Erzählung, gehörte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zum größten Theil dem schwedischen Freiherrn S., einem finsteren, stolzen Mann, dem alle zarteren Gefühle fremd waren. Dabei besaß er jedoch eine tiefe Bildung und reiche Kenntnisse. Er hatte halb Europa durchreist und später ein bedeutendes Staatsamt in Stockholm bekleidet; er war jedoch durch Mißgunst und Chicane ganz unverschuldet in Ungnade gefallen, hatte sich auf seine Insel zurückgezogen, sich von der Welt abgesondert

*) Für Castilien und Leon fand eine neue Welt Colon.

Digitized by Google

und dem ganzen Menschengeschlecht ewigen Haß zugeschworen. Neben seinem wohlbefestigten, mit Mauern und Gräben umgebenen Schloß, das mit seinen Zugbrücken und seinem alterthümlichen Gepräge ein finsteres und trauriges Aussehen hatte, baute er sich einen noch unheimlicheren Thurm, der durch einen geheimen Gang mit der Burg in Verbindung stand und viele geheime Gemächer in seinem Schooße barg. Aber zu oberst in der Spitze des Thurmes hatte der Freiherr sein Laboratorium, wo er die Tage mit Schlafen und die Nächte mit Studiren verbrachte: mit welchen Studien er sich eigentlich beschäftigte, astronomischen, chemischen — das wußte Niemand; denn kein Unzeugewitter durfte die für ihn heilige Stätte betreten. Man mochte die Kugel des Thurmes für ein Observatorium halten: in der Nacht war sie so erhellt, daß sie den Seefahrenden als Leuchtthurm dienen konnte.

Das einzige lebende Wesen, das S. mit Liebe umfaßte, war sein kleiner Sohn, ein Knabe von sieben bis acht Jahren. Für diesen nahm er einen Hofmeister an, einen Candidaten der Theologie mit Namen Müller, der ihm von einem gelehrten Freund in Kiel anempfohlen worden. Merkwürdig waren die Instructionen, die er dem Erzieher seines Sohnes beim Antritt dieser Stelle gab. „Lehren Sie meinen Sohn lesen, im Herzen der Menschen, daß er frühzeitig die Arglist erkenne, die darin wohnt. Lehren Sie ihn rechnen, daß er seinen Vortheil berechnen und den größtmöglichen Nutzen aus der Thorheit Anderer ziehen könne. Wollen Sie ihn Religion lehren, was ich übrigens für ganz überflüssig halte, so beginnen Sie mit dem Grundsatz: „Alle Menschen sind schlecht“ und endigen Sie mit dem Erfahrungssatz: „Niemand thut Gutes, gar Niemand. Jeder hüte sich vor seinem Freunde und nicht mal zu seinem Bruder darf man Zutrauen haben, denn die Zunge des Menschen ist voll Falschheit!“ Was die Moral betrifft, lieber Freund, so werden Sie bei näherer Betrachtung der Menschennatur bald einsehen, daß die sogenannte Tugend nicht allein ein unnützes und lächerliches Ding ist, sondern sogar eine offenbar schädliche Chimäre, denn sie arbeitet der Natur entgegen, ohne sie jedoch umbilden zu können und verhindert so die freie Entwicklung des Menschen. Der Mensch ist berufen, der Herr der Schöpfung zu sein; seine Bestimmung besteht also darin, daß er so viel als möglich seine Umgebung und die unbewußte Natur und Unvernunft seiner Mitmenschen benütze. Der Klügste wird herrschen, und der, der herrscht, ist der vollkommenste Mensch.“

„Aber Hr. Baron“, wandte der Candidat bescheiden ein: „wie kommen Sie zu solchen Grundsätzen? Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich nicht im Stande bin, in solchen Lehren zu unterrichten.“

„Nun so unterrichten Sie nach Ihrem eignen Kopf, junger Narr, — Sie werden doch vergebens predigen; Sie werden doch die Entwicklung seiner Eigenliebe und die Freude über die Erbherrschaft seines Ichs nicht hindern können. Man muß die Erfahrungen gemacht haben, die ich zu machen Gelegenheit hatte; man muß aus der Welt verstoßen worden sein, um in den Besitz des Ertractes aller Weisheit: des Menschenhasses zu kommen. Jedes Ich strebt nach Herrschaft und sucht seinen Gegenpart zu vernichten; aber die Welt gehört nur dem Klugen. Klug — das heißt: ein vollkommener Mensch oder der, der wenigstens auf dem Wege ist, seine Bestimmung zu erreichen, — ist nur der, der sich selbst und nur sich für das Ziel der Welt hält und Alles, was ihn umgibt, also die ganze Welt in jenem eignen Interesse anwendet.“

„Und wenn der Herr Baron einst mit dem Tode abgehen?“

„So erbt mein Sohn mich. So lange meine Lampe brennt, sehe ich mein Ich für das Ziel der Welt an und nach mir kommt es meinem Sohne zu, meine Herrschaft zu übernehmen. In ihm ehre ich bereits den künftigen Erben der Welt, zu dessen Entstehung ich mich selbst nur als Mittel betrachte. Die Elternliebe ist deßhalb die einzige Liebe, die einzige Abweichung von der Eigenliebe, von der ich ein Beispiel geben kann. Nur so lange ich lebe, soll es meinem Sohne nicht einfallen, mit Beiseitesetzung meiner sich als den Ersten in der Welt zu betrachten. Lehren Sie ihn deßhalb die Kindespflicht — Gehorsam; er ist mir diesen Dank schuldig, da ich ihm nach meinem Tode ein so bedeutendes Erbe hinterlasse.“

Müller war ein rechtschaffener und was noch mehr sagen will, ein gottesfürchtiger Mann. Er fühlte einen tiefen Abscheu vor den gottesleugnerischen und menschenfeindlichen Grundsätzen, die der Baron geoffenbart und die ihm beinahe an Wahnwitz zu grenzen schienen. Deßhalb war ihm gleich zu Anfang in des Freiherrn Nähe unbehaglich zu Muthe; die ganze Persönlichkeit desselben hatte etwas unbeschreiblich finsteres und abstoßendes an sich; und hätte Müller nicht die Hoffnung gewährt, vielleicht noch seine Seele retten zu können, oder wenigstens, wenn es mißglückte, doch seinen kleinen Sohn gegen die grausame Lehre des Vaters zu beschützen, so würde er ohne Zweifel sogleich wieder die unheimliche Burg und die ungastfreie Insel verlassen haben. In des Freiherrn Liebe zum Sohne erkannte er die einzige Reliquie, die noch an das Göttliche erinnerte, das dem Menschenherzen eingepflanzt ist, den einzigen Anknüpfungspunct, durch welchen diese mit Gott und den Menschen zerfallene und von einer teuflischen Eigenliebe beherrschte Seele, vielleicht noch für etwas Besseres und Edleres gewonnen werden konnte. Und zum Theil ging die Liebe zum Sohne auch auf den Lehrer desselben über; denn diese beiden Menschen waren die Einzigen, denen der Baron den Zugang zu seinem geheimnißvollen Laboratorium gestattete: ihr Schlafzimmer stieß unmittelbar an dieses Gemach. Dessen ungeachtet gab das Vertrauen, das Müller genoß, ihm doch nur wenig Aufklärung über die Beschäftigung des Barons, da dieser, wie gesagt, nur bei Nacht arbeitete und beständig, wenn die beiden andern herausgingen, die Thüre abschloß, die zu seinem Zimmer führte. Oft hatte Müller bei Nacht ihn auf und nieder gehen und die Thüre zuschlagen hören; bisweilen auch viele Menschentritte und ein klagendes Jammern vernommen; aber er hatte doch nie, namentlich da sich diese Bilder in seiner Phantasie fortsetzten und sich Wirklichkeit und Traum auf diese Weise vermischten, sich aus all dem eine klare Vorstellung zu bilden gewagt.

Außer dem nothwendigen Dienerpersonal befanden sich in Sternbergs Umgebung sechs wilde, rohe Menschen von martialischem Aussehen, die er seine Leibwache nannte. Sie brachten meist die Tage wie ihr Herr mit Schlafen zu; wenigstens sah man sie nie bei Tage mit einer nützlichen Arbeit beschäftigt. Es war deßhalb kein Wunder, daß Müllers Phantasie unwillkürlich sie mit den geheimen nächtlichen Arbeiten des Barons in Verbindung brachte, bei denen sie ihm behülflich waren. Aber worin diese Beschäftigung bestand, konnte er nicht ahnen; doch deutete das grauenerweckende Aeußere, das ihm sogleich ei-

Digitized by Google

nen wahren Widerwillen eingeflößt, nicht gerade auf ein gutes, menschenfreundliches Werk. Sie selbst darnach fragen, wollte und durfte er nicht; wahrscheinlich hätte er auch gar keine Antwort erhalten. Aber wenn er dann wieder an die nächtliche Beleuchtung des hohen Thurmes dachte, die doch keinen andern Zweck haben konnte, als verirrten Seefahrern zur Warnung zu dienen, so faßte er Vertrauen zu seinem Prinzipal und meinte, er müßte doch nicht so ausschließlich von Eigennutz und Menschenhaß beherrscht sein, wie er selbst vorgab, und sein Thun und Treiben werde vielleicht doch edler sein, als seine Grundsätze.

(Schluß folgt.)

Die Haje und die Brillenschlange.

Die beiden Reptile, von welchen wir hier ein Bild geben, frappiren auf den ersten Anblick durch ihre eigenthümliche Bildung und namentlich durch ihre von allen

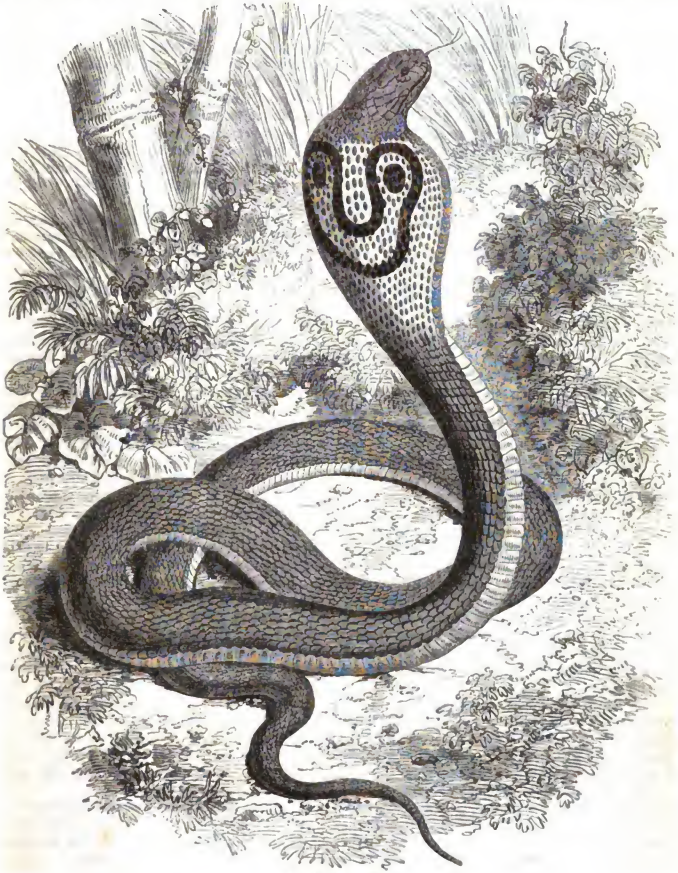
Die Haje (Naia).

übrigen Thieren gleicher Gattung abweichende Stellung. Beide Schlangen hatten und haben in den Ländern des Ostens hohes Ansehen und symbolische Bedeutung: die Haje, bei den Alten Aspis genannt, in Egypten, Marocco und verschiedenen Ländern Afrikas; die Brillenschlange in Persien, Indien und dem indischen Archipel. Die Naturforscher haben diese beiden Arten von den übrigen giftigen Schlangen ausgeschieden und ihnen als einer besondern Gattung den Namen Haje ertheilt, der ihre Fähigkeit bezeichnete, den Hals mittelst der Rippen wie eine breite Scheibe auszudehnen und sich emporzurichten, in welcher Stellung wir sie abgebildet. Man sieht sie bisweilen ganze Stunden lang unbeweglich in dieser Stellung verharren, und mit dem Auge, was um sie her vorgeht, beobachten; bisweilen führen sie eine Art von Tanz aus, eine Gewohnheit, aus der die Jongleurs des Orients ihren Nutzen ziehen, indem sie

Digitized by Google

sie zum Amüsement der Zuschauer bei ihren Vorstellungen verwenden. Die aufrechte Stellung dieser Schlangen gab den Egyptern Veranlassung, sie als die Beschützer der Felder und in weiterem Sinn als Weltbeschützer zu symbolisiren. Daher die zahlreichen Abbildungen dieses Thieres auf antiken Denkmälern, namentlich an Tempeln und Sarkophagen.

Die Haje hat gekielte, grünlich und bräunlich gesäumte Schuppen und ist äußerst giftig: man vermuthet, Kleopatra habe sich mit einer solchen Schlange umgebracht.



Die Brillenschlange.

Die Brillenschlange (Naja tripudians) ist glänzend braungelb, unten weiß, glattschuppig und hat auf dem Halse eine brillenartige Zeichnung, welche jedoch bisweilen fehlt. Sie wird sechs Fuß lang, wohnt in Erdhöhlen und ist sehr giftig. Der Biß kann jedoch durch Ophiorrhiza mungos geheilt werden. Die Gaukler nehmen ihr das Gift, um sie bei ihren Kunststücken gebrauchen zu können; wenn der Nacken derselben mit den Fingern gedrückt wird, so wird sie steif, wodurch es den Zauberern des Pharao gelang, ihre Schlangen scheinbar zu Stöcken zu machen.

Digitized by Google

Der Gebirgspaß.

Skizze nach dem Leben.

Es war ein heißer Sommertag, Menschen und Thiere pflegten der Ruhe, während wir in dem Gasthofe des Städtchens Lans le-bourg herumlungerten, in Erwartung der kühleren Abendstunden, die uns die Fortsetzung unserer Reise erlauben würde. Endlich, als sich die Schatten verlängerten, fing Eins nach dem Anderen an lebendig zu werden, und man sah, daß Vorbereitungen für unsere Passage über den Mont Cenis gemacht wurden. Mit unseren Führern, Postillons und Maulthieren bildeten wir eine ganz ansehnliche Cavalcade. Der Mond schien hell auf unseren, an den Bergabhängen sich hinwindenden Pfad, Leuchtwürmchen glänzten in den Büschen an der Seite desselben und eine feierliche Ruhe, die es fast wie ein Verbrechen gegen die Majestät der Natur erscheinen ließ, diese heilige Stille zu unterbrechen, herrschte überall. Wir gingen den größten Theil des Weges zu Fuße. Mein Reisegefährte, ein ältlicher Franzose, der alle seine frühere Geschwätzigkeit eingebüßt hatte, ging in tiefe Gedanken versunken an meiner Seite. Nur das Zucken seiner ausdrucksvollen Gesichtszüge und halbabgebrochene Ausrufe bewiesen, daß er eine Unterredung mit seinem Herzen und seinen Erinnerungen hielt. Ich fragte ihn endlich, was der Grund seiner so ungewöhnlichen Schweigsamkeit sei.

„Ach", sagte er, „wie verschieden ist doch diese Nacht von einer, die ich vor dreißig Jahren beim Ueberschreiten dieses Gebirgspasses erlebte. Es war damals ein kalter Wintertag, der Schnee bedeckte an manchen Orten vierzig Fuß hoch die Straße und füllte die Schluchten, so daß wir in fortwährender Gefahr schwebten, in den Abgrund zu stürzen. Der Wind wehte uns den Schnee so heftig in's Gesicht, daß wir kaum drei Schritte weit sehen konnten, und daß die Führer oft ungewiß waren, wohin der Weg gehe. Sechs Männer waren erforderlich, um mit Stricken die Kutsche aufrecht zu erhalten, und die armen Pferde wendeten oft ganz ermattet ihre Köpfe, um dem furchtbaren Sturme, der sie blind machte, wenigstens auf einige Augenblicke auszuweichen. Wir waren fast erfroren, obgleich wir allen unseren Vorrath an Winterkleidern unseren Koffern entnommen und angelegt hatten. Der Himmel bewahre mich vor einer zweiten Passage wie diese, und vor einer Wiederholung der furchtbaren Nacht, die darauf folgte."

Ich sah, daß mein Gefährte durch die Erinnerung sehr aufgeregt war und wurde durch die letztere Aeußerung neugierig, die näheren Umstände seiner früheren Gebirgspassage kennen zu lernen. Er ließ sich nicht lange bitten, und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Ich wurde damals ein junger Officier in der französischen Armee, als eben Napoleon seine letzten Kriege führte. Das Land war in großer Unordnung. Ich ward mit einem älteren Officier beauftragt, wichtige Depeschen nach Italien zu überbringen. Mein Gefährte war ein Italiener, der früher in österreichischen Diensten gestanden, aber bei Marengo gefangen genommen worden und zur Fahne des Kaisers übergetreten. Es war ein kluger Mann, der allgemeines Vertrauen genoß, aber so übertrieben vorsichtig und argwöhnisch in allen seinen Handlungen, daß es mich manchmal amüsirte, manchmal ärgerte. Diese Gebirge wurden damals durch Räuber unsicher gemacht, meistens entlassene italienische Soldaten, so daß das Reisen ziemlich gefährlich war. Wir werden auf unserem Wege bald an einen Gebirgspaß kommen, der berüchtigt ist durch die Mordthaten, die dort vorfielen. An der linken Seite des Weges liegt ein mit Holz bewachsener Sumpf, an der rechten die Ruinen einiger im Krieg zerstörten Häuser: ich will sie Ihnen später zeigen, wenn wir vorbeikommen. Dort pflegten sich die Banditen zu verbergen und aus dem Versteck auf den arglos vorbeipassirenden Reisenden zu feuern. Etwas weiter den Berg hinan, wo die zwei Wege zusammenstoßen, werden Sie einige große Häuser bemerken. Dies war sonst ein Gasthaus, und der Wirth stand mit den Räubern im geheimen Einvernehmen. Ich erzählte Ihnen bereits von dem furchtbaren Wetter, das wir damals hatten, allein wir mußten vorwärts, unsere Befehle waren bestimmt, und so arbeiteten wir uns fort bis gegen Mitternacht, wo wir endlich das Thor des erwähnten Gasthofes erreichten.

Wie froh wir waren, als wir dort anlangten, können Sie sich leicht denken; schon der bloße Gedanke an eine geheizte Stube, eine warme Suppe, gab neues Leben. Wir mußten lange und laut klopfen, ehe uns geöffnet wurde. Der Capitän befahl, als unser Wagen in den Hofraum geschafft worden, unserem Bedienten, ebenfalls einem Soldaten, ihm eine kleine Büchse mit Lebensmitteln in das Speisezimmer zu bringen und die übrige Bagage im Wagen zu lassen. Ich sah, daß der Wirth einen scharfen Blick auf unsere Koffer warf; allein er schwieg und eilte in die Küche, um unser Nachtessen zu besorgen. Das Zimmer, in das wir geführt wurden, war so groß, daß ich dessen anderes Ende kaum sehen konnte. Ein kleiner Ofen stand an einer Seite, der aber nicht viel Wärme um sich verbreitete. Es war daher durchaus nicht comfortabel. Indeß, wenn man eine solche Nacht überstanden hat, ist man mit Wenigem zufrieden. Ein dünnes Talglicht brannte trüb auf dem Tische. Man breitete ein Tischtuch aus und servirte uns Bouillon. Der Capitän fand sie jedoch ungenießbar und befahl Giuseppe, Kompot aus der Blechbüchse zu bringen, wovon er selbst eine Art Suppe bereitete. Der Wirth trug sodann ein Fricassee auf, allein auch dies wurde abgelehnt, und ein kaltes Huhn aus unserem mitgebrachten Vorrath an dessen Stelle gesetzt. Ich wollte eben die Bemerkung machen, daß ich ein warmes Gericht vorziehe, als ein bedeutsamer Blick des Capitäns mir Schweigen auferlegte, und als ich sah, daß er auch alle anderen vom Wirthe und vorgesetzten Speisen unter dem Vorwande zurückwies, daß er an einem schwachen Magen leide, ein Uebel, worüber ich ihn nie vorher hatte klagen hören, so vermuthete ich, daß er sich vor einer Vergiftung fürchte, und verwünschte heimlich seine allzu argwöhnische Gemüthsstimmung.

„Haben Sie heute Nacht noch andere Gäste im Hause?" fragte der Capitän, indem er keine Notiz von der Neugierde des Wirthes zu nehmen schien, der sich vergebens bemüht hatte, zu erfahren, wer wir seien.

„Nur ein Geistlicher, der auf dem Wege nach Turin ist. Der arme Mann muß zu Fuß reisen und das schlechte Wetter hat ihn schon zwei Tage hier zurückgehalten."

„Was ist der Name des ehrwürdigen Padre?" fragte mein Gefährte.

„Bruder Carlo Benevoluto", antwortete der Wirth.

„Ah, das ist ein bekannter Name, ich habe mehrere Padres dieses Namens gekannt. Ist er schon zu Bett?

Digitized by Google

Vielleicht würde er uns die Ehre erweisen, mit uns eine Flasche Wein zu trinken."

Der Wirth bemerkte, daß der Padre sich nur zurückgezogen habe, um seinen Rosenkranz zu beten, was er mehrmals des Tages zu thun pflege. Er sei aber noch nicht zu Bette.

Bald erschien der heilige Mann in Person. Er bekreuzte sich mit einer Miene frommer Demuth und ertheilte uns im Namen der heiligen Jungfrau und seines Schutzheiligen St. Carlo den Segen. Der Capitän schaute ihn mit einem durchdringenden, fast durchbohrenden Blicke an, blieb aber stumm, und wir begannen ein freundschaftliches Gespräch, wobei wir einige Flaschen ausstachen, bis wir endlich es an der Zeit fanden, uns zurückzuziehen. Der Capitän wurde in ein Schlafzimmer geführt, was ihm durchaus nicht gefallen wollte. Wir hatten im Laufe des Tages von den italienischen Herbergen gesprochen, und er hatte mich gewarnt, stets vor dem Niederlegen die Thüre des Schlafzimmers zu verrammeln. Jetzt hatte man ihm selbst ein Schlafzimmer angewiesen, was noch drei Thüren, außer der, wodurch wir eingetreten waren, enthielt. Keine von ihnen ließ sich verschließen. Der Capitän schien sehr unzufrieden und fragte, welches Zimmer mir angewiesen werden solle? Der Wirth entschuldigte sich, daß er mich in ein etwas entfernteS Zimmer einquartiren müsse, da die nächsten Zimmer schon besetzt wären, und es zu spät sei, Aenderungen zu machen. Er führte mich sodann in ein Zimmer an der anderen Seite. Ich hatte mich jedoch kaum in's Bett gelegt, als zu meiner Verwunderung plötzlich der Capitän, ein angezündetes Licht und seinen Portmanteau tragend, bei mir eintrat. Er stieß heftige Verwünschungen gegen das Ungeziefer aus, das ihm nicht erlaubt habe, in seinem Bette der Ruhe zu pflegen. Ich war keineswegs verwundert darüber, denn in einem italienischen Wirthshause ist dies ein Ding, das alle Tage vorkommt, und bot ihm daher mein Bett an, indem ich bemerkte, daß ich versuchen wolle, wie mit diesen unsichtbaren Feinden auszukommen sei. Davon wollte er jedoch nichts wissen, er bestand darauf, daß ich liegen bleiben solle, während er versuchen wolle, in einem Stuhle neben meinem Bette der Ruhe zu pflegen. Er untersuchte sodann die Thür und schien sehr unzufrieden damit, daß sie sich nicht verbarrikadiren lasse, weil sie in das Zimmer des Padre öffnete, und weder Schloß noch Riegel daran zu sehen war. Nachdem er in heftiger Aufregung mehrmals das Zimmer durchschritten, stellte er das angezündete Licht auf die Kommode und setzte sich auf den Stuhl neben dem Tisch, auf welchen er zwei geladene Pistolen und einen Karabiner legte, nachdem er sie vorher genau untersucht und den Hahn aufgezogen hatte.

Manche sonderbare Gedanken durchkreuzten mein Hirn, als ich diese kriegerischen Vorbereitungen sah. Es schien mir lächerlich, daß ein alter kriegsgewohnter Soldat vor einigem Ungeziefer die Flucht ergreife, und vor einem Gastgeber, drei Weibern und einem ehrwürdigen Priester eine so kindische Furcht zur Schau trage. Er erschien mir wie ein mit Windmühlen fechtender Don Quixote. Ich war aber zu müde, ihm dieserhalb Vorstellungen zu machen, der Schlaf lag schwer auf meinen Augenlidern und ich war gerade im Begriff, vollständig einzuschlummern, als es mir däuchte, ich hörte das Knarren der Stubenthür, und als ich durch den Bettvorhang blickte, sah ich oder träumte vielleicht, daß ich einen schwachen Schatten an der Wand sehe. Mich nach dem Capitän umdrehend, erblickte ich ihn, wie er seine Augen starr auf die Thür geheftet und eine Pistole fest in seiner Hand haltend, im Stuhle saß. Die Thür schloß sich geräuschlos wieder und Alles war ruhig. Ungefähr eine Stunde später wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Ich wagte nicht, mit dem Capitän zu sprechen, der unterdeß seine Augen keinen Augenblick geschlossen, sondern, die Hand am Pistol, seinen Blick fest auf die Thür gerichtet hatte. An Wiedereinschlafen war nun natürlich nicht zu denken, und der Capitän rief zeitig zum Aufbruch und befahl Giuseppe, den Kaffee in der Art, wie er es gewohnt sei, zu bereiten.

Bald kam auch der Padre zum Vorschein und bat mit sanfter Stimme, ihm einen Platz in unserem Wagen einzuräumen. Zu meiner Verwunderung erhielt er dies zugesagt und wurde sogar eingeladen, an unserem Frühstück theilzunehmen. Der Capitän sprach freundlich mit ihm, ich bemerkte aber, daß er sich fortwährend in einiger Entfernung von ihm, aber in der Nähe seiner Pistolen hielt. Bis endlich Alles zum Aufbruch fertig war, erschienen des Wirthes Frau, dessen Tochter und Dienstmädchen im Zimmer, Alles derbe, kräftige Figuren. — Auch gegen diese schien mein Gefährte gleichen Verdacht, wie gegen den Geistlichen zu hegen. Sein Bestreben war, wie es mir schien, Niemand zu erlauben, uns in den Rücken zu kommen. Der Wirth mußte den Mantel in den Wagen tragen, dem einen Mädchen gab er das Licht in die Hand, dem andern einen Portemanteau, dem Padre eine Brandyflasche, er und Giuseppe folgten mit den Waffen in der Hand. Der Padre mußte zuerst einsteigen, wir folgten. „Vorwärts, Postillon!" und fort gings in raschem Trabe, ehe wir eigentlich wußten, wo wir waren.

Kaum waren wir jedoch eine Viertelmeile gefahren, als der Capitän plötzlich dem Postillon ein Halt zurief und zu Bruder Carlo sich wendend, ihn ersuchte, ihm einige wichtige Papiere zu holen, die er auf dem Kaminsims zurückgelassen. Padre Benevoluto konnte diese Gefälligkeit nicht wohl abschlagen, er stieg aus und lief mit einer Geschwindigkeit zurück, deren ich ihn nicht für fähig gehalten hätte. Kaum war er jedoch uns aus dem Gesicht, als der Capitän dem Postillon zurief: „Fahre zu, so schnell du kannst, aber mache kein Geräusch mit der Peitsche. Sobald du still hältst, ehe ich dir's heiße, oder mit der Peitsche klatschest, stzt dir eine Kugel zwischen den Rippen!" — Und fort ging's im Galopp, was nur die Pferde aushalten konnten. Ich wußte nicht mehr, was ich vom Capitän denken sollte, ich mußte annehmen, er sei vollständig verrückt geworden, so unerklärlich war mir sein ganzes Benehmen. Endlich erreichten wir St. Antonin, wo wir einen militärischen Posten trafen, dem der Capitän seinen Paß vorzeigte. Jetzt endlich ließ er den Postillon langsam fahren und rief mit freudigem Blick: „Gottlob, wir sind gerettet, der heiligen Jungfrau und allen Heiligen sei Dank für unsere Befreiung aus den Händen der Räuber." Ich gab meinem Erstaunen Worte und bemerkte ihm, daß wenn mir auch Manches in dem Gasthause verdächtig erschienen sei, ich doch nicht begreifen könne, warum er ein solches Spiel mit dem Bruder Carlo getrieben.

„Ja", antwortete er mir, „es war ein Spiel, aber ein Spiel um das Leben. Dieser Geistliche wird sein Mönchsgewand nicht lange mehr tragen. Derselbe Mann war in

Digitized by Google

meinem Regiment, als ich noch in österreichischen Diensten stand. Er wurde schon damals wegen Raub und Mord zum Tode verurtheilt, es gelang ihm aber zu entkommen. Er hat mich nicht wieder erkannt, aber ich erkannte ihn gleich. Ich bin ein alter Kriegsmann und rieche das Blut schon von weitem; ich roch es sofort, als ich in mein Schlafzimmer trat, und siehe da, die ganze Matratze meines Bettes war mit Blut getränkt. Wäre ich eingeschlafen, so wäre es für uns beide unser letzter Schlaf gewesen. Und diese Weiber, ich will wetten, es waren verkleidete Männer. Der Schatten, den Sie sahen, war der Schatten von Bruder Carlo. Solche Schatten spielen mit Stiletos; ich sah eins, als ich durch das Zimmer des Padre ging, um in Ihr Schlafzimmer zu gelangen. Gespenster weichen vor gespannten Pistolen nicht zurück, wie er es that."

In diesem Augenblicke machte mich der Franzose auf einige geschwärzte Ruinen aufmerksam, die neben dem Wege lagen und mit ihren schmalen vergitterten Fenstern und eingestürzten Mauern ein Bild der Verwüstung darboten. „Dies ist der Ort", sagte er, „wo das Gasthaus stand. Die verdammten Banditen! Doch sie haben ihren verdienten Lohn bekommen. Eines Tages, so hörte ich aus den Zeitungen, besetzte unversehens ein Trupp Gensd'armerie das Haus, durchsuchte dessen Räume, und die Leichname von mehreren Hundert Personen und eine Menge geraubter Gegenstände wurden in die Erde eingegraben vorgefunden. Die italienische Justiz machte kurzen Prozeß mit den Mördern und der Gasthof wurde geschlossen. Er ist nie wieder eröffnet worden, keiner wagte sich, ihn zu übernehmen — das Haus ist verhext. Aber auch heute noch ist der Gebirgspaß ein gefährlicher Weg für einsame Wanderer."

Während wir noch so sprachen, kam ein Karabinier an uns herangeritten. Er fragte nach, welchen Personen wir auf unserem Wege begegnet seien, da vor wenig Tagen auf diesem Platze ein Reisender beraubt worden.

Der Koliwansee.

Der Koliwansee in der Nähe der Stadt Zmeinogorsk in Sibirien ist einer der interessantesten Seen dieses in einzelnen Partieen so malerischen Landes. Der See ist zwischen Granitfelsen von den seltsamsten Formationen eingekeilt. Es sind Thürme, Pfeiler, riesenhafte Obelisken: die Fichten, die da und dort gruppenweise auf den Hügeln stehen, bilden gleichsam einen Rasen am Fuße dieser colossalen Bauten. Diese Felsenmassen sind jedoch nicht sehr fest und die Granitblöcke, aus denen sie bestehen, stürzen häufig zusammen. Ungeheure Quadern fallen auf die Fichten, die sie unter furchtbarem Krachen in das Wasser stürzen. An einigen Orten sind die Blöcke von der Natur so geschickt auf einander gebeugt, daß auf sehr schmalen Postamenten die breitesten Felsenstücke, ja selbst Tafeln liegen, die auf allen Seiten hervorstehen. Man glaubt, eine Fee müsse hier ihr Spiel getrieben haben.

Der Koliwansee in Sibirien.

Diese Erscheinung trifft man jedoch nicht blos bei dem Koliwansee, sondern an vielen Orten der Erde. Viele Monolithen, die der Aberglaube des Volks den Druiden zuschreibt, und manche, die zu gigantisch sind, um je von der Hand des Menschen bewegt worden zu sein, haben keinen andern Ursprung, als die colossalen Felsenmassen des Koliwansee. Ein aus Granit gebildeter Hügel, dessen Masse sich zerbröckelt und in Kies auflöst, beginnt sich zu spalten: indem nun das Wasser die Sandtheile wegspült, wird der Riß immer größer, bis zuletzt nur noch die festen Granitblöcke dastehen. Man sieht nun keine Risse mehr, sondern nur mehr oder minder weit auseinanderstehende Pfeiler, und das Auge staunt über die seltsamen Formationen.

Der Koliwansee ist jedoch nicht nur durch den malerischen Anblick seiner Granitcolonnaden merkwürdig, sondern auch wegen des vortrefflichen und schönen Jaspis, der hier gehauen wird und einen beträchtlichen Handelsartikel bildet. Man macht daraus Vasen, Becher, Säulen oft von bedeutender Größe, die man bis nach St. Petersburg verführt.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Die Kohlenbrennerei.

Der Kohlenbrenner.

Die gewöhnliche Kohle ist, wie Jedermann weiß, der Stoff, den man erhält, wenn man das Holz verkalken läßt, indem man es einem bestimmten Grade von Hitze aussetzt, ohne es gerade zu verbrennen, oder indem man es nur theilweise verbrennt. Es bedarf eines großen Wärmegrades zur Verkohlung; doch schon etwas mehr als Kochhitze reicht zu.

Digitized by Google

Es gibt verschiedene Arten von Kohlenfabrikation. Die gewöhnliche ist die in stehenden Meilern, deren Stelle in der Nähe des Kohlenhauses trocken und eben zugerichtet sein muß. Im Mittelpunkt der 6—9 Fuß langen und breiten Meilerstelle wird ein 12 bis 15 Fuß hoher Pfahl errichtet, und um denselben einige dünne Stangen gesteckt, den Luftzug zu erhalten und einen Schornstein zu bilden. Um diesen Quandelpfahl stellt man nun die Holzscheiter und legt die Zwischenräume mit kleinerem Holz aus. Der so zugerichtete Meiler wird mit einer Decke von Rasen oder Reisig und Erde bedeckt, die letztere mit einer Stange festgeschlagen und dann mit einem Stück Birkenrinde die Zündstange in Brand gesteckt. Nachdem der Meiler einige Stunden gebrannt und kein weißlicher Dunst mehr aufsteigt, bedeckt man den Meiler mit einer neuen Erddecke und legt Scheite innen herum, daß die Erde nicht abrutscht. Der brennende Meiler darf keine Ritzen oder Löcher bekommen und man verstopft solche augenblicklich, daß die Flamme durch den Zug nicht die Oberhand bekommt. Vermuthet man jedoch, daß eine Stelle noch nicht gehörig durchgebrannt ist, so sticht man ein Loch in die Decke und läßt es offen, bis die Flamme durchschlägt. Sind endlich die Kohlen gehörig durchgebrannt und ist der Meiler durch Abnehmen der Decke erloschen, so werden die Kohlen mit einem Hacken oder der Hand herausgenommen und aufgebeugt. Der Wind wird bei den Meilern durch besonders errichtete Wände, sogenannte Windschauern, abgehalten.

Unser Bild stellt zwei Meiler dar, von denen der eine so eben in Brand gesetzt worden, während der andre, nach vollendeter Verkohlung kalt gemacht wird.

Das gestrandete Schiff.

(Schluß.)

Eines Abends, als sein Cleve bereits in des Schlafes Armen lag, ging der Candidat in seinem Zimmer auf und ab; und da er durch das offne Fenster zu dem sternenvollen Himmel empor und auf das brausende Meer hinausschaute, entdeckte er ein Schiff, das mit den Wogen kämpfte und gerade auf den erleuchteten Thurm lossteuerte. Bald darauf hörte er den Baron sein Zimmer verlassen und die Treppe hinabgehen. Es dauerte nicht lange, so sah er ein Boot vom Lande stoßen, um den bedrängten Seefahrern zu Hülfe zu eilen. Freilich konnte er die Gestalten nicht deutlich unterscheiden, er bemerkte jedoch, daß das Boot bei der Zurückkunft mit mehr Menschen angefüllt war, als bei der Ausfahrt. Dies war genug, um ihn vollkommen von der Menschenfreundlichkeit dessen zu überzeugen, der sich selbst für einen Menschenhasser ausgab, und sehr erfreut, eine bessere Meinung von ihm gewonnen zu haben, legte er sich zu Bette und sank bald in einen tiefen und ruhigen Schlaf. Als er am nächsten Morgen erwachte, sah er sogleich von seinem Fenster aus auf die See und entdeckte unfern vom Ufer das gestrandete Schiff. Er verließ den Thurm mit seinem Zöglinge, um einen kleinen Spaziergang in der frischen Luft zu machen. Im Schlosse bemerkte er nur das gewöhnliche Personal, keinen Fremden; im Portal schnarchte die unheimliche Leibwache. Er ging zum Ufer hinab; — das gestrandete Schiff war ganz menschenleer. Es war ihm auffallend, daß mehre Felsenstücke gerade an diesem Orte über die Meeresfläche emporragten, aber in so geringer Höhe, daß sie bei Nacht nicht sichtbar sein konnten. „Wie schrecklich", sagte er, „wenn unkundige Schiffer unsern Leuchtthurm, der sie ohne Zweifel vor dem gefährlichen Strande warnen soll, für einen rettenden Hafen halten!" Da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke, daß dies vielleicht gerade eine abscheuliche Betrügerei des Barons sei. Aber aus welchem Grunde? Wozu sollte er die Mannschaft und Ladung der gestrandeten Schiffe brauchen? Er war sehr reich und hatte nur geringe Bedürfnisse. Man konnte doch nicht annehmen, daß er so handeln werde, nur um Böses zu thun, und Müller begann sich selbst Vorwürfe zu machen, weil er dem Manne, dessen Brod er aß, eine so teuflische Bosheit zumuthete. Nichtsdestoweniger hegte er die größte Begier, etwas Näheres von der am vorhergehenden Tage gestrandeten und geretteten Mannschaft zu erfahren, aber weder ein Bauer, dem er auf dem Spaziergang begegnete, noch der Schloßvogt, den er bei seiner Heimkehr im Vertrauen fragte, wußte ihm etwas zu sagen. Die Geretteten waren trotz aller Nachforschungen verschwunden.

Das Spätjahr mit seinen Stürmen und seinen langen dunkeln Nächten näherte sich. Der rauhe Herbstwind, der auf Grässö weht, warf den Hauslehrer aufs Krankenbett; er hatte das hitzige Fieber. Während er so das Bett hüten mußte, sollte ihm endlich die schreckliche Aufklärung über den Kummer und die Furcht werden, die ihn so lange gepeinigt hatte. Doch wollen wir die Begebenheit, die dazu führte, nicht nach den fragmentarischen Beobachtungen, die der Kranke von seinem Standpunkte aus machte, erzählen, sondern die ganze Geschichte, wie sie uns später bekannt wurde, von Anfang bis zu Ende mittheilen.

An einem der dunkelsten und stürmischsten Herbstabende näherte sich ein holländisches Handelsschiff, das von Toreo nach Kopenhagen fuhr, dem Ausgang des bothnischen Meerbusens. Der Capitän, welcher mit dieser Fahrt genau bekannt war, führte das Schiff mit Sicherheit und Umsicht. Aber dem alten Steuermann kam es nicht richtig vor.

„Capitän, ich meine, es wäre das Beste, wenn wir Anker würfen. Es ist verteufelt dunkel."

„Was fällt Euch ein; dort scheint ja deutlich der Leuchtthurm von Gesle. Wir steuern richtig Curs."

Sie fuhren noch eine Strecke weiter in der dunkeln Nacht.

„Herr Capitän, das ist nicht Gesle; das ist Grässö mit seinen gefährlichen Felsen, und wenn wir dort landen, könnte es uns übel ergehen. Auf Grässö ist es nicht sicher und geheuer — ein Zauberer haust dort!" versicherte der Steuermann.

„Schiffernachrichten!" antwortete der Führer des Schiffes lachend.

„Es sind gerade drei Jahre her: ich stand damals unter Capitän Sylt, der später ertrank — Gott sei seiner Seele gnädig!" — versetzte der alte Steuermann, „da segelt vor uns ein dänischer Kauffahrer und steuert nach demselben Leuchtthurm. Anfangs folgten wir ihm, weil wir ihn auf dem rechten Weg glaubten; als der Mond jedoch erschien, sahen wir unsern Fehlgriff ein und steuerten Südwest und das war unser Glück. Denn als der Däne sich dem Leuchtthurm näherte, saß er bald fest und vom Strande kam ein Boot ihm entgegen, das die ganze Mannschaft gastfreundlich aufnahm. Aber das Schiff erwartete man beständig vergeblich in Petersburg, und kein menschlich Auge hat später etwas von Fracht oder Mannschaft gesehen."

Digitized by Google

Der Capitän wurde nachdenklich; aber ehe er noch den Beschluß gefaßt, eine andre Richtung einzuschlagen, lief das Schiff auf einem Felsen auf und blieb unbeweglich stehen, ohne jedoch bedeutenden Schaden genommen zu haben. Nun erkannte man auch deutlich die felsigen Ufer von Gräsö und bald bald sah man ein Boot vom Land stoßen und sich dem Schiffe nähern. Es war in der Dunkelheit nicht daran zu denken, das Schiff flott zu machen und man konnte deßhalb nichts anderes thun, als ruhig die Kommenden erwarten, seien sie nun Feinde oder Freunde. Aber man fand nicht die geringste Veranlassung, sich zur Wehr zu setzen, da man von dem Herrn des Bootes auf's Freundlichste begrüßt und aufgefordert wurde, bis zum kommenden Morgen auf seinem Schlosse fürlieb zu nehmen, da wollte er mit allen seinen Leuten ihnen behülflich sein, daß sie ungehindert ihre Fahrt fortsetzen könnten. Im Uebrigen beklagte er sehr, daß dieses kleine Unglück ihnen gerade in der Nähe seiner friedlichen Besitzung zugestoßen; auf der andern Seite war es ihm jedoch eine große Satisfaction, daß er auf diese Weise die Freude habe, ihnen zu helfen. Kurz man konnte sich keinen freundlicheren Empfang denken, und nicht Einer der Matrosen hatte das geringste Mißtrauen, nicht mal der Steuermann, der an seiner eignen Geschichte zu zweifeln begann und mit Freuden das gastfreie Boot bestieg. Nur dem Capitän, in dessen Erinnerung die Erzählung von dem dänischen Kauffahrer noch lebendig war, erschien die Freundlichkeit der Fremden allzu übertrieben und verdächtig. Er war nicht unter denen, die zuerst das Boot bestiegen, und als dieses mit der Hälfte der Mannschaft vom Schiffe stieß, winkte er heimlich einigen Matrosen und bestieg mit demselben die an das Schiff befestigte Schaluppe. Das Boot kam wieder, um die übrige Mannschaft aufzunehmen, aber Niemand bemerkte die Flucht des Capitän.

Auf dem Schlosse angekommen, wurden die Seeleute mit gutem Wein bewirthet. Der Baron trank ihnen tüchtig zu, und brauchte sie dann nicht erst zur Ruhe zu nöthigen; halbberauscht sanken sie bald in den tiefsten Schlaf. Seine Hände vor Freude reibend ging er vor den Schlafenden auf und nieder und betrachtete mit teuflischem Entzücken seine Schlachtopfer. Daß er nicht die ganze Mannschaft des Schiffes bei sich hatte, wußte er nicht, da er sie im Dunkeln nicht hatte zählen können. Da er sich demzufolge seiner Sache ganz sicher glaubte, schritt er mit seinen sechs Mordkameraden zur Hinmetzelung. Die schlafenden Gäste wurden sämmtlich ermordet und die Leichen in den tiefen Brunnen des Thurmes geworfen. Dann eilte man mit mehren Booten nach dem Schiff, um die reiche Ladung ans Land zu bringen, und sie in den unterirdischen Gewölben zu verwahren. Auf diese Art verflossen mehrere Stunden.

Der Morgen brach an: noch war das Geschäft der Dunkelheit nicht ganz vollbracht und die reichen Seidenstoffe nicht in Sicherheit gebracht. Der Baron hatte diese Arbeit seinen Henkersknechten überlassen und sich in sein Laboratorium zurückgezogen, um sich zur Ruhe zu begeben. Doch wollte er zuerst noch nach dem kranken Lehrer seines Sohnes sehen, der beständig im hitzigen Fieber dalag. Kaum war der Baron in das Seitenzimmer getreten, als ein Signal ertönte, welches ankündigte, daß sich eine Schaluppe der Küste nähere.

In der Eile ließ er die Thüre zu seinem Zimmer offen stehen und gab Befehl, alles Geraubte rasch zu verbergen, die unterirdischen Gewölbe zu verschließen und die Zugbrücke für die Fremden niederzulassen. Mit der größten Gastfreundlichkeit empfing er die Angekommenen und führte den Vornehmsten unter diesen, den Capitän des gestrandeten Schiffes, in sein eignes Zimmer.

„Ich bin der Führer des Schiffes, das heute Nacht an Ihrer Küste verunglückte!“ begann der Eintretende: „Ich flüchtete in meiner Schaluppe mit einigen wenigen Matrosen und komme nun, um mich nach meiner Mannschaft und der Ladung meines Schiffes zu erkundigen. Herr Baron, wir wollen offen gegen einander sein. Ich vermuthe, oder vielmehr, ich weiß gewiß, daß meine Leute hier ihren Tod gefunden.“

Bei diesen Worten spitzte der fieberkranke Candidat die Ohren mit gespannter Aufmerksamkeit und verlies das Bett, um den Sprechenden näher zu sein. — „Aber ich will Sie nicht ins Unglück stürzen, Herr Baron, ich will Ihnen nur zeigen, daß Sie in meiner Macht sind.“

S. sah unruhig im Zimmer umher und bemerkte die offenstehende Thüre, die er sachte schloß.

„Geben Sie mir meine Ladung wieder und ich verspreche Ihnen Verschwiegenheit. Sie sehen, daß ich nicht rachgierig bin; wäre ich das, so hätte ich mich gleich nach dem Festlande begeben, um in der nächsten Stadt Sie anzuklagen und Ihre Gefangennehmung auszuwirken.“

Der Baron schweigt; sein Gesicht ist ernst und nachdenklich, aber nicht finster. Er scheint einen festen Entschluß gefaßt zu haben.

„Gestatten Sie mir eine kurze Bedenkzeit; in einer Viertelstunde werde ich Ihnen antworten.“

Er entfernt sich und schließt die Thüre ab, indem er geht. Dann eilt er hinab, um Befehl zu geben, die neuangekommenen Matrosen zu morden.

Oben in dem Gemach des Barons wartete indeß der Capitän, nur durch ein Schlüsselloch von dem Hauslehrer bemerkt. Plötzlich schleicht der Baron zu ihm herein; sein Blick ist fürchterlich — in der einen Hand hält er eine Keule, in der andern einen Dolch — und so stürzt er auf den Capitän los. Ein kräftiger Schlag und der Ueberfallene ist eine Leiche! Den Candidaten ergriff ein fürchterlicher Schauer; er schleicht in sein Bett und gibt sich das Ansehen, als schliefe er. Das war eine glückliche Idee; denn nachdem der Mörder sich an dem letzten Todesröcheln seines Schlachtopfers geletzt, fällt sein Blick auf die Thür zum Seitenkabinet. Müller hatte vielleicht Alles gehört und konnte so zum Verräther an ihm werden. Der Baron tritt mit gehobenem Dolch in sein Zimmer und stellt sich vor das Bett des Fieberkranken. Aber der Kranke scheint fest zu schlafen; er kann nicht die entsetzteste Ahnung von dem so eben Vorgefallenen haben. Der Baron steht mitleidig auf ihn und läßt ihn leben. Noch ein kühner Mord und alle seine furchtbaren Verbrechen wären verborgen geblieben, wie seine früheren. Aber selbst der verworfenste Verbrecher hat einzelne schwache Augenblicke; die größte Vollkommenheit ist im Bösen so selten wie im Guten.

Sobald der Hauslehrer sich allein sieht, steht er trotz der Fieberhitze auf und kleidet sich rasch an. Er kann die schreckliche Entdeckung, die er gemacht, nicht in seinem Herzen bewahren; sie beschwert sein Gewissen zu sehr. In seinem Schlafzimmer liegt ein Schiffstau; er befestigt es an das Fenster und läßt sich daran hinabgleiten. Niemand bemerkt ihn; er löst ein Boot ab und steuert allein nach dem Festlande, und ungeachtet er in der Seemannskunst nur sehr wenig erfahren ist, führt ihn doch Gottes schützender Engel glücklich an den kleinen Inseln vorbei und nach der schwe-

Digitized by Google

dischen Küste. Er eilt nach Gefle und gibt den Verbrecher bei der Obrigkeit an.

Ungefähr eine Stunde nach des Hofmeisters Flucht erwacht sein Cleve und als er sich allein im Zimmer sieht, ruft er seinen Vater. Dieser tritt ein und wundert sich darüber, daß Müller verschwunden ist; als er jedoch das offen stehende Fenster sieht, glaubt er, der Hauslehrer habe sich in einem Fieberanfalle ins Meer gestürzt und beruhigt sich dabei.

Erst Nachmittags, als er im Freien spazieren geht, um sich nach der nächtlichen Anstrengung abzukühlen, bemerkt er, daß eines seiner Boote fehlt und als er den Blick zum Thurme hinaufwirft, sieht er das Tau vom Fenster herabhängen. Da wird ihm alles klar: Müller muß sich geflüchtet haben. Er begibt sich in sein Laboratorium und beginnt an seine persönliche Sicherheit zu denken. Er entwirft Pläne und verwirft sie wieder; lange vermag er zu keinem festen Entschlusse zu kommen.

In den kurzen Herbsttagen läßt sich nicht viel ausrichten, und auf Grösö beginnt es bereits um 2 Uhr zu dunkeln; kurz darauf nähern sich vom Festlande mehre Boote mit Bewaffneten und als der Baron Nachricht davon erhält, sieht er bereits sein Schloß von Soldaten umringt. Er gibt Befehl, sich zur Wehre zu setzen und das Schloß aufs Aeußerste zu vertheidigen; aber seine Leute fallen von ihm ab und sagen ihm den Gehorsam auf. Wie ein Rasender vertheidigt er sich gegen die Uebermacht, wird jedoch bald überwunden und an Bord eines Schiffes geschleppt.

Man brachte ihn nach Stockholm. Im Verhör gestand er, daß er bereits seit mehren Jahren das Mörderhandwerk getrieben, aber nicht aus niedriger Gewinnsucht, sondern aus bloßer Mordlust und Liebe zum Bösen. Denn der Mensch, meinte er, könne nur auf diese Weise in den vollen Genuß seines Herrscherberufes kommen. Er wurde zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt, und fand im Gefängniß seinen Tod.

Wie die Spinne ihr Netz macht.

Von M. Lehmann.

Eigenthümlich und sehr interessant ist der Instinkt, mit dem die Insekten ausgestattet sind. Diese seltsame Naturgabe tritt nur nicht bei allen Geschlechtern unserer Kerbthiere in gleichem Grade hervor; denn manche erscheinen als dumme unbeholfene Wesen, während andere den merkwürdigsten Trieb zu Erhaltung ihres Lebens, ihrer Fortpflanzung und Weiterentwicklung verrathen. Wer hat nicht schon das Leben unserer Spinnen beobachtet? Wer hat sie nicht schon als Wetterpropheten rühmen hören oder hat nicht selbst Proben ihrer Verläßlichkeit aufzuweisen? Wer hat nicht die Feinheit ihres Gewebes bewundert? Wer weiß nicht, daß man schon Versuche gemacht, aus dem zarten Gewebe unserer Spinnen seidenartige Stoffe zu verfertigen? Keine Seite des Naturlebens soll dem Menschen unbekannt bleiben. Und dem Naturfreunde muß jede Beobachtung willkommen sein, die ihn in seinen Einsichten weiter fördert; ich lade ihn deßhalb zu einem naturkundlichen Spaziergange ein: er mag mich zu dem Netze einer Spinne begleiten. —

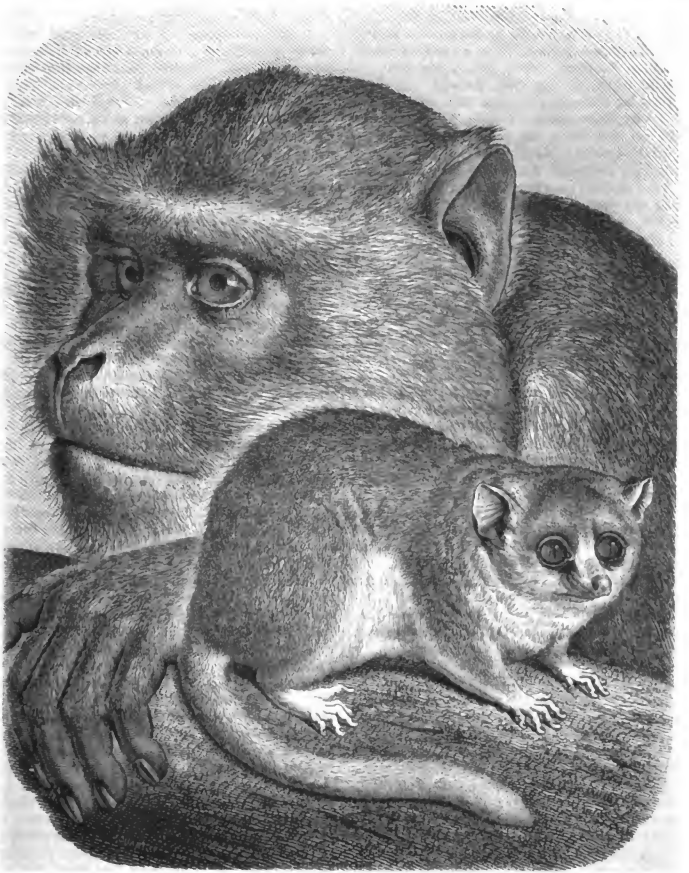
Wo sich Mücken und Fliegen aufhalten, da trifft man auch Spinnen; jedes Thier kennt den Ort, wo es seine Nahrung findet. An solchen Orten kann man also am besten beobachten, wie die Spinne ihr Netz webt. Bevor die Spinne mit der Anlage ihres Netzes beginnt, untersucht sie sorgfältig den Ort, an welchem sie dasselbe anbringen will. Wenn sie Gefahr wittert, so beginnt sie gewiß nicht mit ihrer beweglichen künstlichen Arbeit. Von allen Seiten wird die Stelle betrachtet, die sie als Fangort bestimmt: sie läuft vor dem Anfange der Arbeit auf und ab, zerrt mit den Füßen auf dem Grund, bohrt hin und her, und ist sie versichert, daß das Gewebe fest und geschickt ausgeführt werden kann, so ist die Stunde der Arbeit da. Die erste Thätigkeit ist die Befestigung eines dichten Fadens von einem Ende des Ortes bis zum andern, an welchem das Gewebe halbar gemacht werden soll. Eine geübte Weberin, wie die Spinne ist, kann nicht rathlos sein und nicht in Verlegenheit kommen. Wohl an hundert Fädchen, ausgezeichnet durch Feinheit und Biegsamkeit, winden sich hastig ans dem dicken Hintertheil des Leibes, und ehe man sich's versieht, sind sie alle zu einem dauerhaften Bande verschlungen und der Zwirn, an ein Ende gefestelt, flattert in den leisen Luftzüge, bis er an einem andern Ende hängen bleibt, denn der Faden ist klebrig und hängt sich leicht auch an andere Gegenstände an. Wenn nun der Faden an einem Gegenstande hängen geblieben ist, so zieht ihn die Spinne an sich heran, um sich von seiner Dauerhaftigkeit zu überzeugen. Die Brücke ist gebildet; die Spinne spaziert über dieselbe hinweg, sie hängt sich nach Oben und Unten und macht verschiedene Proben, ob das Fundament des Gewebes haltbar sei. Jetzt befindet sich die Spinne in der Lage, ihre Fäden nach allen Richtungen auszubreiten. Sie mißt sorgfältig jeden Abstand: wer sagt denn der Spinne, daß Ebenmäßigkeit und Regelmäßigkeit zu Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit erforderlich sind? Sie braucht eben zur Bestimmung des Maßes keine Elle und keinen Zollstab: sie mißt die Abstände mit ihren Füßen. Und ist die Spinne mit ihrem Gewebe fertig geworden, so erprobt sie es nach allen Richtungen: sie springt auf dasselbe, zerrt vor- und rückwärts und wird nicht müde, bis sie über die Festigkeit ihrer Arbeit die vollste Gewißheit hat. Oft legt die Spinne ihr Netz auf Stauden, Sträuche und Bäume; dann bedarf sie aber einer Wohnung, in welcher sie sich verstecken kann: denn die Mücken und Fliegen würden das Gewebe ängstlich meiden und sich schnell von dannen flüchten, würden sie die „Räuberin" auf ihrem mörderischen Netze finden. Wie baut sie nun ihre Wohnung? Sie biegt ein Blatt um — nicht weit von dem ausgespannten Netze, damit das Blatt aber die gebäudartige Form behalte, muß es umsponnen werden, und das thut nun die Spinne mit einer Geläufigkeit und Fertigkeit, die uns zur Bewunderung hinreißt. Wie da die kleinen Füßchen zappeln! Wie hurtig der leichtbewegliche Körper sich dreht! Die Wölbung des Blattes ist dauernd geworden und das Spinnlein hat einen Ruhesaal, eine Wachtstube und eine Wohnung — gerade weit genug, um sie schützend anzunehmen. Hier harrt sie, bis sich ein Thierlein in das Netz verrennt: dann schießt sie hervor, und um das Leben des armen Geschöpfes ist es geschehen. Bewährt sich nicht in dem kleinsten Werke der Natur die Liebe des Schöpfers? Haben wir nicht alle Ursache, in dem feinen Gewebe der Spinnen den wunderfamen Naturtrieb unserer Insekten zu bewundern? — — —

Der Zwergmongus und die Affen ohne Schwanz.

Unser Bild stellt zwei Repräsentanten der beiden großen Familien dar, welche mit den Unterarten Tarser und Aye-Aye die Ordnung der Vierhänder bilden. Der

Digitized by Google

eine davon iſt der Zwergmongus, aus der Familie der Makis, und ein kleiner Vierhänder, den man bei Buffon unter dem Namen Mongous nain oder Madagaskarakke beſchrieben findet, St. Hilaire jedoch als beſondere Art unter dem Namen Microcèbe aufführt. Der Zwergmongus gehört zu den Nachtthieren: darauf deuten ſeine großen häutigen Ohren und ſeine enormen runden Augen hin, deren Pupillen ſich vor der Tageshelle vollſtändig verſchließen.



Während des Tages lebt er in den Löchern der Bäume: bei Nacht kommt er daraus hervor und ſucht ſich ſeine Nahrung, die aus Inſecten beſteht. Der Magot, von welchem wir Kopf und Hand abgebildet, iſt durch den Mangel eines Schwanzes um ſo bemerkenswerther, als dieſer ſonſt bei den übrigen Thieren dieſer Familie ſo bedeutend hervortritt. Der Magot bewohnt den Norden von Afrika, zwiſchen dem Atlas und dem mittelländiſchen Meere, iſt deßhalb auch häufig nach Europa gebracht worden. Merkwürdig und intereſſant iſt, daß er ſogar an einem Orte Europas getroffen wird, nemlich in Gibraltar, ja er iſt der einzige Affe, der in Europa heimiſch und als ein Zeichen der einſtigen Verbindung von Südſpanien mit dem Nordweſten von Afrika gelten kann.

Digitized by Google

Der glückliche Maso.

Eine Geschichte von der Insel Capri.

I.

Es war im Spätjahr 1808. Joachim Murat — Gioacchino — hatte kürzlich König Ferdinands Thron in Neapel bestiegen und suchte mit Schwert und Scepter seine Herrschaft zu befestigen. Dazu hielt er den Besitz der Felseninsel Capri, die den Golf gleichsam schließt und beherrscht, für durchaus nothwendig. Aber Capri war im Besitz der Engländer, unter Oberst Sir Hudson Lowe hatten sich auf dem Felsen festgesetzt, als ob sie ihn nie mehr verlassen wollten. König Gioacchino hatte früh und spät die Insel von seinen Schloßfenstern aus vor Augen und sann Tag und Nacht auf Mittel, sich ihrer zu bemächtigen, und auf der andern Seite erwartete Sir Hudson jeden Augenblick einen Angriff der Franzosen und hielt sich Nacht und Tag gerüstet.

Es war eine jener entzückenden Nächte, an welchen der lebensvolle Süden — und Capri ist ein Paradies im Süden — so reich ist. Der Herbst war gekommen; aber er hatte den schönen Sommer noch nicht verdrängt. Die üppige Traube war gerade reif geworden und die süßen Granatäpfel prangten in ihrem schönsten Roth; die spärliche Erde auf dem Felde war im Begriff, die dritte Ernte zu geben.

Die Nacht selbst war dunkel; aber droben am hohen Himmel schimmerten Milliarden von Sternen mit unbeschreiblichem Glanz. Der Nachtwind wehte kaum so stark, daß er die zarten Ranken in leichte Bewegung setzte: aber die anstenden Lustwellen trugen den aromatischen Duft von Blättern und Kräutern, von Lorbeer, Orangen und Myrthen, Steinklee und würzigem Thymian hin und her.

Auf der südlichen Seite der Insel liegen die weitläufigen Banten eines alten verlassenen Klosters, La Certosa genannt, das Wind und Wogen und dem nagenden Zahn der Zeit schonungslos ausgesetzt ist. Der Ort ist sehr einsam und bei Nacht nicht wenig unheimlich; Oede, Leerheit und Verfall stimmen das menschliche Gefühl immer herab. Deßhalb wird dieser Ort nur selten am Tage besucht und dann meist nur aus Noth, niemals aber, nachdem die Sonne in den Wogen untergegangen.

An einen der Pfeiler des prächtigen Klosterganges gelehnt, stand ein junger Mann, nach der einfachen Kleidung zu urtheilen, ein Fischer, — er trug leinene Beinkleider bis zum Knie hinauf gefaltet, ein Hemde, das seine sonnverbrannte Brust zeigte und einen großen Hut, dessen Spitze ihm über die Stirne fiel. In jeder Hinsicht, nach Tracht und Haltung konnte dieser hübsche junge Mann als ein Musterbild des männlichen Geschlechts auf Capri gelten. Er schien zu warten und ungeduldig zu warten; denn oft begann er plötzlich rasch auf und ab zu schreiten und allerlei Gestikulationen zu machen, die, ungeachtet sie mehr oder minder komisch aussahen, doch ein ernstes Gefühl der gestäuschten Erwartung ausdrückten. Endlich ließen sich leichte Tritte hören; sie schienen sich durch den verfallenen Klostergang zu nähern, der um den ganzen innern Hof lief. Der junge Mann blieb plötzlich stehen und lauschte; ein Lächeln verklärte sein hübsches Antlitz, während er mit einem eigenthümlichen Sprung das rechte Bein in die Höhe schlug und auf den Schenkel klatschte; er hatte sich nicht getäuscht.

Ein junges Mädchen trat aus der Tiefe der Arcaden. Es war eine jener herrlichen Italienerinnen, welche mit großer Körperschönheit einen hohen Adel und Anmuth verbinden. Kraft und Leichtigkeit bezeichneten ihre ganze Haltung und Bewegung. In reichen Flechten wogte das glänzend schwarze Haar über den Rücken.

„Bei S. Costanzo, das kann man Glück nennen!“ rief der junge Mann, „du kommst gerade, als meine Geduld reißen wollte. Wärst du einen Augenblick später gekommen, Rita, so wäre ich fort gewesen: und wer weiß, wann wir uns wieder gesehen. — Nun wie lebt der gute Papa? Und hast du von deinem ehrwürdigen Freier drüben gehört? Gespetto, wie soll mich das freuen, den Beiden eine Nase zu drehen.“

„Immer gleich leichtsinnig, Tommaso!“ antwortete das Mädchen vorwurfsvoll, „wie kannst du scherzen in unserer traurigen Lage? Du weißt so gut, als ich, was auf dem Spiel steht; wenn du nicht vor Ausgang des Monats Geld schaffst, um den alten bösen Pepo damit zu bezahlen, so werde ich seine Frau und dann buona notte, felicità!“

„Ja, ja, ich weiß das Alles wohl und hätte gar nicht übel Lust, ganz Malta wegen dieses Hallunken mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ich weiß wohl, daß du verkauft werden sollst, weil dein Vater das Geld nicht bezahlen kann, das er beim letzten Thunfang im Spiel an Pepo drüben verloren. Er setzt eine Ehre darein, der gute, alte Narr — vergib das Wort. Verkauft wirst du in jedem Fall, poverina, aber kaufe i ch dich, kommst du mindestens in gute Hände.“

„Und trotz alledem kannst du scherzen?“

„Ja siehst du, das kommt daher, daß ich nun einmal dazu geschaffen bin, das Beste zu hoffen. Und ich habe auch allen Grund dazu; denn so lange ich mich erinnern kann, ja noch weit länger, hab' ich das erstaunlichste Glück gehabt. Es begann schon bei meiner Geburt. Ich trat nämlich in die Welt, als mein Vater sie gerade verlassen. Ein ganz erschreckliches Glück! Denn wenn er am Leben geblieben, hätte er mich vielleicht für einen Rosolio an die Kirche verkauft oder mich zu Tode gepriigelt. Als ich zwei Jahre alt war, kam ich durch Zufall eine ganze Stunde lang mit dem Kopfe in eine Wasserkuse zu stehen; ich war halb todt, aber man brachte mich wieder zum Leben. Als ich einige Jahre älter war, kam ich, der Himmel weiß wie, auf die verrückte Idee, ich könne fliegen; ich stürzte mich also von der Terrasse herab — und fiel wie ein Klumpen zur Erde, aber ohne irgend welchen Schaden zu nehmen, nur zerschlug ich dabei das beste Geschirr meiner Mutter. Per Dio, die Prügel, die ich dabei abkriegte, hatte ich wohl verdient; — ich genoß, wie du siehst, überhaupt eine vortreffliche Erziehung, Rita. Später habe ich noch manche Todesgefahr bestanden; und mehr als hundertmal stand mir das Glück schützend zur Seite. Durch einen Erdsturz auf Anacapri wurde ich einmal förmlich begraben; aber ich that, als ob nichts geschehen wäre und stand wieder auf, ohne die Geduld zu haben, auf die Posaunen des Weltgerichts zu warten. Es ist gerade ein Jahr her, — das weißt du wohl, Rita, — daß ich mit ein Paar fremden Herren in den Krater des Vesuv hinabstieg. Plötzlich wandte sich der Wind, die Fremden wurden vom Rauch erstickt, aber mich spie der Feuerrachen wieder ans Leben. — Das sind nur einige Beispiele des großen Glückes, das ich immer gehabt. Aber du siehst daraus, mia sposa, daß alle viet Elemente nicht im Stande waren, mit mir fertig zu werden. Wie sollte ich mich da vor dem grauen Pepo fürchten?“

Digitized by Google

Und Maso drückte trotzig den Hut tiefer in die Stirne.

„Aber das Geld“, wandte Rita ein, indem sie sich ängstlich umsah, „das Geld, Tommaso? Hast du einen Schatz gefunden? Darauf kommt es an; eine andre Rettung gibt es nicht.“

„Einen Schatz gefunden?“ wiederholte der arme Bursche, „nein, das habe ich freilich nicht. Aber gibt es einen auf Capri, so weiß ich gewiß, daß ich es bin, der ihn findet. Doch auf andre Weise habe ich vielleicht Gelegenheit, das Geld zusammenzubringen. Höre! Vor vierzehn Tagen trat ich in die Dienste des Franzosen drüben in Napoli — evviva il re Gioacchino — und verdiente mir schweres Geld, indem ich ihnen Nachricht von dem brachte, was die guten Engländer hier thun. Aber die Engländer schnappten mich auf, als ich gerade im besten Zug mit diesem Trafik war, schimpften mich als Spion aus und drohten, mich erschießen zu lassen. Doch die Sache nahm unvermuthet eine bessere Wendung und die Engländer gaben mich unter der Bedingung frei, daß ich für sie spionieren sollte, d. h. ihnen Nachricht davon bringe, was die Signori jenseits des Golfes thäten. — Ich bin eine ehrliche Haut, wie du weißt, und setze eine ebenso große Ehre darein, mein Wort zu halten, als dein Vater. Auf diese Weise hatte ich den Signori Francesi und den Signori Inglesi mein Wort gegeben und mußte die doppelte Verpflichtung halten. Das habe ich nun auch ehrlich zu thun gesucht. Die Franzosen erfahren, was die Engländer thun und umgekehrt die Engländer, was die Franzosen treiben, und beide bezahlen mit blanken Piastern und Dukaten: daß mir das bereits eine hübsche kleine Summe eingebracht, kannst du dir denken, und fällt die Erde nicht über diesem meinem Schatz zusammen, so sind die besten Aussichten vorhanden, daß — dein Vater seine Schuld dem alten Pepo noch zur rechten Zeit bezahlen kann. Nun was sagst du dazu, gutes Mädchen?“

Rita ließ ihn einige Augenblicke auf die Antwort warten; es war, als ob sie ängstlich auf den Ruf der englischen Schildwachen lauschte, den man von einer Felsenhöhe nach der andern über das Thal hin hörte. Endlich sagte sie flüsternd:

„Vor drei Tagen wurde der hinkende Stefano ohne ordentlichen Richterspruch erschossen: — hast du das vergessen, Maso? Man sagte von ihm, daß er ein Spion sei, und ich glaube, die Engländer hatten sichere Beweise davon in Händen. Per l'amor di Dio. Hüte dich, Tommaso, daß es dir nicht wie ihm geht.“

„Du hast schlimme Ahnungen, die Nacht ist dunkel; wenn die Sonne wieder aufsteigt, wirst du auf bessere Gedanken kommen. Auch mich überfällt zuweilen ein unheimliches Gefühl, aber immer fällt mir mein Glück wieder ein und ich bin lustig und guter Dinge. Ich will dich zur Stadt zurück begleiten. Sonntag erwarte ich dich hier zu gleicher Stunde, dann sollst du Neuigkeiten hören.“

Vor der Stadt, am Ausgange des Olivenwaldes, trennten sich Beide. Rita eilte mit flüchtigen Schritten heim zu des Vaters verfallener Hütte und Tommaso suchte seine Wohnung in der Nähe der Stadt auf.

(Fortsetzung folgt.)

Chapeau rouge.

In Bordeaux, einer Hauptstadt des südlichen Frankreich, welche in Gestalt eines Halbmondes an der $^3/_4$ Stunden breiten Garonne liegt, und sich durch ihre schöne Brücke, die auf 17 Pfeilern ruht, so wie durch ihre prächtige Domkirche auszeichnet, und den größten Antheil an dem französisch-amerikanischen Handel hat, — in Bordeaux lebte einst ein Barbier, der sich alle Mühe gab, um einige Kunden zu erhaschen, aber stets umsonst nach Leuten sich umsah, welche geneigt waren, seine Bartscheerkunst in Ruf zu bringen. Die Folge war, daß der Barbier bald in Dürftigkeit und Armuth versank, da sein geringer Verdienst kaum zum lieben Brode ausreichen wollte.

Jahre lang hatte der Barbier sich so ärmlich hingefristet, da trat ein Fremder in sein Stübchen: derselbe war eigenthümlich gekleidet und trug einen rothen Hut auf seinem Kopfe. Ein Franzose war es nicht. Der Barbier ergriff sogleich sein Messer, um es zu schärfen, da er es dem Kinn des Fremden gleich ansah, daß es seiner Hülfe schon seit einigen Tagen bedurft haben mochte. Der Mann mit dem rothen Hute musterte die Stube mit finstern Blicken und setzte sich dann nieder. Seine ganze Erscheinung machte auf den Barbier einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Als dieser sich dem Rothhute mit dem Messer näherte, um das Gesicht zu glätten, sprach der Fremde: „Meister Bartscheer, Ihr seid arm, wie ich gehört habe!“

„Ja wohl, sehr arm!“ erwiederte der Barbier.

„Nun, Ihr könnt sofort reich sein, wenn Ihr wollt!“ rief der Rothut und setzte hinzu: „Nehmt Euer Messer, schneidet mir flink die Kehle weg und gukt dann in meinen rothen Hut, da liegt mein Testament, das Euch zu meinem alleinigen Erben ernennt; habt auch keine Sorge, daß Ihr entdeckt werden könntet! Ich bin seit einigen Tagen erst aus Ostindien angekommen; Niemand weiß, daß ich hier bin und in Bordeaux wird kein Hahn darnach krähen. Also, Bartscheer, nur her mit dem Messer und ohne Furcht an meinen Hals!“

Der Barbier riß die Augen auf vor Entsetzen und zitterte vor Angst. Endlich faßte er sich und sprach: „O Herr, das kann ich nicht und wenn ich noch ärmer wäre! Geht zu wem Ihr wollt; ich mag mein gutes Gewissen nicht verkaufen, wollte man mich auch zum Millionär machen! Ich bitte Euch darum, Herr, geht aus meinem Hause, geht, ich rühre Euch nicht wieder an, — ich weiß schon: der Satan versteht es, durch allerlei Verlockungen die armen Seelen der Menschen zu verführen!“

Der Rothhut wurde durch die Bitten des Barbiers bewegt und schien wegen seines Verlangens selbst wieder andrer Ansicht geworden zu sein. Er verließ die Barbierstube und dem Bartscheerer blieb die Sache ein Räthsel.

Nach einem halben Jahre empfing der Barbier aus Toulouse ein Schreiben, welches ihm mittheilte, daß ein Mann vor mehreren Monaten aus Ostindien mit einem ungeheuren Vermögen zurückgekehrt und nun entschlossen sei, an ihn, den Bartscheerer, die Hälfte seines Reichthums abzutreten.

In dem Schreiben lagen zugleich die Abtretungsurkunden und die Werthpapiere, so daß der überglückliche Mann keinen Augenblick über die erfreuliche Wendung seines Glückes in Zweifel sein konnte; nur das Geheimnißvolle und der frühere Vorfall mit dem Rothhute waren noch Dinge, welche dem Barbier einige Unruhe machten. Später löste sich aber auch dieses Räthsel noch.

Der Rothhut war nämlich mehrere Jahre in Ostindien gewesen, hatte sich ein ungeheures Vermögen erworben und kehrte nach Frankreich zurück, um seine Tage dort in Ruhe hinzubringen; bei seiner Rückkehr wurden ihm aber Mittheilungen gemacht, welche ihm das Herz zerrissen

Digitized by Google

und beinahe die Geisteskräfte zerrütteten, daher das Leben ihm werthlos erschien. Das war der Beweggrund, der den Rothhut vermochte, den armen Barbier um Tödtung anzugehen. Da dieser aber keine Lust dazu hatte und bei aller seiner Armuth eine ganz andre Ansicht über den Werth des Lebens zu erkennen gab, so schob auch der Rothhut die Ausführung eines Selbstmordplans wieder auf. Inzwischen erfuhr er, daß Neider und Ohrenbläser ihm ganz falsche Gerüchte hinterbracht hatten und daß der Argwohn, welcher ihm das Leben verleidete, allen Grundes ermangelte; neue Lust zum Leben wachte in ihm wieder auf und von Monat zu Monat wurde ihm klarer, daß menschliche Schlechtigkeit durch Lüge und Verläumdung versucht hatte, ihm, dem Kinde des Erdenglücks, den Frieden des Herzens zu rauben, um ihn die Freude an seinen Besitzthümern zu verkümmern. Als der Rothhut das Gewebe der Unwahrheit zerrissen hatte, trieb ihn die Dankbarkeit, dem armen Barbier die Hälfte seines Vermögens abzutreten und die Nachrichten darüber seinem ehrlichen Lebenserhalter in dem rothen Hute zuzusenden.

Der Barbier war nun überglücklich. Er führte von nun an den Namen „Chapeau rouge", deutsch: „Rothhut", kaufte in der Straße, in welcher er wohnte, mehrere Häuser und richtete in denselben Wohnungen für arme Leute ein, um diesen unentgeltliches Obdach zu sichern. —

Dem Rothhut zu Ehren wurde in späterer Zeit die ganze Straße, wo der Barbier gewohnt hatte, Chapeau rouge genannt. Sie trägt diesen Namen heute noch.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Daß doch die Liebe ihre Höhe nie ermäße an des Hasses Abgrundstiefe! Daß doch der Mensch des Guten Sonnenschein an des Bösen Schatten nie zu erkennen brauchte! Daß wir doch nie empfänden, wenn wir gut sind, weil wir einst schlecht, oft schlecht gewesen!

— Wer immer sich gewährt, was er sich gewähren kann, bringt sich nimmer in Gefahr, die Grenzen seiner Mittel zu verrathen.

— Weder Talent, noch Kräfte, noch Ausgaben dürfen aufs Aeußerste gesteigert werden.

— Es gibt Momente, wo es Gesetz wird, das Gesetz zu verlassen.

— Trage Sorge, daß in deinem Hause immer etwas fehle, dessen Entbehren dir nicht allzuschwer werde, und das du ersehnst.

Sokrates' Kerker in Athen.

Auf einem Hügel des lycobettischen Berges zwischen dem Areopag und dem Marshügel unfern der Akropolis von Athen findet sich eine ziemlich große Grotte, die in vier ungleiche Theile abgetheilt ist, welche man Zimmer nennen könnte. Die meisten Reisenden behaupten, daß die Hälfte dieser Grotte, bestehend aus zwei Zimmern, das Gefängniß des Areopags und namentlich dasjenige gewesen, in welchem Sokrates gefangen gehalten wurde. Diese Grotte ist auch noch jetzt bei dem gemeinen Volke

Sokrates' Kerker in Athen.

unter der Benennung „der Kerker des Sokrates" bekannt. An der Decke des zweiten Zimmers sieht man eine Oeffnung, durch die man den Gefangenen, welche nur zum Tode zur Thüre hinausgingen, die Speise herabließ. Darum nannte man diese Thüre das Thor des Hades. Die andere Hälfte dieser Grotte diente wahrscheinlich als Badehäuschen, denn man sieht noch jetzt darin die Ueberbleibsel einer Cisterne und dreier Wasserleitungen; in der ersten Abtheilung war eine große Nische, in der ehemals eine Statue des Merkur stand.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Karte von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Joſua Reynolds.

Der Schüler, von Reynolds.

Joſua Reynolds wurde zu Plympton, in der Grafſchaft Devonſhire, am 16. Juli 1723 geboren. Sein Beruf zum Malen entwickelte ſich in früher Jugend. Er copirte anfangs die kleinen Zeichnungen ſeiner Schweſtern, ſpäter die Bilder, welche die Bücher der Bibliothek ſeines Vaters ſchmückten, namentlich die holländiſche Ausgabe der Embleme des Vater Cats, und kam dadurch frühzeitig in Bezügniſſe zur holländiſchen Kunſt, zu der ihn, trotz

Digitized by Google

seines Interesses für italienische Malerei, sein Naturell hinzog. Schriften über Perspective öffneten ihm den Sinn für Architektur, und eine Abhandlung über Malerei von Richardson begeisterte ihn für Raphael. Erst im 18. Jahre schickten ihn die Eltern nach London zu einem Portraitmaler Namens Hudson, der ihm jedoch nur die Technik der Kunst lehren konnte. Er kehrte 1743 wieder in die Provinz zurück, wo er sich mit Portraitmalen seinen Unterhalt erwarb. Ein zweiter Aufenthalt in London befreite ihn von der Manier Hudsons. 1749 nahm ihn Admiral Keppel nach Lissabon, Gibraltar, Algier und Minorka mit, und nachdem er sich wegen Schiffbruchs hatte drei Monate auf dieser Insel aufhalten müssen, gelang es ihm endlich, auch Rom zu sehen, wo er sich hauptsächlich von Michel Angelos Werken angezogen fand, den er in seinem „Gespräch über Malerei" in den Himmel erhob. Der Schüler Hudsons war ein bürgerlicher Maler: es fehlte ihm die Phantasie, die den düstern Träumer der sixtinischen Kapelle auszeichnet. Er verdankte deßhalb auch weit mehr den Werken Lonardos, Fra Bartolomeos, Tizians und Velasquez'. Später besuchte er Bologna, Genua, Parma und Florenz, und kehrte nach dreijährigem Aufenthalte in Italien nach England zurück. Sein nach italienischen Mustern gebildeter Styl erregte nun noch größern Widerspruch, als früher seine Hudsonmanier die Kenner kalt gelassen. Zwei Portraits — das des Herzogs von Devonshire und des Admirals Keppel — wandten ihm die allgemeine Aufmerksamkeit zu. Man drängte sich um ihn und er richtete sich prachtvoll ein. Seine Portraits zeichneten sich durch treffende Aehnlichkeit, glühendes Colorit und Mannigfaltigkeit malerischer Stellungen aus. Sein Ruhm stieg mit jedem Tage — und 1769 wurde er zum Director der Kunstacademie in London ernannt. Zwanzig Jahre später erblindete er und starb 1792 zu Leicesterfields. Er hinterließ ein Vermögen von 100,000 Pfd. Sterling und seine Bilder stehen noch heute in ungeheurem Preise. Eines seiner hübschesten Genrebilder theilen wir oben mit: den Schüler. Seine literarischen Arbeiten sind gesammelt London 1797 in drei Quartbänden erschienen.

Die Schelde.

Ein Flußbild von M. Lehmann.

I.

Wenn von den wichtigsten Küstenflüssen der Erde die Rede ist, so darf die Schelde gewiß nicht vergessen werden. Sie hat die nämliche Bedeutung wie die Themse bei London, die Tiber bei Rom, der Skamander bei Troja oder der Jordan bei Jerusalem. Es kommt bei einem Flusse nicht auf seine Größe und Stärke an; seine Wichtigkeit ist nicht durch die Länge seines Laufes bestimmt. Wenn es hieraus ankäme, so dürfte der Schelde kaum gedacht werden. Das Gebiet, welches die Schelde durchströmt, ist höchstens so groß, als eine deutsche Provinz am Rheine. Wie die Schelde im Vergleiche mit dem deutschen Rheine gar zwergartig sich ausnimmt, eben so klein erscheint auch das Stromgebiet der Schelde im Verhältniß zu der beträchtlichen Ländermasse, die der Rhein von seinem Ursprunge auf dem Sanct Gotthard an bis zu seiner Mündung in die Nordsee in langen Krümmungen durchströmt. Und doch ist die Schelde einer der wichtigsten Flüsse des europäischen Continents und wetteifert mit der Donau, der Elbe, dem Rheine und andern großen Strömen unseres vielgestaltigen Erdtheils.

Wem aber verdankt die Schelde ihre Berühmtheit? Warum zählt man sie zu den wichtigsten Flüssen der Erde? Vor Allem ist hier der großen Fruchtbarkeit des Landes zu gedenken, das die Schelde bewässert. Betrachten wir die benachbarte Maas, die sich der deutschen Grenze entlang hinauf bis zum Rhein zieht! Sie kommt aus Frankreich, wo sie das malerische Gebirgsland der Ardennen in den mannigfaltigsten und schönsten Krümmungen bewässert und der Landschaft allüberall Leben und Reiz verleiht; viele Zuflüsse senden der Maas ihre zischenden und sprudelnden Wasser zu, so daß sie zu einem beträchtlichen Strome anwächst, der seine fluthenden Wellen in gemessenem Laufe dem Meere zuführt: allein ist die Maas deßhalb wichtiger als die Schelde? Der Lauf der Schelde ist einförmig und matt; fast von ihrem Ursprunge an bewegt sie sich durch eine Ebene oder durch ein unscheinbares, reizloses Hügelland; man kann behaupten, daß mehr als die Hälfte des Ländergebietes, das sie durchfließt, angeschwemmtes Land ist — ein Punkt, der wohl zu beachten ist. — Die Schelde durchschneidet fast durchweg das fruchtbarste und ergiebigste Marschland. Der fruchtbare Boden des Scheldegebietes lockte deßhalb schon früh ein thätiges, arbeitliebendes Volk herbei: die energische, muthige und thatkräftige Nation der Vlamänder, die sich durch regen Gewerbsfleiß und als tüchtige Ackerbauer auszeichnen, während der minder begabte Volksstamm der Wallonen sich in das Gebiet der Maas theilte. Die Vlamänder haben das Scheldegebiet zu einem der gewerbreichsten Landstriche der Erde gemacht; das Volk der Wallonen blieb hinter ihnen zurück. Es darf uns also gar nicht auffallen, daß alle wichtigsten Städte des belgischen Königreiches im Scheldegebiet liegen — es ist dies eine Naturnothwendigkeit. Wo die Bodencultur voranschreitet und die Cultur der Gewerbe und die Hebung der Industrie mit ihr Hand in Hand gehen, da muß sich die Landschaft mit reichen Städten und unternehmenden Einwohnern bedecken. In dem Gebiete der Schelde liegen Löwen, Mecheln, Brüssel, Gent, Antwerpen, Mons, Kortryk, — die benachbarten französischen Städte Chambray, Arras, Douay, Lille und Valenciennes nicht zu erwähnen. Indem sich die Landschaft mit gewerbtreibenden Einwohnern anfüllte und allerorts Handel und Industrie sich entwickelten, mußte auch consequentermaßen jeder kleine Zweig des Scheldegebietes wichtig werden. Und so kommt es denn, daß die Fluthen, welche in diesem kleinen Länderraum cultiviren, zu Entfaltung des mannigfaltigsten Lebens beitragen. Sie dienen der Reinlichkeit in vielen hunderttausend Familien; Tausende erquicken sich und stillen ihren Durst mit den kühlen Wassern, welche die Schelde den Städten zuführt; zahlreiche Canäle verbinden die einzelnen Städte im weitverzweigten handelspolitischen Interesse; die blühendsten Fluren ziehen sich an den Ufern hin — voll trichen Segens und voll der köstlichsten Ertragsfähigkeit; an den Ufern erheben sich Fabriken, Werkstätten und Manufakturen.

Von höchster Bedeutung ist indessen das Scheldegebiet in der Nähe der Stromm ündung. Bekanntermaßen erweitert sich das Flußbett der Schelde mehr und mehr, je näher man der Küste zukommt. Schon bei der gewerbsamen reichen Stadt Antwerpen erlangt die Schelde eine so beträchtliche Tiefe und Breite, wie sie in der Regel nur den größten Flüssen des Continents eigen ist — ein

Digitized by Google

Umstand, der für die Erhaltung der Binnenschifffahrt und des Binnenhandels von großem, unermeßlichem Einflusse ist. Was in andern Staaten eine lange Reihe von Eisenbahnzügen leistet und nur durch Anlegung eines kostspieligen Bahnnetzes erzielt werden kann, das kann man hier ohne jene Kosten erreichen; an die Stelle der Eisenbahnen treten die riesigen Fracht- und Packschiffe, welche auf dem wellenlosen Wasserspiegel landeinwärts fahren bis zur Grenze der gewerbsamen Landschaft. Dadurch ist schon viel gewonnen. Man erwäge, daß zur Zeit der Fluth das Wasser der Schelde 40 bis 50 Fuß tief wird, und daß der Strom eine Breite von mehr als 1000 Ellen gewinnt; von Antwerpen bis zum Meer erweitert sich das Flußbett, so daß es deßhalb wenige Meilen unter Antwerpen eine meerbusenartige Gestalt einnimmt — ganz geschickt, auch die größten und schwersten Schiffe, welche aus überseeischen Ländern in der Heimath ankommen, aufzunehmen. Mehr denn ein Drittheil des Flusses ist zur Betreibung der Meerschifffahrt geeignet. Diese günstige Lage des Flusses mag auch eine Ursache sein, warum die Stadt Antwerpen im 14. und 15. Jahrhundert zu den blühendsten aller damals bekannten Handelsstädte gerechnet wurde. Antwerpen hatte die günstigste Lage, um sich zu einer großen Welthandelsstadt zu erheben, und Antwerpen mag zur Zeit seiner Blüthe einmal das gewesen sein, was London an der Themse für unsere Zeit ist: ein Sammelplatz aller seefahrenden Nationen, ein Stapelplatz für alle handeltreibenden Völker — damals mögen hier alle bekannten Flaggen gewebt haben. Aber freilich ist Antwerpen im Laufe der Jahrhunderte bedeutend gesunken: der Handel an der Themse hat den Verkehr an der Schelde überflügelt. Doch haben sich an dem wundervollen Seehafen, den die Schelde in die Mitte des Marschlandes verlegt, bis auf unsere Zeit sehr reiche Waarenmagazine, belebte Märkte und Comptoirs erhalten. — Die Schifffahrt auf der Schelde würde zwar in hohem Grade gesteigert werden, wenn die Mündung der Schelde nicht in ein und dasselbe Meeresbecken von dem Rhein und der Maas auslaufen würde. Rhein und Maas sind zu bedeutende Concurrenten mit dem kleinen Flüßchen. Welch einen Aufschwung würde die Cultur im Gebiet der Schelde nehmen, wenn zwischen die Schelde, den Rhein und die Maas ein hohes Gebirge kellartig geschleudert werden könnte!

Längs der Küstenstrecke des Scheldegebietes erhebt sich ein Archipelagus, der dem unsicheren und trügerischen Ocean abgenommen werden mußte. Sämmtliche Bestandtheile dieses Archipels sind flach, sandig und unter sich sehr ähnlich, sie müssen durch Pfähle und Schanzen gegen den allzuheftigen Andrang des tobenden Elementes geschützt werden. In dem Becken, welches zwischen diesen Inseln und dem nahen Festland gebildet wird, vermischen sich die Wasser der Maas, des Rheins und der Schelde und es fällt dem Beobachter schwer zu bestimmen, welche Wellen dem einen oder dem andern Fluße angehören. Alle Inseln, die sich an der Küste ausdehnen, faßt man gewöhnlich unter dem Namen „Seeland" zusammen, und sie sind nicht von Vlamingen oder Vlamändern, sondern von Niederdeutschen, diesen leibhaftigen Brüdern der Holländer, bewohnt, die sich in Bezug auf Religion, Sitten, politische Ueberzeugung und Tradition ganz an die nördlichen Bewohner der Niederlande anschließen. Bei allen religiösen und politischen Bewegungen sehen wir die „Zeeuws" oder Seeländer mit den Holländern Hand in Hand gehen. Die Vlamänder halten dagegen mit den Wallonen an der Maas zusammen. Als sich die Niederlande von der spanischen Gewaltherrschaft lossagten, stunden die Seeländer auf Seite der Holländer und stritten mit diesen gegen den königlichen Absolutismus; sie fielen vom Katholicismus ab und wandten ihre Herzen den reformatorischen Bestrebungen jener Zeit zu. Die Vlamänder aber blieben dem spanischen Throne getreu und zeigten sich zu allen Zeiten als gläubige aufrichtige Katholiken. Die Seeländer lieben den Wechsel; die Vlamänder verehren althergebrachte Sitten und hasten am Bestehenden und der Vergangenheit. Die Wallonen und Vlamänder trennten sich in neuester Zeit von ihrem König Wilhelm. Zwar waren die Vlamänder stets bestrebt, einen Antheil an den naheliegenden Inseln zu erobern, und dieß Bestreben hat manche unangenehme Conflikte der Vlamänder mit den Insulanern hervorgerufen, weil sich jene als die natürlichen Eigenthümer des Archipels betrachteten, der vor ihrer Küste lag und als ein Produkt ihrer Flüsse erschien. Schon die Herzoge von Burgund hatten das Inselland als einen Bestandtheil ihrer Länder angesehen; die Grafen von Vlandern thaten das Nämliche, und hat nicht Kaiser Joseph II. im Namen Belgiens die Oeffnungen der Schelde verlangt? Hat sich ihm nicht Napoleon angeschlossen? Wenn schon die Römer und Bataver um den Besitz der Scheldemündungen gestritten haben; wenn sich in Betreff der Inseln unweit der Scheldemündung zwischen den Grafen von Vlandern und den Edlen von Seeland mannigfache, mitunter sehr blutige Kämpfe und Reibungen entwickelt haben: so sehen wir in späterer Zeit das gleiche Schauspiel unter den spanischen und österreichischen Beherrschern Belgiens und der „Republik der sieben Staaten" — jede Partei wollte in den Besitz der seeländischen Inseln auf diese Weise und zur Oeffnung der Scheldemündungen gelangen. Und könnte denn Belgien ohne Oeffnung der Scheldemündungen auf die Dauer bestehen? — Will nicht jedes Volk in den Besitz seines Stromgebietes gelangen? Sind nicht viele commerzielle Unternehmungen gehemmt, wenn die Mündungen des Hauptstroms geschlossen sind? — — —

(Fortsetzung folgt.)

Das Grabmal des Cyrus.

Dreißig Jahre hatte Cyrus, der König der Perser, mit siegreichen Waffen gekämpft, als er in einem Kriege gegen die Scythen umkam. Die Letzteren befehligte eine Frau — Tomyris, die Königin der Massageten, die den Tod ihres Sohnes rächen wollte. Ihrem Befehle gemäß holte man die Leiche des Königs unter den Todten hervor, hieb ihr den Kopf ab und warf ihn in eine Kufe mit Blut, denn sie hatte geschworen, ihn im Blute zu ertränken. Justin erzählt sogar, sie habe dem blassen Gesichte des Eroberers die Worte zugerufen: „Trink dies Blut, nach dem du immer gedürstet und das doch deinen Durst nicht löschen wird!"

Arrian beschreibt in seinen Geschichtsbüchern das Grab des Cyrus. Lange hat man vergeblich nach diesem Baudenkmal geforscht. Jetzt gilt allgemein der von uns abgebildete, in der Nähe von Morghab inmitten antiker Ruinen stehende Bau für das Grab des Perserkönigs. E. Flandin, dem wir die neuesten interessanten Schilderungen von Persepolis verdanken, beschreibt das Grab folgendermaßen:

Digitized by Google

Der dreißig Fuß über die Grundmauern aufsteigende Bau zerfällt in zwei ziemlich gleiche Theile: der eine, aus sechs Stufen bestehend, dient als Basis oder Sockel für den zweiten, der das eigentliche Grabgewölbe bildet. Dieses ist achteckig und, wie die Stufensitze, aus großen, weißen, schön polirten Kalksteinfelsen erbaut. Ueber demselben erhebt sich ein Dachstuhl mit zwei Frontons. Der Eingang befindet sich auf der Nordwestseite und besteht aus einer kleinen, mit Sims und Karnies umgebenen Thüre. Obgleich dieses Simswerk zum größten Theil zerbröckelt ist, erkennt man doch noch den Styl in den griechischen Profilen. Die geringe Höhe dieser Grabthüre nöthigt, sich zu bücken, um einzutreten; zuerst kömmt man in ein geradwinkliches kleines Vorzimmer. Am Ende desselben befindet sich eine zweite Thüre, die sich ohne Zweifel nur öffnete, wenn die erste geschlossen war, damit weder Licht, noch Geräusch in das Heiligthum dringe. Hier war der Sarkophag: die von Rauch überzogenen Mauern verrathen keine Spur von Sculpturen oder Inschriften. Während der zahlreichen Kriege mag das Grabmal all' seiner Schätze beraubt worden sein. Die Muselmänner machten später einen Wallfahrtsort daraus und er führt heutzutage den

Namen Mechred-i-Nader-Suleiman. Die in der Nähe befindlichen Säulen scheinen nicht ursprünglich hier gestanden zu haben. Einige Schritte vom Grab steht die Ruine eines modernen Gebäudes, wie man sagt, eines Klosters, in welchem die Wächter des Grabes sich befanden. —

Der glückliche Maso.

(Fortsetzung.)

II.

Tommaso Secchi war, obgleich ebenso arm als die meisten Bewohner der kleinen Insel, Haus- und Grundeigenthümer. Seine Aeltern hatten mit ihrem Segen dem einzigen Sohne eine kleine Hütte hinterlassen und einen daranstoßenden kleinen Garten mit kaum einer Elle tiefem Boden, beide stark mit Schulden belastet. Hätte er wirklich einen bedeutenden Theil von dem Werthe des kleinen Eigenthums besessen, würde er ihn haben verkaufen können und ohne Bedenken hätte ers auch gethan, um die kleine Rita frei zu kaufen; aber unter den gegebenen Umständen mußte er das Geld auf andre, ungleich gefährlichere Weise zu bekommen suchen. Maso hatte, wenn auch ein Gefühl davon, so doch keine Furcht vor Gefahr. Der Neapolitaner ist wie ein Kind, das ohne Furcht vor der Zukunft den Augenblick regieren läßt. So lange es ihm gut geht, ist er unbekümmert, genußsüchtig und heiter: bricht das Unglück über ihn herein, so verliert er gar leicht die Fassung.

Maso streckte sich ruhig auf seinen Moosbette aus und sank in Schlaf, ohne die geringste Ahnung zu haben, was der folgende Morgen im Schooße führte. Er erfuhr es noch früh genug.

Es ist immer unangenehm, aus dem Bette geholt zu werden, aber doppelt unangenehm, wenn dieser unzeitige Besuch aus zwei korsikanischen Jägern und einem englischen Adjutanten besteht, welche den Schläfer aufzuheben beabsichtigen, um kurzen Prozeß mit ihm zu machen, und ihn nach Umständen erschießen oder hängen zu lassen. Dieser unangenehme Morgengruß weckte den glücklichen Maso. Es war Oberst Hudsons Adjutant selbst, welcher kam, um in König Ferdinands Namen Beschlag auf seine Person zu legen, da er der Hochverrätherei beschuldigt war. Tommaso Secchi sollte sich mit beiden feindlichen Partieen eingelassen und mit seltener Dummdreistigkeit sie verrathen haben. Die Absicht des Adjutanten war, ihm die Beweise seiner Verrätherei an Ort und Stelle vorzulegen und

nach einem summarischen Verhör ihn ohne weitere Umstände vor seiner Hütte erschießen zu lassen.

Es war ein Donnerschlag für den armen Maso, der sich bis zu diesem Augenblick so sicher und glücklich gefühlt; er sank zusammen und verwünschte seine Häscher tief in die Hölle. Aber weder seine Raserei, noch sein Bitten vermochten das Mindeste gegen sein böses Schicksal in der Gestalt des englischen Adjutanten und der beiden korsikanischen Jäger; er mußte sich der Schuld überführen lassen und zum Tode vorbereiten.

Welcher Ueberzang von gestern zu heute! — Und die arme Rita fiel nun doch in Pepos Hände! — Es war ein grenzenloses Elend.

Das Verhör war zu Ende und Maso sollte zur Exekution hinausgeführt werden. Da hörte man plötzlich das Alarmsignal in der Ferne; man hatte einige feindliche Bombarden von Castellamare ausfegeln sehen. — Es war kein Augenblick zu verlieren; der Adjutant mußte auf seinem Posten bei dem Oberst sein. Man hatte folglich keine Zeit — Maso erschießen zu lassen; es galt nur, ihn in der Eile los zu werden, bis sich eine bessere Gelegenheit dazu fand. Man versäumt nicht seine Dienstpflicht, um einen ordinären Lazarone erschießen zu lassen. Maso wurde rasch in den kleinen Keller unter seinem eigenen Hause geworfen, einen Schlupfwinkel, den einer der Jäger ausgespürt und der Adjutant für hinlänglich sicher ansah, namentlich in Betracht, daß seine zwei Begleiter, welche kein sonderlich gutes Quartier hatten, sich bereit erklärten, das leere Haus in Besitz zu nehmen. Nachdem der Eingang unter Schloß und Riegel gelegt worden, welche Maso in einer unglücklichen Stunde gegen alle gute Gewohnheit für eine Vorrathskammer angeschafft, die nie einen Vorrath zu verwahren hatte, wurde der arme Gefangene sich selbst überlassen.

Ja, der arme Gefangene! — Oder bist du vielleicht noch der glückliche Maso? Diavoletto, man kann es freilich höllisches Glück heißen, so nahe am Erschießen zu sein und doch verschont zu werden. Erschossen cospetto — das wagten sie nicht! Evviva il re Gioacchino drüben in Neapel: er wird sie etwas andres lehren!

Indessen — Maso vermochte sich diesem Trost nicht so ganz ruhig hinzugeben. War er auch nicht gerade dem Tode mehr so nah, so war er doch auch nicht so weit entfernt, das mußte selbst der verstockteste Optimist zugeben.

Maso wälzte sich verzweifelt auf den Maisblättern, dem einzigen Vorrath, den sein unterirdisches Magazin aufbewahrte, schlug sich vor die Brust, riß sich die Haare vom Kopfe und fluchte und stöhnte: „Zur Hölle mit den Franzosen und Engländern, mit König Gioacchino und König Ferdinando! — arme Rita, zur Hölle mit Pepo! O la Poveretta!“ —

Doch plötzlich sprang er auf, als durchzuckte ihn ein glücklicher Gedanke. — Es war nur ein Erdkeller, in den er eingesperrt! Konnte er sich nicht durchgraben? — Ja freilich; seine Hacke fand sich glücklicherweise im Keller vor — welches Glück! — Maso sah sich bereits wieder unter offnem Himmel, in der freien Natur; er sah sich in seiner Barke draußen im Golfe, zu den Franzosen und König Gioacchino flüchtend, denen er jetzt ausschließlich dienen wollte. „Mit den Engländern, diesem undankbaren Volk, will ich nichts mehr zu schaffen haben.“ —

Er war bereits in voller Arbeit mit seiner Hacke; der Schweiß trof ihm in Strömen von der Stirne. Aber er mußte im Dunkeln arbeiten und hatte nichts, um die Erde auf die Seite zu schaffen, als seine Hände. Maso, der wieder neues Vertrauen zu seinem Glück gewonnen, arbeitete wie ein Rasender. Er hieb, scharrte, stampfte, als wollte er den Erdball aus seiner Achse heben.

Plötzlich — o Schrecken! hörte man ein Krachen — die Erde wich unter seinen Füßen und er stürzte in einen unermeßlich tiefen Abgrund. Betäubt blieb er liegen.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich wie an allen Gliedern gebrochen. Einige Zeit blieb er unbeweglich liegen, entweder weil er sein Bewußtsein nicht zu sammeln vermochte, oder weil er seine Glieder nicht rühren konnte. Nach und nach aber gewann er seine Kräfte wieder und begann sich zu bewegen. Er befühlte sorgfältig alle seine Glieder und äußerte in schmerzvollen Ausrufen seine Verwunderung darüber, daß er sie noch alle besaß. — „Nun, das kann man doch Glück nennen“, — murmelte er zuletzt: „von der Oberfläche der Erde in die tiefste Hölle zu stürzen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen! Aber wo bin ich? War ich vorher nicht schon begraben, so bin ich es jetzt. Ohime, begraben!“

Eine tiefe Angst ergriff sein leichtbewegliches Herz. — „Ajuto, zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie er aus allen Kräften. Aber Niemand antwortete ihm. „Dummkopf, warum schreist du?“ sagte er endlich zu sich selbst. „Um entdeckt und erschossen zu werden? — Nein, so ist es doch besser, wie es ist; von dem doppelten Unglücke: Hinrichtung und Begrabenwerden — wird doch wenigstens das eine gespart. Könnte ich mich nur umsehen, wo ich bin. Eh! — glücklicherweise habe ich ein paar Prosperi in meiner Tasche! wenn sie nur auch zünden!“

Maso fand wirklich drei Schwefelstücke; mit Oekonomie beschloß er eins nach dem andern anzuzünden. Er strich das erste und es zündete; neugierig sah er sich um, während die schwache Flamme leuchtete. Er befand sich in einem großen hochgewölbten Saal, dessen Ausdehnung und Einrichtung er bei dem flackernden Lichte nicht genauer untersuchen konnte. Ein Augenblick und der Schwefel war erloschen; er befand sich wieder in der tiefsten Dunkelheit und was er gesehen, erschien ihm wie ein Traum oder eine fabelhafte Offenbarung. Er zündete das zweite Stück, und endlich das dritte an: derselbe schwebende, unbestimmte Eindruck, allein vermehrt durch nebelhafte Vorstellung von einer ungekannten Pracht an Farben, Metall und Marmor.

Nach diesen drei Lichtblitzen in der Dunkelheit saß Maso wieder in sich selbst versunken da und träumte von dem wunderlichen Märchen fort, das er, wahrscheinlich auf Kosten seines Lebens, erschaut. An das Letztere dachte er jedoch in diesem Augenblicke nicht; wenn die Leidenschaft oder die Phantasie eines Neapolitaners aufgeregt wird, ist er sich nur des Gefühls oder Gedankens bewußt, der augenblicklich sein Wesen erfüllt. Endlich erhob sich Maso aus der zusammengesunkenen Stellung und kroch längs der Mauer seines prächtigen Gefängnisses hin, um durch Tasten sich eine klarere Vorstellung von demselben zu machen. Seltsame Dinge kamen ihm unter die Hände; oft zog er die Hand convulsivisch zurück und streckte sie dann wieder von unüberwindlicher Neugier erfaßt aus. Als er endlich in der ganzen Halle umhergekommen, mußte er sich gestehen, daß er nicht viel klüger, im Gegentheile nur verwirrter geworden.

Da faßte ihn wieder eine unbeschreibliche Furcht und brachte ihn der Verzweiflung nahe. Er dachte an die grüne Au, den klaren Himmel, das blaue Meer, die liebe Rita, den abscheulichen Pepo und König Gioacchinos blinkende

Digitized by Google

Goldstücke. Könnten Seufzer das Herz erschöpfen, wäre seine Brust in der ersten Stunde geleert gewesen.

„Begraben, lebendig begraben, welch' schrecklicher Gedanke! — Und Rita, sein Alles, sein Leben, ahi, ahi — o tausendfaches Weh!"

Eine Stunde um die andre verrann in diesem schrecklichen Zustand; es schien ihm eine endlose Ewigkeit. Er war nahe daran, den Glauben an sein gutes Glück zu verlieren. Er hatte es hundertmal verloren und hundertmal wieder gewonnen; — nun war keine Hoffnung mehr. Hätte er ordentlich beten gelernt, würde er sicher gebetet haben; aber er kannte keinen andern Gott, als — sein Glück — und nun war er aus seinem Himmel gestürzt.

War es Nacht, war es noch Tag? Er konnte nichts unterscheiden. Traurig und in den Gedanken an sein Elend versunken saß er da, ab und zu die qualvolle Ruhe mit Austritten rasender Verzweiflung unterbrechend, die seine Kräfte nur noch mehr erschöpften.

Zitto! — Er hört einen Laut! — oder hatte er sich getäuscht? Nein er hört wirklich etwas sich in der Oberwelt bewegen. Die Freude durchzuckt sein ganzes Wesen und er ist gerade im Begriff, einen lauten Schrei auszustoßen, als ihm noch zu rechter Zeit einfällt, daß es vielleicht, — ja daß es wahrscheinlich seine Todfeinde sind, welche ihn zur Execution abholen wollen. Der Schrei erstickt ihm in der Kehle; stille wie eine Maus bleibt er sitzen und lauscht.

Maso's Vermuthung war ganz richtig. Es waren die beiden corsikanischen Jäger, welche die Kellerthüre öffneten und hinabstiegen, um ihn zu holen. Aber sobald sie der Hacke und der frischaufgeworfenen Erde anstchtig wurden, die nebst einer Lage Maisblätter die durchbrochene Oeffnung in dem halbdunkeln Keller bedeckte, hielten sie sich überzeugt, daß er durchgebrochen und eilten wieder hinauf, um Anstalten zu seiner Verfolgung zu treffen.

Als Maso die Thüre hinter ihnen ins Schloß fallen hörte, athmete er tief auf und seufzte: „Welches Teufelsglück!" — —

„Doch — ist das wirklich auch ein Glück, daß die Soldaten fortgingen, ohne mich zu finden; würde nicht ein rascher und leichter Tod durch die Kugel dem langsamen und qualvollen Hungertod im Grabe weit vorzuziehen gewesen sein. Ola, eh!" begann er nun aus vollem Halse zu rufen. Ein gelles, oft wiederholtes Echo hallte von der Decke des Gewölbes wieder; er fuhr erschrocken über die Wirkung seiner eignen Stimme zusammen; — aber es war die einzige Antwort, die er erhielt.

Der Besuch der Soldaten in dem Keller zeigte, daß es noch Tag war; — welch' endloser Tag! Aber nun kam die Nacht, eine fürchterliche Nacht, obwohl nur in Maso's Bewußtsein verschieden von dem verschwundenen Tag. Er fror, ein Schauer um den andern durchbebte seine zerschlagenen Glieder; er hungerte, sein Magen machte laut seine Rechte geltend. O Schrecken, war es nicht eine Todesmahnung!

Um sich warm zu machen, vielleicht auch, um sich zu zerstreuen, kroch Maso wieder in seinem mystischen Gefängniß umher. Während dieser abenteuerlichen Wanderung durchkreuzten ihn die bangen Fragen, wo war er? — wo kroch er hin? was kam ihm unter die Hände? — Durch die Bewegung und die jeden Augenblick zunehmende Banglgkeit wurde ihm warm und er litt nun weniger unter der Kälte, als der Furcht. Aber plötzlich fuhr er mit einem lauten Schrei zurück; — es war ihm, als ob er eine eiskalte Hand berührt' — —

Zitternd lag er einige Augenblicke still und suchte seines Schreckens Meister zu werden. Dann — ja, es ist beinahe unglaublich! sammelte er seinen Muth wieder und streckte die Hand auf's Neue aus. — — O Schrecken, eine eiskalte Todtenhand war wirklich gegen ihn ausgestreckt und seine dargebotene Rechte fiel darein! Da übermannte ihn der Schrecken; wie ein Rasender eilte er nach der entgegengesetzten Seite, schlug die Stirne an die Mauer und allerlei fremde Gegenstände, alle von der härtesten Art, und sank endlich erschöpft auf seiner alten Lagerstatt zusammen, die er an dem kleinen Haufen Maisblätter erkannte, welche mit ihm in den Abgrund gestürzt waren.

War sein Zustand früher schon nicht beneidenswerth, so wurde er jetzt gräßlich. Maso in keiner Weise durch Grundsätze befestigtes Gemüth stand jedem Einfluß des Aberglaubens offen. Er gedachte all' der dämonischen Märchen, mit welchen die reiche Tradition auf seiner heimathlichen Insel seine Seele erfüllt und erwartete jeden Augenblick, daß Spuk oder Teufelei nun erst ihr Spiel beginnen würden. Seine Lage war freilich furchtbar. Ohne ein Wunder mußte er dem fürchterlichsten Untergang entgegensehen. Es war eisig kalt, seine Zähne klapperten; seine wildaufgeregte Phantasie machte ihn glauben, er sei von lauter Todten und Verwesenden umgeben, das Gewölbe sei eine Mördergrube. Kein Laut drang durch den öden Raum — die dumpfe Stille wirkte gräßlich auf sein leicht erregbares Gemüth. Nach und nach versank er in stumpfe Apathie, die nur dann und wann von einem heftigen Schauer unterbrochen wurde.

III.

In der Oberwelt war die Nacht bereits seit lange verschwunden; der arme Maso aber saß in seiner ewigen Nacht unbeweglich an derselben Stelle; sein Muth und seine Zuversicht waren gebrochen. Der Hunger machte seine Rechte immer fürchterlicher geltend und die Angst hatte ihn dem Wahnsinn nahe gebracht. Da fuhr er plötzlich aus seiner tödlichen Ruhe auf: er glaubte wieder einen Laut droben auf der Oberwelt zu hören. — Ach nein, er hatte sich getäuscht! — Doch ja, der Lärm wiederholte sich und wurde stärker. — Maso lauschte in athemloser Spannung. — Ja, es mußte wirklich Jemand in dem Keller droben sein. — Konvulsivisch fährt er in die Höhe und steht auf seinen halb gebrochenen Füßen; mit einer vor Furcht zitternden Stimme ruft er: „Holla, holla!" ohne sich um das fürchterliche Echo zu kümmern, das in seinem hochgewölbten Gefängniß wiederhallt. Mit laut pochender Brust steht er da und lauscht.

Der letzte Klang des fatalen, wie ihm vorkömmt, unendlichen Echo ist erstorben. Da hört er von oben als Antwort auf sein verzweifeltes Ola mit schwachem, aber deutlichem Tone rufen: „Ehi, eh, bist du da drunten, Tommaso?"

Tommaso sinkt wieder zur Erde; die Freude erfaßt ihn so gewaltig, daß seine Glieder ihm den Dienst versagen. Es ist die Stimme der theuren Rita, die er gehört: sie klingt für ihn, wie der Gesang der Engel im Himmel.

Aber auch seine Zunge versagt ihm den Dienst. Es dauert einige Augenblicke, ehe er zu antworten vermag.

Digitized by Google

Welche Augenblicke tödtlicher Spannung für die arme Rita! Es ist wirklich die hübsche treue Rita, welche den Schauplatz der letzten Thaten Masos aufgesucht. Sie hat seine Aufhebung und Gefangennehmung erfahren, sie erhielt Nachricht von seinem Entkommen, und nun eilt sie herbei, um sich zu vergewissern, ob er wirklich seine Flucht ins Werk gesetzt, oder ob die Engländer ihn doch hingerichtet. Ihre Liebe läßt sich nicht, wie der Diensteifer der Jäger, damit genügen, die Treppe hinunter in Maso's Gefängniß zu sehen; sie steigt ganz hinunter, untersucht genau jeden Fußbreit des kleinen Raumes und findet auf diese Weise den Durchbruch in der Erde. Maso hat ihr gerufen; sie hat seine Stimme erkannt! Sie zittert vor Entzücken; sie schwindelt und hält sich nur mit Noth über dem gähnenden dunkeln Schlund. Sie lauscht athemlos. — „Wie, er antwortet nicht? —"

Ja, endlich antwortet er doch: „Per grazia di Dio, bist du es, kleine Rita?"

„Santa Maria, ja ich bin es! Wo bist du, lieber Maso?"

„Per Bacco, vor Kurzem meinte ich noch, ich sei in der Hölle. Aber nun merke ich am Klange deiner Stimme, daß ich im Himmel bin! Mo triplo, decuplo, centuplo felice! Liebe Rita, warum mache ich keine Purzelbäume, warum reiße ich mir nicht die Haare aus, warum tanze ich nicht in der Luft, wie ein Ballon: habe ich nicht das wunderlichste Glück? Ich mag fallen wie ich will, ich komme immer wieder auf die Beine zu stehen. Aber sage mir, wie konntest du es wagen, zu mir herabzukommen? Ich meinte, mein Haus sei von den verdammten Soldaten besetzt."

„Vermuthlich sind sie abberufen worden, da sie hier nichts mehr zu bewachen hatten. Niemand verwehrte mir den Zugang. — Aber wo bist du denn eigentlich, lieber Maso?"

„Wo ich bin?" wiederholte Maso: „Maledetto, davon habe ich eigentlich auch keine klare Vorstellung! In einer Art offenem Grabe. Wenigstens bin ich von lauter Leichen umgeben; Gott sei Dank, haben sie sich wenigstens ruhig verhalten."

„Aber wie soll ich dich herausschaffen?"

„Mit St. Costanzas und St. Barnabos Hilfe hat das seine guten Wege. Ich denke, du brauchst nur einen starken Strick herabzulassen und ihn fest droben anzubinden; so will ich versuchen, dran emporzuklettern! Guai a me! Ich vergesse rein, daß ich an allen Gliedern gebrochen bin; vor der Hand ist also wenig Aussicht zu baldiger Auferstehung!"

„Per Carità! Du bist verwundet, vielleicht gelähmt!" rief Rita in ihrer Herzensangst; „du kommst am Ende nicht lebendig wieder ans Tageslicht."

„Zitto, zi, meine gute Rita! Man könnte dich draußen hören, dann wäre ich verloren! Mir fehlt nichts: ich brauche blos Speise und Trank und ein gutes Bette, um wieder so weit zu Kräften zu kommen, daß ich mir selbst mit Hülfe eines guten Stricks aus dieser Hölle herausbelfen kann. Aber sage mir, sind denn die verdammten Engländer noch immer Herr dieser Insel?"

„Leider ja; aber sie erwarten gerade heute einen Hauptangriff von den Franzosen drüben."

„Bene! benissime! König Gioacchino, wenn ich ihn recht kenne, wird ihnen Füße machen und das bald! Es ist deßhalb am besten für mich, wenn ich noch eine Weile hier unten bleibe." —

„Höre nun, cuor mio, was ich von dir verlange. Du mußt sobald du kannst mir etwas Ordentliches zu essen bringen, Brot und Schinken und, wenn du's auftreiben kannst, etwas Maccaroni und eine gute Flasche Wein. Ferner muß ich eine Wachskerze haben, so groß, wie ein Kirchenlicht und einen Bund guter Phosphori. Auch magst du, ehe du gehst, mir etwas Maisstroh herabwerfen, ich friere wie ein Hund und sehne mich, meine Glieder etwas auszuruhen. Hörst du, Benedetta."

„Gia, gia, ich höre und werde Alles herbeischaffen, was du verlangst, mein lieber, armer Maso. Aber ich muß vorsichtig sein, sehr vorsichtig; und du darfst deßhalb die Geduld nicht verlieren, wenn du etwas auf mich warten müßtest. Addio, nun lasse ich! Da hast du das Stroh!"

„Genug, genug, du begräbst mich ja ganz. Sei bedankt, gutes Mädchen; das thut gut. Sei nur ruhig, der alte Pepo kriegt dich doch nicht in die Klauen, König Gioacchino wird seinen guten Alliirten nicht im Stiche lassen! Zum Henker mit König Ferdinand. Bildet er sich wirklich ein, den Franzosen Widerstand leisten zu können? Das müßte mit dem Henker geschehen!"

Die gute Rita hörte ihn nicht mehr; sie war bereits mit einem von Freude und Hoffnung hochklopfenden Herzen davon geeilt.

Wer sollte das geglaubt haben, — die harten Augenblicke der Erwartung wurden ihm noch länger, als die des schmerz- und angstvollen Verlustes? Endlich, endlich fand sich Rita mit all' den verlangten Sachen ein, wozu sie in ihrer Besorgtheit Ein und Anderes gefügt, was sie Maso angenehm und willkommen glaubte. Sobald sie mit Hülfe einer Schnur das ganze zu ihm hinab besorgt hatte, und seinen Dank vernommen, schloß sie die Oeffnung im Boden mit einigen Brettern und Mais und verlies dann rasch wieder den Ort mit verhältnißmäßig ruhigem und glücklichem Aeußern, um mit Geduld und Vertrauen neue Ereignisse abzuwarten, welche günstig auf das Schicksal des armen Tommaso einwirken könnten.

Sobald die Kerzenflamme klar und kräftig leuchtete, sah sich Maso mit aufgerissenen Augen voll der gespanntesten Erwartung um. Er war darauf vorbereitet, nicht allein etwas ganz Außerordentliches, sondern auch etwas Grauenhaftes zu sehen, das ihm die Haare unter seiner phrygischen Mütze zu Berge stehen machen würde.

Aber es war nichts, gar nichts Grauenhaftes zu entdecken, so weit sein neugieriger Blick den großen Raum zu beherrschen vermochte; im Gegentheil machte der Ort in seiner Außerordentlichkeit einen ungemein angenehmen Eindruck auf ihn: Bewunderung und Freude mischten sich in sein grenzenloses Staunen.

Er befand sich in einem hohen länglichen Gewölbe, das ungeachtet seines Verfalls eine außerordentliche Pracht entfaltete; die beiden Seitenmauern waren beinahe ganz zusammengesunken; aber die beiden entgegengesetzten Mauern und das hohe Gewölbe bis auf eine kleine Oeffnung, durch die Maso herabgestürzt, so vollständig und glatt, als ob sie erst kürzlich von den Bauneistern Händen vollendet worden. Und doch mußte dieses Mauerwerk beinahe zweitausend Jahre alt sein.

Der Boden war gleichfalls vollständig erhalten, eben und blank wie ein Spiegel. Mit bewundernswürdiger Kunst war er aus unzähligen kleinen viereckigen Stücken von buntem Marmor zusammengesetzt, die nicht allein die hübschesten Muster, sondern auch ganze Bilder von Thieren und Menschen darstellten. Maso wußte recht wohl, daß man solche Arbeit Mosaik nannte, und kannte deren Werth.

Digitized by Google

An der einen Seitenwand fand man hohe Nischen und in diesen standen bewundernswerthe Bildwerke von Marmor und Bronce. Ein schallendes Gelächter hallte durch das Gewölbe; nun wußte er, was es mit der Todtenhalle zu bedeuten hatte. In einer der Nischen stand eine Statue von Marmor, welche einen Aeskulap mit ausgestreckter Hand darstellte; — hätte Maso die Schlange gefühlt, die sich um den Stab schlang, welche der Gott der Arzneikunde in der Hand hielt, so wäre er wohl nicht minder erschrocken. Jedes von diesen Bildwerken war nach einer flüchtigen Schätzung tausend Dukaten werth.

An den Pfeilern zwischen den Nischen und oben an der Decke fanden sich herrliche Malereien, welche noch in ihrem ganzen Farbenglanze strahlten, —.hübsche Frauen, die mit schönen Jünglingen tanzten.

Der Hausrath in der Halle war nur sehr sparsam, aber kostbar. Namentlich war das Feinste im Lauf der Jahrhunderte zu Staub geworden. An einem Ende des Saales standen Reste einer Ruhebank, herrlich aus buntem Marmor gearbeitet; am entgegengesetzten Ende dagegen, das beinahe gänzlich verschont geblieben, befand sich nicht wenig Interessantes. In der einen Ecke erregte ein Marmorbecken die enthusiastische Bewunderung Maso's. Es war ein Kunstwerk, das in den reichen Sammlungen von Florenz, Rom und Neapel kaum seines Gleichen fand.

Ein Seitenstück hiezu bildete in der entgegengesetzten Ecke ein kleiner Hausaltar von Marmor, mit bewundernswerthem Geschmack mit Bildern und halberhabener Arbeit geschmückt. Auf diesem Altar standen eine Menge kleiner Figuren von Bronce, Elfenbein und Marmor. Maso wußte nicht, daß diese Schnurrpfeifereien Hausgötter vorstellen, sonst hätte er gewiß noch lauter gelacht, als er das Eine und das Andre dieser kleinen Ungeheuer in die Hände nahm, um sie näher zu betrachten. (Schluß folgt.)

Candid Hiu.

Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts kamen acht Jesuiten von Frankreich nach China, um das Christenthum zu predigen. Candid Hiu war zu jener Zeit noch sehr jung; sie hatte kaum das dreiundzwanzigste Jahr erreicht. Sie war das jüngste von acht Kindern und hatte in der Taufe den Namen Candid erhalten. Im neunzehnten Jahre heirathete sie einen reichen Mann, der nicht der christlichen Religion angehörte, was damals nach einer päpstlichen Bulle gestattet war. Später trat jedoch ihr Gatte zum Christenthum über. Ihr großer Wohlthätigkeitssinn veranlaßte sie zu vielen Ausgaben, die sie dadurch wieder einzubringen suchte, daß sie mit ihren Frauen herrliche Stickereien fertigte, die sie nach Pecking und Canton verkaufte. In Sunkiam errichtete sie eine vortrefflich eingerichtete Anstalt für verwahrloste Kinder. Unterricht an barmherzige Schwestern, Errichtung zahlreicher Kirchen, ununterbrochene Spendung von Wohlthaten füllten ein Leben aus, dem selbst die Chinesen ihre hohe Achtung nicht versagen konnten. Während der Religionsverfolgung, welche von 1664 bis 1674 dauerte, folgte der thätige Eifer der edeln Frau den Missionären überall hin, wo sie bedrängt wurden. Ja sie that noch mehr: sie ließ zahlreiche Schriften, welche die Moral des Christenthums predigte, drucken und verbreiten. Auch ihre Söhne waren für das Christenthum thätig. Kiang-long, der 1662 den Thron bestiegen und dessen religiöse Toleranz man mit Recht rühmt, konnte nicht ohne Bewunderung Zeuge der hohen Tugenden dieser Frau sein: er bekleidete sie mit den größten Ehren, die die Sitten des himmlischen Reiches ihr zuzuerkennen gestatteten. Ein kaiserlicher Bevollmächtigter überbrachte der berühmten Matrone das Ehrenkleid, in welchem wir sie dargestellt; beigefügt war ein Kopfputz von Perlen und edeln Steinen. Ein kaiserliches Dekret verlieh ihr den Titel Cho-qin oder tugendhafte Frau. An ihrem Geburtstage legte sie das Kleid zum ersten Male an und empfing darin die Huldigungen ihrer Kinder und Diener. Nach und nach ließ sie die Silberplatten und Perlen abnehmen und kleidete mit dem Erlöse viele Armen. Ihr Tod, der am 24. Oktober 1680 erfolgte, war ein furchtbarer Schlag für die Tausende und aber Tausende, die von ihren Wohlthaten gelebt, und das prachtvolle Leichenbegräbniß, so wie der langandauernde Besuch ihres Grabes, legten Zeugniß von der hohen Achtung ab, in der sie stand. Sie ruht neben ihrem Gatten außerhalb der Mauern von Sunkiam.

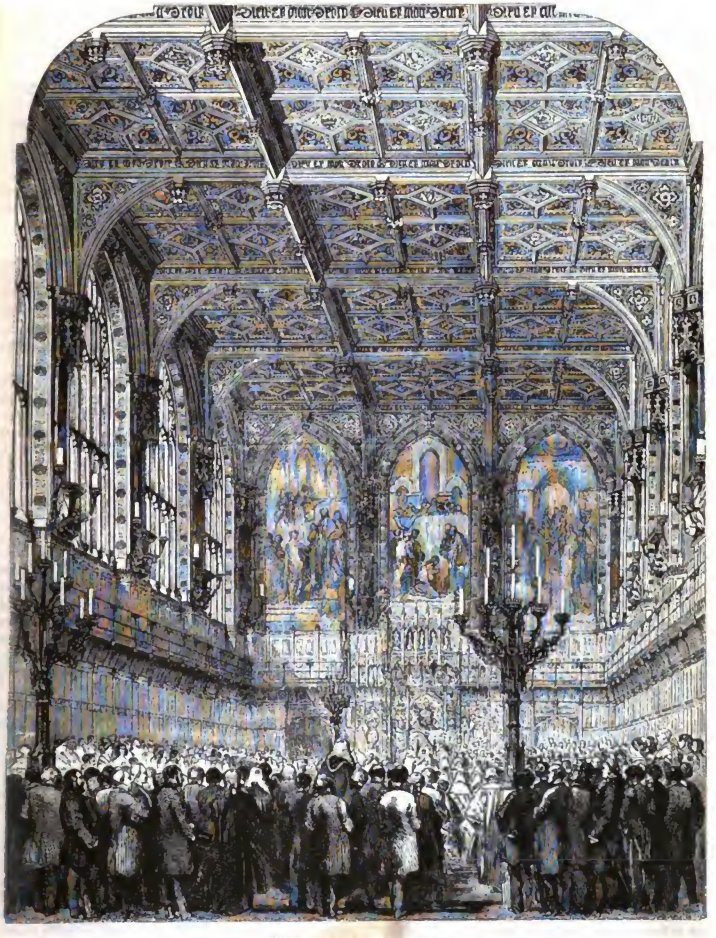
Candid Hiu im Ehrenkleide.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemoine & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Englisches Parlament.

Das Haus der Lords.



Eröffnungssitzung im Oberhaus.

Am 3. Februar 1852 trat die Königin von England zum ersten Mal durch den Victoriathurm in den neuen Westminsterpalast. Die glänzende Beleuchtung hob die großartigen Linien des prachtvollen Gebäudes und verlieh ihm einen feenhaften Anblick. Aber auch dieses vorübergehenden Blendwerks beraubt, macht das Ensemble des neuen Palastes immer noch einen großartigen Effekt. Er nimmt einen Raum von beinahe neun Morgen ein.

1851.

Digitized by Google

Die Hauptfacade, deren Langseite an der Themse liegt, ist in fünf Felder getheilt, die mit Pilastern, Statuen und königlichen Schilden geschmückt sind; eine Terrasse von schottischem Granit beherrscht das Ufer. Die imposante Masse des Victoriathurms, 160 Fuß, später 340 Fuß hoch, überragt alle Bauten. Dieser viereckige Thurm, der auf der Seite achteckige Thürmchen hat, wird zuletzt vollendet werden. Andere Thürme von geringerer Dimension verleihen dem colossalen Gebäude etwas Malerisches. Die Construction ist beinahe durchaus von Eisen, um dem Brande möglichst zu steuern. Der Architect Charles Barry hat gehalten, was sein Programm versprach; nur die Kosten überschreiten bereits die Summe von 1 1/2 Millionen Pfund Sterling.

Die Ausschmückung des Gebäudes hat der Geschichte Großbritanniens ein schönes Denkmal gesetzt. Von den heiligen Baronen Englands, Schottlands und Irlands bis zu den Poeten unsrer Tage durchwandert man an den Wänden die glorreichen Zeiten der Insel. Ist etwas an dem Gebäude zu tadeln, so möchte es die Neugflickelei sein, mit der man sich an den englisch-gothischen Styl hält. Die Masse des Schmucks hat eine ermüdende Monotonie.

Das Haus der Lords, das mit den königlichen Gemächern in Verbindung steht, nimmt die Mitte des Palastes ein; es wurde zuerst vollendet und am 15. April 1847 eröffnet. Das Licht fällt durch zwölf gemalte Fenster. Zwischen den Fenstern und auf den beiden Enden des Saales befinden sich 18 Nischen, in welche die Statuen der Barone der großen Charte zu stehen kommen. Frescomalereien stellen die Taufe Goelberts, Eduard III. den Hosenbandorden an den schwarzen Prinzen verleihend, Heinrich Prinz von Wales ins Gefängniß abgeführt, dar. Die allegorischen Figuren bedeuten den Geist der Religion, des Ritterthums und des Gesetzes. Die Gallerie der Stenographen des Hauses befindet sich dem Throne gegenüber; darunter ist die Fremdengallerie.

Das Parlament wird gewöhnlich im Februar eröffnet und im Juli geschlossen. Das Recht der Einberufung, Schließung und Auflösung gebührt dem König. Das Parlament besteht aus zwei Kammern (Haus der Pairs, Oberhaus, house of Lords, und dem Haus der Gemeinen, Unterhaus, house of Commons), deren Zusammenstimmung zu einem Beschlusse nothwendig ist. Das Parlament beaufsichtigt die Verwaltung, berathschlagt die Gesetze, deren Antrag der Form nach stets von ihm ausgeht, bewilligt das Budget auf ein Jahr, und im Kriegsfall die Werbung, legt Steuern auf und hat das Recht der Steuerverweigerung. Von den Ministern pflegen stets mehrere einem der beiden Parlamentshäuser anzugehören, um dort die Regierung zu vertreten und in ihrem Namen Bills (Gesetzesvorschläge) einzubringen.

Die Zahl der Lords ist unbestimmt; nur die Zahl der Geistlichen steht fest, nemlich zwei Erzbischöfe und vierundzwanzig Bischöfe; der König kann die Zahl der weltlichen Lords nach Belieben vergrößern. Die Kammer zählt gegenwärtig 410 Mitglieder. Sie stimmt durch nein und ja; erhebt sich Opposition gegen eine Bill, so wird sie erst nach 6 Monaten wieder eingebracht.

Die Lords sitzen gewöhnlich nach Belieben und beobachten nur eine ministerielle und eine Oppositionsseite. Die Geistlichen haben eine besondere Bank. Der Kanzler, welcher Vorsitzender der Pairskammer ist, sitzt auf einem großen Wollsack vor dem Throne und hat das Scepter neben sich.

Unser Bild stellt das Innere des Oberhauses am Tage der Eröffnung dar.

Der glückliche Maso.

(Schluß.)

IV.

Es würde zu weitläufig werden, wollten wir alle die Herrlichkeiten beschreiben, welche dieser Prachtbau in sich schloß: Kandelaber, Feuerpfannen auf hohen Stativen, Becken, Vasen und Lampen, alles von Bronce oder edeln Metallen ꝛc. Ebenso unmöglich wäre es, das Staunen, die Bewunderung und die Freude zu schildern, mit der Maso alles musterte, wie ein Kind ein Stück um das andere in die Hand nahm. Es genüge, wenn wir hinzufügen, daß der glückliche Fischer unter der Menge von kostbaren Gegenständen auch einen kleinen Schrein mit Schmuck und Goldgeld fand, das vorläufig in seinem freudetrunkenen Bewußtsein den ersten Platz hatte, nicht weil es einen höhern Werth, als das bisherige hatte, sondern weil es leichter und rascher, als alles Andre sich mit den überirdischen Interessen in Verbindung bringen ließ. Auch war dieser Schatz in Wirklichkeit an und für sich werthvoll genug, Maso zu einem Crösus unter seinesgleichen zu machen.

Bei genauerer Untersuchung der am Ende der Halle zusammengestürzten Mauer fand Maso eine Oeffnung, die ihn vermuthen ließ, man könne hier tiefer in den unterirdischen Bau dringen. Ohne große Anstrengungen machte Maso die Oeffnung so weit, daß er sich durchschmiegen konnte.

Maso stand in einem kleineren Gemach. Hätte er die geringste Kenntniß vom Alterthume gehabt, so würde er bald gesehen haben, daß es ein Schlafzimmer war. Das von Bronce verfertigte herrliche Lager war mit dickem Staub bedeckt; — Alles, was von den üppigen Polstern und Kissen übrig geblieben. An der Seite stand ein hoher Kandelaber, von welchem mehre kleine Lampen herabhingen, eine wahre Prachtarbeit. Rings unter standen Bruchstücke von Waffen, Toilettegegenständen und Kleidungsstücken, Gefäße, Vasen und Kränze von edlem Metall und von den herrlichsten Formen, — ein Metallspiegel, ein Feuerzeug und eine Einrichtung, die ein Schreibzeug gewesen zu sein schien.

Unmittelbar daneben befand sich das Badezimmer. Das Becken war von kostbarem Marmor aus Kleinasien, grün mit blutrothen Adern. Die Jahrhunderte hatten seiner Politur nicht im Mindesten geschadet. In diesem kleinen Zimmer feierte die Malerei ihren Triumph. Die Wände strahlten von Bildern, die selbst eine glühende Phantasie sich nicht herrlicher denken konnte. Der glückliche Maso wanderte wie berauscht durch diese Pracht — die er so gerne der kleinen Rita zu Füßen gelegt.

Als er endlich wieder in die vordere Halle zurückkam, ganz müde von der Untersuchung und mit einem von der schweren und dumpfen Atmosphäre nach und nach in unerträglichem Grade beklommenen Athem, stieß er, ohne zu suchen, auf eine Treppe, welche in den Boden hinabführte. Mechanisch kroch er die Tritte hinab — er war in gleichem Grade schlaff und verwirrt — und kam in einen langen Corridor, mit Kreuzgängen und Zellen, welche den Keller und die Magazine des Palastes gebildet. Aber Maso merkte bald, daß er für dießmal mehr als genug hatte; hier war

Digitized by Google

die Luft ganz unerträglich. Er verweilte bloß so lange, um eine Menge Amphoren oder hohe Weinkrüge von Erde in Augenschein zu nehmen, welche auf den spitzen Enden in langen Reihen längs der Wände in Sand aufgestellt waren, — und kletterte dann wieder so rasch als möglich aus diesem Grab unter den Gräbern empor, um zu seinem Lager unter dem vom Zufall geöffneten Eingang zurückzukehren.

Sobald er seine Kerze an einem sichern Orte angebracht, warf er sich auf das Stroh und blieb halb bewußtlos mehre Stunden liegen. Dennoch arbeitete es beständig in ihm; während seine Glieder und seine Seele nach der Ueberraschung, Freude und Anstrengung ausruhten, hatte er in halbwachem Zustande die lebendigsten Träume, in denen sich sein wirres Bewußtsein nach und nach abklärte und ordnete. Als er endlich wieder aufstand, von Hunger und Unruhe geweckt, war er beinahe wieder ganz der alte Maso mit dem leichten, frohen Herzen.

„Nein, das muß man doch wieder ein verteufelt Glück nennen!“ murmelte er, während er mit der bewundernswürdigsten Fertigkeit sich das Brot und den Schinken zu Gemüthe führte: nahe daran, seine Freundin zu verlieren, nahe daran, erschossen zu werden, nahe daran, lebendig begraben zu werden, — und nun reicher zu sein, als König Fernando! Ich werde ihm Sizilien abkaufen, dann hat er über nichts mehr zu herrschen, der Bettelkönig! Ich denke wohl, Gioacchino in Neapel drüben und ich werden uns über das Andere schon einigen; es soll uns nicht auf einen Hut voll Dukaten ankommen, um einen so braven Signor in guter Laune zu erhalten. Allegro Signor Tommaso, excellenza, principe — Alles was du willst! Von heute an trinke ich nur noch Barlettawein und esse Maccaroni al sugo und Schinken und Brot; denn ich habe Geld genug! Ich würde sogar mit Schuh und Strümpfen gehen, wenn's nicht so beschwerlich wäre. — Ach, hätte ich die unmäßigen Schätze nur mal zu Geld gemacht!“

Hier hielt der begeisterte Maso inne und versank in tiefe Gedanken. Der Begriff der Unmäßigkeit war ein neuer Abgrund, der ihn lebendig zu begraben drohte. Er hatte sein Lebenlang nie mehr als zehn Dukaten gesehen; — er konnte wohl bis auf hundert oder tausend zählen, — aber was drüber ging, war ihm eine unfaßbare Unendlichkeit.

Plötzlich fiel ihm ein, daß es ja in seiner Macht stände, sich zu beschränken, wann und wie viel er wolle, und in diesem Gedanken fand er wieder Klarheit und Ruhe. Von diesem Augenblick an träumte er sich bloß als Besitzer von vier bis fünf tausend Dukaten; dieß war die äußerste Grenze, bis zu welcher er seinen Begriff von Reichthum ausdehnen konnte, ohne zu schwindeln.

Unter diesen glücklichen Umständen verlief die Zeit zwischen Träumereien, Schlaf, Essen und Trinken erstaunlich rasch; nur an dem Herabbrennen der Kerze konnte er sich eine Vorstellung machen, wie die Zeit verfloß. Die letzte der drei Kerzen hielt gerade aus, bis Ritas süße Stimme wieder von der Oberwelt herabtönte. Die verflossene Zeit hatte einen wohlthätigen Einfluß auf Maso ausgeübt; er war wieder frisch erstarkt und dazu ein tüchtig Stück muthiger, um nicht zu sagen, übermüthiger.

„Maso“, klang es von oben herab, „die Engländer haben die Insel den guten und tapfern Franzosen geräumt! Du bist gerettet, santa vergine. Du bist gerettet und frei! —

„Bravo, die lieben tapfern Francesi! — dann muß ich eilen hinaufzukommen!“ — rief Maso, indem er in die Höhe sprang und übermüthig den Speisenkorb und die Weinflasche, die ihn ernährt hatte, auf die Seite stieß: „Bravo, hat König Gioacchino nicht nach mir gefragt?“

„König Gioacchino ist nicht da. Nur seine Generale.“

„Das ist Schade. — Doch, das kostet mich nur eine Reise mehr nach Neapel hinüber. Ich wußte schon lange, daß es so kommen werde. Schade nur, daß man mich bei dieser Geschichte vermißt haben wird. Hast du den Strick, Angeletta?“

Maso gehörte wieder der Oberwelt an und war mit Rita zu den guten, tapfern Franzosen geeilt, welche Herren der Insel waren. Es dauerte lange, bis er wieder ganz zu sich kam. Aber acht Tage darauf hatte er durch blanke Dukaten sich ein Recht auf Rita, seine treue Gretterin, erworben, die kurz nachher seine Frau wurde.

Zuerst hatte Maso nichts mit sich von seiner unterirdischen Schatzkammer herausgenommen, als den kleinen Schrein mit Schmuck und alten Münzen. Durch kluges Verfahren erwies sich diese Kleinigkeit als ein ganzes Vermögen für ihn. Er hatte die Kellerthüre sorgfältig verschlossen und verwahrt.

Tommaso Secchi mangelte es keineswegs an Verstand: er wurde bald mit sich einig, wie er seinen unendlichen Schatz verwerthen wollte. Er nahm sich wohl in Acht, seinen Reichthum zu Tag zu legen: er führte im Gegentheil sein eingezogen und dürftiges Leben fort. Aber in der Stille suchte er unablässig nach und nach seine Schätze in klingende Münze umzusetzen. Eine Kostbarkeit nach der andern wurde aus der Tiefe herausgezogen und unter dem armen baufälligen Dache gereinigt. Er machte heimlich Jagd auf jeden vermöglichen Fremden, der sich auf der Insel zeigte; auch stand er in Schmuggelverbindung mit den wichtigsten Kunsthändlern drüben in Neapel. Die größeren Gegenstände, welche auf diese Weise nach und nach die Insel verliefen, mußten natürlich aus- und eingeschmuggelt werden, und des ebenso gewandten als glücklichen Maso einzige größte Kunst bestand darin, sie so umzugestalten, daß sie ohne Gefahr die Augen der Neugierigen und die feinen Nasen der Zollbeamten passiren konnten. Das nannte er präpariren.

Als er sich auf diese Weise eine Summe von einigen tausend Dukaten gesammelt, reiste er fort, wie man sagte, um in der Romagna ein bedeutendes Erbe, das ihm zugefallen, zu erheben. Sobald er von dieser angenehmen Reise zurückgekommen war, kaufte er Weinberge und Gärten und baute sich eine große Villa, ohne zuvor seine alte baufällige Hütte, an welche unmittelbar der neue Palazzo stieß, niederreißen zu lassen. Anfangs betrieb er den Landbau mit großem Eifer, legte sich aber später auf die Thun- und Perlenfischerei, die er mit eigenen Barken betrieb und sein Wohlstand wuchs augenscheinlich von Tag zu Tag.

Kein Wunder deßhalb, daß Tommaso Secchi bald auf der ganzen Insel den Namen des glücklichen Maso trug.

Als im Jahre 1828 in Folge königlichen Befehls — König Fernando war trotz Maso's Protest dennoch König der Insel geworden — auch hier die Ausgrabungen begannen, war Tommaso Secchi, der erste, reichste und angesehenste Bürger der Insel, bei dem großen Unternehmen, wie man sich denken kann, sehr stark betheiligt. Er hatte nemlich noch nicht alle seine Schätze umgesetzt. Glücklicherweise hatte er Platz genug, sie zu verbergen, bis er sie nach und nach zu verwerthen Gelegenheit fand.

Als die Ausgrabungen bis ganz nahe an seine Besitzungen vorgerückt waren — hatte er auch den letzten der

Digitized by Google

bedeutenden Schätze gehoben und fühlte sich reich genug. Er verwischte sorgfältig jede Spur, die zu dem unterirdischen Keller führen konnte und mauerte das Loch in seinem Keller zu. Dann verkaufte er seine alte Hütte und seinen Garten für eine bedeutende Summe an die königliche Regierung — und ließ diese ruhig weiter graben.

Aber die Gelehrten- und Künstlerwelt stieß einen Schrei der Verwunderung über alle die Schätze aus, welche nun bei der Ausgrabung des alten Palastes ans Licht kamen.

Tommaso Secchi schloß sich in sein innerstes Gemach ein, um seiner Freude Luft zu machen, indem er ein um's andre Mal ausrief: „Corpo di bacco!" Das war doch ein außerordentliches Glück! Signora Secchi lächelte und küßte ihre Kleinen, als die glücklichste Frau und Mutter der Welt.

Die Kupferstecherkunst.

Der Kupferstich ist eine für die Vervielfältigung der Werke der Malerei so wichtige Erfindung, daß wir die Aufmerksamkeit der Leser für dieselbe auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen uns berechtigt glauben.

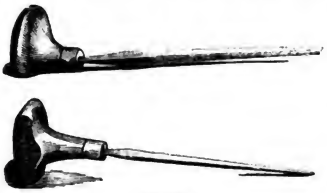
Das zum Kupferstich nöthige Kupfer wird in Platten vom Kupferschmiede verfertigt; die dünnsten Platten sind zwei Linien stark und nehmen mit der Größe an Dicke zu. Die Seite, auf welche der Stich kömmt, wird besonders compact geschmiedet, auf einem Bimsstein gerieben, mit Lindenkohle geglättet und zuletzt mit einem besondern, sogenannten Gerbestahl polirt. Dann wird an die Arbeit selbst geschritten, deren es vier Arten gibt: die mit dem Grabstichel, die Aetzmanier, die getuschte Manier und die geschabte Manier. Bei dem ersten Verfahren wird mit dem Grabstichel das Bild in die Platte eingeschnitten. Man erwärmt die Letztere über Kohlenfeuer, überzieht sie mit weißem Wachse und schwärzt sie mit dem Rauch von Wachslichtern. Das Papier mit dem Bilde wird nun auf der linken Seite mit Rothstein bestrichen auf die Platte gelegt und mit einer Radirnadel übergangen. Nach den Linien dieses auf der Platte abgedrückten Bildes werden mit der Kaltnadel die Umrisse des Ganzen und der einzelnen Theile flach in

1. Atelier der Kupferstecher.

die Platte eingeschnitten, dann wird der abermals heißgemachte Wachsüberzug abgewischt und nun erst arbeitet der Kupferstecher aus freier Hand und durch Striche (schattirte Manier), indem er mit dem Grabstichel da, wo Schatten sein soll, feine Parallelstriche macht, die je nach der Tiefe des Schattens breiter werden. Durch diese Schattirungen werden auch die Farben angedeutet. Der bei dem Ausschneiden auf der Platte entstehende Draht (Bild 3.) muß mit dem Schabeisen weggenommen werden, das überhaupt die kleinen Fehler ausgleicht. Die Kupferstichmaschine, die in England erfunden wurde, macht parallele Striche aller Art schnell und sicher. — Bei der Punctirmanier macht man Umrisse und Schattirungen mittelst Puncten, die man aus freier Hand einsticht oder mit

Digitized by Google

Punzen und Hammer einschlägt. Diese Manier hat etwas Weiches gegenüber von der ersten. Beim Aetzen oder Radiren wird anfangs ganz wie bei den vorhergehenden Manieren verfahren. Ist die Zeichnung fertig, so wird ein Rand von Wachs um die Kupferplatte gemacht und verdünntes Scheidewasser darauf gegossen, welches bald alle Linien und Punkte, wo der Aetzgrund weggenommen ist, vertieft in die Platte frißt. Geätzte Platten haben et-



2. Grabstichel.

3 Verfahrungsweise mit dem Grabstichel.

was Unreines, deßhalb wird mit dem Grabstichel nachgeholfen; Fehler bessert man durch Auskratzen mit dem Schabeisen aus. Die getuschte, oder Aquatinta-Manier ist in England besonders beliebt. Ein aus Asphalt und durchsichtigem Harz bestehendes Pulver wird auf die Platte gesiebt und an dieselbe angeschmolzen, dann eine Mischung Terpentinfirniß und Elfenbeinschwarz mit einem feinen Pinsel auf die Lichtpunkte und die Stellen, welche weiß

4. Facsimile eines Kupferstiches mit dem Grabstichel.

bleiben sollen aufgetragen und die Platte mit Scheidewasser geätzt. Bei der geschabten Manier oder Schwarzkunst wird die polirte Platte zuerst auf der ganzen Oberfläche rauh gemacht, dann werden die lichteren Stellen des Bildes abgeschabt und die ganz lichten Stellen polirt; der rauhe Grund bildet die dunkelsten Schatten. Das Rauhmachen geschieht mit dem Gründungseisen, einem stählernen, keilförmigen Werkzeuge, das Schaben mit dem Schabeisen, dessen Klinge 1 Zoll breit, 2 Linien dick, spitzig und an der breiten Fläche geschliffen ist. — Die auf eine dieser Arten gefertigten Platten drucken die Kupferstecher häufig selbst ab, überlassen es aber gewöhnlich den unzünftigen Kupferdruckern.

Digitized by Google

Die Schelde.

(Fortsetzung.)

II.

Man bewundert die großen Anstrengungen, welche die Bewohner vulkanischer Gegenden gegen den Andrang des entfesselten unterirdischen Feuers und der glühenden Lavaströme machen, um ihre Habe und ihr Eigenthum wo möglich sicher zu stellen. Man spricht von dem Muthe der kühnen Südländer, welche ihre Hütten am Fuße des Aetna und Vesuv errichtet haben, obgleich sie keinen Augenblick sicher sind vor der Wuth des verborgenen gepreßten Elementes, das in einem Moment ihre Habe und sie selbst verschlingen kann. Kein geringer Muth gehört dazu, auf einem so unsicheren Grund und Boden vergnügt zu leben, Ehen zu schließen und in behaglicher Ruhe des Lebens zu pflegen, Gärten und Weinberge anzulegen, die jede Stunde ein Raub der gebrannten vulkanischen Kräfte werden können? In der That: verräth es denn weniger Muth, wenn die Seeländer unweit der Scheldemündungen ihre Existenz dem leicht beweglichen Meeresspiegel abtrotzen? Droben denn hier nicht die schrecklichen Elemente der Natur? Können die Insulaner auf ihrem dünenartigen Wohnsitze mit der Scholle, an der sie haften, nicht ein Raub der Meereswellen werden? Oder glaubt man denn, die beweglichen Seeländer haben sich zum Spaß auf diesen losen schwankenden Grund geflüchtet? In Seeland trotzen mehrere hunderttausend Menschen dem Meere: zeugt das nicht von Kühnheit? Und wie oft haben hier schon die entfesselten Kräfte der Natur die scheinbar unzerstörbaren menschlichen Schranken übermannt und weggespült! Wie oft hat sich schon der stürmische Meeresspiegel über die Eilande ergossen, Alles mit sich fortführend, was seinem wilden ungehemmten Laufe sich entgegenstemmte! Und oft sind die Fluthen ihre eigenen Wege gewandelt, unbekümmert um die Anstrengungen, mit welchen die Anwohner des Meeres eine Erdscholle gewonnen haben! Und doch sind die Menschen nicht müde geworden, so oft auch das Meer ihre kühnen Bauten zerstörte! Die zerstörende Kraft des Oceans ist viel großartiger als der Ausbruch eines Vulkans. Ein Feuerberg ruinirt nur seine nächste Umgebung; aber wenn die Fluthen des Oceans in das Marschland eindringen, so gehen manchmal ganze Länderstriche unter: ganze Inseln werden wie Schneeflocken weggespült, um nie wieder zu erscheinen, während durch Ablagerungen von Sand, Gerölle und Schlamm neue Landstrecken sich bilden unweit des Ortes der Zerstörung. Das zeigt uns das Gebiet der Schelde! Das Land, welches die Schelde durchströmt, ist ein Produkt des Meeres: es hat sich durch Ablagerung gebildet. Wohl mag das Meer gar oft über dieses Land in brausender Geschwindigkeit sich ergossen haben, Bäume, Sträuche, Menschen, Städte und Inseln mit sich wegführend, bis das Deltaland seine jetzige Festigkeit erlangte. Dünen an Dünen mögen sich im Laufe der Zeit um das kaum vom Meere verlassene Festland aufgethürmt haben, um die hohen Brandungen zu brechen und ihre zerstörende Gewalt zu mildern. Auf diesen Dünen ließen sich die Menschen nieder; sie schlugen ungeheure Pfähle in den sandigen unzusammenhängenden Grund und pflanzten allerlei Wurzelwerk auf demselben, um ihm mehr Festigkeit zu geben. Man benützte manchen gewonnenen Platz als Ausgangslinie für die Schiffe — und, was kein Mensch ahnte, aus dem Stapelplatz wurde eine Seestadt: auf dem nunmehr fest gewordenen Boden blühte eine Handelsstadt auf, von der aus die Cultur weitere Fortschritte machte. So bildete sich in der Gegend von Brügge in Folge einer allgewaltigen neptunischen Revolution ein tiefer mächtiger Canal, der mit der westlichen Schelde in Verbindung stand und der, als ein tief in das Land einschneidender Hafen, der Schifffahrt außerordentliche Vortheile darbietend, durch viele Jahre hindurch weit lebhafter befahren wurde als die Schelde selbst. Dieser Arm ist nun versandet und die schnellaufblühenden Städte Damme und Sluis sind von ihrem Glanze herabgesunken, obgleich sie, als dieser Wasserarm noch fahrbar war, mit Antwerpen wetteiferten. Das »verloren Eynde« ist noch ein Zeuge jener furchtbaren Katastrophe, welche einstmals dem ganzen Scheldebecken mit dem gewissen Untergang drohete.

Wer das Land betrachtet, das die Schelde zum größten Theile bewässert, der muß zu der unumstößlichen Ueberzeugung kommen, daß es durch eine Reaction des Oceans gegen die ausströmenden Flüsse entstanden ist. Reisende, welche das Innere von Brabant und von Vlandern besuchen, erblicken unzählige Hügelreihen und wellenartige Erhöhungen, die von dem Volke als die ehemaligen Grenzen des Meeres bezeichnet werden. Das „Seeland" ist über dieselben schon seit geraumer Zeit hinausgewachsen. Noch jetzt sind alle Inseln von Dünenreihen eingefaßt: so sind die Inseln Walchern, Schouwen und Nord-Beveland dem Meere zu von dichten Dünenreihen eingekantet; die Meeresarme zwischen dem Festlande und den Inseln werden durch die unaufgesetzten Versandungen, befördert durch die fortwährende Strömung des Meeres, kleiner und seichter — und wer steht dann dafür, daß diese Inseln nicht einmal mit dem Festlande sich verbinden werden? Sind nicht viele Fahrstraßen in der Nähe der Küste in Folge der Ablagerungen bereits so flach geworden, daß sie mit schweren Schiffen nicht mehr befahren werden können, ohne daß sich ein neuer Weg aufgethan hätte?

Den Insulanern auf dem Seeland liegt mit Recht sehr viel daran, die Dünenreihen gegen den Andrang des Elementes zu sichern. Aber manche Anstrengungen gehören dazu, um die aufgeworfenen Schutzwälle zu erhalten! Die merkwürdigsten Erdbauten sind unerläßlich nothwendig, um die Lücken auszufüllen, welche der Ocean in dem Sandwall eingräbt, der eine Insel umgibt. Man darf sich nicht wundern, es ist eine Thatsache: solche kühne Bauten am Meeresufer verschlingen Millionen auf Millionen, und wenn man glaubt, dem fluthenden Strome Einhalt gethan zu haben, so nimmt er in brausender Bewegung eine Richtung, die gefährlicher ist, als der ursprünglich ungehemmte Lauf des wilden Elementes. Nur durch ein fortwährendes Ringen mit der See können sich die Insulaner gegen den verwüstenden Einbruch der Meereswellen sicher stellen. Die ganze Länge der Dämme, welche an der Küste aufgeworfen sind, beträgt wohl an viele hundert Meilen, und diese Riesenbauten haben gewiß mehr Mühe gekostet und einen größeren Aufwand an Geld und Menschenleben erfordert, als all' die Prachtbauten, von welchen uns die alte Geschichte berichtet — den babylonischen Thurmbau nicht ausgeschlossen. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Bucklige von Grenoble.

Eine Soldatengeschichte

von

R. Michell.

I.

Unsere Geschichte beginnt kurz vor dem Ausbruch der großen französischen Revolution von 89. Die Frühmesse in der Minoritenkirche bei Grenoble war vorüber: ein junger Mensch von ungefähr vierzehn Jahren lehnte gedankenvoll an dem Monumente des Ritter Bayard; er hatte einen Kranz von Lorbeer und Eichenlaub gewunden und setzte ihn auf das Haupt der Statue, welche damals das Grab des berühmten Franken schmückte. Die Gesichtszüge des Knaben waren fein gebildet, und ihr Ausdruck zeugte von großer Intelligenz; aber damit hatte auch die Gunst der Natur ihr Ende erreicht; ihre Arbeit ging nicht weiter; er war eines von jenen Geschöpfen, welches die Männer bemitleiden, die Frauen selten lieben: mit einem Wort Gustav André war bucklig.

Nur ungern will sich der Mensch davon überzeugen lassen, daß eine große Seele und edle Eigenschaften in einem kleinen und verkrüppelten Körper wohnen sollen. Und doch wie viele Beispiele haben wir von dieser unbestrittenen Thatsache! André mochte für den gewöhnlichen Beobachter keine große Zukunft vor sich haben und doch lag unter dem rohen Aeußern ein großer Keim der Fruchtbarkeit; in dem armseligen Körper wohnte ein Geist von hohem Streben. Nur der Gelegenheit bedurfte es vielleicht, um den verachteten Buckligen zu befähigen, die Ehre eines Helden, eines Gesetzgebers, eines Weisen für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Rittergeschichten, welche André gelesen, und die Thaten Bayards, von denen seine Vaterstadt mit Stolz erzählte, weckten in seiner jungen Seele zuerst die Begeisterung für Kriegsruhm; und die wenigen Augenblicke, die er seinem schweren Berufe als Seidenweber abborgen konnte, verbrachte er mit der Lectüre von Kriegsannalen oder bei dem Grabe des Begeisterers seiner Träume in der Kirche der Minoriten.

„Er war in meinem Alter", flüsterte der junge Enthusiast, „als er dem Herzog von Savoyen folgte und beim Turniere mitkämpfte; drei Jahre, drei kurze Jahre älter als ich, und er focht in den dichten Kriegsschaaren und nahm bei Verona eine Standarte. Bin ich denn verdammt, hier zu arbeiten, fortzukriechen am Boden, in dem dunkeln graden Pfade meiner Väter? Nein! es gibt noch Schlachtfelder, auf denen man kämpfen kann, Lorbeeren, die zu erringen sind. Ich will nicht ohne Namen in das Grab steigen. Ich will kämpfen für Ruhm und Ehre, wenn ich auch im Kampfe untergehe!"

Seine Wange glühte, seine Augen blitzten vor Feuer, und mechanisch hatte sich seine Hand erhoben, als schwänge sie ein Schwert. Das Licht strömte schief durch das gemalte Kirchenfenster und sein Schatten fiel auf den Boden. Was sah er dort? Warum erschrack er so heftig? Die Umrisse seiner Gestalt fielen ihm ins Auge — es schien ein häßlicher Spott auf die Scene, die er sich ausgemalt; alle seine kühnen Hoffnungen versanken in ein Nichts; das Gift der Verzweiflung fiel auf sein Herz und die Unmöglichkeit, daß ein Bucklicher jemals Soldat werden könne, trat ihm in ihrer ganzen bittern Gewißheit entgegen. Er sank an der Seite des Monumentes nieder, geistig und körperlich gebrochen; seine dünnen langen Finger verbargen sein Gesicht und der arme Verspottete, der ehrgeizige Mißgestaltete weinte aus tiefster Seele.

(Schluß folgt.)

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Jeder Luxus verdirbt Sitten und Geschmack.

— Festgelage am frühen Morgen sind Ueppigkeiten, am Abend sind sie die Freuden des Tages.

— Zum täglichen Tischgenossen ist ein trefflicher Gesellschafter nichts nütze, er fördert weder sein noch unser Vergnügen, er ermüdet sich und andere.

— In der Mäßigkeit des Genusses liegt etwas Elegantes.

— Die Mäßigkeit, welche nicht von der Tugend stammt, verdient keine Achtung.

— Zu den Festgelagen genügt es, froh und liebenswürdig zu sein.

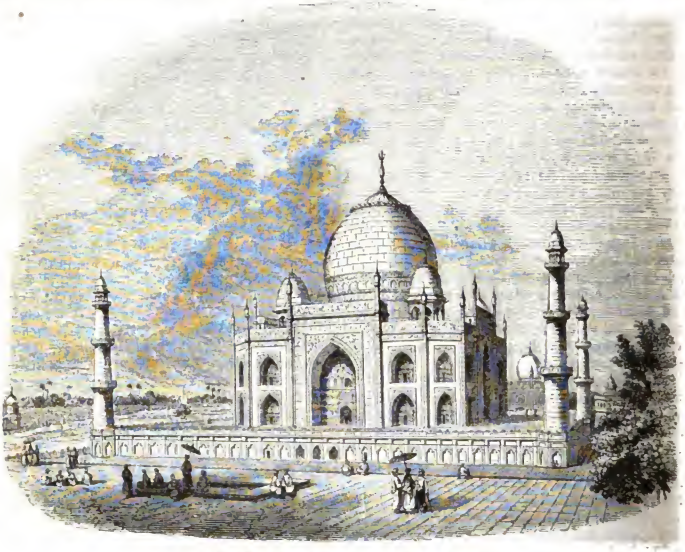
Taje-Mahal.

In Agra, einer Hauptstadt des herrlichen Hindostan, errichtete Schah Jehan dem Andenken einer geliebten Gattin eines der kostbarsten Grabmäler, das die Welt kennt, großartig durch die Schönheit seines Baus und tief ergreifend als der unerreichbare Ausdruck der reinsten und zärtlichsten Liebe. Montaz-Mahal, die Gemahlin Jehans, starb im Jahre 1040 der Hegira, also in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Das Grabdenkmal, in welchem beide Gatten ruhen, — das Taje-Mahal, steht einzig und unübertroffen da. Vollkommen erhalten bis auf den heutigen Tag, macht es den Eindruck eines Feenwerks, denn kein überirdisches Gebäude kommt ihm nahe.

Angemessen mohammedanischer Sitte betritt man das Taje durch einen großen Serai, Hallen von bedeckten Arcaden und anstoßenden Gemächern für Reisende; auch eine Moschee befindet sich unter diesen Vorwerken, Alles von rothem Sandstein, zierlich erbaut, aber nicht der Beschreibung werth. Vom Serai gelangt man in einen Hof, ebenfalls von Arcaden eingeschlossen und hier bemerkt man einige Zelte, von enthusiastischen Reisenden errichtet, die im ständlichen Anblick des Taje ihre Seligkeit fanden. Man nähert sich nun dem Haupteingang, einem hohen Thorweg, ähnlich dem von Secundra und mit köstlichen Mosaikverzierungen und arabischen Inschriften ausgelegt. Dieser Thorweg ist herrlich für sich allein und würdig des Gebäudes, auf das er vorbereitet. Am Ende einer Allee von Cypressen, welche ein langes schmales Bassin mit springendem Wasser einschließt, erhebt sich der mittlere Dom eines hohen leuchtenden Gebäudes von weißem Marmor; die Seiten sind leider versteckt durch den Garten und die dichtbelaubten Tamarinden und Mangos, aber dennoch ein herrlicher Anblick. Von hier aus schon zeigen sich die großen einfach edlen Umrisse, die Kuppel in orientalischem Geschmack, die große Fronte mit einer tiefen Nische, in der das gegitterte Thor in dieser Ferne sich nur zwerghaft ausnimmt; das ist der Mangel eines glänzend weißen Baus, daß er uns zu nah und darum verkleinert erscheint. Aber der Eindruck des Gartens mit seinem tief

Digitized by Google

grünen Laub, den Blumen, welche das Bassin umgeben, und im Hintergrund ein schneeweißer Palast, unter einem blauen Himmel — dieser Gesammteindruck ist der eines Feenschlosses, nicht einer irdischen Behausung. Angelangt an der Plattform, auf der das Gebäude sich erhebt, findet man eine in dem Grundwerk verborgene Treppe und erreicht bald das große 330 Fuß im Gevierte haltende Plateau, erhaben über dem Garten nur etwa 15 Fuß, und auf diesem zeigt sich denn das Taje in seiner reinen, einzigen Pracht, unverhüllt und durch nichts beeinträchtigt. Vier colossale Minars von etwas konischer Form und ebenfalls von schneeweißem polirtem Marmor stehen an den vier Ecken, in der Mitte das Hauptgebäude, alle vier Fronten völlig gleich und mit vier Nebenfronten, welche das Ganze zu einem Achteck machen, so jedoch daß die Letztern viel schmäler sind. Eine hohe Nische in der Mitte, das Thor mit gegittertem Marmorwerk umfassend, daneben auf jeder Seite zwei Nischen nebeneinander, bilden jede der Hauptfronten; die große etwas ausgeschweifte Kuppel mit dem Halbmond bildet die Spitze des Ganzen, vier kleinere Kuppeln befinden sich über jeder Ecke. Diese allgemeinen Grundzüge sind nur die geringste Schönheit des Gebäudes; die Arabesken und arabischen Inschriften in Mosaik, welche von der Grundmauer bis zur Spitze die ganze Oberfläche erfüllen,



Aeußere Ansicht des Grabmals von Momtaz-Mahal.

und je nach der Entfernung vom Auge oder der Größe der Fläche, die sie zieren, in Größe abweichen, sind das Bewunderungswürdigste. Noch Niemand ist in seinen Erwartungen von der Schönheit des hochgepriesenen, als die erste Zierde Indiens anerkannten Taje getäuscht worden.

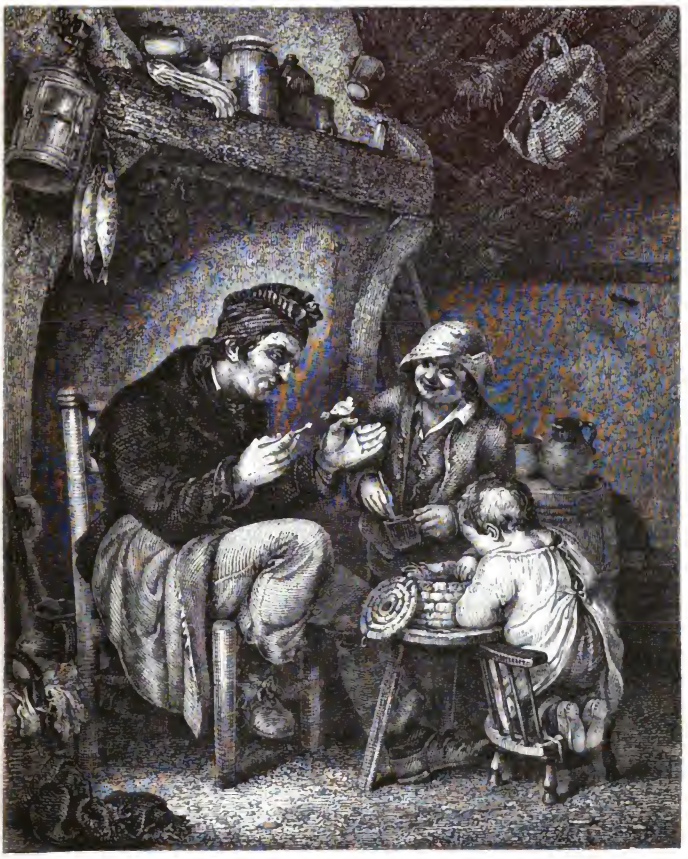
Nun betritt man das Innere des Baus: vorn ist ein Vorhof, ausgeziert mit köstlich eingelegten Marmorblumen und derselben Sorgfalt bis ins Einzelne vollendet, wie das Ganze; in der Mitte befindet sich die Kuppel des Grabmals, matt erleuchtet durch die Marmorgitter. Sobald das Auge sich an das Dunkel gewöhnt hat, zeigt sich dann der Dom von weißem Marmor in den edelsten Proportionen ausgeführt. Ein marmornes Gitterwerk von entzückender Leichtigkeit umgibt den Letztern; ringsum zieht sich eine Guirlande von Blumen: was am äußern Bau in Marmor eingelegt ist, besteht hier aus edeln Steinen, Jaspis, Agat, Carneol und Lapis Lazuli. In der Mitte der Vergitterung ist das Grabmahl der Fürstin, auf einer viereckigen breiten Unterlage ein länglich niedriger Bau. Blumen und Guirlanden von edeln Steinen eingelegt umziehen es, während arabische Inschriften selbst dem der Sprache Unkundigen ein neuer Zierrath erscheinen. Die zartesten Blumenformen, welche eine reine und reiche Phantasie schaffen kann, ausgeführt in Stein mit einer Leichtigkeit, die dem geschicktesten Maler Trotz bietet — alle Beschreibung hört da auf und die Schönheit des Werkes läßt die Bewunderung des Meisters vergessen. Das ganze Denkmal erhebt sich über alle düstern Anschauungen des Todes; es ist ein reines Denkmal der Ruhe und überirdischen Seligkeit. Alle Nebengebäude erscheinen gegenüber vom Taje unbedeutend.

Zwei Dinge außer Europa sind hoher Bewunderung werth, der Niagarafall und das Taje-Mahal, aber jener läßt das Herz kalt, während dieses den unauslöschlichen Eindruck eines verlorenen Paradieses in dem hinterläßt, der geringe Hoffnung hat, es noch einmal im Leben wieder zu erblicken.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Eine Waiſe.



Der Sturm brauſt über die Hütte des armen Fiſchers hin, daß die alten, morſchen Balken krachen; die ſchlecht gefügten Fenſter laſſen das Waſſer durchſickern; der Donner rollt in der Ferne und die Dunkelheit durchzucken helle Blitze. Die erſchrockenen Kinder drängen ſich weinend um die Mutter; aber ſie tröſtet ſie mit den Worten:

„Gott ſei Dank! der Vater iſt nicht auf dem Waſſer.“

Die Kinder ſchließen nach und nach, geblendet von dem Wechſel der Helle und Dunkelheit, die Augen und ſchlüpfen in ihr armſeliges Bettchen.

Am Morgen eilt die Schaar hinaus. Welch' gräßliche Verwüſtung! Das Dach der Hütte iſt ſchlimm zugerichtet. Unter den Trümmern, die der Wind zuſammengeweht, liegen Wollſtückchen und Flaumfedern: es iſt ein Neſt, das der Sturm vom Dache geſchleudert. Die Mutter flattert mit klagendem Geſchrei um das Bett der Jungen. Eine ganze flügge Geſellſchaft iſt von der Höhe geſchleudert worden.

Die Kinder betrachten neugierig und mitleidig die junge Schaar, von der eines bereits die Augen öffnet und

1851.

Digitized by Google

nach der Mutter ruft. Die Kinder jauchzen hell auf und suchen die Alte; die aber ist längst fort, um nicht mehr wiederzukehren, und hat ihnen die kleine Waise hinterlassen.

Die Mutter der Kinder hat dem kleinen Vögelchen ein Nestchen bereitet und der Vater selbst ein Näpfchen geholt, in dem er ihm Milch und Brot geben will. Schon nach drei Tagen hat es sich erholt: ein Jubel vereinigt die ganze Familie.

Der Vater fragt: „Nun wird euch der Sturm nicht mehr so schrecklich dünken?“

„Nein, er hat uns ja einen Hausfreund gebracht“, antwortet der älteste Knabe.

„Und weißt du, wozu er dir nützt?“

„Daß ich die Vögel aufziehen lerne“, erwiederte der Jüngere.

„Ja; aber er lehrt dich auch, gegen die kleine Thierwelt freundlich sein. Das Vögelchen wird dir durch seine Spiele und seinen heitern Gesang lohnen, während die Thierquälerei dein Herz verstockt machen müßte. Es ist mit dem Uebel, wie mit dem Sturm: man kann immer für Andere oder sich Nutzen daraus ziehen. Die Hauptsache ist, die Sachen zu nehmen, wie sie sind, und nicht so sehr an das zu denken, was der Sturm uns nimmt, sondern an das, was er uns läßt.“

Die Schelde.

(Schluß.)

III.

Da die Ufer der Schelde von Antwerpen an sehr an Breite gewinnen, so ist leicht einzusehen, daß Ebbe und Fluth, diese interessante merkwürdige Meeresbewegung, in dem Fluß Veränderungen hervorbringen müssen. Wenn die Zeit der Fluth eintritt, so schwellen die Wasser an. Die Wellen der Schelde dringen vorwärts und scheinen die Wasser des Oceans mit Gewalt zurücktreiben zu wollen. Man kann den Kampf des Süßwassers mit dem salzig bittern Meerwasser deutlich sehen. Kleine Wellen kräuseln sich auf dem Spiegel, der sich seewärts von Minute zu Minute erhöht, bis er mit Macht die schwächere Strömung des Flusses zurücktreibt. Nun füllen sich alle Becken mit Wasser an; die Seeschiffe, welche auf dem Grund im Hafen vor Anker lagen, erheben sich durch die Kraft des Elementes und stehen flott da, um durch die Ebbe nach dem Ocean gebracht zu werden. Eine Ueberschwemmung scheint dem Lande zu drohen; aber die Zeit der Ebbe ist gekommen: die Wasser drängen sich dem Ocean zu; die zahlreichen Buchten leeren sich und die Schiffe, welche die Zeit der entgegengesetzten Strömung erwartet hatten, eilen hinweg, schnellen Zuges die Furth der Schelde durchstreichend. Aus allen Ecken, Canälen, Gräben und Zweigadern des Landes treibt das Wasser heftig vorwärts: die Oster- und Westerscheld können die drängenden Wellen kaum schnell genug abführen; die besuchteten Ländereien treten wieder hervor mit dem bezauberndsten Grün: wo die Fluth den Grund bedeckte, erscheinen nun die schönsten Felder, Wiesen und Auen. Aber auch in dem Reich der Thiere regt es sich: die Raubvögel lassen sich schaarenweise wieder in den wasserlosen Becken sehen, um mit blutiger Gier über die Seefische herzufallen, die, den Abfluß des Wassers vergessend, auf dem Boden sich wälzen und vergebens nach Wasser schnappen. Schwärme von Möven und andern Seevögeln lassen sich auf den kahlen Sandhügeln nieder; sie finden ihren Tisch reichlich gedeckt: die zahllosen Krabben, die sich langsam im Schlamme bewegen, viele andere kleine Seethiere, die sich verspäteten, entgehen dem unvermeidlichen Tode nicht. Die Fischer machen es nicht besser! Sobald die Zeit der Ebbe eintritt, verlassen sie ihre ärmlichen Wohnungen und eilen an den Strom, mit Körben und Kübeln versehen, um dem Meer eine einträgliche Beute abzugewinnen: sie suchen Austern, sammeln Krabben, ergreifen die zappelnden Fische und werfen sie in das bereitgehaltene Gefäß. Die hübschen Muscheln, welche die strömende Fluth herbeigeführt hat, treten an's Tageslicht, und der Fischer darf sich nur nach ihnen bücken, um sie zu besitzen. Das arme Bettelvolk der Küste bewegt sich nach den Ufern; Jung und Alt ist auf den Beinen: Jeder will seinen Antheil an dem Reichthum haben, den das Meer zurückgelassen. Zerlumpte Kinder tragen Körbchen am Arme; sie wagen sich weit vorwärts — denn sie sind mit dem beweglichen Element vertraut: oft stehen sie tief im Wasser, um die flüchtigen Austern, Krabben und Muscheln geschickt herauszufischen. Andere, deren Ernte an einem wasserlosen Orte gereift ist, eilen an die Kais, schleichen an den Häfen herum, um die Seethiere aufzulesen, welche das Meer hingesäet. Welche Geheimnisse des Oceans werden durch die Ebbe enthüllt! Die armen Leute an der Küste sammeln emsig die Balken, welche das Meer an den Strand warf — den letzten Rest eines gestrandeten Schiffes. Und was die graufe dunkle Tiefe des Meeres verbirgt, erscheint in seiner wahren Gestalt: das Ufer des Meeres glänzt nach der Fluth in den buntesten und mannigfaltigsten Farben — die schönsten Lichtreflexe ergötzen das Auge.

Wenn die Zeit der Fluth wiederkehrt, so ziehen sich die Möven, Strandläufer und Schnepfen an's Ufer zurück und pflegen der Ruhe und der ungestörten Verdauung. Sie stecken den Schnabel in die Federn, und man kann keine unpoetischere Erscheinung beobachten als so einen langfüßigen Wasserstorch, wenn er auf den Wiesen hinter den Deichen sitzt und sein dolce far niente genießt. Niederländische Maler haben schon oft den Pinsel ergriffen, um die mannigfaltigen Erscheinungen der Meeresbewegungen künstlerisch darzustellen. Und wirklich liegt in dem ebenmäßigen Wechsel von Ebbe und Fluth, künstlerisch aufgefaßt, ein hoher Reichthum von Poesie und dichterischem Interesse. Der Künstler kann die lieblichsten Scenen erfassen, wenn er Sinn für Naturschönheiten besitzt.

Es ist auffallend, daß das Seeland so wenig bekannt ist und so selten von Reisenden besucht wird: ja es gehört nicht blos zu den am wenigsten gekannten europäischen Landestheilen, sondern selbst der Niederländer spricht mit einer Art von Verachtung von dem Inselland — etwa in der Art, wie die Engländer von Irland reden. Wenn sie aber gerecht sein wollten, so würden ihre Urtheile ganz anders lauten. Hat denn nicht das Seeland dem Vaterlande viele treffliche Männer gegeben? Ist Ruyter, Holland's Wohlthäter, nicht auf Seeland geboren? Sind die besten holländischen Seehelden und Admirale nicht die Söhne der verachteten und geschmähten „Zeuws?“ Cats, der Reformator der holländischen Poesie und Sprache, stammt er nicht aus dem Seeland? Und wer kennt nicht den berühmten Beukels, der Hollands Heringsfischerei eigentlich begründet? Allerdings sind diese Männer in Holland selbst

Digitized by Google

gebildet und erzogen worden; aber sie haben ihr Vaterland niemals verleugnet. Und kann der eigenthümliche Charakter eines Volkes und die geographische Lage des Landes, das es bewohnt, ein Grund sein, dasselbe zu verachten und gering zu schätzen? Und ist das Volk in Seeland auf seinen zerstreut liegenden Gehöften nicht glücklich?

Eine Bauernhochzeit in Rußland.

Nikolaus war der Sohn russischer Bauersleute in der Twer'schen Statthalterschaft. Seine Aeltern wünschten ihn verheirathet zu sehen und traten deßhalb mit den Verwandten einer älternlosen, aber bemittelten jungen Russin in Verbindung, um mit ihnen die Bedingungen zu verhandeln, unter welchen die Verwandten gestatten wollten, ihre Pflegetochter dem Nikolaus als Eheweib zu geben. — Katharina, so hieß die Russin, kannte den jungen Mann, welchem sie künftig angehören sollte, noch gar nicht, aber das störte die Aeltern und Verwandten keineswegs; sie wurden eins mit einander, die beiden jungen Leute zusammen zu geben und eilten auf den Edelhof, um den Grundherrn nach russischem Gebrauche erst noch um seine Einwilligung zu bitten. Die erbetene Einwilligung wurde sogleich gegeben, und nun erst erhielten die Verlobten von Allem, was geschehen war, Nachricht. Die jungen Leute waren zwar über ihre plötzliche Verlobung etwas überrascht, doch die Art derselben war ihnen gar nicht auffällig, da sie in Rußland nicht selten ist.

Nach Verlauf einiger Monate wurde die Hochzeit festgesetzt. Den Abend vorher begab sich Katharina, von allen Mädchen ihres Dorfes begleitet, auf den Edelhof. Sie hatte sich das Gesicht mit einem Tuche umhüllt und wurde so der Herrschaft vorgestellt. Nach verschiedenen nothwendigen Complimenten setzten sich alle Glieder des Brautzugs an einen Tisch des Vorzimmers, auf welchem zwei große Brote lagen; zugleich sendeten sie aber auch einige aus ihrem Kreise als Abgeordnete ab, um durch sie die Geschenke vom Bräutigam holen zu lassen, während sie selbst um den Tisch herum versammelt blieben und Gelegenheitslieder sangen.

Die Geschenke kamen an. Sie bestanden in ein Paar Schuhen und Strümpfen, einem kleinen Spiegel, mehrern Zuckerbroten und zwei Döschen mit weißer und rother Schminke, mit welcher sich die russischen Mädchen und Frauen häufig zu bemalen pflegen. Indem die üblichen Geschenke der Braut überreicht wurden, brach dieselbe in ein lautes Weinen aus, verbarg jedoch damit auch zugleich singend ihre Danksagung. Bei dem Weinen wurde Katharina von drei erschienenen Klageweibern gehörig unterstützt und endlich stelen alle Mädchen im Chore in die Wehklage ein. Später ertönten wieder andre Gesänge, bei welchen zugleich Brot geschnitten wurde, um dasselbe mit Pasteten, Wein und Branntwein der Braut anzubieten. Katharina durfte jedoch nach russischer Sitte von dem Dargebotenen nichts annehmen, sondern sie mußte verhüllt bleiben und ihr Weinen und Schluchzen fortsetzen.

Diese Ceremonien dauerten wohl drei Stunden. Katharina sandte Nikolaus eine seidene Halsbinde, ein wollenes Taschentuch, drei Handtücher und eine seidene Leibbinde. Nachdem der Bräutigam diese Geschenke in Empfang genommen hatte, wurde die Braut von ihren singenden Jugendfreundinnen in ernstem, langsamem Zuge wieder nach Hause begleitet.

Schon am nächsten Morgen brachte der Festzug, dem sich die Aeltern und Verwandten anschlossen, Katharina wieder nach dem Edelhofe, wo diese nun ihren Bräutigam zu erwarten hatte. Derselbe erschien mit den Abgeordneten. Er hatte beim Eintreten ein mit Bier gefülltes Glas in der Hand, legte eine kleine Silbermünze hinein und überreichte das Glas dann dem Pflegevater der Katharina. Dieser leerte das Bierglas bis zum Grunde, nahm die Silbermünze als den Kaufpreis für die Braut an sich und legte darauf die Hände der Verlobten in einander. Zuletzt trat Nikolaus' Mutter hervor. Sie ermahnte ihre künftige Schwiegertochter zum Gehorsam und zu einem treuen Leben, indem sie Katharina einen Pelz zum Geschenk machte.

Nach verschiedenen Begrüßungsförmlichkeiten nahm Nikolaus seine Verlobte bei der Hand, geleitete sie zu seinem mit drei Pferden bespannten einfachen Wagen und fuhr mit ihr in Begleitung des Brautführers davon. Der Brautführer kehrte bald wieder zurück, um im Auftrage des Bräutigams der Pflegemutter Katharinens eine Summe Geldes zu überreichen, welche die junge Frau sogleich nach der Trauung, russischem Gebrauche gemäß, bekommen mußte.

Die Trauungsfeierlichkeiten in der Kirche waren sehr einfach. Ihnen folgte ein Hochzeitsmahl, aus Fleisch, Sauerkohl und verschiedenem Kuchen bestehend, bei welchem es an Bier und Branntwein nicht fehlte. Die Hochzeit wurde, wie gewöhnlich, im Rausche beschlossen.

Robert Wolfram.

Blätter aus Natur und Leben.

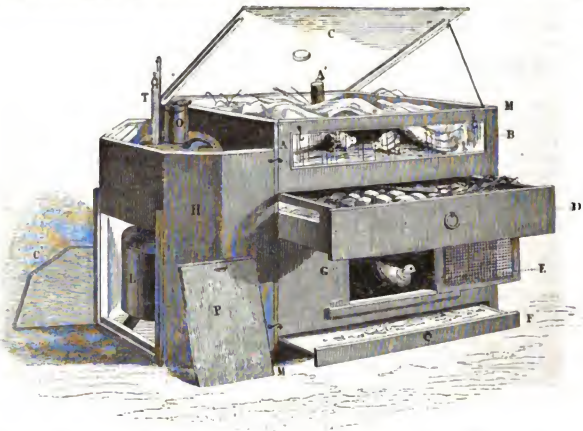
Schrecken eines Papagei. Der berühmte Seefahrer Bougainville hatte auf seinem Schiffe einen Papagei, der den Namen Kokoly führte und von allen Offizieren mit besonderer Sorgfalt behandelt wurde, auch eine Menge von Worten und ganze Phrasen repetirte. Er war seit zwei Jahren an Bord, als das Schiff Bougainville's mit einem feindlichen Schiff einen harten Kampf zu bestehen hatte. Nach dem Kampfe suchte man Kokoly, aber er war verschwunden, und man glaubte, eine Welle habe ihn mit fortgerissen. Endlich nach Verlauf von zwei Tagen sah man ihn aus einer Strickrolle hervorkommen, in der er sich versteckt. Man drängte sich um ihn und schmeichelte ihm mit Eßwaaren und Liebkosungen: er aber antwortete auf Alles mit einem Tone, der den Donner der Kanonen nachahmt, und scheint nichts mehr zu wissen, als Bum! Bum! — Man konnte nie ein andres Wort mehr von ihm hören und noch nach mehreren Jahren wiederholte er seine Kanonade, indem er mit den Flügeln dazu schlug.

Der Brutkasten.

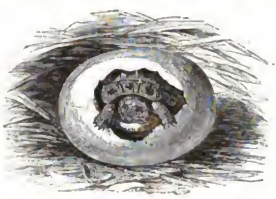
Der Brutkasten, dessen man sich im Jardin des Plantes in Paris mit großem Erfolg bedient, ist von Holz. Er besteht aus dem Hauptkasten (M M) und einem Anhang oder einer Trommel (H). Der Hauptkasten hat ungefähr anderthalb Fuß Höhe, eben so viel Breite, etwas geringere Tiefe, und ist in drei Abtheilungen getheilt: eine derselben (D), welche die Form einer Schublade hat,

Digitized by Google

nimmt die Eier auf, die man ausbrüten will; die andere (B), über der vorhergehenden, kann zum gleichen Zwecke dienen, doch setzt man gewöhnlich dort die Jungen sogleich nach deren Ausschlüpfen hin; sie hat einen Deckel, der sich dosenartig öffnet; die dritte Abtheilung (E) unten im Brutkasten dient in Form eines Käfigs zur Aufnahme der Jungen während der ersten vierzehn Tage. Ein Gitter, das auf- und zugeschoben werden kann, ist davor befestigt; F ist ein Schiebboden. Die Trommel ist durch Haken an den Hauptkasten befestigt und so hermetisch verschlossen, daß sie einen Körper mit dem ersteren bildet. Diese Trommel dient zur Aufnahme des Brutofens, der aus einem Cy-



linder (L) besteht, welchen man mit Wasser füllt, und einer Lampe, welche die Wärme erzeugt, und vor der sich (P) ein Schieber befindet. Neben dem Kamine (O) ist ein Thermometer, ein anderer liegt auf den Giern. Durch verschiedene Röhren strömt nun die durch Dämpfe erzeugte Wärme in die drei Abtheilungen des Kastens. Das bei A' und E endigende Kamin dient zur Schwächung der Hitze und zur Erneuerung der Luft. Nach zwanzig Tagen muß man die Eier gegen das Licht halten, um zu sehen, wo der Schnabel das Hühnchens liegt, und da das Ei ein wenig öffnen, wornach sich das Hühnchen selbst herausbilft. Die Ausbrütung gelang bisher mit Fasanen (25 Tage), Rebhuhn (24), Huhn (21), Ente (28), Pfau (28), Gans (30), Perlhuhn (25); ebenso ist sie mit vielen Schlangen und neuerdings mit maurischen Schildkröten gelungen, von denen wir eine doppelte Abbildung geben, die namentlich dadurch interessant ist, daß wir sehen, wie jene, unähnlich den Vögeln, nach der breiten Seite ausschlüpfen. Beide



Thiere sind in natürlicher Größe. Für die Wissenschaft ist die Erfindung von großem Werth, weil ein neuer Blick in die Werkstätte der Natur dadurch geöffnet worden.

Der Bucklige von Grenoble.

(Schluß.)

II.

In einem malerischen Winkel, den die Windungen des kleinen Flusses Isère bildeten, ungefähr eine Meile von Grenoble, gingen ein junger Mann und ein Mädchen langsam spazieren. In der Ferne sah man die langen und weißen Hügel, welche die große Carthause umgeben, wo die Natur ihre ernste Erhabenheit entfaltet. An dem Orte jedoch, wo die beiden Spaziergänger wandelten, trug alles ein freundlich lächelndes Gesicht; das Bild, das sich vor ihnen entfaltete, athmete die wohlthuende friedliche Ruhe eines Gemäldes von Claude Lorrain oder Pouſſin: die Sonne war warm; die Wasserlilien schwammen mit ihren weißen Blüthen auf dem Strome: und so still und klar war die

Digitized by Google

Sommerluft, daß der Gesang eines Schwarzkopfs aus einem weit entfernten Busche herübertönte und man die Biene ihren dünnen Stachel bewegen hörte, während sie zwischen Haidekraut und Rosen umherflog.

Das Mädchen war jung und hübsch; sie gehörte zu den untern Classen, aber sie war keine Bäurin. Prizzilla Mignon war in der Stadtluft aufgewachsen; ihre weißen Hände und zarte Haut zeugten davon. Denn die Schönheit der Bäurinnen erstirnt nur in dem Kopfe unserer Dorfgeschichtenpoeten.

Gustav André, an dessen Arm das junge Mädchen ging, war der Jugendfreund Prizzillens. Er hatte jetzt das zwanzigste Jahr erreicht; seine Gesichtszüge trugen ein festeres, männlicheres Gepräge; aber der fatale Mangel war geblieben. Was half es, daß sein Geschäft blühte? daß sein Geist weit über sein Alter und seine Lebensstellung ausgebildet war? Noch immer war er der unglücklichste Bemitleidete oder Verlachte: und dies Bewußtsein warf einen Schatten auf seinen Geist und verbitterte alle seine Tage.

Nur ein Wesen war ihm unbedingt ergeben. Prizzilla, die er von Kindheit auf gekannt, schätzte ihn — ja sie war stolz auf die geistigen Fähigkeiten, die ihm ein so großes Uebergewicht über die andern jungen Männer seines Standes gaben.

Die beiden Spaziergänger nahten einem kleinen Gebäude, einer verfallenen Ruine; es war einst ein Jagdschloß gewesen, das den Grafen von Bayard gehörte. Dieser Name verfolgte André noch immer in all' seine Träume und hielt in seiner Brust die Flamme kriegerischen Ehrgeizes wach. Sie setzten sich auf einen halb mit Epheu überdeckten Stein und zu ihren Füßen rauschte ein kleines Bächlein vorüber.

„Gustav", sagte Prizzilla, „Bruder Gustav, was macht dich so finster, wenn alles um uns her lächelt? Woran denkst du?"

„Bruder!" wiederholte der Buckligе mit Emphase und einer ungewöhnlichen Bitterkeit in seinem Tone: „hast du kein anderes Wort für mich? Willst du denn nicht mein Weib werden?"

Ein unwillkürlicher Schrecken über dieses unerwartete und plötzliche Geständniß ließ sie etwas von ihm wegrücken.

Sie zögerte aber nicht lange und sagte mit einem Blicke, den er nur zu gut verstand: „Ich kann nicht dein Weib werden; ich achte dich und bin dir treu ergeben; alles könnte ich für dich thun, nur deine Gattin kann ich niemals sein."

Seine stolze Natur erlaubte ihm nicht, sie zum zweiten Male zu bitten, er stand auf und trat einige Schritte zurück; ein schrecklicher Kampf ging in seinem Innern vor sich, aber sein starker Geist und sein edles Herz verschenchten jede Empfindlichkeit.

„Prizzilla, du hast Recht", sagte er in leisem Tone; ein Lächeln spielte um seine Lippen, während aus seinen Augen die tiefste Melancholie sprach: „Ich darf dein Gatte nicht werden, der Himmel hat mir solches Glück versagt: eitle Thorheit nur konnte mir mit dem Gedanken einen Augenblick schmeicheln. Bin ich nicht ein Mann des Spottes?"

„Nein, nein!" rief Prizzilla und drückte seine Hand an ihre Lippen. „Sprich nicht so, nicht um deiner Gestalt willen schlage ich dich aus."

Prizzilla schauerte bei dem Gelächter ihres Freundes: solche Töne hatte sie noch nie gehört. André aber, welcher sah, welch' schrecklichen Eindruck sein Gebahren auf sie machte, suchte sich zu beherrschen und redete sie in seinen süßesten Tönen an:

„Vergib mir, theure Freundin meiner Jugend: wenn auch meine Hoffnungen für immer vernichtet sind und meine lang gehegten Träume in ein Nichts sich aufgelöst, — ich table dich nicht, ich habe kein Wort des Vorwurfs; der reiche Juwel ist deßhalb nicht minder schön und kostbar, wenn ich ihn auch nicht mein nennen kann. Und jetzt sei alles vergessen, was ich gesagt — wir sind wieder die alten Freunde."

Prizzilla warf sich entzückt von seinem Edelmuth zu seinen Füßen. „Wir wollen Freunde bleiben und innigere Freunde, denn zuvor. Du wirst mir ein Bruder sein."

„Und ich will dich wieder Schwester nennen."

III.

Ein energischer und glühender Geist bleibt nicht lange unthätig. André konnte den Gegenstand seines Herzens nicht erhalten. Die Vernunft hatte mit seiner Verzweiflung gekämpft und triumphirt; und nun in der Ruhe, welche auf diesen Aufruhr gefolgt war, erwachte sein kriegerischer Geist zu neuem Leben. Unglücklicherweise war seine Neigung auf einen Gegenstand gerichtet, der, in Folge seiner eigenthümlichen physischen Beschaffenheit, unerreichbar schien. Seine Aeltern waren todt. Sein unruhiger Geist haßte die niedere Beschäftigung eines Seidenwebers: er hatte nicht die Werke der französischen Ingenieurs studirt, um seinen Fuß auf keine höhere Stufe, als die des Webstuhls zu setzen; er hatte nicht fünf Franken für die Stunde an den Fechtmeister von Grenoble bezahlt, nur um mit größerer Geschicklichkeit seinen braunen Laib zu versäbeln. Nein; trotz des schrecklichen Mißgeschicks, unter dem er litt, beschloß er Soldat zu werden.

Er konnte nicht hoffen, eine Offizierstelle in der republikanischen Armee zu erhalten; deßhalb wollte er in die Reihen eintreten. Aber auch hier erwartete ihn bittere Kränkung, denn der Rekrutirungsagent weigerte ihm die Aufnahme, da er nicht das Normalmaß hatte; und der Tambourmajor lachte, als er ihn sah, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen.

Es war im Jahre 1796. Bonaparte war gerade zum Oberkommandanten der Armee in Italien ernannt worden. Sein Name flog durch ganz Europa und war von diesem Augenblick die Richtschnur aller Augen, der Schrecken vieler Länder und der Ruhm von Einem. Die republikanische Armee hatte sich noch nicht in Bewegung gesetzt; sie bedeckte das Departement der Isère, und besetzte Savoyen mit den Umgegenden von Nizza, Oneille und Vado; Bonaparte war, ein zweiter Hannibal, im Begriff von den Alpen herabzusteigen und seinen Fuß auf den Nacken des „gebeugten, schönen Italien" zu setzen.

Wie brannte unser unglücklicher Held vor Begierde, in diesen glänzenden Reihen zu stehen. Es war eine Truppenmusterung in der Nähe seiner Vaterstadt und die Invasion schien jede Brust mit Enthusiasmus zu erfüllen. Tausende drängten herbei, Handelsleute, Arbeiter, Bauern, und wurden in den republikanischen Reihen aufgenommen; André allein wurde zurückgewiesen; er allein galt für unwürdig, für sein Vaterland zu kämpfen und den Ruhm desselben verbreiten zu helfen. In seiner Verzweiflung nahm er zu einem kühnen Ausweg Zuflucht; er wollte sich an den Oberkommandanten selbst wenden. Er verließ deßhalb seinen Webstuhl, seine Hütte, die theure Freundin, und eilte nach Nizza, dem damaligen Hauptquartiere Napoleons. Lange wanderte er durch die Straßen mit

Digitized by Google

seiner Bittschrift in der Tasche, bis sich eine Gelegenheit darbot und sein Brief den Weg in die Hände Napoleons fand.

Napoleon war zur Zeit unserer Geschichte ein magerer, blasser junger Mann von ungefähr siebenundzwanzig Jahren. Die Offiziere seiner Umgebung ahnten nicht, daß eines Tages der schwächliche Korsikaner Dynastieen und Throne umstürzen und Europa Gesetze dictiren würde. Er ging vor der Fronte seines Hotels auf und nieder, in ein ernstes Gespräch mit mehren Personen vertieft; sein Auge, das nirgendhin zu sehen schien, wanderte überall umher, und trotz seiner Beschäftigung sah er die kleine Gestalt André's an der Mauer hinschleichen. Der Bucklige trat langsam mit dem Briefe in der Hand näher; es lag etwas Verdächtiges in seiner Handlungsweise, wie in seiner Erscheinung und man war schon bereit, ihn zu ergreifen und fortzuschleppen.

„Nein, Berthier", sagte Napoleon, „frage ihn, was er will."

Der Lieblingsoffizier nahm das Dokument aus den Händen André's und übergab es seinem General.

„Lies es laut", sagte Bonaparte und faltete die Hände auf dem Rücken.

Berthier las wie folgt:

„General der italienischen Armee!

Mein erstes Wort ist: vergeben Sie meiner Kühnheit! mein zweites: hören Sie mich! Ich bin aus Grenoble gebürtig und möchte mich dem Kriegerstande widmen. Alle Bücher über militärische Tactik habe ich gelesen; Artillerie und die Führung des Schwertes waren von Jugend auf meine Studien. Während dreier Jahre habe ich vergeblich gesucht, in die Armee aufgenommen zu werden: ich kann keine Offiziersstelle erhalten und meine Statur ist der Grund, weßhalb man mich aus der Linie verweist; aber mein Auge ist fest, mein Arm ist stark und mehr als das, mein Herz ist voll Enthusiasmus, ohne welchen der Soldat nur ein Automat, — ein Lehmklumpen ist. Ich spreche nicht aus Prahlerei so, sondern nur zu meiner Selbstvertheidigung. General, erlauben Sie mir, Ihrer glorreichen Armee folgen zu dürfen. Kann ich nicht eine Fahne tragen, so geben Sie mir eine Muskete; soll ich nicht eine Muskete tragen, so kann ich eine Kanone laden und feuern. Gönnen Sie mir diese Gunst und so lange ich athme, sollen Sie über meine Dienste und meine Dankbarkeit gebieten.

Gustave André."

Berthier brach, als er schloß und flüchtig den mißgestalteten Briefschreiber ansah, in ein Gelächter aus; aber Napoleon blieb ernst, er urtheilte nicht nach dem Aeußern, sondern nach den Eigenschaften der Seele. Es konnten ja geheime Kräfte und unentfaltete Talente in dem Buckligen schlummern. Trotz seiner Mißgestalt mochte er ein besserer Soldat werden, als jene heitern und schönen Leute, die der Tricolore Frankreichs folgten.

„Bürger André, wie sollen wir wissen, daß, was Ihr sagt, Wahrheit ist? Welchen Beweis haben wir, daß Ihr irgend etwas vom Kriegswesen versteht oder auch nur ein Schwert zu führen wißt? Die letztere Fähigkeit könnten wir freilich sogleich auf die Probe stellen. Monsieur Janin!" wandte er sich an einen Adjutanten, „bringen Sie jene Degen herbei und stellen Sie Ihre Kunst der des kleinen Bürgers hier entgegen."

Die Generale lachten, denn sie kannten Napoleons Freude an Scherzen; der furchtbare Janin jedoch, der sich nicht wenig auf die Kunst seines Degens einbildete, war auf's Aeußerste entrüstet, zum Gegner dieses armseligen Bruchstücks eines Mannes gewählt worden zu sein. Er beschloß deßhalb, den kleinen Prahler durch Hiebe zu strafen, die er wenigstens einen Monat lang spüren sollte.

Der Degen des schlanken Mannes erhob sich über dem Haupte des Buckligen, als dieser zurücktretend sich in Position setzte. Seine feinen Gesichtszüge leuchteten hell auf, seine Augen blitzten, jede Muskel war in Thätigkeit und in der Energie, die er entfaltete, und der Gewandtheit seiner raschen Evolutionen schien seine Mißgestalt gänzlich zu verschwinden.

„Vivat!" rief Berthier, „Janin, hüten Sie Ihre Lorbeeren!"

Aber Janin war ein ebenso geschickter Fechter, als stolzer Mann und bedrängte den Bucligen nicht wenig; man sah, daß er alle seine Geschicklichkeit anwenden mußte und doch gewann der kleine Widerpart einen Vortheil um den andern über ihn. André hieb den großen Mann in die Seite und hieb ihn auf den Kopf. Glühend vor Zorn und Rache schwang Janin seinen Degen rechts und links, als wollte er seinen kleinen Gegner vernichten. Es half jedoch nichts: die Geschicklichkeit triumphirte und der schöne athletische Franzose wurde entwaffnet.

Napoleon wandte sich an seine Offiziere.

„Meine Herren, lassen Sie uns nicht mehr voreilig über die Fähigkeiten eines Menschen nach seinem Aeußern urtheilen. Wir haben hier ein neues Beispiel, wie Muth und Geschicklichkeit jeden natürlichen Fehler aufwiegen. Ich habe heute Morgen viel gelernt und glaube jetzt, daß der Enthusiasmus des Bürger André echt ist, ja daß die Natur ihn zu einem Soldaten bestimmt hat. Er ist in die Armee aufgenommen: er soll eine Fahne tragen, und seine Waffe das Schwert sein, das er so vortrefflich zu führen versteht."

IV.

Die republikanische Armee begann ihren Marsch und der Feldzug wurde im Norden von Italien eröffnet. In den ersten Scharmützeln mit den Oestreichern hatte André keine Gelegenheit sich auszuzeichnen; er blieb im Gegentheil die Zielscheibe des Witzes für die jungen Leute seines Ranges, während die älteren Offiziere nicht die geringste Notiz von ihm nahmen. Erst bei der berühmten Affaire auf der Brücke von Lodi verrichtete der Bucklige von Grenoble Thaten, die ein für allemal Spott und Hohn aus dem Felde schlugen.

„Wer war jener Junge, Berthier, den ich beim Beginne des Angriffs auf der Brücke eine Fahne tragen und mehrere Feinde dicht neben uns niederhauen sah?" fragte Bonaparte, als er nach der Affaire in seinem Zelte saß, und die Namen derer aufschrieb, die sich vorzüglich ausgezeichnet hatten.

„Ich weiß nicht, General, wenn Sie nicht den Buckligen meinen, der, wie Sie sich erinnern werden, in Nizza so tapfer mit Ihrem Adjutanten Janin focht; aber, wenn ich mich nicht täusche, so ist der kleine Bursche todt."

„Ja, ich erinnere mich! todt? — o, das schmerzt mich; er hatte das Herz eines Löwen; aber das Schicksal, Berthier, — wir müssen uns dem Schicksal beugen."

André war nicht todt. Nachdem er über die Brücke gedrungen, war er erschöpft von Anstrengung und Blutverlust auf einem Haufen niedergeworfener Feinde zusammengesunken: dort fand man ihn, die Fahne krampfhaft in der Hand haltend, die Mütze war ihm vom Kopf gefallen und sein Gesicht von Rauch geschwärzt; sie hoben ihn auf und untersuchten seine Wunden. Er lebte wieder auf und

Digitized by Google

kurze Zeit darauf zog er mit seiner Truppe als Lieutenant weiter.

Nach Egypten, dem alten Lande der Pharaonen und Pyramiden, sah man unsern jugendlichen Helden den Mann begleiten, der seit den Tagen des Kambyses die größten Siege auf diesem ehrwürdigen Boden erfochten. Später sah man den mißgestalteten Offizier wieder in Europa, auf den Alpen, über dem Schnee des St. Bernhard, fechtend, feuernd, und eine Begeisterung unter seiner Umgebung verbreitend, wie sie der große General der ganzen Armee einflößte. Er focht in Marengo; er nahm Theil an den Siegen von Austerlitz; in Jena wurde er vom Kaiser zum Oberst ernannt; die blutige Schlacht von Wagram, unter den Mauern von Wien, war seine letzte.

Der Muth der Feinde war erloschen, der Donner der Geschütze verstummte an der Donau und die Alliirten waren im vollen Rückzug begriffen.

„Was für einen Offizier tragen sie dort unten?" fragte Napoleon Einen aus seinem Stabe.

„Es ist der Oberst André, Majestät!" antwortete der Offizier.

„Wie? der kleine Löwe von Grenoble? Ich hoffe, er ist nicht schwer verwundet", sagte der Kaiser und eilte im Galopp dahin.

Unter lautem Vive l'Empereur! und dem hellen Zujauchzen der Soldaten hörte man die schwache Stimme André's und neues Feuer schien das Gesicht zu durchströmen, als er das Auge Napoleons auf sich ruhen sah.

„Lebe wohl, mein General und mein Kaiser!" murmelte der Verwundete und erhob seine schwachen Arme. „Lodi, die Schlacht bei den Pyramiden, Marengo, Austerlitz, Wagram, — ich war überall dabei! und jetzt sterbe ich, wo ich immer zu sterben wünschte — auf dem Schlachtfeld."

„Und in den Armen des Sieg's!" fügte Napoleon hinzu. „Ich danke Ihnen, André; Frankreich dankt Ihnen für die Dienste, die Sie seiner Sache geleistet. Wenn Sie sterben, wird Ruhm Ihr Andenken bekränzen; wenn Sie leben bleiben, sind Sie Brigadegeneral!"

Und der Kaiser eilte, von seinem Stabe begleitet, nach einem andern Theile des Schlachtfeldes.

V.

Wenige Wochen nach der Schlacht von Wagram saß ein junges Mädchen im vierten Stock eines schmalen Häuschens von Grenoble und studirte emsig in einem Zeitungsblatte. Die Zeitung war beschmutzt und alt, sonst würde sie wohl nicht in der Hand des armen Mädchens sich befunden haben, für die ein Frank schon ein beträchtliches Geldstück war. Der Anzug des Mädchens war reinlich und hübsch: das Zimmer dürftig, aber sauber. Ein Tisch, zwei Stühle, eine alte Kommode, ein Blumenständer am Fenster und ein Agnus Dei von Porzellan auf dem Kaminmantel bildeten das ganze Hausgeräthe.

Nur mit Mühe erkannte man in dem blassen, obwohl noch schönen Gesichte die arme Prizzilla Mignon. Familienunglück hatte sie in diesen Zustand der Armuth gebracht. Sie war unverheirathet und lebte von dem Gelde, das sie sich durch Sticken von Beuteln erwarb, die sie in den Straßen an Vorübergehende verkaufte.

„Welch' eine lange Liste von Gefallenen", sagte sie, indem sie die Zeitung durchflog, „lauter Offiziere. Vielleicht erwähnt sie der Gemeinen nicht. Doch halt, was ist das für ein Name? Oberst André, vom Kaiser auf dem Schlachtfelde zum General ernannt, schwer verwundet. . . . Wie thöricht bin ich, wie konnte ich nur einen Augenblick glauben, der arme Gustav, mein lieber Bruder, sollte dieser Oberst oder General sein?"

Das Papier fiel der armen Börsenstickerin aus der Hand, und ihre Augen leuchteten auf, während sie fortfuhr:

„Mein Herz pocht laut, wenn er es doch wäre? Mein Freund noch am Leben und ein berühmter Offizier! Nein, ich darf nicht daran denken. Die Börsen sind fertig, ich muß in die Stadt und sie zu verkaufen suchen."

Mit der Leichtigkeit, die ihre Nation charakterisirt, trocknete sie ihre Thränen, nahm ihre Börsen zusammen, das Produkt so vieler schweren Stunden, und verließ das Haus.

Sie war, ehe sie es wußte, bei dem Verkauf in die Nähe einer Kirche gekommen, wo André einst als Knabe ihr mit besonderer Begeisterung das Grab eines großen Helden der Vorzeit gezeigt. Die Messe war vorüber und die wenigen Andächtigen hatten die Kirche verlassen; aber vor der Kirche führte ein Diener in reicher Livrée ein Pferd auf und ab, woraus das arme Mädchen schloß, daß sein Herr wohl noch drinnen verweile. Prizzilla trat von Neugierde getrieben ein, und ihre Aufmerksamkeit richtete sich alsbald auf eine Gestalt in der Nähe der Kanzel; der Fremde war in Uniform, mit goldenen Epauletten, und Orden auf der Brust. Er stand bewegungslos vor dem Grabe Bayards, die Augen auf das Bild des Helden geheftet. Er hatte eine untersetzte Statur und besaß trotz seiner Mißgestalt etwas Gebietendes und Hohes; sein Haar war schwarz und seine bronzefarbenen Gesichtszüge hatten den edelsten Ausdruck.

Ein banger Schauer durchfuhr das arme Mädchen, das an einem Pfeiler lehnte und unverwandt nach dem Fremden sah.

„Nein, ich träume, er kann es nicht sein!" flüsterte sie, „aber die Aehnlichkeit! Wer ist jener Mann dort?" fragte sie endlich den Sacristan. „Sagt mir's, ich bitte Euch!"

„Was geht das Euch an? Stört den General nicht! Es wäre besser, ihr ginget."

„Ein General?" rief Prizzilla.

„Ja freilich", sagte der Sacristan, über das Interesse des Mädchens erstaunt: „er kam erst gestern hier an; Grenoble ist sein Geburtsort und André sein Name."

Prizzilla, die bis jetzt noch immer gezweifelt, war nun überzeugt, daß sie sich nicht getäuscht. Sie konnte nicht sprechen, sie konnte keinen Schritt ihm entgegen thun, so sehr hatte diese plötzliche Gewißheit all' ihre Kräfte gefesselt. Sie war einer Ohnmacht nahe und sank auf eine Bank im Chore. Der Sacristan unterstützte sie, bis sie endlich wieder zu sich kam. Mit Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, eilte sie fort, um mit ihrer unaussprechlichen Freude in der Stille des einsamen Zimmers allein zu sein.

General André, der Gegenstand all' dieser Aufregung, war seit kurzer Zeit in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Er hatte sich beinahe ganz von seinen Wunden erholt, und seine Landsleute bereiteten dem Helden von Jena und Wagram eine glänzende Aufnahme. Man gab ihm zu Ehren ein großes Diner, und als er zum ersten Male im Theater erschien, erhob sich Parterre und Gallerie und begrüßte ihn mit begeistertem Beifall.

Hatte er unter diesem Jubel die treue Freundin seiner Jugend vergessen? Prizzilla glaubte es. Sie saß,

Digitized by Google

wie gewöhnlich, an ihrer Stickarbeit: nie war ihr das armseelige Zimmer so düster und traurig erschienen, als heute: selbst das einsame Geranium am Fenster schien in dem kleinen rothen Topfe zu trauern und die Köpfchen hängen zu lassen. Thränen um Thränen rannen ihr in den Schooß.

Plötzlich hörte man Tritte auf dem Gange und eine alte Frau erschien.

„Es ist ein Herr da, es scheint ein Offizier, der Sie zu sprechen wünscht. Was kann so ein vornehmer Herr von Euch, dem armen Mädchen, wollen?"

Im selben Augenblick rollte ein Stück Geld in die Hand der Frau, und sie zog sich zurück.

„Dem Himmel sei gedankt. Endlich finde ich Dich!"

Priszilla war ein zu natürliches einfaches Mädchen, um nicht ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, und flog dem ehemaligen Freunde mit lautem Jubel an den Hals.

„Du hast mich also nicht vergessen, nein, nein", rief sie, „und doch habe ich Dich einst so tief gekränkt."

„Wie konnte ich Dich, Du treue Freundin meiner Jugend, vergessen? Aber seit einer Woche bin ich in Grenoble und Du kommst nicht zu mir", sagte der General in vorwurfsvollem Tone.

„Wie konnte ich das in meinen Umständen? Wie konnte die arme Börsenverkäuferin einen General besuchen? Die kühnen Hoffnungen Deiner Jugend haben sich realisirt, ich freue mich darüber, und doch beklage ich es. Die Kluft, die zwischen uns entstanden, ist unausfüllbar. Der kleine Zeisig darf dem Adler nicht in seinem Fluge folgen: der erste muß in seinem Gebüsche nisten bleiben, der andere seine kühnen Schwingen immer höher breiten — und allein!"

„Wenn es mir auch nicht vergönnt ist, Dich nach jenem Gespräch am Ufer der Isère die Meine zu nennen, so gestatte wenigstens, daß ich Dein Loos verbessere, das schon zu lange Dich in eine Deines Herzens und Geistes unwürdige Stellnng gerückt."

Priszilla wandte sich verschämt von ihm weg. Er hatte eine Thräne in ihrem Auge gesehen. Endlich rief sie:

„Vergib mir. Ich habe zwölf Jahre schwerer Selbstanklage verbracht: ich habe mein Vergehen gesühnt."

„Sollest Du Dich eines Andern besonnen haben? Dürfte ich die Frage wiederholen: willst Du mein Weib werden?"

„Damals war ich Deiner unwürdig: heute bin ich es doppelt."

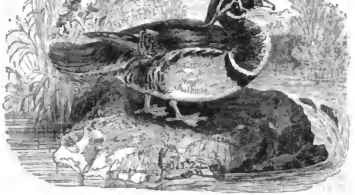
„Zerstöre nicht noch einmal meine Hoffnungen: sie würden dem Ruhme, der meinen Namen schmückt, seinen Glanz nehmen."

„So laß mich Dein Weib sein, um Dir zu sagen, wie ich bereut."

Und Napoleons großer General kündigte nach wenig Tagen der erstaunten Vaterstadt seine Verlobung mit der armen Börsenstickerin an. Aus dem Volke hervorgegangen, trat er auf der Höhe seines Ruhms wieder in die alten lieben Kreise ein, die ihm die süßen Bilder der Jugend in's Gedächtniß zurückriefen.

Die Prautente.

Dieser schöne Vogel mit dem höckerigen Schnabel, dem großen Federbusch, dem schwarz-grünen Kopf, der braunen, weiß gefleckten Brust, den schwarz gewellten Seiten, dessen Vaterland Mexiko und Nordamerika ist, schwimmt nicht selten auch auf den Seen unserer englischen Parks. Die Brautente führt mehrere Namen — namentlich den von ihrer Art zu nisten hergeleiteten — Baumente. Sie baut ihr Nest auf Bäumen, tief in das Holz versteckt. So erzählt der amerikanische Naturforscher Wilson: „Ich besuchte eines Tages einen Baum, der das Nest einer Brautente enthielt. Die alte Eiche war vom Sturm ihrer Krone beraubt und stand an den Ufern des Tucka-Hoe. Der abgebrochene Wipfel war hohl, und in einer Tiefe von



Die Brautente (Anas sponsa).

ungefähr sechs Fuß befanden sich dreizehn Eier, sorgfältig mit Flaumfedern bedeckt, die wahrscheinlich der Brust der Alten ausgefallen waren. Das Pärchen hauste schon seit vier Jahren an dem Orte. Eine in der Nähe wohnende Frau hatte im letzten Frühjahre die Alten eines von den Jungen nach dem andern am Flügel oder am Schnabel sassen und am Fuße des Baumes niedersetzen sehen, von wo sie dieselben nach dem Wasser führten. Selbst als man eine Werkstätte unter dem Baume errichtete, waren sie nicht zu vertreiben. Das Männchen saß gewöhnlich auf einem Aste, während das Weibchen brütete. Am Fuße derselben Eiche hatte eine gewöhnliche Gans ihre Eier gelegt."

Der schöne Busch auf dem Kopfe, der ihm in den Nacken fällt, und den der Schwede Linné mit dem Kopfputze der Bräute seines Landes vergleicht, hat dem schönen Fußhäuter den Namen Brautente verliehen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Filiale von Lauffen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Lebensalter.

III. Die reifen Jahre.

Die Jahre der Hoffnungen und Erwartungen ſind längſt vorüber; der Mann hat ſich in Waffen gehüllt und iſt in den Kampf gezogen, hat die Bitterkeit der Niederlage und die Freude des Sieges erlebt; ſeine Stirne, die einſt ſo klar und leuchtend war, wie ein freundlicher Himmel, hat ſich umwölkt. Der rauhe Sturm der Wirklichkeit hat manche Blüthen des Lebens verweht, und unſer Fuß tritt auf das gelbe Laub getäuſchter Hoffnungen.

1854.

Digitized by Google

Vergeblich hält der Mann bisweilen seinen flüchtigen Renner im Laufe auf und sucht Kühlung im Schatten: der Ritt ist begonnen, wir müssen ihn fortsetzen.

Lebensalter der schwersten Verantwortlichkeit! Wie viel Prüfungen, aber auch wie viel Ermuthigungen umschließest du! Wenn der Streiter, von Wunden bedeckt, ermüdet und bange heimkehrt und aus der Ferne auf der Höhe des Berges das Schloß gewahrt, das seine Familie birgt, so strömt mildernder Balsam in sein Herz. Einst war er ein einsamer Wanderer, auf den Niemand harrte, jetzt schauen die sehnsüchtigsten Blicke auf den Weg hinaus, den er kommen muß, und die Herzen der Seinen fliegen ihm entgegen.

Das Haupt der Familie hält in seiner Hand die Sicherheit und das Glück geliebter Wesen, die seine Wohlthaten mit Zärtlichkeit lohnen; er ist ihre sichtbare Vorsehung geworden; nach Gott sehen sie in Freud und Leid zu ihm auf und rufen nach ihm in Gefahren.

Was zieht uns zu dem Bilde hin, das der Griffel des Künstlers vor uns entworfen? Trennt den Krieger von seiner Umgebung, so wird er nur an die rohe Kraft gemahnen; aber nehmt ihm den Helm und das Schwert, um sie in die Hände eines Knaben zu legen, stützt die beiden eisernen Hände auf die Schultern der Frau und des kleinen Mädchens und ihr habt das reife Alter in seiner würdigsten Gestalt, das heißt, die Schwachen mit seiner Kraft stützend, mit seiner Liebe erfreuend.

Was eine Mutter leiden kann.

Eine amerikanische Geschichte.

Es war im Frühjahr von 1840, als ein Pflanzer in Missouri, einem der Vereinigten Staaten von Amerika, auf der Jagd eine Bleimine entdeckte, die er für sehr reich hielt. Sie lag ungefähr 50 englische Meilen von seiner eigenen Wohnung und beinahe vierzig von jeder anderen entfernt. Da sich der Missourier von der Ausbeutung dieser Mine großen Gewinn versprach, so beschloß er, mit seiner Frau und zwei Kindern dahin zu ziehen und die Landstrecke in Besitz zu nehmen. Zu den Seinen zurückgekehrt, holte er seine beiden Pferde aus dem Stall, bepackte das Eine mit den nöthigen Geräthschaften, setzte seine Familie auf das Andere, warf die Büchse auf die Schulter und machte sich auf den Weg. Nach einer langen Tagereise wurden die Pflanzer von einem schweren Gewitter überfallen: ein heftiger Platzregen strömte unter fürchterlichem Donnern und Blitzen nieder. Das jüngste Kind, ein Säugling von drei Viertel Jahren, konnte es unmöglich in einem solchen Wetter aushalten, während es auch für die Uebrigen kaum zu ertragen war. Der Mann schätzte sich deßhalb glücklich, als er für die Seinen in einem verlassenen Blockhause, das er früher einmal in diesen Gegenden bemerkt, ein Unterkommen fand. Man richtete sich für die Nacht ein, so gut man konnte. Der Mann riß ein trockenes Brett von der Wand und machte Feuer an, bei welchem er die Aeste, die er von draußen brachte, trocknete, um damit die Glut so lange als möglich zu unterhalten. Die Frau machte in einer Ecke ein Nachtlager zurecht und bereitete an dem Feuer eine kleine Abendmahlzeit. Das Blockhaus war wie all' diese ersten Wohnungen in den Hinterwäldern von Nord-Amerika noch sehr roh gezimmert. Die Bretter, die das Dach deckten, wurden durch starke Sparren und Stützen getragen und schützten wenigstens vor dem Regen, so daß der Boden im Blockhause ziemlich trocken blieb. Das Letztere war aus schweren Dielen zusammengesetzt, die früher zu einem Schiffe gehört hatten und worin große, eingebohrte Löcher unausgefüllt geblieben. Der eingestürzte Schornsteln gab dem Ganzen das Ansehen einer elenden Ruine, und der Rauch, der sich nun durch das Blockhaus verbreitete und lange herumwirbelte, ehe er einen Ausweg fand, machte den Anblick noch düsterer; doch trug er wenigstens das Seine dazu bei, die zahllosen Muskitos abzuwehren, die aus dem nahen Morast in unzähligen Schwärmen aufstiegen.

Todmüde von der Tagreise, war die Familie bald in Schlaf gesunken und dieser mochte einige Stunden gedauert haben, als der Säugling wach wurde und zu schreien begann. Nachdem die Mutter vergeblich das Kind zu stillen gesucht, sagte sie endlich zu ihrem Manne: „Es wäre mir lieb, wenn du noch einen Becher Wasser holtest: das Kind ist durstig und auch mir klebt von dem Rauch die Zunge an dem Gaumen." — „Ich werde sogleich welches holen", antwortete der Mann, „aber erst will ich das Feuer ein wenig anblasen und ein paar Holzspäne anstecken, um nicht im Dunkeln den Weg zur Quelle zu verfehlen." Mit diesen Worten stand er auf und tastete nach dem Herd. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, so schrie er laut auf und sprang nach der entgegengesetzten Ecke des Gebäudes.

„Um Gottes Willen!" rief die Frau: „was überkommt dich?" — „Nichts", seufzte der Mann, indem er mit großer Anstrengung Athem holte: „nichts, ich trat nur auf irgend etwas." — „Dann will ich aufstehen und Feuer machen", versetzte die Frau und richtete sich von ihrem Lager auf; aber im selben Augenblick rief der Missourier mit gewaltiger Stimme, daß seine Frau tief erbebte: „Halt, bewege dich nicht. Um Gottes Willen keinen Schritt vom Platze, wo du liegst, keinen Tritt, keine Bewegung, ehe Licht angemacht ist." — „Was fehlt dir denn, William? Sprich, was ist an dich gekommen?" beschwor ihn die Frau; und die Angst erstickte beinahe ihre Stimme. „Es sind Schlangen im Zimmer", rief William plötzlich, „und ich bin auf eine getreten." „Schlangen? und du bist gebissen?" fragte sie wieder, während ein Schauer ihr durch die Glieder fuhr. „Ich glaube es nicht!" war die Antwort: „eine ist auf mich zugeschnellt, aber sie hat mich gewiß verfehlt; bleibe nur ruhig liegen und halte auch die Kinder still."

„O mein Gott!" jammerte die Frau einen Augenblick später, „würde es nur Tag, ich sterbe vor Angst!" — „Aber ins Himmels Namen, bewegt euch doch nicht, bleibe wo du bist!" — „Ich werde ruhig mit den Kindern liegen bleiben; daß dir nur kein Unglück begegnet!" — „Ja, ja!" antwortete der Mann, „ich werde mich wohl in Acht nehmen; sorge nur für die Kinder!"

Alles war nun wieder todtenstill. Noch geraume Zeit blieb die Frau wach und lauschte in Todesangst auf das leiseste Geknister in dem Gemache, zuletzt hörte sie nichts mehr; auch das Kind war endlich von selbst wieder still geworden und mit bleiernem Gewichte deckte die Müdigkeit noch einmal ihre Augenlider. Aber es war kein erquickender Schlaf, der auf sie niedersank; bange Träume quälten sie und mit einem Angstgeschrei sprang sie auf, als bereits die Sonne am Himmel stand. Ihre Strahlen drangen hell durch die vielen Ritzen und Löcher in Wand und Decke; die Kinder schliefen noch sorglos; auch William lag am andern Ende des Zimmers und bewegte sich nicht.

Digitized by Google

Von den schrecklichen Thieren war keines zu sehen: der anbrechende Morgen hatte sie längst verjagt. Noch immer voll Angst und Schrecken stand die Frau auf und trat zu William hin, um ihn zu wecken. Sie schüttelte ihn am Arm, rief ihn bei seinem Namen: — er blieb stumm und unbeweglich! — Sie kehrte ihn ein wenig um und sah ihm ins Gesicht — ein herzzerreißender Schrei entfuhr ihrem Munde; denn mit weitgeöffneten, verglasten Augen und geschwollenen Gliedern lag ihr Mann da, eine verunstaltete, kaum erkennbare Leiche. Ein Strom von Thränen floß aus den Augen der unglücklichen Frau; vergeblich suchte sie den Todten wieder zu beleben und seine starren Glieder zu beseelen. Nach diesem verzweifelten Versuch rang sie die Hände und warf sich auf die Erde; Schmerz und Reue nahmen ihr den Athem. Aber die Kinder begannen zu weinen, riefen nach ihrer Mutter und das Aelteste, ein Mädchen von vier Jahren, stürzte ihr weinend um den Hals. Da erwachte sie aus ihrem stumpfen Brüten; sie mußte handeln, denn sie war die einzige Beschützerin ihrer unschuldigen Kinder: dies Gefühl verlieh der Mutter einen ungekannten Muth.

Während sie all' ihre Kräfte sammelte, sprach sie freundlich mit den Kindern, besorgte ihnen ein Frühstück und schickte sich an, die Leiche ihres Mannes zur Erde zu bestatten. Sie nahm einen Spaten von den mitgebrachten Werkzeugen und grub, in ihr schreckliches Schicksal ergeben, in der Nähe der klaren Quelle im dichten Walde ein Grab für den geliebten Gatten. Dann kehrte sie in das Blockhaus zurück, zog den schweren Leichnam heraus und ließ ihn in die Grube sinken. Zu beiden Seiten der Leiche steckte sie einige Stücke Holz in die Erde und wählte ein breiteres Brett, um jene darauf zu legen. Als sie dies gethan, faltete sie die Hände zu einem stillen Gebet und wollte nun das Grab ausfüllen, als ihr das Mädchen in die Arme fiel und bittend rief: „Ach liebe Mutter! keine Erde auf den armen Vater werfen!“ Der Spaten sank ihr aus der Hand; unter lautem Weinen zog sie ihr Kind an sich und noch einmal fühlte sie das ganze Gewicht ihres Schmerzes. Aber der bittere Kelch mußte ganz geleert werden. Sie führte deßhalb das Mädchen an einen andern Ort, füllte dann das Grab aus und häufte Steine und Rasen zu einem kleinen Grabhügel auf.

Aber was nun beginnen? In dem Blockhause konnte sie nicht bleiben, hätte auch der Vorrath von Lebensmitteln noch für einige Tage zugereicht. Der Anblick des Platzes erfüllte sie mit unüberwindlichem Schauer, und sie beeilte sich, ihre Anstalten zu treffen, um ihn so bald als möglich zu verlassen. Alles, was sie nicht höchst nöthig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und schloß die Thüre so gut als möglich; dann packte sie das Uebrige, und vor Allem Lebensmittel für einige Tage zusammen, holte eines der in der Nähe grasenden Pferde herbei, legte, was sie mitnehmen wollte, mit dem Sattel auf das willige Thier und waffnete sich mit der Büchse, der Kugeltasche und dem Messer ihres Mannes. Nachdem sie Alles zur Abreise bereit gemacht, hob sie die Kinder auf das Pferd, band sie darauf fest und führte sie zu einem Baumstrunk, um selbst in den Sattel zu steigen. Nun aber bot sich eine neue Schwierigkeit: sie kannte den Rückweg nicht! Ohne lange zu zögern, beschloß sie, das Pferd selbst zum Wegweiser zu nehmen, da sie hoffte, es werde durch seinen eignen Instinkt ihre Wohnung wiederfinden. Aber die Hoffnung betrog sie: das Thier schien gar nicht geneigt, die fette Weide zu verlassen, begann zu grasen, sobald es den Zügel nicht mehr fühlte, und gab auf ihre freundliche Aufforderung so wenig als auf ihre Drohungen. Die junge, hülflose Frau sah sich somit auch hierin ganz sich selbst überlassen, und da sie von ihrem Mann gehört hatte, daß er in nordwestlicher Richtung fortgezogen, wandte sie das Pferd nach Südosten. Das zweite Pferd folgte instinctmäßig dem ersten.

Die Reise konnte aber nur langsam vor sich gehen, da sowohl die Sorge für ihre Kinder, als die lange und schwere Büchse sie zu der größten Vorsicht nöthigten, wenn sie nicht durch die vorstehenden Zweige der wild durcheinander gewachsenen Bäume von dem Pferde geworfen werden oder ihre Kinder verletzen wollte. Als gegen Mittag der klare Himmel sich umwölkte, verlor sie auch noch ihren letzten Wegweiser, die Sonne; denn die Kunst der Waldbewohner, die den Himmelsstrich aus der Rinde der Bäume zu erkennen verstehen, kannte sie nicht. Unverzagt verfolgte sie jedoch ihren Weg, der sie gegen Abend an einen kleinen Hügel brachte, aus welchem eine Quelle entsprang. Diesen Ort wählte sie zu ihrem Nachtlager; aber das Geheul der Wölfe und die schrillen, lang hingezogenen Töne der Eulen erschreckten die Kinder. Die Mutter suchte sie zu stillen, obschon ihr eignes Herz vor Angst klopfte. Und als nun die Kinder endlich schliefen, wachte sie mit dem geladenen Gewehre in der Hand die ganze Nacht hindurch, aufmerksam auf jeden ungewohnten Laut, der sich in dem rauschenden Laub hören ließ. Kein Schlaf erquickte ihre roth geweinten Augen; der Morgen fand sie aufs Neue reisefertig, und ein zweiter Tag ging vorüber, ohne daß die Reisenden auf ihrem Wege eine Spur von Menschen entdeckten. Am zweiten Abend nahm sie, nachdem sie ihren Kindern noch einmal reichlich zu essen gegeben, den letzten Bissen Brodes, und am dritten Tage kam auch noch der Hunger zu dem bereits so schweren Leiden. Zwar waren ihr ein und das andremal Hirsche und Rehe unter den Schuß gekommen, aber sie hatte es gerade in diesem Augenblick nicht wagen dürfen, ihr Gewehr abzudrücken, aus Furcht, ihr Pferd scheu zu machen, oder ihre Kinder zu verletzen. Endlich am Abend des dritten Tages flog ein Rudel Truthühner vor ihr auf; sie schoß mitten darunter; eines fiel todt zur Erde. Darauf machte sie ein Feuer an, um das Thier zu braten, während der Säugling, den sie inzwischen in ein Tuch gewickelt und auf das Gras niedergelegt, unaufhörlich schrie. Als die besorgte Mutter das Auge vom Feuer erhob, sah sie bei der Gluth der Flamme die Wölfe, die durch das Schreien ihres Kindes herbeigerufen worden. Heulend und knurrend schlichen sie um ihr Nachtlager. Sie zu verjagen, schoß die beinahe Rathlose noch einmal das Gewehr ab; der Schuß dröhnte durch den Wald ihn und — wer schildert das Gefühl der Verlassenen, als ein lautes „Hallo!“ aus dem dicken Walde heraus den Schuß beantwortete. Auch sie erhob nun ihre Stimme und darauf losgehend hatte ihr Retter sie bald erreicht.

Es war ein einsamer Waldbewohner, der nicht wenig erstaunt war, als er in dieser Wildniß eine schwache Frau fand, die mit ihren zwei hülflosen Kindern beinahe vor Kummer verging. Aber der Amerikaner spricht und überlegt nicht lange: er handelt. Augenblicklich führte der Fremde alle drei mit dem, was sie hatten, nach seiner unfern gelegenen Farm, wo die Unglücklichen von der Frau des Besitzers freundlich aufgenommen wurden. Der Pflanzer hatte bereits am Abend den ersten Schuß und später selbst das Schreien des Kindes gehört, aber das

Digitized by Google

Letztere für den Ruf eines Panthers gehalten, dem er beſonders glich. Das immer ſtärker werdende Heulen der Wölfe hatte ihn jedoch auf's Neue aufmerkſam gemacht; er trat aus der Thüre des Hauſes und hörte nun den zweiten Schuß, der ihn überzeugte, daß ein oder der andere Unglückliche im Walde verirrt ſein mußte. Des Pflanzers Haus lag ungefähr zwanzig engliſche Meilen ſüdlich von dem Ziel der Reiſe, und ſchon am folgenden Tage brachte ihr Retter die unglückliche Frau mit ihren Kindern auf einem kleinen Wagen nach ihrer Wohnung zurück. Bis ſie dort ankam, hatte die unnatürliche Anſpannung der Kräfte die unglückliche Mutter auf den Beinen gehalten: aber in dem Hauſe ihrer Eltern, nahe bei ihrer verlaſſenen Wohnung, ſank ſie zuſammen und ein heftiges Nervenfieber bannte ſie Monate lang an ihr Lager.

Auf die Beſchreibung der Frau begaben ſich ſchon am zweiten Tage nach ihrer Rettung verſchiedene junge Leute nach dem verfallenen Blockhauſe, wo William ſeinen Tod gefunden hatte. Dort trafen ſie Alles, wie die Frau es hinterlaſſen; aber ſtatt es augenblicklich mit ſich zu nehmen, beſchloſſen ſie, die Nacht dort zu verweilen, um wenn irgend möglich die Mörder zu tödten. Bei der leuchtenden, ſorgfältig unterhaltenen Flamme einiger Tannenſpäne hatten ſie kaum eine Stunde gewartet, ſo krochen zwei furchtbare Klapperſchlangen ziſchend aus den Löchern des Bodens hervor und ſchoſſen auf das Feuer los. Die Büchſen knallten und vier Kugeln ſtreckten die giftigen Thiere nieder. Die kühnen Schützen hingen die Schlangen als Siegeszeichen auf dem Grabe des verunglückten Pflanzers auf und brachten die Nachricht von der Rache als traurige Beute der armen Frau mit.

Wohl dem, der zufrieden mit dem Seinen nicht nach Ueberfluß ſtrebt, damit er nicht auf der Jagd nach geträumtem Reichthum ſo jämmerlich wie unſer wackrer Miſſourier umkomme.

Leon Gondy.

Eine Genter Stadtgeſchichte.

Der heitere Himmel des angehenden Frühlings hatte ſich plötzlich mit einem Flor überzogen. Draußen ſtürmte es wieder, wie mitten im Winter, und wer unter ein behag-

liches Dach flüchten konnte, war froh. Der Kamin wurde angezündet: die Familie ſetzte ſich um die wärmende Flamme und lauſchte den Erzählungen Eines aus der Geſellſchaft.

Niemand aber erzählte luſtigere Schnurren, als Meiſter Jan Arteveld zu Gent, in deſſen Stube an ſolchen Abenden gar Mancher einſprach, der nicht zur Familie gehörte.

Auch heute lauſchte man beſchäftigt oder müßig ſeinen luſtigen Geſchichten. Als er plötzlich innehielt, rief Eliſabeth, die jüngſte ſeiner hübſchen Töchter: „Vater,

Digitized by Google

erzähle doch endlich die Geschichte von unsrem reichen Tuchhändler, die du schon so oft versprochen. Der Abend ist noch lang und wir sitzen so traulich beisammen."

„Nun denn, schafft den Kleinen zu Bette, dann will ich euch erzählen, was vor langer, langer Zeit geschehen. Aber unterbrecht mich nicht, wenn's auch ein bischen lange dauert."

Alsbald trat lautlose Stille ein und der Alte begann:

I.

Vor ungefähr dreihundert Jahren lebte in unsrer guten alten Stadt Gent ein reicher Tuchhändler und Wechsler mit Namen Karl Rosenfeld. Er war ein ausgezeichneter Mann, klug im Rath und gewandt in der Sprache, ein tüchtiger Geschäftsmann, aber vor allem ein guter und ehrlicher Bürger. Er hatte ein heiteres Temperament und Niemand war zur rechten Zeit lustiger und unterhaltender, als er. Der Ausdruck seines Gesichtes war klug und wohlwollend und um Augen und Mund spielte ein Zug, der jeden für ihn einnahm, wer mit ihm in Berührung kam. Er hatte seine Fehler, — aber wer hat diese nicht? Er war hartnäckig und gegenüber von physischer Gefahr ängstlich. Einen kühneren und entschlossenen Kaufmann mochte es wohl kaum geben, wenn es commerziellen Schwierigkeiten die Stirne zu bieten galt; aber er zitterte bei dem Anblick eines Schwertes, und wenn er reiste, lebte er in beständiger Furcht vor Ueberfall und Plünderung. Er war ein Wittwer mit einer einzigen Tochter, Edith, einem reizenden, einfachen, natürlichen Mädchen von siebenzehn Jahren, dem er eine ausgezeichnete Erziehung gegeben. Karl Rosenfeld beabsichtigte, ihr später sein ganzes Geschäft zu überlassen; er hoffte freilich, daß sich ein tüchtiger Mann mit der Zeit für sie finden werde, aber er wollte doch, daß sie, wenn es nöthig wäre, die Geschäfte allein besorgen könne, jedenfalls aber im Stande sei, die Interessen ihres Gatten zu vertreten und ihm mit Rath und That zur Seite zu stehen.

Karl Rosenfeld lebte in einem großen alten Hause, wo er häufig große Tafel hielt und wo man manche Staatsaffaire verhandelte, von den großen Geldgeschäften zu schweigen, die hier gemacht wurden. Rosenfeld negocirte Anlehen für Fürsten und große Herren, und obwohl er kein habsüchtiger Mann war, wurde er doch durch die Vorsicht, mit der er seine Geschäfte betrieb, ein reicher Mann. Er handelte mit allen gangbaren Artikeln jener Zeit: verkaufte Seide, Kleider, Spitzen, und selbst Juwelen. Leben und Thätigkeit herrschte in dem Hause des reichen Wechslers. Als Edith siebenzehn Jahre alt war, stand das Haus in seiner höchsten Blüthe. Sein Name hatte in ganz Europa Geltung, mit allen Städten der Welt stand es in lebhaftem Verkehr, und doch konnte Karl durch keinen der zahlreichen Correspondenten des Hauses je eine Spur seines ältern Bruders Paul ausfindig machen, der in einem Augenblick des Zornes die Vaterstadt verlassen, um als Soldat in fernen Kolonieen sein Glück zu versuchen. Rosenfeld liebte seinen excentrischen ältern Bruder und hätte viel gegeben, wenn er etwas von ihm erfahren; aber alle Nachforschungen blieben umsonst: er mußte sich begnügen, mit Edith von ihm zu sprechen und ihn zu beklagen. Karl war reich genug, um selbst die Kinder seines Bruders, wenn dieser welche hatte, glänzend auszustatten, und wie gerne hätte er das gethan! Dasselbe wohlwollende Gefühl beherrschte ihn, als ihn einst ein französischer Commis mit Namen Rigardin beraubte und entfloh: „Er ist zwar ein undankbarer Schuft", sagte er, „aber er hat sich selbst am meisten damit geschadet. Ich bin darum nicht weniger angesehen, oder weniger reich, während er ruinirt ist. Laßt ihn laufen!"

Um Rigardin zu ersetzen, der sein ganzes Vertrauen genossen, nahm Karl auf dringende Empfehlung eines pariser Correspondenten einen gewissen Leon Gondy, einen wohlerzogenen jungen Mann, der die Geschäfte in Gent kennen lernen wollte, in seine Dienste. Leon Gondy befand sich beim Beginn unsrer Erzählung seit sechs Monaten in Rosenfelds Haus. Er war ungefähr neunzehn Jahre alt, ein fleißiger und aufmerksamer Arbeiter, dabei still und ernst. Er versäumte nichts, was ihm aufgetragen war; oft jedoch, wenn seine Arbeit zu Ende, zog er sich auf sein Zimmer zurück, schloß sich stundenlang ein und las die Werke der Dichter seiner Zeit, soviel er ihrer habhaft werden konnte. Leon besorgte nicht nur die Geschäfte des Comptoirs, sondern schrieb auch die Privatcorrespondenz und die Hausbücher seines Prinzipals: dadurch trat er in ein vertrautes Verhältniß zu diesem, der ihn in seinen engern Hauskreis zog und manche Stunde allein mit ihm und seiner Tochter verbrachte. Die beiden jungen Leute wurden bald intime Freunde. Rosenfeld war ein zu kluger Mann, um nicht zu wissen, was sich daraus bilden könnte, und obgleich er manchen jungen Mann in gewisser Beziehung als Gatten für seine Tochter vorgezogen, sah er doch in Leon alle Eigenschaften vereinigt, sein einziges Kind glücklich zu machen. Er kannte kein Glück, das sich nicht innig mit seinem Hause verschmolz: er wollte, daß sein Kind nur in ihm und für es lebe; und da die Bildung Leons in seinen Händen lag, so glaubte er dadurch der Fortdauer seines Wohlstandes und des künftigen Glückes seiner Tochter sich zugleich versichern zu können.

Vorderhand mischte er sich jedoch noch nicht in die Sache: er ließ Alles seinen Weg gehen und schien nur mir der commerziellen Erziehung der jungen Leute beschäftigt. Leon und Edith theilten alle Freuden: sie lasen, plauderten, sangen, spielten zusammen, und war sie Abends ausgebeten, so harrte er ihrer Heimkehr mit Ungeduld. Leon wurde mit jedem Tage ernster, trauriger: Edith fragte ihn, was ihm fehle: aber er wußte es nicht. Endlich sagte er, er glaube, die Luft seiner Heimath würde ihm gut thun, er wolle nach Frankreich zurückkehren.

Rosenfeld war erstaunt, seine Tochter eines Morgens in Thränen zu finden, und noch mehr, als sie nicht mal erklären konnte, warum. Er lächelte und dachte, die Zeit sei gekommen, ein entscheidendes Wort zu sprechen.

II.

Rosenfeld war gewöhnt, Abends in dem großen altväterischen Armstuhl in seinem reich und üppig nach altem vlämischen Geschmacke dekorirten Zimmer zu sitzen. Eine Lampe beleuchtete den Tisch, auf welchem einige Bücher lagen. Neben ihm saß eine alte Frau, halb Aufwärterin, halb Duenna, welche Edith von Kindheit an gewartet und das Privilegium hatte, überall zu sein, wo es ihr gefiel. Leon und Edith saßen gewöhnlich an einem Spinet, neben welchem ein Tisch stand; hier arbeitete sie, wenn er ihr vorlas oder plauderte. Bisweilen setzten sie sich an das Spinet und spielten oder sangen. An dem

Digitized by Google

Abend, von welchem wir sprechen, standen die Sachen, wie wir sie beschrieben. Leon sprach leise mit Edith, welche kaum antwortete.

„Hat Euch irgend etwas beleidigt oder mißfallen, seit Ihr in meinem Hause seid?“ fragte Rosenfeld, indem er sich plötzlich aufrichtete und an Leon wandte.

„Nein, Herr, nichts“, versetzte der junge Mann erröthend und erstaunt, während Edith ruhig fortarbeitete.

„Warum wollt Ihr uns denn verlassen?“ fuhr Rosenfeld fort.

„Warum — ich weiß es gerade nicht, ich glaubte nur, meine heimathliche Luft“ —

„Hm! meine Meinung ist, daß Ihr so wohl seid, als je in Eurem Leben, daß Ihr aber einen geheimen Kummer habt — daß Ihr etwas wünscht, was Ihr nicht bekommen zu können glaubt. Seid ein Mann und sprecht frei von der Zunge.“

Leon blieb sprachlos. Es lag etwas in dem Ton und der Weise des alten Mannes, das sein Herz beängstigte. Er sah nach Edith; sie beugte ihr Köpfchen, und lauschte mit allen Ohren, sagte aber nichts. Der junge Mann faßte einen plötzlichen Entschluß; er wollte alles auf einen kühnen Wurf setzen. Ohne sich von seinem Platze zu bewegen und beinahe die Augen schließend, begann er:

„Mein würdiger und verehrter Meister und Ihr meine Freundin“, sagte er, indem er sich an Edith wandte, „was ich zu sagen habe, hätte unausgesprochen bleiben sollen. Eine so directe Aufforderung läßt mir jedoch keine Wahl. Ich kann nicht viele Worte machen, aber ich möchte Eure Tochter zur Frau nehmen, mein Herr Rosenfeld“ —

„Und“, sagte dieser, als er den jungen Mann zögern sah.

„Aus diesem Grunde wollte ich Euch verlassen.“ —

„Mir scheint das ein Grund zum Bleiben zu sein“, — warf Rosenfeld trocken ein.

„Mein Herr!“

„Aber vielleicht hat Euch meine Tochter ausgeschlagen?“ sagte Rosenfeld schlau.

„Ich habe nicht mit ihr darüber gesprochen“, versetzte Leon, der von Erstaunen überwältigt war. „Mein Herr, ich bin zwar der Sohn eines angesehenen Juwelenhändlers und zum Handel bestimmt, wie Ihr selbst, aber wie sollte ich Ansprüche auf die Hand der Tochter eines Handelsfürsten haben; und da ich dies fühle, so wollte ich gehen, ehe ich ein Geständniß meiner Neigung zu Eurer Tochter wagte.“

„Leon Gondy“, sagte Rosenfeld ruhig, „mein Vater war ein armer Mann, der es durch Ehrlichkeit und Fleiß zu einem großen Vermögen brachte. Mein älterer Bruder ist, wenn er noch am Leben, ohne Zweifel gleichfalls ein armer Mann. Ihr seid nicht arm, Ihr seid der Sohn eines ehrenwerthen, wohlhabenden Mannes; Ihr habt eine gute Erziehung genossen: während des halben Jahres, das Ihr bei mir gewesen, habe ich allen Grund, mit Euch zufrieden zu sein. Wenn meine Tochter Euch zum Gatten haben will, so werde ich Euch mit Freuden als Schwiegersohn und Geschäftstheilhaber begrüßen. Kurz, wenn die Sache in Richtigkeit kommt, werde ich alsbald der Welt die Verbindung der Häuser Rosenfeld und Gondy verkünden.“

Rosenfeld las in seinem Buche weiter und überließ Leon und Edith ihren Gedanken. Nach kurzem Stillschweigen fragte Leon in sanftem Tone, ob sie geneigt sei, ihres Vaters Versprechen zu erfüllen.

„Ich weiß nicht, mein Freund. Ich wünsche nicht, daß Ihr geht; aber eine so wichtige Frage so rasch zu entscheiden“ —

„Dann muß ich gehen und Eures Vaters freundliches Anerbieten ausschlagen.“

„So sagt meinem Vater, daß ich stets ein gehorsames Kind gewesen, und daß ich meine Grundsätze nicht ändern werde.“

„Dann darf ich also hoffen, daß ich eines Tages Edith Rosenfeld meine Frau nennen kann?“

Das Mädchen antwortete nicht: als er ihr jedoch die freundlichsten Bilder der Zukunft vor das Auge malte, lächelte sie. Von dieser Stunde war große Freude in dem Hause. Rosenfeld ward wieder jung. Er sah das Glück seiner Tochter gegründet und sehnte sich, durch unauflösliche Bande sich mit dem trefflichen Manne zu verbinden. Es war etwas so Offnes, Männliches und Freies in dem Charakter Leons, daß Rosenfeld ihn bereits wie einen Sohn liebte. Die Hochzeitsfeier wurde auf den Tag festgesetzt, an welchem Leon zwanzig Jahre alt wurde, was schon in den nächsten Wochen der Fall war.

Die ganze Welt lächelte Leon und Edith entgegen, der Himmel ihres Glückes zeigte kein Wölkchen, er leuchtete im herrlichsten Azur. Und Rosenfeld dachte Tag und Nacht darauf, wie er die glücklichen jungen Leute in ihrer neuen Häuslichkeit behaglich und wohnlich einrichten wollte.

III.

Es war vier Monate später und man traf die Vorbereitungen zur Hochzeit. Der Vater Leons hatte seine Einwilligung gegeben und sich sehr erfreut über die glänzenden Aussichten seines Sohnes ausgesprochen, indem er zugleich das Versprechen eines Besuches erneuerte. Leon arbeitete außerordentlich fleißig, um die Bücher des Hauses in guter Ordnung zu haben und leichter einen Monat entbehrlich zu sein; während Edith die Haushaltung besorgte und die große Sache der Hochzeit, welche zu jenen Zeiten ein wichtiges Ereigniß war, stets im Auge behielt. Rosenfeld hatte überall seine ordnende Hand, ja er besorgte sogar die reichen Gewänder, die für seine Tochter gemacht wurden.

Sie aßen Mittags in kleinem Kreise; die Commis und die übrigen Diener des Hauses hatten gemeinschaftlichen Tisch. Eines Tages war das Mahl beinahe vorüber, als ein Diener meldete, ein junger Mann sei so eben in den Hof geritten und verlange den Herrn des Hauses augenblicklich zu sprechen. Er war, wie der Diener sagte, in einem Zustande großer Aufregung.

„Laßt ihn eintreten.“

Kaum waren diese Worte über die Lippen des Kaufmanns, als ein junger, sonnenverbrannter, bestaubter Mann von ungefähr achtzehn Jahren rasch eintrat. Er war groß, hübsch und hatte feine Gesichtszüge, die von großer Schlauheit zeugten.

„Habe ich die Ehre, mit dem würdigen und ehrenfesten Bürger von Gent, Karl Rosenfeld zu sprechen?“ sagte der junge Mann in gellem und bewegtem Tone.

„Mein Name ist Karl Rosenfeld“, versetzte der Andere, höchlich erstaunt.

„Habt Ihr Euren alten Bruder Paul vergessen?“ fuhr der junge Mann fort, dessen Stimme zitterte, während seine Augen bange auf dem alten Manne hafteten.

„Nein!“ rief Rosenfeld, indem er rasch aufstand. „Sprecht! Wißt Ihr von ihm? Lebt er noch? Was bringt Ihr für eine Botschaft von ihm?“

Digitized by Google

„Mein Oheim! mein Oheim!“ rief der junge Mann und fiel dem alten Kaufherrn in die Arme.

„Ihr mein Neffe! Aber mein Bruder — wo ist er? Wo ist Paul, mein langvermißter Bruder?“

Der junge Mann saß zu Boden, während er einen dicken Brief aus einer ledernen Tasche zog. Edith und Leon waren aufgestanden und hatten sich vor Erstaunen überwältigt neben ihn gestellt.

„Todt!“ sagte der alte Mann traurig, während er den Brief nahm. — „Todt, und ohne daß ich ihn noch einmal sah. Laßt mich den Brief lesen; setz dich, Vetter, bring' ihm Essen — Edith, Leon, macht die Honneurs meines Hauses.“

Der alte Mann ging während dieser Worte nach einer Fensternische, um seinen Schmerz zu verbergen und den Brief zu lesen. Leon und Edith thaten, wie ihnen befohlen, und der junge Mann aß und trank, wie Einer, der weit gereist: dann führten sie ihn in ein Zimmer, wo er seine Kleider wechseln und etwas ausruhen konnte.

„Ich will ihm Vater sein,“ sagte Rosenfeld, als seine Kinder eintraten. „Mein Bruder hat in Mexico und anderwärts viel gelitten; er starb vor sechs Monaten mit hinterlassung dieses einzigen Sohnes. Er bat ihn zu mir gesandt und geheten, ich solle für ihn sorgen. Auch wünschte er, ich soll ihm meine Tochter zur Frau geben —“

„Eure Tochter?“ rief Leon.

„Das kann natürlich nicht sein. Doch werden wir ihm für eine andere Frau besorgt sein und ihm eine Stellung in der Welt geben.“

Die beiden Verlobten gingen ihren Geschäften nach und Rosenfeld blieb allein. Er war froh, sich seinen Gedanken überlassen zu sein. Wie gerne hätte er des theuren Bruders, Freundes und Führers Wunsch erfüllt. Er konnte ihn mit Gold überschütten und ihn glücklich machen; aber er konnte ihm nicht seine Tochter geben. Warum war er so rasch gewesen und hatte seine Tochter einem Fremden — einem vortrefflichen Mann — aber doch immer einem Fremden versprach?

Rosenfeld ging traurig und gedankenvoll nach seinem Comptoir.

IV.

Der junge Karl Rosenfeld, — so wurde er genannt, — erschien gegen Abend hübsch gekleidet und sichtlich erfrischt. Die Familie drängte sich um ihn und bestürmte ihn mit tausend Fragen, auf welche er zuvorkommend und mit so freundartigem Accent antwortete, daß kein Zweifel sein konnte, er müsse außerhalb Vlanderns geboren sein. Er schilderte seinen Vater so genau, daß dem Oheim Thränen in die Augen kamen. Seine Erziehung mußte sehr vernachlässigt sein, denn er war außerordentlich unwissend; dagegen schien er bescheiden und hatte den alten Mann und Leon bald für sich eingenommen; nur auf Edith schien er keinen sonderlich guten Eindruck machen zu wollen.

Rosenfeld machte ihn so viel als er wußte von seines Vaters Leben erzählen: dessen war freilich nicht viel. Er hatte seine Mutter frühzeitig verloren und wurde dann zur Erziehung einer Familie in der Nähe der Stadt Mexico übergeben; aber er wußte so viel, daß sein Vater Soldat gewesen, Aufseher über Silberminen und Spekulant in Tabak, daß er jedoch arm gestorben, nachdem er noch den Brief geschrieben, den er diesen Morgen überbracht. Er hatte ihn begraben sehen und sich dann mit dem letzten Reste von Geld nach Europa aufgemacht, um seinen Oheim aufzusuchen, dessen freundliche Aufnahme er in seinem ganzen Leben nie vergessen werde.

„Ich hatte noch nicht mal Zeit, dich meinem künftigen Schwiegersohne Leon Gondy, einem intelligenten und braven Manne, vorzustellen, der bald dein Vetter sein wird.“

„Ah!“ war die einzige Antwort des jungen Mannes, während er ihn erstaunt ansah.

„Dein Vater“, fuhr der Kaufmann fort, „hatte freilich andere Wünsche. Er hoffte, du würdest meine Tochter frei finden, und eine Verbindung solle die lange Geschiedenen wieder einigen. Aber du kamst zu spät: daran ist nun nichts mehr zu ändern.“

„Auch ich läugne nicht, mit dieser Hoffnung hierher gekommen zu sein; doch möchte ich keine Störung machen und hoffe, daß Leon und ich die besten Freunde werden.“

„Das hoffe auch ich“, versetzte Leon ernst.

Edith sagte nichts; sie sah mit banger Sorge in das melancholische Antlitz ihres Vater. Karl war den übrigen Theil des Tages sehr nachdenklich. Als sein Oheim wie gewöhnlich ein Buch in die Hand nahm, trat er an ein Fenster, das auf die Hauptstraße von Gent hinausführte und schien sich an der lebendigen Szene drunten zu ergötzen, während er im Stillen seine Beobachtungen im Zimmer machte.

Edith sprach allerdings von ihrem Vetter: aber es galt das heilige Versprechen, wenn auch der Vater wanken sollte, treu bei Leon auszuharren. Leon dankte ihr herzlich, meinte aber, der Vater werde das Schlachtfeld nicht so leichter Dinge räumen. Man dürfte ihm deßhalb wenigstens keine Gelegenheit zum Angriff bieten.

Der junge Fremde selbst war stumm und scheinbar theilnahmlos; was seine Hoffnungen und Wünsche waren, konnte man unmöglich sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus Natur und Leben.

Der berühmte Naturforscher Cuvier konnte aus einem Zahn oder einem defecten Knochen sogleich sehen, zu welcher Art und Geschlecht ein Thier gehört hatte. Einmal zeigte sich der Teufel dem Gelehrten im Schlafe in seinem gewöhnlichen Costüme mit Horn, Pferdefuß und Schwanz. „Wie, Sie wollen mich doch nicht verschlucken?“ rief Cuvier, und maß Seine infernalische Majestät mit Kennerblick: „Mit Horn und Huf: nein, mein Freund, Sie gehören zu den Pflanzenfressern und thun mir also nichts.“

— Im Museum der Stadt Salzburg befindet sich ein Scharfrichterschwert aus dem 17. Jahrhundert, das die merkwürdige Inschrift trägt: „Wer etwas findet, ehe es verloren, etwas kauft, ehe es zu verkaufen, der stirbt, ehe er krank gewesen.“

Von Nizza nach Monaco.

I.

An einem schönen klaren Januarmorgen verließ ich Nizza, um meine Fahrt nach Monaco anzutreten; Himmel und Meer leuchteten im schönsten Blau und die Luft er-

Digitized by Google

frischte dann und wann ein sanfter Wind. Die beiden Städte sind durch eine ungeheure Bergmauer getrennt, die man besteigen muß, da sie senkrecht in das Meer hinabfällt und keinen Weg an ihrem Fuße bietet. Der Wagen braucht mindestens acht Stunden, während der Fußgänger in vier den Weg zurücklegt; die Wahl war daher nicht schwer.

Vor der Stadt geht der Weg sogleich bergan, durch einen Olivenwald, welcher Stämme von der Dicke unserer größten Bäume hat: der Blick, der durch ihr leichtes Blätterwerk dringt, ruht auf einem der lachendsten und glücklichsten Wasserbecken der ganzen Welt aus: eine großartige Ebene, mit Orangengärten bedeckt, zwischen denen sich da und dort die schwarzen Pyramiden der Cypressen erheben, terrassenförmig aus dem Meer aufsteigende Hügel, die schöne Stadt auf dem malerischen Felsen und nördlich in der Ferne die schneebedeckten Gipfel der Alpen, und endlich der azurblaue Golf von einer weißen Schaumlinie umsäumt.

Nach einer halben Stunde Wegs verschwindet plötzlich dies prächtige Schauspiel. Man ist auf der Höhe des Bergrückens angekommen, der Nizza von Villa franca trennt, und hat die Aussicht auf diese letzte Stadt mit ihrer großen Rhede vor sich. Trotz ihrer herrlichen Lage ist sie zu ziemlicher Unbedeutendheit herabgesunken: der Handel hat sich nach Nizza gezogen, dessen Umgegend weit mehr Culturquellen bietet.

Das Vorgebirge, welches das östliche Ufer der Rhede von Villa franca bildet, und über dem noch ein zweites Vorgebirge in senkrechter Linie emporsteigt, hat ein so ungewöhnliches Aussehen, daß es unwillkürlich das Auge fesselt: man nennt es die Halbinsel des heil. Hospitius.

Hinter Villa franca verschwinden die Olivenbäume: auf dem nackten starren Felsen wächst nur da und dort noch eine Myrthe, ein Cactus oder eine Aloe. Die Steigung wird schroffer, denn man hat es jetzt mit einem Stück jener

Das Ufer des mittelländischen Meeres bei Genua.

alten Riesenwege zu thun, die nicht für den weichlichen Fuß und kurzen Athem der Epigonen angelegt sind. Nach einer Stunde Wegs sieht man sich einer echt afrikanischen Stadt gegenüber — dem seltsamen Esa. Auf der Spitze eines pyramidalen Felsen erbaut, der nur auf einem in den Stein gehauenen Wege zugänglich ist, war viel früher eine Hauptveste der Sarazenen. Bei den Angriffsmitteln des Mittelalters mußte ein solcher Punkt uneinnehmbar sein. Fünfzehnhundert Fuß tief unter der Plattform brechen sich die Wogen an dem Fuß des Felsen und wer nicht daran gewöhnt ist, in solche Untiefen zu sehen, würde vom heftigsten Schwindel erfaßt. Diese alte, zum Dorfe heruntergesunkene Stadt ist der einzige bewohnte Punkt in der weiten Felsenwüste zwischen Villa franca und Monaco, in der einst Räuber hausten, die so gefürchtet waren, als die Piraten von ehedem.

Die Aussicht, die man von diesem Punkt aus genießt, ist unstreitig die großartigste auf dem ganzen Wege von Genua. Nicht weniger als ein halbes Dutzend Golfe liegen vor unserm Blicke, wenn wir ihn der Küste von Frankreich zuwenden, die sich am blauen Horizonte abhebt. Auf der Seite Italiens dagegen ist die Aussicht um so beschränkter, denn der Berg, der sich über Monaco erhebt, das nur zwei Schritte von uns entfernt zu sein scheint, verdeckt die niederen Gegenden. Von diesen Höhen aus steigt man nach dem blühenden Italien mit seinen herrlichen Orangenwäldern hinab.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lassen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Heimkehr des ſchweizer Soldaten.

Das alte Mütterchen näht im hinterſten Winkel des gemeinſchaftlichen Zimmers; der Vater, den ſeine Taubheit zum Schweigen verurtheilt, lieſt leiſe in der Familienbibel, auf deren vorderen und hinteren Blättern die Todesfälle, Hochzeiten und Geburten eingeſchrieben ſind; das kleine Mädchen ſitzt zu ſeinen Füßen und windet einen Strauß aus den Blumen, die ſie in ihrem Körbchen geſammelt.

Der Tag beginnt zu ſinken; ein ſanftes Licht iſt über die friedliche Scene ergoſſen. Kein Geräuſch dringt von draußen herein: alles iſt ſtill; man hört nur bisweilen das einförmige Schluchzen des Dompfaffen, das Rauſchen der Blätter des heiligen Buches und das Schnarchen des Hundes, den das Kind ſtreichelt. Aber Jedes von den Dreien hält im Stillen ſein Selbſtgeſpräch.

1854.

Digitized by Google

Das der Mutter ist ein Gebet: „Gott, schütze meinen Sohn; schütze ihn in dem unseligen Kampfe, der so viele Schweizer Kinder fordert; wehre die Kugeln von seiner Brust ab, in der sein treues Herz schlägt. Gib ihn mir zurück, stark und schön, wie du ihn geschaffen, freundlich und friedlich, wie ihn meine Zärtlichkeit gemacht."

Während dieser Bitte wiederholte der Alte, das Auge auf das Buch der Macabäer geheftet, die Worte:

„Der Sohn hat sein Gewissen befragt: es hat ihm seine Pflicht vorgezeichnet, und er hat gehorcht. Lebt er, so werden ihn seine Brüder achten, stirbt er, so wird ihn Gott aufnehmen; lebendig oder todt, er hat vertheidigt, was er für Wahrheit hielt."

Das Kind aber, dem diese ernsten Reflexionen fremd sind, spielt mit seinen Gedanken wie die Schwalbe unter den Dächern unserer düstern Häuser.

„Der Bruder ist weit, weit fort, was wird er mir bringen, wenn er heimkehrt? Bergkrystalle, von den Hirten geschnitzte Spielzeug, silbergestickte Wämder oder ein hübsches Buch mit vergoldeten Bildern? Was er auch bringen mag, wenn er nur schon da wäre!"

Der Wunsch eines Kindes läßt sich so leicht erfüllen! Schritte nähern sich der Thüre; sie öffnet sich: ein lauter Schrei und er steht mitten im Zimmer. Die alte Mutter hat sich erhoben und breitet die Arme aus; das Kind ruft dem Vater die frohe Neuigkeit in die Ohren; der Hund selbst erwacht und bellt vor Freude, und der letzte Strahl der Sonne beleuchtet das freundliche Familienbild.

Eine Prophezeiung.

Im Jahre 1668 hielt sich in Altona ein Spanier, Namens Avero auf. Was er war, oder womit er sich seinen Lebensunterhalt erwarb, wußte Niemand recht. Man flüsterte, er stehe in Verbindung mit dunkeln Mächten und könne in dem für andere verschlossenen Buche der Zukunft lesen. Dieser Glaube fand sich nicht nur beim Volke, sondern auch bei den durch Geburt und Bildung Hochstehenden in der Stadt. Unter denen, die sich an Joseph Avero wandten, war auch Johann Friedrich Struensee, der später dänischer Graf und Staatsminister wurde. Struensee war damals einundzwanzig Jahre alt und bekleidete die Stelle eines Stadtphysikus in Altona. Es war Neugierde, die ihn antrieb, Joseph Avero aufzusuchen, und doch erfaßte ihn ein unerklärliches Bangen, als er sich der Wohnung dieses Mannes näherte. Joseph Avero bewohnte ein kleines verfallenes Haus in einem Gäßchen. Es war gegen Abend, als sich Struensee zu ihm begab, nachdem er zuerst bei Tage sich seine Wohnung gemerkt. Er trat durch die Straßenthüre, die so nieder war, daß er sich bücken mußte, um nicht anzustoßen; er kam an eine schmale, steile Treppe, über welche er nur mit großer Mühe den Weg im Dunkeln fand; endlich hemmte eine Wand oder eine geschlossene Thüre seine Schritte. Er blieb einen Augenblick stehen, denn die Anstrengung in Verbindung mit der ängstlichen Stimmung, in der er sich befand, ließen ihn kaum Athem holen. Sein Herz pochte laut und in der Stille konnte er das Schlagen hören; er lauschte, ob er einen Laut innerhalb der Mauer vernehmen könne, aber er hörte nur die Schritte der Fußgänger und das Rasseln der Wagen, das von der Straße bis zu ihm herauf drang. Er klopfte leise an die Mauer: mit zurückgehaltenem Athem erwartete er die Wirkung. Endlich ging eine Thüre auf, und eine ruhige, tiefe Stimme bat ihn, einzutreten. Er stand in einem großen hübschen Zimmer, das auf das kostbarste und bequemste möblirt war. Dicke und feine Teppiche bedeckten den Boden und rings an den Wänden standen gepolsterte Schlafbänke und Lehnstühle. Mitten im Zimmer befand sich ein runder Tisch und über diesem hing eine weiße Lampe, deren milder klarer Schein ein freundliches Licht über das Ganze warf. — Am Tische saß Joseph Avero. Er erhob sich, als Struensee auf ihn zukam, und bat ihn mit einer Handbewegung, Platz in einem der Lehnstühle zu nehmen. Joseph Avero war groß und schlank, seine Züge waren scharf und kränklich, das Gesicht blaß mit eingefallenen Wangen. Er trug keine Perrücke, wie es doch die Sitte und der Brauch jener Zeit forderten. Es lag Strenge, Zuversicht und Bestimmtheit in diesen Zügen, aber nichts Böses oder Listiges. Er bewegte sich mit dem Anstand eines Weltmannes; seine Antworten waren höflich, aber kurz und bestimmt.

Als Struensee ihn mit dem Grunde seines Kommens bekannt gemacht, ergriff Joseph Avero seine rechte Hand, öffnete eine Tapetenthüre und führte ihn durch einen langen Gang in einen dunkeln Raum. Plötzlich ließ er Struensee los und dieser blieb allein zurück. Die tiefste Stille herrschte rings umher; nicht das geringste Geräusch drang bis hieher. Er tastete mit ausgestreckten Händen um sich her; aber er fand keine Wand und keinen Ausgang. Er ergriff seinen Degen und hieb nach allen Seiten; aber nichts bot einen Widerstand und er spaltete nur die leere Luft. Endlich war es, als hörte er in der Ferne eine klare, deutliche Stimme, welche fragte: „Was willst du?" — „Sage mir, was du von meinem Leben und meinem Tode weißt?" rief Struensee. Es trat ein Augenblick tiefer Stille ein; dann erscholl die Stimme wieder: „Johann Friedrich Struensee! — Du rettest Andere vom Tode und kannst dich selbst nicht retten. — Der König von Dänemark regiert, aber du wirst den König von Dänemark regieren! Hebe dein Haupt nicht zu hoch, damit nicht die Grafenkrone Dänemarks Königskrone überstrahle; denn dann fällt die Krone zur Erde und dein Kopf mit. — Ich sehe einen Blutstreif um dein Haudgelenke und deinen Hals; das Blutgericht des Schaffots harret dein!"

Nach diesen Worten schwieg die Stimme. Es war Struensee, als ob der Boden tiefer und tiefer mit ihm sänke; er sah einen Lichtstrahl vor sich und tappte mit den Händen umher. Eine Thüre ging auf und die Abendluft wehte ihm entgegen; er stand auf der Gasse, die in einer Linie mit der war, in welcher Joseph Avero wohnte. — Die Prophezeiung hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er suchte sich indessen davon zu überzeugen, daß das Ganze Gaukelei und Betrug sei. Wie sollte auch der einfache, unbekannte Arzt dazu kommen, einen König zu regieren, der vermuthlich nicht mal etwas von dem altonaischen Stadtphysikus wußte. Unter solchen Gedanken erreichte er seine Wohnung. Ein Brief lag auf seinem Tische. Er erbrach das Siegel; er war von dem König von Dänemark, der ihn bei seiner bevorstehenden Reise zum Leibarzt ernannte. Struensee erbleichte, die Erfüllung der Prophezeiung schien ihm nicht länger eine Unmöglichkeit. — —

Ungefähr vier Jahre später, am 16. Januar 1772 war ein prächtiger Maskenball in Christiansborg. Unzählige Menschen bewegten sich in den glänzendsten und phantastischsten Trachten durch einander. Die Musik wogte durch den Saal, welcher von hundert und aber hundert Wachslichtern erleuchtet war, deren Strahlen von den vielseitigen,

Digitized by Google

geschliffenen Glas des Kronleuchters gebrochen und in glänzenden Regenbogenfarben zurückgeworfen wurden. Unter der geschmückten Masse der Masken sah man eine Dame in reicher, phantastischer Hirtentracht; es war die dänische Königin Caroline Mathilde. Sie näherte sich einer hohen, dunkeln Gestalt, die das Costüm eines Zauberers trug. — „Kannst du mir mein Schicksal sagen?“ fragte sie ihn lächelnd. „Wohl möglich! Reicht mir Eure Hand.“ Er sah sie eine Zeit lang stumm an; darauf sagte er: „Ihr liebt!“ — „Nun, das könnte jeder von einer jungen Hirtin wissen!“ — „Ihr thut nicht wie Ihr sollt! Ihr haltet an dem, der Dänemark regiert: aber das ist nicht der König!“ Sie zitterte und zog die Hand zurück. „Hütet Euch vor der Zukunft“, fuhr er fort: „sie wird Euch manche dunkle Tage bringen.“ — „So komme zu mir am dunkelsten Tage meines Lebens!“ sagte die Königin. — „Das werde ich!“ antwortete er und fügte flüsternd hinzu: „Gott sei mit Euch, Königin Caroline Mathilde.“

Es war schon tief in der Nacht, als der Staatsminister Graf Struensee mit der Königin in einer Fensternische des Ballsaales stand. Das Gespräch stockte: sie standen beide stumm da und sahen über die schneebedeckten, mondbeleuchteten Häuser der Stadt hin; da näherte sich Struensee die dunkle Gestalt und sagte: „Heute Nacht erlischt der Glanz deiner Grafenkrone: die Prophezeiung geht in Erfüllung!“ Struensee erblaßte; er erkannte die Stimme Avero's wieder und die halbvergessene Prophezeiung trat ihm mit fürchterlicher Klarheit vor die Seele. Er fuhr mit der Hand über die Stirne und lehnte sich an das Fenstergesims, um nicht ohnmächtig zu werden. Als er sich wieder faßte, war die dunkle Gestalt verschwunden. Den übrigen Theil der Nacht brachte Struensee in wunderbar gedrückter Stimmung zu. Morgens, als er den Ball verließ, wurde er festgenommen und in's Gefängniß geworfen, das er nur wieder verließ, um auf das Schaffot zu steigen.

. . . . . .

Die unglückliche Caroline Mathilde wurde nach Celle gebracht. Hier saß sie eines Vormittags im April des Jahres 1772 mit einer Stickerei beschäftigt; aber ihr Auge wandte sich oft von der Nadel weg; dann und wann stand sie auf und starrte in den großen, öden Schloßhof hinab. Der Himmel war mit dunkeln Wolken bedeckt; es fiel ein schwerer Regen und der Wind ächzte in den blätterlosen Bäumen, die in den Ecken des Schloßhofes standen. Man meldete, ein Fremder wünsche die Königin zu sprechen. Er wurde eingelassen: „Euer Name?“ fragte die Königin. — „Joseph Avero!“ — „Bringt Ihr mir eine Botschaft? Oder was ist Euer Geschäft?“ — „Hohe Königin! Ihr habt mir selbst befohlen, am düstersten Tage Eures Lebens zu Euch zu kommen!“ — Caroline Mathilde fuhr zusammen; sie erkannte die dunkle Gestalt aus jener unglücklichen Nacht. „Was habt Ihr mir zu sagen?“ fragte sie mit zitternder Stimme: „In diesem Augenblick“, antworterte er mit tiefem Ernst, „zerbricht der Henker das Wappen des Grafen Johann Struensee; in einigen Minuten wird die Art seinen Hals zerspalten und der Henkersknecht von der Richtstatt dem Volke sein blutendes Haupt zeigen. Gott stehe Euch bei, hohe Königin!“ — Mit einem Schrei sank die Königin ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Als sie wieder zur Besinnung kam, war er fort. Von dieser Stunde verschwand die Spur Joseph Avero's.

. . . . . .

Als Graf Struensee sein Haupt auf den Block legte, sagte er: „Nun erfüllt sich die Prophezeiung!“ Nur der Geistliche, der ihm im Gefängnisse Trost eingesprochen und dem er gebeichtet, verstand sein letztes Wort.

Die Jahreszeiten.*)

I.

Frühling.

Von jedem Gesichtspunkte aus überrascht uns der unendliche Reichthum und die großartige Mannigfaltigkeit der Jahreszeiten. Aeußern sie sich scheinbar auch auf den ersten Anblick in ähnlicher Weise, so finden wir doch bei näherer Untersuchung und schärferer Beobachtung der verschiedenen Regionen der Erde die interessantesten Unterschiede. Wie ungemein verschieden von Allem, was wir in Europa sehen, sind die Erscheinungen, welche Fr. Head in den Pampas beobachtete, jener großen Ebene, die sich westlich von Buenos Ayres bis an den Fuß der Anden zieht. „Der Theil“, sagt er, „welchen ich besuchte, zerfällt, obwohl unter gleichem Breitegrade liegend, in klimatisch und tellurisch verschiedenene Regionen. Verläßt man Buenos Ayres, so ist die erste dieser Regionen, 180 Meilen lang, mit Klee und Disteln bedeckt; die zweite, welche sich 450 Meilen weit ausdehnt, bringt langes Gras hervor, und die dritte Region, welche bis an den Fuß der Cordilleren reicht, ist mit niederem Gestrüpp und kleinen Bäumen bewachsen. Die zweite und dritte Region haben beinahe das ganze Jahr hindurch dasselbe Ansehen, denn die Bäume und Gesträuche sind immer grün und nur die ungeheure Grasebene wechselt ihre Farbe von grün zu braun: aber die erste Region variirt während der vier Jahreszeiten in erstaunlicher Weise. Im Winter ist das Laub der Disteln lang und voll, und die ganze Oberfläche des Landes hat das rauhe Ansehen eines Rübenfeldes. Der Klee auf diesem Boden ist ungemein reich und üppig; und der Anblick der wilden Heerden, die in voller Freiheit auf dieser Waide grasen, ist äußerst erfreulich für das Auge. Im Frühling verschwindet der Klee, die Distelblätter liegen auf dem Boden und das Land sieht wie eine reiche Distelernte aus. In weniger als einem Monat hat das Ganze wieder ein durchaus verändertes Ansehen; die endlose Ebene wird ein Wald von ungeheuren Disteln, welche plötzlich zu einer Höhe von zwölf Fuß aufgeschossen sind und in voller Blüthe stehen; der Weg ist auf beiden Seiten eingezäunt; der Blick ist beschränkt; man sieht kein lebend Wesen; und die Distelstengel stehen so dicht an einander und so stark, daß sie, abgesehen von den Dornen, mit denen sie bewaffnet sind, eine undurchdringliche Schanze bilden. Das plötzliche Aufschießen dieser Pflanzen ist höchst überraschend; und obwohl es ein ungewöhnliches Unglück in der Kriegsgeschichte wäre, könnte doch leicht mal der Fall eintreten, daß eine Invasionsarmee, die dieses Land nicht kennt, von den Disteln eingeschlossen würde, ehe sie Zeit hätte, zu entkommen. Der Sommer ist noch nicht vorbei, so wechselt die Scene wieder; die Disteln verlieren plötzlich ihr frisches, saftiges Grün, die Blätter verdorren, die Stengel werden schwarz und sterben ab; von Ferne hört man das Rauschen

*) Vergl. Jahrg. I. S. 79 ff.

Digitized by Google

der trockenen Pflanzen, bis der Sturmwind sie endlich zu Boden wirft. Der Klee blüht rasch aufs neue und die ganze Gegend ist wieder grün."

In einigen Gegenden erscheint der Frühling inmitten schwimmender Eisberge mit dem Aufbrechen der gefrorenen Wasser. Das Offenwerden des großen St. Lorenzflusses in Canada ist eines der großartigsten Schauspiele dieser Art. Montgomery Martin schildert es mit folgenden Worten: „Während des Monats April beginnt man den Einfluß der Sonne auf Eis und Schnee zu fühlen; und ungefähr in der ersten Woche des Mai ist der Schnee in der Nähe von Quebeck ganz verschwunden (in Montreal, 180 Meilen vom Lorenzflusse, tritt der Frühling drei Wochen früher ein), und das Eis, das sich in den großen Seen und Flüssen gesammelt, welche den Lorenzstrom speisen, bewegt sich in großen Massen herab nach dem Ozean, der es wieder mit furchtbarer Gewalt zurückstreibt, unbedingt eine der großartigsten und imponirendsten Naturscenen. Bisweilen ist der Lorenzstrom von Bank zu Bank mit Eismassen von 400—500 Ellen im Durchmesser verstopft; die Meerfluth und die Landströmung treiben sie gegen einander, zerbrechen sie in kleine Stücke und bilden phantastische Gruppen von hoch über der Oberfläche des Wassers stehenden Gestalten. Die Wirkung von Wind und Wasser auf diese Massen kann man sich leicht denken. Die Flußschifffahrt kann nicht für offen erklärt werden, bis diese Eismassen vollständig verschwunden sind, was in der zweiten Woche des Mai der Fall ist; Schiffe, die im Lorenzstrom aus- oder einfahren, so lange das Eis sich bildet oder verschwindet, sind häufig verloren, indem sie der Sturm in Stücke reißt, da das Steuerruder und das Tackelwerk unbeweglich werden. Es ist merkwürdig, daß ein 80 Fuß breiter Fluß wie der St. Lorenz unter dem 47. Breitegrad so frühzeitig sich mit Eis bedeckt und solang verschlossen bleibt (fünf Monate), wie die verhältnißmäßig kleine Newa unter dem 60. Breitegrad.

Nun beginnen auch die zugefrorenen Schweizerseen ihre Tausende von Schleusen zu öffnen. Ein Reisender sagt: Man kann sich unmöglich ein größeres Bild von der Strenge und Traurigkeit, der Kälte und dem Tode des Winters machen, als wenn man auf einem dieser gefrorenen Seen steht; und doch verschließt hier die Natur in ihrem Busen die Schätze der Alpenthäler, die Quellen des reichen Sommergrüns und eines prachtvollen Pflanzenlebens. Sie sind im Winter angesammelt, um dann unter der Sonne Strahlen emporzusprießen. Einige der größeren Flüsse Europas verdanken ihren Ursprung den Gletschern und geben den Schweizer Thälern ihren Wasserreichthum, wenn die gewöhnlichen Ströme vertrocknet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Schnepfen.

I.

Wem wässerte nicht der Mund, wenn er an das fette, zarte und delikate Fleisch der Schnepfen denkt? Wer freute sich nicht im Frühjahr und Herbst auf diesen köstlichen Braten des langschnäbeligen Zugvogels, dessen Geschecide sogar noch als Gourmandise verspeist wird, während man es bei jedem andern Vogel verächtlich wegwirft? Darum lohnt es sich wohl auch einmal, sich diese Thiere in der Nähe zu betrachten, ehe sie zubereitet auf unsre Tafel gesetzt werden.

Das ganze Geschlecht der Schnepfen gehört zu den langschnäbeligen Stelzenvögeln und theilt sich in verschiedene Linien, deren jede ihre eigenen Vorzüge hat. Die

Die Waldschnepfe.

große Waldschnepfe (Scolopax rusticola) führt einen 3½ Zoll langen Schnabel, mit einer Nasenrinne, die fast bis zur Spitze desselben läuft. Der Schnabel selbst ist weich und empfindlich, die Spitze desselben röthlich; der Vogel selbst ist grau rostfarben, schwarz gebändert und gefleckt; das Weibchen ist etwas größer und blasser, es hat auch auf den Flügeln mehr weiße Flecken und ist im Ganzen fast so groß wie das Rebhuhn. Die Waldschnepfe ist scheu, fliegt unge-

Digitized by Google

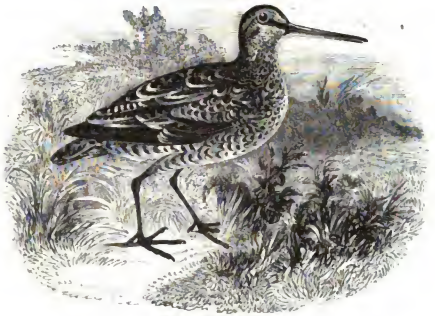
ſchickt, läuft auf der Erde, bewohnt im Sommer die hohen Gebirge, frißt Schnecken, Käfer, Gewürm, auch Gras. Das Neſt, eine geſcharrte Vertiefung, bauen ſie in Gebirgen von Haidekraut, Moor oder im Graſe und legen drei bis vier ſtumpfe, gelbe und blaßviolette Eier. Die Jungen laufen gleich mit den Alten fort.

Die Heerſchnepfe (Scolopax gallinago) iſt von der Größe einer Wachtel, hat einen drei Zoll langen Schnabel,

Die Heerſchnepfe.

zwei große, ſchwarze Längsſtreifen auf dem Kopf; der Hals iſt meiſt braun und gelbgefleckt; die Flügel ſind braun und gewellt. Sie iſt ſehr ſcheu, aber liſtig, und lebt in den Sümpfen von Europa, Nordaſien und Amerika; ſie fliegt im Zickzack und läßt eine Stimme, ähnlich der des Ziegenbocks, hören (daher Himmelsziege), zieht im October heerdenweiſe fort und kommt im Frühling wieder; ſie lebt von Gewürm und Inſecten, auch von Gras und Getreide, legt im Mai vier bis fünf olivengrüne Eier und brütet ſie auf einigen Halmen aus.

Die große Becaſſine (Scolopax major) iſt etwas größer als die vorige, die erſte Schwungfeder hat einen



Die Große Becaſſine.

weißen Schaft; Bruſt, Schenkel und Seiten ſind weiß, dunkelbraun und quer gewellt; ſie iſt namentlich im Herbſte ſehr fett und wohlſchmeckend. Die Schnepfen gelten überhaupt für eines der leckerſten Gerichte; unter dem wilden Geflügel geht ihnen nur der Ortolan, das Birkhuhn und das Haſelhuhn vor. Das Fleiſch der Schnepfe iſt mürbe und pikant. Die Schenkel gelten für das beſte Stück: im Herbſte werden ſie ſo fett, daß die Fetthaut bisweilen platzt, wenn ſie vom Schuſſe niederfallen. Das Eingeweide mit dem Kothe gilt, wie oben geſagt, als beſondere Delikateſſe; ja in Krain und Steiermark ſoll daſſelbe ſogar roh gegeſſen werden. —

Im Frühjahr „ſtreichen" die Schnepfen in ſumpfigen Stangenhölzern, im Herbſt „ziehen" ſie in höher liegende Gegenden. Die Schnepfe gehört zur niedern Jagd.

Digitized by Google

Leon Gondy.

(Fortsetzung.)

V.

Es war wenig Veränderung in der Lage der Dinge eingetreten. Leon blieb an der Spitze der Geschäfte; Edith besorgte das Hauswesen; der edle Rosenfeld leitete das Ganze und der Neffe begann seine Bildung unter einem geschickten Professor. Er hatte jedoch weit mehr Freude an Fechten und Jagen als an geistiger Unterhaltung oder Studien. Sein Oheim gab ihm kostbare Kleider und er begann bald eine Rolle unter den reichen jungen Lenten der Stadt zu spielen. Er that jedoch nichts, was den Namen, den er trug, hätte beflecken können, hielt pünktlich die Stunden ein und erzeigte seinem Oheim und seiner Base alle Aufmerksamkeit. Namentlich suchte er die Letztere für sich zu gewinnen; als er aber von seinem Bedauern sprach, daß sie bereits gebunden sei, wurde sie kalt und Leon nachdenklich.

Rosenfeld suchte die Gedanken des jungen Mannes von seiner Tochter abzulenken und lud daher häufiger denn sonst die reichen Bürger von Gent mit ihren Frauen und Töchtern ein. Aber sein Neffe richtete einige höfliche Worte an diese und wandte sich wieder seiner Base zu.

Eines Abends sprach der junge Mann zu deutlich, wie sehr er bedaure, nicht ein Jahr früher gekommen zu sein, als daß der alte Onkel ihm hätte eine Antwort versagen können. Leon und Edith saßen unbemerkt im Nebenzimmer.

„Oheim!“ sagte der junge Mann, „ich muß dich verlassen; ich kann nicht länger Zeuge von Leons Glück oder gar seiner Hochzeit sein.“

„Der Sohn meines Bruders mich verlassen? Es kann nicht sein.“

„Ich hatte es auch gehofft: aber da mir hier kein Glück blühen kann, was soll ich länger weilen: gib mir die Mittel zum Reisen, ich will nach Paris, nach England gehen, es wird mir meine Ruhe wiedergeben.“

Karl Rosenfeld sah einige Zeit bewegungslos und schweigend da. „Neffe, dein Entschluß ist gut!“ sagte er endlich. Laß uns über das, was uns in tiefster Seele schmerzt, hinweggehen. Komm in meine Arme, und wundere dich nicht über die Thränen eines alten Mannes. Ich hätte mir ja nicht träumen lassen, daß du lebst. Gehe und reise nach deinem Gefallen, ich will dir Briefe nach allen Hauptstädten Europas geben; du sollst Höfe, Könige und Feste sehen, Alles, was dich zerstreuen kann.“

„Danke, theurer Oheim! In meinen Jahren können Reisen nur wohlthätig wirken, obwohl, nach meines Vaters Brief, dies nicht sein Wunsch war.“

Die Antwort des jungen Mannes wurde in etwas pikirtem Tone geäußert, aber der alte Rosenfeld bemerkte es nicht. Er plauderte noch einige Zeit mit seinem Neffen, aß wie gewöhnlich zu Nacht und ging dann zu Bett.

VI.

Am nächsten Morgen erschien Leon nicht zum Frühstück; aber zwei Briefe wurden dem alten Kaufmann eingehändigt; einer für ihn selbst und einer für Edith; sie waren der Handschrift nach von dem französischen Commis. Der alte Rosenfeld öffnet den Seinen ängstlich, Edith den Ihrigen zitternd. Er sank auf seinen Stuhl nieder; sie weinte mit einer Mischung von Stolz, Freude und Schmerz.

Der Brief an den Alten war kurz:

„Ich kann nicht sehen, daß mein Wohlthäter den Sohn seines Bruders um meinetwillen von der Thüre gehen läßt. Ich hoffte, Eure Tochter mein nennen zu können, und sah in eine glänzende und glückliche Zukunft hinaus. Ich finde aber, daß mein Glück Euer Kummer ist. Ihr hattet andere Wünsche; und wenn ich auch weiß, Ihr würdet Euer Wort unverbrüchlich halten, möcht' ich doch nicht mein Glück auf solchen Kummer bauen. Ich bringe meinem Wohlthäter ein großes, bittres Opfer; aber ich thue meine Pflicht, und das Gefühl, recht gehandelt zu haben, soll mein Lohn sein. Ich werde mich auf dem Wege nach Brügge befinden, ehe Ihr diesen Brief empfangt. Sendet mir dorthin einen Wechsel über mein vierteljähriges Salair, da ich nicht Geld genug habe, um die Heimath zu erreichen.“

Der alte Mann beugte den Kopf und weinte. Einen Augenblick später gab er Edith seinen Brief und nahm den ihren. Er lautete ziemlich ähnlich, doch schloß er: „Theure Edith, du wirst den armen Leon bedauern, aber auch einen lieben Vater glücklich machen. Er wird ohne Kummer einst in die Grube fahren, denn seines Bruders Sohn ist bei ihm. Vergiß mich: es ist deine Pflicht. Suche deinen Vetter lieb zu gewinnen.“

„Ein edler Junge, ein guter Mensch!“ rief Rosenfeld.

„Ja er ist edel und gut“, rief Edith, die Hände ringend, „doch sein Opfer ist nutzlos.“

„Aber Base, er hat dich verlassen, und du wirst ihn nicht zurückrufen wollen.“

„Nein“, sagte der alte Mann, „das ist meine Pflicht. Er soll zurück zu uns. Ich kann einen so vortrefflichen jungen Mann nicht wegen einer Grille unglücklich machen. Ich werde ihm in einer Stunde nach Brügge nachreisen. Edith, treffe die Vorbereitungen zu Eurer Hochzeit — in einer Woche soll sie sein. Mein Neffe, du mußt verzichten, zeige nur halb so viel Edelmuth, als dieser junge Mann. Mein Vermögen steht dir zu Diensten.“

„Ich will Muth haben. Bringe deinen Sohn zurück: ich will reisen, um ein andres Weib zu suchen. Vergibst du mir, Edith?“

„Ich will dir vergeben, sobald mein Bräutigam zurück ist“, antwortete Edith kalt.

„Es ist nicht meine Schuld, daß Gondy ging“, sagte Rosenfeld.

„Sie ist's“, rief Edith fest. „dein Betragen war nicht edelmüthig, du handeltest nicht wie ein Vetter.“

Der junge Rosenfeld biß sich in die Lippen, und ging. Der Wechsler setzte sich mit vier Begleitern zu Pferd, da der Weg nicht sicher war und durch einen dicken Wald ging. Er gab Edith noch Verhaltungsbefehle, reichte Karl eine volle Börse und machte sich in hoffnungsvoller, aber ernster Stimmung auf den Weg.

VII.

Ungefähr eine Tagereise von Gent befand sich in der Zeit, von welcher wir schreiben, ein dicker Wald. Auf der einen Seite stieg ein sanfter Hügel hinan, während der Weg auf der andern sich zu einem kleinen Flüßchen hinabsenkte, das in malerischen Windungen dahinrauschte. Wo jetzt eine Eisenbahnstation ist, stand damals eine kleine Herberge, in der Fuhrleute, Eselreiber und verspätete Reisende bisweilen einkehrten; sie hatte jedoch einen gar schlimmen Ruf im Lande — ja man nannte sie nicht selten das Teufelshaus. Das Aussehen des Gebäudes rechtfertigte den Namen. Der obere Stock war niemals ganz ausgebaut worden, und die

Digitized by Google

Fenster waren mit Heu und Reisbüscheln verstopft, die dem Ganzen ein gar wunderliches Ansehn verliehen. Ein seltsames Aushängeschild hing über der Thüre und in einen kleinen Teich mit schmutzigem Wasser, den ein Brunnen speiste, theilte sich ein Haufen Enten und Tauben, wenn gerade keine Pferde zur Tränke geführt wurden. Ein dürftig aussehendes Mädchen diente als Kellnerin, Zimmermädchen, Aufwärterin u. s. w., während der Wirth, ein Mann von fünfzig Jahren, stämmig und groß, nicht gerade den besten Eindruck auf den fremden Gast machte. Eine niedere, kleine Stirne, ein großer Mund und eine von irgend einem Zufall plattgedrückte Nase mußte Jedermann abstoßen.

Seit mehreren Monaten hatte das Wirthshaus ein noch traurigeres und unheimlicheres Aussehen, denn gewöhnlich. Es war kein Futter für die Pferde und kaum Nahrung für den Reisenden vorräthig. Der Wirth sah grämlich, das Mädchen blaß und halb verhungert aus. Die Gäste, welche einkehrten, wurden mürrisch und unfreundlich behandelt; die Rechnungen waren exorbitant. Der Herr stand den größten Theil des Tages rauchend an seiner Thüre, während das Mädchen den Kopf auf die Hände gestützt am Herde saß. Sie war immer nachdenklich, was Peter Krubingen gar übel vermerkte, wenn er auch seinen Zorn nicht an dem Mädchen ausließ.

An dem Abend der Abreise Leons von Gent spielte eine Scene, welche freilich nicht das anmuthigste Aussehen hatte. Das Mädchen saß sinnend am Kamin: der Wirth hatte sie einige Zeit mißtrauisch betrachtet und sagte dann heftig:

„Poleska, was sitzest du da und stierst in das Feuer?"

„Ich dachte", — antwortete das träge Mädchen, eine Polin von Geburt.

„An wen?"

„Nicht an Euch."

„An wen denn?"

„Ihr könnt's Euch denken."

„Poleska, du kennst meine Absichten. Sind unsre Angelegenheiten geordnet, so kehre ich in unser Vaterland zurück und nehme dich zum Weib. Hör' auf mit diesem Seufzen. Die Sache nimmt sonst eine schlimme Wendung."

„Was könnt Ihr mir Schlimmers thun, als Ihr schon gethan? Ihr fandet mich als eine arme Waise von sieben Jahren; Ihr gabt mir Obdach und Nahrung und machtet mich zu Eurer Magd, daß ich Euch und Euren Gästen aufwarte. Als ich größer wurde, botet Ihr mir Eure Hand: ich schlug sie aus und nun sucht Ihr mich durch schlechte Behandlung und Brutalität zu gewinnen, aber Peter Krubingen, ich werde niemals Eure Frau werden!"

Der Wirth sah sie mit finsterem Blicke an und wandte ihr zornig den Rücken. In diesem Augenblick kam ein Wanderer, einfach gekleidet, einen Stab in der einen und ein Bündel in der andern, vor der Herberge an, betrachtete sie und trat ein.

„Was steht zu Diensten?" sagte Krubingen finster.

„Ich bitte um eine Rinde Brod, ein Glas Bier und ein Bett", versetzte der Reisende, ein junger Mann von hübschem Aussehen, der über den Anblick des Wirthes sehr erstaunt schien.

„Ihr werdet wenig Bequemlichkeit hier finden und ich möchte Euch rathen, weiter zu gehen."

„Ich komme schon sehr weit her und habe nicht Lust, mich tiefer in den Wald hineinzuwagen."

„Ich sage Euch, Ihr werdet schlecht schlafen, müßt Euch mit hartem Brod und saurem Bier begnügen. Ich gebe mein Geschäft auf und bediene die Leute nur noch, wenn die Noth an den Mann geht."

Poleska stand auf, gab ihm Brod und Käse und zu seinem Erstaunen ein Glas guten Weines. Er sah mit einem Blick in die Gesichter der Beiden, daß hier ein Geheimniß obwalte und vermuthete, daß wohl gar ein Verbrechen mit im Spiele sei. Er suchte Blicken geheimen Einverständnisses auf die Spur zu kommen, aber darin täuschte er sich. Leon Gondy — denn er war unser Flüchtling — beschloß endlich, sich zur Ruhe zu begeben und das Resultat der Nacht abzuwarten.

„Ein Zimmer", sagte Krubingen, „ich habe kein Zimmer, Ihr müßt auf einer Bank schlafen."

„Gut, ich will auch das", antwortete der junge Mann ruhig.

„Er kann mein Zimmer haben, ich will aufbleiben", sagte Poleska. „Ich kann doch nicht schlafen."

Peter Krubingen sah sie zornig an, aber sie that, als ob sie's nicht bemerkte.

Der Wirth verließ murrend das Zimmer, Poleska stand auf und ging nach der Thüre, wo sie ihn beobachten konnte, so lange er hinausging.

„Seid Ihr ein muthiger Mann?" fragte Poleska den Fremden, ohne sich umzuwenden.

„Was meint Ihr?" versetzte Leon in leisem Tone.

„Wolltet Ihr wohl ein großes Verbrechen verhüten helfen?"

„Wenn es in meiner Macht liegt", antwortete der junge Mann, dessen Ahnungen sich zu verwirklichen schienen.

„So geht auf Euer Zimmer; man wird Euch einschließen; doch hier ist ein Hauptschlüssel. Verriegelt von innen; wenn der Morgen kommt, so steigt die Treppe hinab, geht um das Haus herum, und unter der ersten Eiche werdet Ihr mich finden — dort will ich Euch Alles sagen. Aber beinahe hätte ich etwas vergessen: unter der Matratze findet Ihr Waffen; sie können vielleicht von Nöthen sein, nehmt sie mit."

„Ich will Eurem Rath in allen Dingen folgen", versetzte Leon ruhig.

„Gott segne Euch, edler junger Mann! Aber wechselt keine Blicke des Einverständnisses mit mir; gebt Eurem Blick einen strengen Ausdruck. Er ist mißtrauisch, sehr mißtrauisch, und Alles ist verloren, wenn er Verdacht schöpft."

Man hörte Peter Krubingen herabkommen und Leon schwieg. Er schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es, als Jener eintrat. Mit einem flüchtigen Blick auf Beide theilte der Wirth Leon mit, daß sein Bett bereit stehe. Leon nahm eine Oellampe. Poleska rührte sich nicht.

„Wirst du dem Fremden wohl sein Zimmer zeigen?" sagte Peter Krubingen in brutalem Tone.

„Es sind nicht so viele im Hause, daß er das seine nicht finden könnte", versetzte Poleska.

„Geh' und zeig' es ihm!" wiederholte der Wirth in noch barscherem Tone.

Poleska nahm die Lampe und schritt Leon voran. Oben auf der Treppe angekommen, deutete sie schweigend auf eine Thür, sah den jungen Mann eintreten, schloß dann von außen und nahm den Schlüssel mit. Leon gab nicht darauf Acht, sondern untersuchte sein Zimmer. Es war ein kleines Gemach und enthielt nichts als das Bett, einen Stuhl und einen Kasten; von den großen Riegeln an der Innseite machte er sogleich Gebrauch. Unter der Matratze fand er einen Dolch und ein Paar geladene Pistolen von dem schweren Kaliber jener Zeit. Diese legte er neben sein Bett und begab sich dann in den Kleidern zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Von Nizza nach Monaco.

II.

Wir haben Esa endlich aus dem Auge verloren. Das Panorama entfaltet mit jeder Wendung des Weges neue Schönheiten. Fernher schimmerten die schneebedeckten Häupter der Meeresalpen in der Morgensonne, balsamisch duftete die Luft an den grün umsäumten, hier und da mit von rothen und weißen Blüthen strotzenden Oleanderstäuchen besetzten Ufern. Oft nur einen Steinwurf vom Wege entfernt spritzt der Schaum der Meereswellen empor. Hier anmuthige Fernsichten, zur Seite theils fruchtbare Felder, theils mit Weinstöcken und zahllosen Maulbeer- und Feigenbäumen besetzte Gärten, dann wieder steile, nackte Felsen, aus deren Spalten riesige Cactus hervordrangen, abwechselnd mit Bergzügen, die mit Olivenbäumen und immergrünen Eichen, untermischt mit einzelnen Palmen, bedeckt sind. Auf den Waldhöhen hin und wieder eine romantische Ruine oder eine einsame Kapelle oder ein aus großen, palastähnlichen Gebäuden bestehendes Kloster. Unterwegs trafen wir Weiber und Männer auf ihren mit Früchten, Gemüse und dergleichen beladenen Eseln und Maulthieren, einzeln oder in Gesellschaft, plaudernd oder schäckernd.

Endlich zeigte sich das kleine paradiesisch gelegene Monaco auf seinem stattlichen Felsen, auf dessen zierliche, wohlgebaute Straßen und den breiten Schloßplatz man herabschaut. Hier und da bewegte sich eine einzelne Gestalt zwischen den netten Häusern und die Stadt nahm sich wie ein Spielzeug aus.

Je näher man kömmt, desto ernster wird der Anblick: durch hohe Mauern und vieie Thore gelangt man in die Stadt. Rechts auf einem Theil des Felsen. der den Isthmus beherrscht, liegt das Schloß, gegenüber auf dem Platz davor fünf bis sechs Häuser, auf den andern Seiten Terrassen, die alle auf das Meer hinausgehen. Der Felsen, auf welchem die Stadt liegt, ist im Ganzen nicht größer,

als man ihn hier auf dem Platze sieht, nemlich 1500 Fuß lang, 180 Fuß hoch. Drei grade Sträßchen führen von dem Platze nach dem Ende des Plateau; im Osten zieht sich ein runder Weg an der Stadt hin, im Westen eine Terrasse, die mit Pinien, Cypressen, Platanen, einer Menge von Aloen, Cactus und andern Pflanzen bewachsen ist, welche dort hervorsprießen, wie bei uns das Unkraut, und seibst die zähen Abhänge umsäumen, was der Landschaft ein wahrhaft afrikanisches Ansehen verleiht; von Zeit zu Zeit springt ein Plateau für die Artillerie vor und hängt malerisch über dem Abgrund. Seitdem die Civilisation den Gebrauch der Wagen eingeführt, hat man, namentlich aber auch für die Artillerie, einen andern Zugang zur Halbinsel geschaffen, nemlich eine Steige, die sich an dem ganzen Felsen hinzieht, und eine sehr mäßige Steigung hat. Unter dieser Steige befindet sich der Hafen; er ist durch eine natürliche Bucht gebildet, die sich zwischen der Halbinsel und einer andern Landauszahnung befindet. Die nächste Umgebung des Hafens bildet die einzige Ebene, die im Fürstenthum existirt, denn alles Uebrige ist Berg; und diese Ebene ist ein großer Citronen- und Orangengarten, in dessen Mitte sich eine elegante Villa erhebt, die ich dem Schloß des Fürsten weit vorziehen würde.

Dieses Schloß hat ein altes viereckiges Bauwerk zur Grundlage, auf welcher später moderne Mauern aufgeführt wurden. Das Thor mit seinen zwei bewaffneten Mönchen und die maurisch ausgezackten Zinnen sind das einzige Bemerkenswerthe daran. Die Stadt selbst ist freundlich, aber nicht gerade interessant und unterscheidet sich von den italienischen Städten nur durch eine größere Anhäufung der Häuser, an welcher der beschränkte Raum wohl Schuld sein mag. Die Bevölkerung beträgt etwa 1000 Einwohner. Seitdem die Revolution der Souveränität des Fürsten einen so schweren Schlag beigebracht, lebt dieser ganz zurückgezogen und vor seinem Schloß schreitet eine in schmutziges Schwarz gehüllte Nationalgarde stolz auf und nieder.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Agentur von Lowien & Comp. in Paris

Digitized by Google

Der Dorfarzt.

Vor Jahren wohnte ich in einer reizenden Gegend des badiſchen Schwarzwaldes. Zur Unterhaltung hatte ich eine kleine Oekonomie begonnen, die mir indeß mehr Sorge als Freude machte, da die Seuche unter meinem ſchönen prächtigen Schweizervieh wüthete, das ich mir mit theurem Gelde erworben. Endlich hörte ich von einem Dorfarzt in der Nähe, einem einfachen Bauern, der allgemein der Doktor Maulwurf genannt wurde, ohne Zweifel, weil er mehre Kranke mit Maulwürfen geheilt hatte. Ich ließ einſpannen und fuhr nach dem Orte, wo er wohnte. Eine alte Frau, die, wie ſie verſicherte, Köchin, Haushälterin, Droguiſtin und Krankenwärterin in einer Perſon war, empfing mich mit tauſend Knixen und Begrüßungen und führte mich in ein großes Vorgemach, in welchem es wie in einer Apotheke roch.

Eine offne Thüre gegenüber ließ mich in das Zimmer ſehen, in welchem der Doktor ſaß. Seine Aufmerkſamkeit war ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er mich nicht bemerkte.

Eine Bäurin befragte ihn wegen ihres Knaben, den ſie auf dem Schooß trug; er ſchmiegte ſich ſo feſt als möglich an ſie an, um dem prüfenden Blicke des Dorfarztes auszuweichen. Die Mutter ſchwatzte in einem Athemzuge fort, während der Doktor aufmerkſam zuhörte und zwiſchen den Fingern eine Priſe Tabak hielt, die er ganz vergeſſen zu haben ſchien. Er gefiel mir auf den erſten Blick durch den wohlwollenden und klugen Ausdruck ſeiner Phyſiognomie. Der Rahmen, in welchem er ſaß, vollendete das freundliche Bild. Der ganze Schmuck des Zimmers beſtand aus Gläſern, porzellanenen Töpfen und Kräuterbüſcheln, die

Digitized by Google

von der Decke herabhingen; zu den Füßen des Arztes stand ein Mörser, auf dem Tisch am Fenster eine blankgescheuerte Waage und über dieser ein Todtenkopf, der das kleine Bauernmädchen, das hinter dem Lehnstuhl des Aesculap stand, nicht wenig beunruhigte.

Die Mutter, welche nicht genug für ihren Liebling sprechen konnte, verdoppelte die Einzelheiten. „Er magert mit jedem Tage mehr ab; er lacht nicht. Auch will ihm nichts schmecken; die besten Bissen machen ihm keinen Appetit, er will nicht zu Bette gehen, will nicht schlafen. Die Spiele seiner Schwestern bringen ihn so sehr in Zorn, daß er oft ganz blau wird. Kurz, er kann Niemanden leiden, als mich."

„Das ist wohl Euer Erbe?" fragte der Doktor.

„Ja, Herr Doktor; ja er ist unser einziger Sohn, der Jüngstgeborne."

„So, Eure übrigen Kinder sind Mädchen?"

„Leider ja, und alle schon erwachsen; die Jüngste ist diese da, die mir den Buben tragen half. Der fehlt weder Gesundheit noch Appetit, während er immer elender wird, und gewiß nicht, weil es ihm an Pflege mangelt, dafür stehe ich."

„Ich auch," murmelte der Doktor. „Ihr wollt, daß ich ihn kurire?"

„Ja, Herr, das arme Lamm, wir würden gerne alles für ihn geben?"

„Dann verfahrt mit ihm, wie mit seinen Schwestern, die alle so wohl sind; laßt ihn wie sie mit frühstem Morgen aufstehen, die welschen Hühner und die Kühe hüten, den letzten und geringsten Bissen bei Tische essen; steht er die andern hungrig zugreifen, so wird auch er Appetit bekommen; Suppe, Kartoffeln und ein Bissen Fleisch, wie's die Knechte kriegen, wird ihm gut thun."

„Aber, Herr Doktor, er ist so zart, so jung; bisher war uns nichts gut genug für ihn. Er ist unser einziger Bube!"

„Ihr wollt aber doch, daß er gerettet werde. Die Benjamine der Familie, die Verzogenen nehmen ein schlimmes, ein frühzeitiges Ende. Der Bube muß mit der Lerche aufstehen, nur zur Zeit der allgemeinen Mahlzeiten essen, drei Mal des Tages und keinen Bissen mehr ...."

„Ja, dann ist er gar nichts! Er will nur Brühe, Rahm, Zuckerwerk oder Kuchen, die man ihm von der Stadt bringt. Bisweilen ein Bischen Obst, das er aber nur grün mag. Er würde nichts essen, Sie dürfen's überzeugt sein."

„So soll er hungern, gute Frau, das wird ihm sehr gut thun. Wenn Ihr ihn verzärtelt, faullenzen laßt und ihm zu essen gebt, was er will, so verspreche ich ihm keine sechs Monate mehr. Ich wiederhol' es Euch, mit Tagesanbruch aufstehen, essen mit den andern und wie die andern, im Freien sich bewegen, in keinen Federbetten schlafen — das wird ihn gesund machen."

„Aber, Herr Doktor, dann schläft er nicht. Ich muß ihn auf meinen Armen wiegen, bis er einschläft."

„Wenn Ihr ihn wiegt, ihn verhätschelt und nicht meinen Rath pünktlich befolgt, so könnt Ihr sein Sterbkissen nähen, denn er wird es bald nöthig haben."

Dies Wort schien mir zu hart. Nach der Prophezeiung schob der Arzt die Brille höher hinauf und las in seinem großen Buche weiter.

Die Bäurin mochte mit diesem schlimmen Troste nicht von hinnen gehen: sie bat, flehte und versprach endlich auf's feierlichste, die Vorschriften des Doktors streng zu befolgen.

Nachdem er sie noch einmal wiederholt und von Seiten der Bäurin versprochen war, ihnen genau nachzukommen, fragte sie halblaut:

„Wie, Ihr verordnet ihm nicht mal etwas? Ihr gebt ihm nichts zum Einnehmen?"

„Doch, meine Universalpillen: er muß sie jedoch dreimal in der Woche selbst zu Fuße holen: seine Schwester mag ihn führen, dann geht er rascher."

„Aber bedenkt doch, daß er nicht zehn Schritte machen kann, ohne daß ihm die Beine zusammenbrechen."

„In acht Tagen wird er die Viertelstunde von Eurem Hofe mit Leichtigkeit machen. Meine Pillen nützen nur denen, die vor und nach dem Genuß derselben gehen; für alle andern sind sie gefährlich, ja sogar tödtlich. Wenn Ihr das Leben des Knaben erhalten wollt, so müßt Ihr meinem Rathe folgen. Er darf nicht essen, wenn er nicht großen Hunger hat, er soll nur schlafen, wenn er todmüde ist, die Andern bedienen, statt daß sie ihn bedienen, und ich verschere Euch, daß er, ehe sechs Monate vergehen, ein frischer, blühender und gesunder Junge ist."

Die Frau stand auf und setzte den Knaben auf die Erde; er sah den Doktor mit ängstlicher und ärgerlicher Miene an, aber er ging. Der Doktor erhob die Augen, sah mich und kam freundlich auf mich zu. Ich hatte meinen Mann gefunden. Den Knaben aber sah ich später oft auf dem Heuwagen mit seinen vier Pferden lustig nach dem Hofe fahren und dachte bei seinem freundlichen Gruß stets an den klugen Dorfarzt.

Die Jahreszeiten.

(Schluß des Frühlings.)

Siebentausend Fuß über der Meeresfläche beginnt der große Eisozean, der die unbewohnbaren Alpenthäler füllt, indem er unaufhörlich friert, aufthaut und hinabströmt. Savoyarde und Andre haben behauptet, diese Eisseen seien in ihrer größten Dicke sechs oder achthundert Fuß tief. Sie haben tiefe Risse, und wenn sie sich den großen Abgründen nähern, in die sie wie Kataracte hinabstürzen, zersplittern sie nach allen Richtungen und starren wieder wie Riffe und Minarets in die Höhe. Darunter hin ziehen sich viele Gänge und Höhlen, durch welche die Bäche strömen, die sich aus den schmelzenden Eisstücken bilden. Diese unzähligen Ströme, welche sich in einen sammeln, wenn sie sich der Grenze des Eisbergs nähern, rauschen unter einem großen Eisgewölbe hervor.

Das ist die reiche Vorrathskammer — das große Wasserhaus, — aus welchem Gegenden gespeist werden, die sonst unter der Hitze des Sommers verschmachten würden.

Lassen wir uns nun von Simond zu den Alpengipfeln führen, wo inmitten tiefster Todtenstille die Lawinen von Viertelstunde zu Viertelstunde mit donnerndem Getöse hinabstürzen, ein Geräusch, das sich ins Unendliche fortsetzt, nicht als Widerhall, denn das Echo ist stumm unter dem großen Leichentuch des Schnees, sondern als Folge der Risse, die sich beim Herabstürzen großer Gletscherstücke bilden. Wir sahen häufig eine blaue Linie sich plötzlich durch ein Feld vom reinsten Weiße ziehen; dann eine zweite drüber und eine dritte parallel, jedesmal mit lautem Donner, wie von einer Kanone begleitet, die den Effekt von lang hingezogenen Donnerschlägen machten. Zu andern Zeiten

Digitized by Google

sah man, wie ein Theil des großen Schneefeldes, oder vielmehr schneeigen Eisfeldes langsam hinabgleitete; eine neue Oberfläche von noch reinerem Weiß, als die erste und die abgeworfene Draperie, die sich in langen Falten sammelte, fiel entweder auf einmal den Abhang hinab oder verschwand in einem Berggrate, den die Aehnlichkeit der Farbe unsichtbar gemacht, und wurde bald wieder in einer andern Richtung gesehen, wo sie aus einem engen Schlund einen Cataract von weißem Staub ergoß, der jedoch, durch das Telescop betrachtet, aus Eisklumpen oder harten Schneemassen bestand, von denen manche ein Haus zu bedecken im Stande gewesen, wenn gerade dort eines gelegen, wo sie hinabfielen.

Ein anderes der bedeutenderen Phänomene der Jahreszeiten ist der Wind, der wie ein mächtiger Geist die Atmosphäre mit seinen großen Schwingen schlägt und den Ocean peitscht, daß er vor Zorn aufschaumt. Er vertreibt die bösen Dünste, reinigt und erfrischt die Luft und gibt der Erde neues Leben.

Nachdem der Wind seine Pflicht gethan, sind die Aequinoctialregen wohlthätig, unter deren belebender Berührung die Vegetation mit wunderbarer Raschheit in Myriaden von verschiedenen Geschöpfen erwacht.

Noch willkommener nach dem Winde und dem Regen ist der Sonnenschein des Frühlings: er füllt die Luft mit reinem Licht und Farbe, gibt den Blumen ihren Glanz, den Vögeln ihr heiteres Lied, dringt in tausend unsichtbare Winkel, Ritzen und dunkle Plätze der Erde, weckt ihre schlafenden Bewohner und führt sie zu neuem Leben.

Die vermehrte Sonnenthätigkeit während der Monate März, April, Mai weckt eine Menge von Erscheinungen, die mit der Belebung der starren Natur zusammenhängen und neue Arten der vegetabilischen und der niederen animalischen Schöpfung erstehen. Wählen wir daraus einzelne Beispiele.

Beim Beginn des Frühlings finden wir unzählige Arten von Reptilien, wirbellose Thiere und andre, in scheintodtem Zustande, einige in der Erde, andre im Wasser, in Pflanzen, in den Körpern von Thieren und in allen Arten von Verhüllungen; der Einfluß dieser Jahreszeit macht sich zuerst an der Wiederbelebung dieser verborgenen Geschöpfe bemerklich, welche mit einer Sicherheit, die wir nur bewundern, nicht begreifen können, die Zeit ihrer Befreiung kennen. Wie merkwürdig ist folgender Fall: „Mein Gärtner fand beim Umgraben des Bodens in einer Tiefe von sechs Zoll zwei Maikäfer lebendig und vollständig ausgebildet, obgleich es erst der 24. März war. Als er sie zu mir brachte, schienen sie so lebendig und vollkommen, als mitten im Sommer; aber ich sah keinen dieser Käfer mehr bis zum 28. Mai. Wie kommt es nun, daß diese Thiere, welche schon am 24. März ausgewachsen waren, erst zwei Monate später an die Oberfläche kamen?“ White schreibt am 21. April: „Ein warmer und feuchter Nachmittag mit einem Thermometerstand von 50° brachte eine Unmasse von Schaaleuschnecken an die Oberfläche des Bodens und die Schildkröte streckte ihren Kopf heraus und erschien am folgenden Morgen, als ob sie von den Todten auferstanden, und ging bis vier Uhr Nachmittags umher.“

Der Igel erscheint mit den Stacheln, auf denen er seine Beute aufspießt. Die große Fledermaus sieht man erst gegen Ende des April. Wenn es vorkömmt, daß in unserem unbeständigen Clima schlechtes Wetter nach einigen freundlichen Wochen eintritt, so ist es interessant, zu sehen, wie alle kaum erst erwachten Thiere in ihre Schlupfwinkel zurückkehren. Das Wiederaufleben der Natur tritt in manchen Gegenden ganz plötzlich ein und rasch folgt ihm der Sommer. So schreibt Jameson vom 8. Juni aus Canada, „Mitten in der vollen Reife des Sommers und vor drei Wochen lag noch Schnee auf unsern Gartenbeeten und nicht ein Blatt war auf den Bäumen.“ Auch spricht derselbe Brief von großen Massen von Fröschen und ihrem nächtlichen Quacken, das so laut, „daß wir einander kaum sprechen hören können.“ In Darwins Tagebuch finden wir eine ähnliche Schilderung des raschen Eintretens des Frühlings auf der andern Seite des Globus: „Als wir zum ersten Male am 7. September 1832 in Bahia Blanca ankamen, glaubten wir, die Natur habe diesem sandigen und trockenen Lande jegliches lebendige Geschöpf versagt; als wir jedoch in den Boden gruben, fanden wir verschiedene Insekten, große Spinnen und Eidechsen im halb erstarrten Zustand. Am 15. begannen mehre Thiere zu erscheinen und am 18., drei Tage vor den Aequinoctien, kündigte die ganze Natur den Anbruch des Frühlings an. Die Ebenen waren mit einem blaßrothen Waldsauerampfer, wilden Wicken, Oenotheren und Geraniums geschmückt und die Vögel begannen ihre Eier zu legen. Zahlreiche Blätterhörner und Heteromeren (Käfer), letztere wegen ihrer tief eingeschnittenen Körper bemerkenswerth, krabbelten auf dem Boden umher, während die Eidechsen, diese Bewohner des sandigen Bodens, wo man ging und stand, mit ihren grünen Leibern gliperten.“

Die Wiederbelebung der Vegetation in Porto Praya auf St. Jago ist eigenthümlich. Dort regnet es bisweilen das ganze Jahr hindurch nicht, aber wenn es der Fall ist, dann regnet es auch in Strömen und aus jeder Ritze dringt die Vegetation hervor, die augenblicklich in der Sonne vertrocknet, und ein natürliches Heu für einige Ziegen- und Kuhheerden bildet. In Guiana dagegen schwärmen grüne Papageien und prachtvolle kleine Vögel; in den Gärten treiben Carroten, Kohl, Zwiebel und Kukummern, Rettich, Pfeffer, Kresse, ganz wie in Europa.“

Sehen wir nach Persien, dort blüht die Rose im schönsten Glanz; nach Italien, herrlich steht der Weinstock und die Myrthe und köstlich duften Orangen, Citronen und Pompelnuß; nach dem Süden von Frankreich, wo die Veilchen und die Lilien ganze Thäler mit ihrem schönen Blau und Weiß überziehen. Und wie prächtig leuchten die Rosen um das liebliche Fontenay aux Roses. Blicken wir nach Norden, dort sehen wir noch auf der höchsten skandinavischen Bergspitze die schöne und zarte Eisranunkel unter dem schmelzenden Schnee emporsprießen.

Kehren wir zur Thierwelt zurück. Ein großer allgemeiner Trieb führt unzählige Geschöpfe zu ihren Sommerschlupfwinkeln zurück, wo sie die Jungen unter Dach und Fach bringen.

Einige Vorläufer kündigen stets die Ankunft der Zugvögel an. Blyth behauptet, Syrien, Egypten und das Innere der Berberei sei der Zusammenkunftsort der europäischen Zugvögel. Beim Beginn des Frühlings fliehen sie nach nördlicheren Gegenden, indem sie die Mondnächte zur Wanderung wählen; sie kommen z. B. in Surrey gewöhnlich in folgender Ordnung an. März, dritte Woche: einige braune Grasmücken, Weißschwänze, Uferschwalben, Schwarzköpfe; Piplerchen, Steinbrachvögel; April — die ganze Masse der Vorhergenannten und einige Rauchschwalben, Raben, Bachstelzen, Fliegenfänger, Rothschwänzchen, Kuku's, Nachtigallen, Mauerschwalben, Sandpfeifer, Weiß-

Digitized by Google

kehlchen, Weidenzeisige; Mai: die ganze Masse der Vorhergehenden und die Weißbrüstchen und Turteltauben; die Steinschwalbe und der Ziegenmelker sind immer die letzten.

Ein Schwarm von Heuschrecken wurde im März auf den Weg nach Gaza in Palästina von den Capitänen Laby und Mansles beobachtet, als sie gerade in einem Graben Halt machten. „Sie waren so zahlreich, daß der Boden eine völlig andre Farbe bekam und wir schon von Ferne ein krachendes Geräusch hörten, das die Masse dieser gierigen Fresser hervorbrachte.“ Einige Arten von amerikanischen Enten sieht man in dichten Heerſäulen wandeln und sich dabei streng an eine bestimmte Ordnung halten. Landkrabben kommen jedes Frühjahr auf den westindischen Inseln aus den Klüften, Höhlen und Ritzen der Berge hervor, ziehen in gerader Linie in drei Bataillonen nach dem Ufer hinab, das sie oft erst in drei Monaten erreichen, legen dort ihre Brut, die die Sonne ausbrütet und wandern dann zurück; und, was noch wunderbarer, kurze Zeit nachher sieht man Millionen von kleinen Landkrabben den Ort ihrer Geburt verlassen und in einem Zuge nach den Bergen hinauf marschiren.

Auch die Fische erweckt derselbe Geist. Eine unendliche Anzahl verlassen jetzt den Ozean und wandern nach der Küste oder schwimmen die Flüsse hinauf.

Wie man Moscheen baut.

In Konstantinopel führen häufig gar sonderbare Bauten [illegible] derselben würde ein interessantes und lehrreiches Material bieten und zur Erläuterung sowohl der Gebräuche als der Sitten und Gewohnheiten des Volkes dienen. So z. B. die Moschee Tutki Jedim (nimm an, ich habe es gegessen); Alti Boghadascha (sechs Kuchen); Utsch Baschi (drei Köpfe); Mihr und Mah (Sonne und Mond); Sogan und Merdschian Agas (Zwiebel- und Korallen-Herren).

Die erstgenannte wurde zur Zeit Sultan Achmed's I. von einem Effendi Namens Schemsuddin (Sonne des Glaubens) nicht weit von Pjamatia Kapussi errichtet, und der seltsame Name rührt von folgendem Verfahren her, das der Erbauer einschlug, um Geld für den Bau zu sparen.

Der Sage nach war Schems-ud-din ein öffentlicher Beamter, ein Lebemann, bekannt wegen seiner epikuräischen Gelüste und wegen seiner flotten Mahlzeiten, ein personifizirter Kief. Endlich bekam er einmal einen Anfall von Ehrgeiz, der für Frömmigkeit galt, und beschloß, sich zu verewigen, aber auf edlere Weise als Lukullus, Milo und Heliogabalus. Er faßte daher den Entschluß, eine Moschee zu erbauen; da er aber fand, daß er diese löbliche Absicht nicht ausführen könne, wenn er seine üppige Lebensweise fortsetze, so beschloß er, seinen Magen zum Opfer zu bringen — ein Opfer, das um so verdienstlicher war, da sein gastronomischer Ruf dem des gefürchteten Perſers Schah Nadir nicht nachstand, der gewöhnlich außer andern Kleinigkeiten ein ganzes mit süßen Mandeln gefülltes Lamm zum Souper verzehrte.

Nachdem Schemsuddin zu diesem Entschluß gekommen war, beschied er seinen Haushofmeister und sagte: „Ich will heute zehn bis zwölf Gäste bei mir sehen. Lasse die ausgesuchtesten Fleischſpeisen und eingemachte Früchte (Khoschab) auftragen. Zuvor aber mache die Rechnung und laß mich die Kosten wissen.“ Der Kihaja trat ab, berieth sich mit dem Koch und dem Proviantmeister, stellte die Rechnung und übergab sie seinem Herrn. Dieser nahm die Papier-Rolle, überlas sie mit funkelnden Augen und wässerigem Munde und rief alsdann: „Vortrefflich! vortrefflich! ein delikateres Mahl hätte sich nicht erdenken lassen; füge noch ein Gericht Zerdeh-Pilaf (Gold- oder Saffran-Pilaf) hinzu, so wird es vollkommen sein.“ Darauf zog er seinen gestickten Geldbeutel aus der Tasche, zahlte die geforderte Summe aus und fuhr fort: „Hier, Dschanum (bei meiner Seele), nimm das Geld und wirf es durch den Spalt in den eisernen Kasten, wozu mein Freund Mollah Mustafa Effendi den Schlüssel hat.“

Der Hausmeister that, wie ihm befohlen wurde, erschien darauf wieder in ehrfurchtsvoller Haltung und wartete weitere Befehle ab. „Worauf wartest du, mein Sohn?“ fragte der Effendi, ruhig an seinem Rosenkranz fingernd. „Die Zeit rückt vor — der Proviantmeister sollte eiligst auf den Markt gehen, aber wir haben kein Geld“, erwiederte der Diener. — „Auch ich habe heute keines“, versetzte Schemsuddin. „Soll ich den Mollah Mustafa Effendi um Eröffnung der Kiste ersuchen oder auf Credit kaufen?“ fragte der Haushofmeister. „Gott behüte!“ schrie der Herr. „Wie können wir aber alsdann gehorchen und eine Mahlzeit bereiten?“ fragte der Andere. „Da ist bald geholfen“, versetzte der bekehrte Wohlschmecker. „Inschallah, ich will das Gelage bis morgen verschieben. Inzwischen Tutki jedim (nimm an, ich habe es gegessen).“ Damit entließ der Effendi den erstaunten Haushofmeister, der, weniger fromm als sein Herr, bittere Reue empfand, daß er nicht auf dem Weg nach der starken Kiste von dem Geld seine Prozente genommen. Diesen Fehler suchte er am folgenden Morgen wieder gut zu machen, wo sich dieselben Förmlichkeiten wiederholten, wie sie denn überhaupt mehrere Jahre lang täglich fortgesetzt wurden.

Endlich war die starke Kiste angefüllt mit dem auf solche Art ersparten Gelde, und nun erhielt ein Schüler des berühmten Architekten Sinan den Auftrag, den Wunsch des würdigen Epikuräers zu erfüllen. Die Ueberlieferung sagt jedoch, Schemsuddin habe sich bei der Einweihungsfeier den Magen so stark mit Melonen-Dolmas überladen, daß er bald darauf sichtbar abgenommen habe und am Schlagfluß gestorben sei.

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Armuth zerstört die Leidenschaften, der Reichthum nährt sie. Die Armen haben nicht viel mehr, als Bedürfnisse.

— Alles was die Leiden läutert, erkräftigt sie und verleiht ihnen Dauer und Reiz.

— Alle Leidenschaften suchen, was ihnen Nahrung gibt; die Furcht gefällt sich in dem Gedanken an Gefahr.

— Die Furcht hat immer die Augen offen, die Liebe schließt sie gern.

— Wir vergenden meistens den zum Glück verliehenen Stoff an unsre Leidenschaften.

— Die schönen Gefühle verleihen Schönheit. Wie gut steht z. B. dem menschlichen Angesicht Schamhaftigkeit, Achtung, Frömmigkeit, Mitleid und Unschuld!

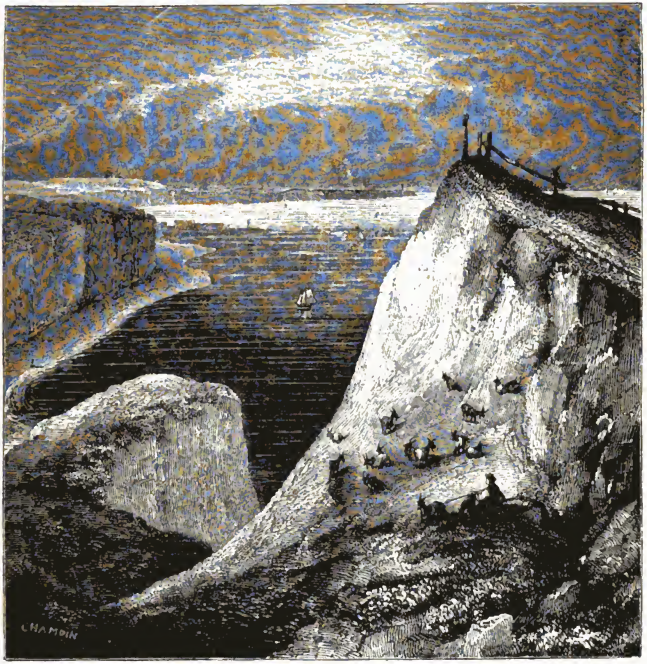
Digitized by Google

Die Normannische Küste und Dieppe.

Die Normandie ist vielleicht die schönste Provinz, jedenfalls der grünste Fleck in dem herrlichen Frankreich. Sie hat viele kleine Hügel, schmale Thäler mit glänzenden Flüssen und einem klaren blauen Himmel; überdies besitzt sie malerische alte Städte von schönem und ehrwürdigem Ansehen, mit einem geheimnißvollen, eigenthümlichen Reize für die Phantasie. Finster, einsam und misanthropisch aussehend, contrastiren diese stillen Plätze wunderbar mit dem anmuthigen Grün und der lieblichen, ländlichen Schönheit der sie umgebenden Natur; sie machen den Eindruck von menschenfeindlichen Eremiten, welche sich einen stillen, freundlichen Ort ausgesucht, um Buße zu thun.

Denselben finstern Eindruck würden die schroffen Felsenufer machen, wenn nicht der leuchtende Himmel, die ewig bewegten Wellen und die reichen Heerden, die sich am Ufer lagern, einen angenehmen Contrast böten. Diesen Anblick der normannischen Küste veranschaulicht unser Bild, das den Eingang zum Hafen von Dieppe darstellt.

Der Name dieser Handelsstadt, die neuerdings auch als Seebad vielfach genannt wird, stammt von dem angelsächsischen Worte deep (tief) her, wie die Argues früher



Normannische Küste mit dem Eingang zum Hafen von Dieppe und dem Leuchtthurm von Hay.

hieß. Rechts und links wird sie von hohen Felsen beherrscht. Die Straßen sind breit und ziemlich gerade, die Häuser zum größten Theil aus Backsteinen erbaut und mit Balkonen geschmückt.

Den Hafen bilden zwei Dämme mit herrlichen Quais, die von einer Citadelle und einem befestigten Schlosse vertheidigt werden können: er nimmt 200 Schiffe mit 100 bis 600 Tonnen auf und eben so viele Fischerboote. Ein Leuchtthurm erhebt sich auf der Westseite der Promenade.

Dieppe hat drei alte ausgezeichnete Baudenkmäler: das Schloß, die gothischen Kirchen St. Remy und St. Jacques. Das Schloß, welches terrassenförmig bis zur Spitze des Felsens ansteigt, krönt die Stadt. Die St. Remy-Kirche, welche noch einen Anflug sarazenischer Architektur hat, blieb unvollendet; schöner, wenn auch nicht harmonisch, ist die Kirche St. Jacques.

Die durch eine Brücke verbundene Vorstadt Le Pollet hat ein ganz eigenthümliches Gepräge. Die Matrosen und

Fischer, welche dort wohnen, unterscheiden sich von den übrigen Einwohnern durch Sprache, Kleidung und Sitten.

Der Haupthandel von Dieppe besteht in Fischen (namentlich Makrelen und Stockfischen; 400 Böttcher machen die Fässer dazu); dabei existiren große Austernparks, die Paris jährlich 18 Millionen Austern liefern. Mai, Juni und Juli ist die Zeit des Fischfangs, der sich neuerdings sogar auf den Wallfischfang ausgedehnt.

Leon Gondy.

(Fortsetzung.)

VIII.

Unter solchen Umständen zu schlafen, war nicht leicht. Leon hatte den Kopf zu voll. Er war in ein Abenteuer verwickelt, dessen Ende er nicht absehen konnte. Er zögerte jedoch nicht, sondern beschloß, sein Möglichstes in der Sache zu thun, obwohl er keine Ahnung von dem Geheimniß hatte, das ihn umgab. Die buntesten Gedanken durchkreuzten seinen Kopf: er dachte an Edith, an sein glückliches Leben in ihrem Hause, an seinen Rivalen, und an den guten alten Mann, dem er seine theuersten Gefühle geopfert.

Er hatte ihn heute gesehen und seine Absicht wohl errathen. Während er des Weges einherging, hörte er Fußtritte hinter sich; und ungewiß, wer die Fremden sein möchten, hatte er sich hinter dem Gebüsch versteckt; wie erfreut war er, als er den alten Rosenfeld und seine Begleiter erkannte. Augenblicklich kam ihm der Gedanke, er werde wohl im ersten Impulse ihn zurückzuholen beschlossen haben; aber Leon fühlte, daß, sich zu zeigen unedel und schwach sein würde, und mit einem tiefen Seufzer blieb er in seinem Versteck. Er war so überzeugt, die Verbindung zwischen dem jungen Rosenfeld und Edith sei zum Glücke des alten Mannes nothwendig, daß er bei dem Entschlusse blieb, ihm um keinen Preis im Wege zu stehen.

Der alte Mann war rasch vorübergeritten und Leon hatte seinen Weg fortgesetzt. Er wollte nach Frankreich gehen und dort durch Fleiß und angestrengte Thätigkeit im Handel sich die Gedanken an die schöne Vergangenheit aus dem Kopfe schlagen.

Diese Bilder hielten ihn einige Stunden wach. — Wie lange, konnte er nicht sagen — endlich aber schlief er ein, und als er mit Tagesanbruch erwachte, fiel ihm sein Versprechen auf die Seele. Er eilte, angekleidet wie er war, aus dem Bette, nahm Pistolen und Dolch und schob den Riegel zurück. Er lauschte, man hörte aber nicht das Mindeste im ganzen Hause; dann ging er an das Fenster und blickte hinaus. Er sah vor sich eine schmale Oeffnung in dem Walde und ungefähr hundert Ellen weiter die Ruinen einer Mühle: es war ein altväterisches Gebäude und hatte wohl in seiner guten Zeit einem reichen Oelmüller gehört, war aber jetzt ganz verfallen. Der Morgen war sonnig und heiter, die Vögel zwitscherten, der Wind bewegte die Blätter der Bäume, der Thau glänzte im Lichte der Sonne und der Dampf, der aus der Erde aufstieg, bildete einen leichten Nebel. Alles war ruhig und still; Leon durchrieselte ein Schauer, wenn er an das Verbrechen dachte, das diesen Ort befleckte; jedoch bei der Erinnerung an sein Versprechen stieg er mit Bündel und Stock leise die Treppe hinunter.

Es war ungefähr vier Uhr; das Haus war bereits offen, aber nicht eine Seele zu sehen; das machte Leon stutzig. War ihm eine Falle gelegt? hatte ihn das Mädchen getäuscht? Er konnte es nicht glauben und verließ das Haus. Er ging einige Schritte voran und sah in geringer Entfernung Poleska unter einem Baume mit gefalteten Händen und weinend dastehen. Als der junge Mann sich näherte, fuhr sie auf. „Vielen Dank, Fremdling", sagte sie leise, „aber folge mir rasch, wir haben keine Zeit zu verlieren."

In wenigen Minuten hatten sie die Mühle erreicht, und Poleska gab, auf einen Stein deutend, Leon das Zeichen, sich niederzusetzen.

„Ich habe auf Euer offenes Gesicht vertraut", begann sie. „Seit Monaten lastet ein Geheimniß auf mir: ich bin stillschweigend die Mitschuldige an einem Verbrechen geworden. Nun kann ich es nicht länger tragen, die Entdeckung mag mein Leben kosten: was kümmert's mich. Es wäre besser, zu sterben, als von Neue gequält zu werden."

„Junges Mädchen", versetzte Leon, „es soll dir kein Leid geschehen. Was du auch zu enthüllen hast, sprich unverhohlen. Es gibt Gesetze und Obrigkeiten, die dich beschützen werden."

„Keine Gesetze und keine Obrigkeiten können mich vor dem schützen, was geschehen wird; aber es thut nichts: das Schlimmste ist mir bereits widerfahren. Doch höre."

Leon that es und vernahm eine Geschichte, die ihn mit Schrecken, Entrüstung, aber doch auch mit Hoffnung erfüllte. Als Poleska ihre Erzählung schloß, sprang er auf, ergriff convulsivisch ihre Arme und sagte: „Oeffne rasch das Thor, Poleska! Du hast mein Leben gerettet und mir mehr Freude bereitet, als ich mir erklären kann."

Poleska staunte über das, was sie hörte, und gab ihm einen Schlüssel. Leon nahm ihn und öffnete rasch. Vor ihm befand sich ein kurzer dunkler Gang und dann eine andere Thür, die jedoch nur an der Außenseite verriegelt war. Der junge Mann legte seine Hand darauf; in diesem Augenblicke hörte er einen herzerreißenden Schrei. Die Thür hinter ihm wurde heftig zugeschlagen und verriegelt — und er befand sich in totaler Finsterniß.

IX.

Eine Woche später kehrte der alte Rosenfeld nach Gent zurück. Er hatte keine Spur von Leon in Brügge gefunden. Sieben Tage angestrengter Reise und schlechten Wetters hatten seine Bewunderung für das Opfer des jungen Mannes etwas gemäßigt. Da nun Leon einmal fort war, so sah er keinen Grund ein, warum er das Glück seines Neffen nicht auf jede Weise fördern sollte. Ja, er war zuletzt, so wandelbar ist das Menschenherz, wirklich froh, daß die Sache eine solche Wendung genommen. Edith war anderer Ansicht: sie konnte die Wunde, die ihr geschlagen wurde, nicht vergessen, und der Vetter, der ihr zuvor schon einen unwillkürlichen Widerwillen eingeflößt, war ihr durch das Opfer des theuren Freundes in tiefster Seele verhaßt geworden.

Am Ende eines nicht sehr freundlichen Gespräches sagte eines Tages der alte Rosenfeld:

„Du liebst mich nicht mehr, wenn du sagst, daß du meines Bruders Sohn hassest."

„Ich kann nicht anders, Vater; es ist ein Gefühl, dem ich nicht zu gebieten vermag. Es überkam mich beim ersten Anblick: vielleicht verschwindet es auch wieder. Ich will mein Möglichstes thun, es zu überwinden; Du wardt ein

Digitized by Google

guter, freundlicher Vater, und hättest du deine Gefühle Leon nicht zu deutlich gezeigt, so wäre ich jetzt eine glückliche Frau. Aber Leon ist fort, und ich werde, wenn du mich in einem Monat zwingen willst, die Hand eines Mannes nehmen, der niemals meine Achtung gewinnen wird!"

Mit diesen Worten verließ Edith das Zimmer. Onkel und Neffe saßen einige Augenblicke stumm einander gegenüber: dann nahm der Wechsler die Hand seines Neffen und bat ihn, guten Muthes zu sein, solche Aufregung daure nie lange.

„Ich wünschte, der Monat wäre vorüber", sagte der junge Mann, „und mein Schicksal entschieden."

„Mein lieber Sohn, die Zeit verfliegt so rasch. Bist du mal in meinem Alter, so wird es dir nur zu schnell dünken."

X.

Am folgenden Tage erbot sich Karl, so weit es in seinen Kräften stehe, die Geschäfte Leons zu besorgen. Der Wechsler willigte mit Freuden ein, aber es half wenig. Er konnte zwar gut rechnen und alle arithmetischen Arbeiten des Hauses besorgen; aber er war durchaus nicht im Stande, eine Correspondenz zu führen. Dieser Theil der Geschäfte fiel nun Edith zu, die sich ihrer Aufträge mit großer Gewandtheit entledigte. Karl besorgte indeß die rein mechanische Arbeit.

Edith war auf diese Weise gezwungen, beinahe den ganzen Tag mit ihrem Vetter zu verkehren, mit dem sie jedoch nur so viel sprach, wie ein Commis mit dem andern. — Der Wechsler saß mit dem Rücken an der Wand bei einem großen Tische, neben welchem sich ein alter eichener Kasten befand, in dem seine Papiere und seine Kasse lagen: er war in zwei Theile getheilt, von denen der obere die Papiere, der untere das Gold und Silbergeld enthielt. Karl saß ihm gegenüber an einem kleinen Tisch, und Edith in einer andern Ecke, gleichfalls dem Vater gegenüber.

Es war zwei Tage vor dem, welchen der Wechsler für die Hochzeit bestimmt hatte; er saß sinnend und lächelnd an seinem Tische — bald das Eine, bald das Andere ansehend. Karls Miene war heiter und siegsgewiß, während Edith in stummem Schmerze hinbrütete.

„Meine Base ist heute sehr traurig?" bemerkte Karl in befangenem Tone.

„Du fragtest mich nach der Rechnung für Großheim und Söhne, hier ist sie", antwortete Edith und gab ihm einige Papiere.

„Danke", sagte Karl und biß sich auf die Lippen, daß Blut kam.

„Meine liebe Edith", warf der Vater freundlich ein, „Karl fragte Dich sehr höflich und Du hast ihm nicht geantwortet."

„Mein Vater, hier ist der Ort für Geschäfte und jetzt sind die Geschäftsstunden", versetzte das Mädchen ruhig, doch nicht ohne ein verächtliches Zucken der Lippen.

In diesem Augenblicke hörte man ein Pochen an der Thür. Karl rief: „Herein!"

„Was gibt es?" sagte er zu der Dienerin, welche eintrat.

„Es wünscht Jemand mit Euch zu sprechen", versetzte dieselbe.

„Wie heißt er?" fragte Karl ungeduldig.

Im selben Augenblick hörte man an der Thür auf Ediths Seite klopfen. Sie rief und eine andere Dienerin trat ein.

„Was willst du, Marguerite?" sagte sie, erstaunt über die ungewöhnliche Unterbrechung.

„Ein Mädchen wünscht mit Ihnen zu sprechen", versetzte die Dienerin.

„Wer ist es?"

„Sie ist mir gänzlich unbekannt."

„Sagte sie keinen Namen?"

„Sie sagte, Ihr kennt den Namen doch nicht; aber ich will Ihnen sagen, daß Poleska mit Edith Rosenfeld im Auftrage Leon Gondy's zu sprechen wünscht."

„Ich komme augenblicklich", rief Edith in zitterndem Tone. Entschuldigt mich für kurze Zeit, lieber Vater, — ich habe etwas Wichtiges zu besorgen", und fügte, zur Dienerin gewandt, hinzu: „die Vorsicht war gut."

„Peter Krubingen", sagte die Dienerin zu dem Neffen.

Karl erschrak, wurde blaß und eilte hinaus, indem er den alten Mann mit seinen Träumereien allein ließ. Dieser achtete jedoch wenig auf die Abwesenheit seiner beiden Kinder, sondern überließ sich ganz den Gedanken, die das Gespräch so eben in ihm hervorgerufen.

Plötzlich trat Karl wieder ein; er war ausnehmend blaß und seine Aufregung so groß, daß er mehr auf den Stuhl fiel, als sich setzte, indem er eine Feder ergreifend konvulsivisch zu schreiben begann. Die Abwesenheit Ediths schien ihn zu überraschen und ab und zu sah er ungeduldig nach der Thüre. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre und sie trat ein. Auch sie war sehr blaß: aber aus ihren Augen leuchtete ein so heller Strahl des Triumphes und der Freude, daß Karl beinahe vom Stuhl aufsprang. Sie setzte sich ruhig und ernst und begann zu sprechen.

Karl zitterte wie Laub; er schien auf den Ton ihrer Stimme wie ein Verbrecher auf das Verdict seines Richters zu harren.

„Mein Vater", sagte sie, „du hattest deine Geldkasse in den letzten Tagen nicht sorgfältig genug verwahrt. Man hat dir achtzig tausend Gulden in Gold, kostbaren Steinen und Wechseln auf Paris geraubt."

„Wie?" rief der alte Rosenfeld erschrocken, „was sagst du da?"

„Wenn du deine Bücher untersuchst, wirst du dich um soviel ärmer finden, als du achtzig tausend Gulden schätzest?"

„Wie kamst du aber nicht früher dahinter?"

„Weil deine Bücher gefälscht, Zahlen radirt und verändert sind: und weil ich an der Ehrlichkeit eines Rosenfeld nicht zweifelte."

„Sprich, mein Kind! — was meinst du?" sagte der alte Mann, unruhig bald das Eine, bald das Andere ansehend.

„Sieh jenen zitternden Verbrecher an: er wußte nicht, daß er bereits entdeckt ist, obwohl er gedacht hatte, daß es so kommen würde und keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Suche die Thüre nicht: es ist zu spät."

Während Edith sprach, war der junge Mann blaß wie Schnee und am ganzen Leibe zitternd nach der Thüre geeilt.

„Gott im Himmel! mein Neffe ein Dieb!" sagte der alte Mann.

„Dein Neffe", rief Edith verächtlich, „du hast keinen Neffen."

In diesem Augenblick wurde die Thüre heftig aufgerissen und Peter Krubingen von einer Abtheilung der Stadtwache in das Zimmer gestoßen: hinter ihm kamen Leon Gondy, Poleska und ein alter Mann, der von Kum-

Digitized by Google

mer und Leiden abgezehrt schien und kaum mehr gehen konnte. Leon eilte herbei und küßte Ediths Hand: der alte Mann warf sich in Rosenfelds Arme. Eine der Wachen rief, indem sie Karl am Kragen faßte: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch, Louis Rigardin, eigentlich Louis Krubingen und neuerdings fälschlich Karl Rosenfeld genannt."

Der junge Mann leistete keinen Widerstand und stellte sich ohne ein Wort zu reden, neben den stummen Vater, den falschen alten Krubingen.

„Träume ich? wo bin ich? was soll das bedeuten? Wer ist dieser Fremde, der mich umarmt — sprecht? Warum fallen Diener der Gerechtigkeit in das Haus des obersten Raths von Gent?" rief der Wechsler unzusammenhängend.

„Ich bin dein Bruder Paul!" rief der Fremde. „Ich habe das gethan. Wenn ich erzähle, was ich Alles von diesen beiden betrügerischen Verbrechern erlitten, so wirst du mein Eindringen entschuldigen. Dank diesem edlen jungen Manne, daß ich noch lebe."

Nun begann eine Scene, die wir nicht zu beschreiben unternehmen wollen. Der alte Rosenfeld sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Edith und Leon unterstützten ihn. Die Wache brachte die beiden Gefangenen weg, nachdem der falsche Rosenfeld noch gestanden, daß das Gestohlene in seinem Zimmer verschlossen sei.

(Schluß folgt.)

Blätter aus Natur und Leben.

Eine Beschwörung. Peter und Johann Carjaval, welche ungerechter Weise verurtheilt und nach dem Richtplatz geführt wurden, forderten König Ferdinand VI. von Spanien auf, in dreißig Tagen vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Der König lachte darüber, aber obgleich er bis zum Tag vorher scheinbar völlig gesund geblieben, starb er am dreißigsten Tage. Mariana versichert, daß die Geschichte strengste Wahrheit sei.

— Sub Rosa. Dieser Ausdruck, den man häufig statt „unter dem Siegel der Verschwiegenheit" gebraucht, ist alten Ursprungs. Schon bei den Römern war die Rose ein Bild der Verschwiegenheit: der Wirth hängte sie, nach Ovid, als Symbol über dem Gasttische auf, damit jeder Gast verschweigen solle, was hier gesprochen wird.

Heinrich Zschokke.

Der berühmte und beliebte Erzähler Heinrich Zschokke, von dem wir unsern Lesern, denen er durch seine Novellen oder die Stunden der Andacht lieb geworden, ein ähnliches Portrait geben, ist zu Magdeburg 1771 geboren, kam aber frühzeitig nach der Schweiz, wo er sich bald einbürgerte. Kurze Zeit war er Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder gewesen. Er steht mit seinen früheren Leistungen noch ganz in der Sphäre der walterscottischen Romantiker, während er mit seiner spätern in die unmittelbare Gegenwart eintrat. Zschokke hat eine vielseitige Thätigkeit entwickelt, und wenn auch seinen Arbeiten vielfach Gründlichkeit, Gediegenheit und Tiefe mangelt, so hatten sie doch großen praktischen Werth und wirkten auf ihre Zeit. Seine Erzählungen, Novellen und Romane sind klar und lichtvoll geschrieben, wovon wir im Tagebuch des Vikars ein Beispiel gegeben; sie offenbaren ein edles und wohlwollendes Gemüth und lassen um so mehr bedauern, daß er sich nicht genug sammeln konnte, um ihnen einen höhern Werth und größere Abrundung zu geben. Sein Goldmacherdorf, das in unzähligen Exemplaren verbreitet ist, und die Branntweinpest sind dadurch merkwürdig, daß sie das Volk aufklärten und unendlich vielen Nutzen stifteten. Auch im Gebiete der Geschichte hat er sich versucht und eine „Geschichte des bayerischen Volks" und „der Schweiz" geschrieben, welche auf die Bedürfnisse der Gegenwart viele Rücksicht nehmen und eine klare und lichtvolle Darstellung haben, aber den Anforderungen echter Historie nicht recht entsprechen wollen. Seine Selbstschau gewährt durch interessante Mittheilungen und gute Darstellung ein schönes Bild von seinem Leben und den Zeitverhältnissen, in denen er sich bewegte, und läßt besonders seinen eigenen reinen Charakter deutlich hervortreten. Uebrigens ist Zschokke auch der Verfasser der Stunden der Andacht, welche nächst der Bibel wohl das verbreitetste Andachtsbuch sein dürften, jedoch das Christenthum zu sehr verflüchtigt, aber auch manches Herz erbaut und getröstet haben. Zschokke starb am 27. Juni 1848 auf seinem Landgute Blumenhalde bei Aarau.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Der Hausirer.

(Nach dem Gemälde von Wilkie.)

Der Hausirer, — wer kennt ihn nicht, den Mann, den man auf allen Landstraßen mit seinem Ballen, auf den langen Stab gestützt, umherwandern sieht. In die unbekanntesten Winkel der Erde trägt er die Schätze des Gewerbfleißes; ja es gibt Gegenden, wo sich niemals ein anderer Handel festsetzen konnte, und wo noch heute der einsame Hausirer die Messen der großen Städte ersetzen muß. Amerika kannte lange Zeit keine andere Lieferanten. Sie waren seine ambulanten Buden, seine Zeitungen und Boten. Fenimore Cooper hat in seinem „Spion" eine interessante Schilderung dieser nomadischen Kaufleute aus der ersten Zeit der Colonisation gegeben: in unserer Zeichnung gibt David Wilkie, dieser große Meister des Sittenbildes, einen Hausirer seiner Heimath.

Er hat sich niedergelassen und seine verführerischen Schätze vor den neugierigen Blicken ausgebreitet: endlich

Digitized by Google

kommt ein Stoff mit Blumen zum Vorschein, der die ganze Familie in laute Bewunderung ausbrechen läßt. Die Muhme schlägt die Hände zusammen, die kniende Magd hält den Stoff gegen das Licht, um die Solidität des Gewebes zu prüfen; die alte Mutter, die mit der Brille auf der Nase das Zeug untersucht, handelt um den Preis und meint, etwas billiger wäre billig. Der Hausirer meint aber, es sei unmöglich. Die junge Frau sagt nichts und blickt, den Stoff in beiden Händen haltend, nach dem Gatten: der Knabe, der hinter seinem Stuhle steht, ist offenbar mit der Mutter im Complot.

Nur das Haupt der Familie zögert noch und raucht halb lächelnd, halb ungehalten fort. Von seinem Entschlusse hängt der Kummer oder die Freude derer ab, die ihn umgeben. Nachdem endlich der Preis festgestellt, bestürmt die ganze Familie den Alten, der so vielen freundlichen Gesichtern nicht widerstehen kann und aus dem Schrank, wenn auch ungern, den dicken Beutel holt, um den Hausirer zu bezahlen. — Das ist ein Freudenfest, von dem sich der reiche Städter nicht träumen läßt.

Der Storch.

Dort schwebt er über dem Dorfe, der treue Hausfreund Storch. Er hat sein Nest verlassen, wo er seine Jungen erzog, und umkreiset die Häuser, um seine Freunde im Orte noch einmal zu sehen und dann von ihnen Abschied zu nehmen. Mit ihm zieht die Frau Störchin und auch ihre großgewordnen Kinder bleiben nicht zurück. Bald verschwinden sie hoch oben in weiter Ferne, nachdem die Menschen ihnen ein herzliches Lebewohl nachgerufen haben. Mit dem August zieht Freund Storch hinweg und Pfingstvogel, Wendehals und Bachstelze verschwinden ebenfalls; ihnen folgen bald auch die fröhliche Lerche und die geschwätzige Schwalbe und öder wird es draußen auf der Flur, wo die Feldspinne noch den letzten Schmuck, den silberfarbenen Schleier in zarten Fäden ausgespannt hat.

Bald wird der Herbst kommen; das Scheiden des Storches hat ihn angekündigt. Begleiten wir ihn, den lieben Freund, doch einmal auf seiner weiten Reise! Da fliegt er hoch oben mit den Seinen dem fernen Süden zu. Unser deutsches Vaterland hat er bald hinter sich; das Meer braust unter ihm, Schiffe tragen Lasten über die Wogen hinweg. Freundlich begrüßt der Matrose des mittelländischen und rothen Meeres den schnellen Segler der Luft. In Aegypten landet der Storch, in dem Lande, wo tausend Zeugen vom Glanze vergangener Jahrhunderte stehen. Kaum vierzehn Tage hat der kühne Luftschiffer zu der weiten, weiten Reise gebraucht. Er sieht die Ufer des blauen und weißen Nils, wo Schaaren von Störchen die zweite Heimath finden; dorthin drängt's ihn auch, — er läßt sich in Nubien nieder. Unzählige Vögel haben schon Wohnung in diesem Lande aufgeschlagen. Während am weißen Nil mit den Störchen der Reiher, der Ibis und andre Sumpfvögel umherstolziren, gaukeln in den prächtigen Wäldern von Feigenbäumen, Tamarinden und Orangen die Honigsauger und Papageien neben dem possierlichen Affen herum. Aber aus den Fluthen wälzt sich ein scheußliches Krokodil mit offenem, starkgezahnten Rachen und jagt auf Adler, Geier und andere Thiere, die nur durch schnelle Flucht einem schrecklichen Tode entrinnen können. — Freund Storch besucht den blauen Nil und sieht bald den majestätischen schwarzen Adler mit weißem Kopf und Hals aus dem Walde hervorkommen. Sein Geschrei erschreckt die kleineren Geschöpfe, zieht aber auch den Jäger heran, dem er oft zur Beute wird. In seine letzten Sterbetöne mischt sich das Geschrei der Kraniche und das Gebrüll der Nilpferde und Krokodile. Das kleinere Gethier zieht sich in die Sümpfe des Waldes zurück, in welchen die blauen Wasserrosen und die prachtvollen Winden ihre Nahrung finden. Die Bäume des Waldes sind überzogen mit herrlichen Schlingpflanzen, welche buntblumige Lauben bilden, und in den Dornenbüschen am Baumwollendickicht rankt sich ein bösartiges Kraut, das Gischel der Araber empor, dessen Aehrenspitzen die Haut der Einwohner schmerzlich verwunden. Ebenso verwundend ist der scharfe, gebogene Kreuzdorn, aus welchem einst dem Heilande die Dornenkrone geflochten ward. Auch die Bäume sind von Feinden bedroht, denn die Wanderheuschrecke läßt sich in großen Schwärmen hier nieder, und kämen nicht die Röthelfalken hinzu, um Millionen zu vertilgen, die Heuschrecken würden sich bis in das Unendliche vermehren. Während die Röthelfalken schmausen, lauern Kukuks und andere Raubvögel in der Nähe einer brennenden Prärie auf die durch die Gluth verscheuchten Insektenschaaren, welche sich aus dem Feuertode zu retten suchen und sofort wieder der Raubsucht zur Beute fallen. — Um alle diese kleinen Würgereien kümmern sich aber die riesigen Thiere nicht, die im dichtesten Walde hausen. In demselben begegnen sich Elephanten, Hyänen, Löwen und wilde Ochsen und es entstehen zwischen ihnen oft Kämpfe, vor denen das menschliche Herz zittert und bebt. Das Alles sieht unser Storch mit an und wer ihm auf seiner weiten Wanderung nicht folgen konnte, der wartet das Frühjahr ab und läßt sich von dem mit den Seinen wiedergekehrten Hausfreunde Alles erzählen.

Robert Wolfram.

Zweierlei Ritt.

(Aus Admiral Ruiters Leben.)

Admiral Ruiter lag einmal mit seinem Schiff bei Rotterdam vor Anker und da er bei den Bewohnern dieser Stadt in großem Ansehen stand, wurden ihm zu Ehren viele Festlichkeiten veranstaltet. Das ärgerte den General der Landtruppen, der in Rotterdam lag, und er dachte: „Ich will doch diesem Ruiter einen kleinen Streich spielen.“ — Er lud ihn nun auch zu einem Festmahl ein, bei welchem Alles aufgeboten war, um dem Gaumen zu schmeicheln. Nach Tische sagte der General: „Meine Herren, wir wollen den Kaffee auf meinem Landhause trinken.“

Nun wurden die kostbarsten Pferde vorgeführt. Der Admiral war nie in seinem Leben auf einem Pferde gesessen: deßhalb weigerte er sich mit aller Macht, mußte aber doch zuletzt nachgeben und stieg auf. Er saß wie ein Schneider auf dem Thiere, das allerlei Kreuz- und Querſprünge mit ihm machte. Die Landoffiziere waren nahe daran, in das heftigste Gelächter darüber auszubrechen.

Durch die Stadt ging es einigermaßen ordentlich, da der General noch ziemlich langsam ritt; aber sobald sie vor das Thor hinausgekommen waren und der General seinem Pferd die Sporen gebend, in hellem Galopp davon sprengte, — da flog auch der Admiral mit — wankte aber so ängstlich bald zur Rechten, bald zur Linken, daß er zum großen Vergnügen der Landoffiziere sich am Sattelknopf und der Mähne festhalten mußte. Aber ehe er noch das

Digitized by Google

Landhaus erreicht hatte, machte das Pferd einen Sprung und — Ruiter lag auf allen Vieren im Sande.

Mit Mühe sein Gelächter zurückhaltend, beklagte der General das seinem Gaste zugestoßene Unglück, welches zum Glücke keine weitern Folgen gehabt, als daß der Admiral erklärte, er werde kein Pferd mehr besteigen. Der General ließ deßhalb Abends seinen Wagen holen, in welchem Ruiter heimfuhr.

Dieses Ereigniß bildete mehrere Tage das Stadtgespräch; namentlich amüsirten sich die Landoffiziere darüber. Der Admiral aber dachte: „Wartet nur, ihr Landkrabben, ich werde euch mit einem Souvenir aufwarten, das ihr mir nicht sobald vergessen sollt."

Einige Tage später empfing der General und alle seine Offiziere eine Einladung zu einem Mittagsmahl auf dem Admiralschiffe.

Ruiter hatte auf dem Hinterdeck ein prächtiges Schiff errichten lassen und darunter stand der Tisch, der sich unter der Last der ausgesuchten Speisen und Getränke bog. In den Mastwänden und den Taumerken hingen die festlich geschmückten Matrosen, welche alle zum Voraus gehörig instruirt waren.

Endlich erschienen die Gäste am Ufer. Prächtig geschmückte Schaluppen und Boote brachten sie hinaus nach dem Schiffe, wo man sich augenblicklich an Bord begab. Nachdem man sich mit Speise und Trank gehörig gütlich gethan, brachte der Admiral einen Toast auf Hollands Wohl aus.

Er hatte sich erhoben und alle seine Gäste mit ihm. Während sie mit den Gläsern anstießen, gingen die hundert und zwanzig Kanonen des Schiffes mit furchtbarem Knall los. Das prächtige Schiff beugte sich und hob sich wieder. Bleich vor Schrecken taumelten die Landoffiziere auf dem Deck umher, während die Matrosen in ein betäubendes Gelächter ausbrachen. Ruiter allein und seine Offiziere standen fest auf ihren Beinen.

Als die Erschrockenen wieder etwas zu sich gekommen waren, sagte Ruiter lächelnd: «Mijnheers, dat is mijn Paardt!» Meine Herren, das ist mein Pferd.

Aber die Landoffiziere hatten alle Lust zum Lachen verloren, während Ruiter that, als ob nichts vorgefallen wäre.

Blätter aus Natur und Leben.

Große Ohren. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte von einem Volke an der Grenze von Indien, das sich mit den Ohren bedecken konnte, und in Prizikas Pilgrims lesen wir, daß es auf der Insel Arneetto Männer und Frauen gibt, welche Ohren von solchem Umfang haben, daß sie auf dem einen wie auf einem Bett liegen, während sie mit dem andern sich zudecken.

— Die anmuthigsten Frauen sind nach englischen Berichten die Französinnen auf der Insel Mauritius (Isle de France im Osten von Africa), namentlich da bei ihnen eine den Creolen angeborne Ruhe die der „großen Nation" eigenthümliche Lebhaftigkeit mildert. Die Farbe ihrer Kleidung ist stets blendend weiß und früh Morgens oder gegen Abend zeigen sie sich mit unbedecktem Kopf und nur mit einem Sonnenschirm versehen im Bazar oder auf der Promenade. Man kann sich nichts Anmuthigeres denken, als ihre weißen Musselinkleider. Keine andre Farbe und kein Schmuck ist bei diesen anziehenden Damen zu sehen; eine einzige Blume im Haar deutet die Galatracht an. Die sonnverbrannten Engländerinnen dagegen, welche auf der Insel wohnen, gehen in Atlaskleidern und mit Juwelenschmuck. Die Männer sind ebenfalls vom Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet; nur bei festlichen Gelegenheiten tritt ein schwarzer Rock von leichtem Tuch an die Stelle des leinenen Zeugs.

Das Vogelei.

I.

Das Ei eines Vogels und fast aller anderen Thierklassen besteht aus der Schale, den Häuten und den Flüssigkeiten.

Die Schale besteht aus kohlensaurer Kalkerde, welche schon im Legsack abgesondert wird.

Unter der Schaale liegen zwei dünne durchsichtige Häutchen von geronnenem Eiweiß, welche sich am stumpfen Ende etwas aus einander lassen, wie die Hornhaut des Auges und die Regenbogenhaut, und in den Raum atmosphäre Luft aufnehmen: daher sich das Ei hier wärmer anfühlen läßt, wenn man es an die Zunge oder an die Wange hält. Das Ei wird mit dem spitzen Ende voran gelegt.

Unter diesen Häuten liegt das halbflüssige Glahr oder Eiweiß im spitzen Winkel festgeklebt, woran man zwei Lagen unterscheiden kann, die aber weiter nichts zu bedeuten haben.

Ziemlich in der Mitte dieses Eiweißes liegt der Dotter, nichts anderes als durch ein Oel gelb gefärbtes Eiweiß, von einer dünnen Haut umgeben, die sich nach beiden Spitzen durch das Eiweiß als zwei Schnüre verlängert, welche daselbst festkleben. Da der Dotter wegen des Oels etwas leichter ist und überdieß die eine Hälfte schwerer als die andere: so schwimmt er immer oben im Eiweiß, wie man auch das Ei drehen mag.

Weil aber der Dotter bei diesen Drehungen sich nicht mit umwälzt, so verdrehen sich die beiden Dotterschnüre und sehen dann aus wie eine Schnur mit bläserigen Knoten, wie die Hagelschloßen, daher man sie auch Hagelschnüre nennt. Man hat ihnen allerlei Geschäfte zugeschrieben, besonderd das Einsaugen des Eiweißes während des Brütens, woran aber nichts ist.

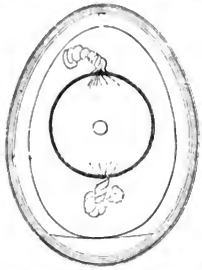
Auf dem Dotter, und zwar in der Mitte seiner leichtesten Hälfte liegt ein weißer und runder Fleck, wie ein Häutchen, von 1 Linie im Durchmesser, den man das Auge, die Narbe oder den Hahntritt nennt, und woraus sich der Keim oder das Küchelchen entwickelt. Dieses Häutchen ist wahrscheinlich ein Bläschen oder wenigstens ein Segment von einem solchen, welches später um den ganzen Dotter herumwächst. Von ihm aus geht senkrecht hinunter durch den Dotter eine Art Röhre, welche daselbst in eine Höhle endigt. Dieses deutet vielleicht auf die erste Entstehung der Narbe, welche bei der Vergrößerung des Dotters immer mehr in die Höhe steigen mußte.

Die Narbe eines fruchtbaren Ei's läßt sich durch das Mikroskop von einem tauben unterscheiden; dort gleicht sie einem ziemlich glatten Häutchen mit einer deutlichen Linie, wie ein Spalt, in der Mitte; hier aber sieht sie wie wollige Molken aus, ohne eine so bestimmte Linie.

Legt man nun ein Ei einer Henne unter oder in eine Brütmaschine, deren Wärme ungefähr auf 30 Grad R. erhalten wird, so entwickelt sich bloß durch den Einfluß dieser Wärme und den Zutritt der Luft das Küchelchen.

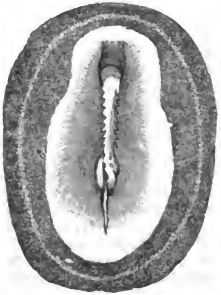
Digitized by Google

Man sieht schon am anderen Tage in der Mitte der Narbe den Keim als eine schwache Linie, welche das Rückenmark bezeichnet. Alles Uebrige ist noch durchsichtig. Bald aber zeigt sich das Herz, also das Gefäßsystem, dem Nervensystem gegenüber, und von nun an treten alle Organe mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit hervor. Vom Keim aus wächst ein dünnes Häutchen nach dem Umfang des Dotters, den es allmählich fast ganz umgibt; wahrscheinlich



Durchschnitt eines Hühnereis mit den verschiedenen Häutchen.

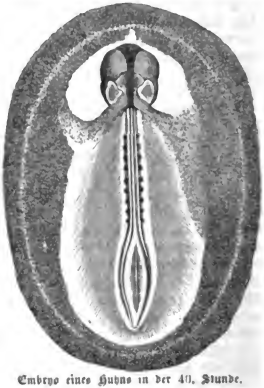
wächst es aber nicht dahin, sondern es ist nur die äußere Lage des Dotters, welche sich in ein Häutchen verwandelt. In diesem Häutchen entstehen nun die Blutgefäße, wie es scheint anfänglich nur als Furchen, worin einzelne rothe Punkte liegen, die aber allmählich zusammenfließen und so ein schönes Netz von Arterien und Venen bilden, wovon jene zu, diese von dem Herzen gehen, daher man sie auch



Embryo eines Hühnereis in der 35. Stunde.

umgekehrt benennt, übrigens sich vorzüglich im Kopfe verbreiten, welcher nun der größte Theil des Keimes ist. Das Herz schlägt sehr häufig, über zweihundert Mal in der Minute.

Daß diese Dottergefäße zum Athmen dienen, beweist vorzüglich der Umstand, daß das Küchelchen stirbt, sobald man das Ei mit Gummi überzieht und also die Luft abhält, durch die Poren der Schale zu dringen. Der Keim kehrt der Luftblase den Rücken zu und liegt, was sonderbar ist, immer mit der linken Seite auf dem Dotter, so daß der Kopf immer rechts, der hintere Theil des Leibes links steht, wenn die Spitze des Ei's gegen den Beobachter gekehrt ist. Die meisten Dottergefäße liegen nicht an dieser Luftblase, sondern oben auf dem Dotter, also an der Seite des Ei's,



Embryo eines Huhns in der 40. Stunde.

dicht unter der Schale, weil sich das Eiweiß nach unten senkt.

Während des Brütens wird bloß das Eiweiß verzehrt, welches also von der Haut, nämlich dem Amnion, worin der Keim liegt, eingesogen wird. Es ist mit einer dünnen, aber eiweißreichen Flüssigkeit angefüllt, in welcher der Keim schwebt.

Leon Gondy.

(Schluß.)

XI.

Die Geschichte, welche Poleska dem Fremden erzählte, den sie zu ihrem Vertrauten erwählt, lautete folgendermaßen:

„Ich bin eine Waise und habe meine Eltern nie gekannt. Vor ungefähr dreizehn Jahren wurde ich von würdigen Leuten, den ursprünglichen Besitzern dieses Wirthshauses, aufgenommen und erzogen: ich hatte die gegründetste Aussicht, als ihr Adoptivkind anerkannt zu werden; sie starben jedoch plötzlich und wie ich jetzt fürchte, unter ganz besondern Umständen. Das Wirthshaus wurde darauf von einem Manne in Besitz genommen, der sich Peter Krubingen nannte, jedoch ein Franzose war und wie ich später erfuhr, Rigardin hieß. Er hatte einen Sohn ungefähr von meinem Alter. Ich wurde die Spielgenossin desselben und später Aushelferin. Er war ein Mann von einiger Erziehung und flößte mir manche neue Idee ein, während er seinen Sohn unterrichtete; aber er gab mir keine Grundsätze: seine Ansichten waren cynisch und schlecht. Ich weiß nicht, was es war, das mir einen so großen Widerwillen gegen ihn einflößte; ja ich wäre, als ich älter wurde und sah, daß er der Anführer einer Räuberbande, die den Wald unsicher machte, und sein Wirthshaus als eine Falle benutzte, gerne geflohen, aber es war zu spät. Ich hing zu sehr an seinem Sohne. Der Knabe war schwach und nur allzu gelehrig für seines Vaters Lehren: doch suchte ich den Einfluß des Vaters zu

Digitized by Google

schwächen, und es gelang mir auch in gewisser Beziehung. Ich machte dem Alten häufig Vorwürfe; anfangs nahm er es gar übel auf, wurde später jedoch milder, und da ich ihm, gerade vielleicht weil ich sein Gegentheil war, gefiel, beschloß er, mich zu seinem Weibe zu machen. Er beabsichtigte, scheint es, seine Kameraden zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, wenn er eine bestimmte Summe zusammengebracht; plötzlich bot sich dazu die beste Gelegenheit. Ein Wechsler, Namens Rosenfeld, brauchte einen tüchtigen Commis —"

„Rosenfeld!" rief Leon erstaunt. „Rigardin, —"

„Ihr kennt den Namen?"

„Ja, ja; fahrt fort."

„Durch Vermittlung von Verwandten in Paris erhielt er den Platz und blieb zwölf Monate dort. Nach Verfluß dieser Zeit beraubte er den Herrn, dessen Vertrauen er gewonnen, und floh. Der Wechsler, ein edler und versöhnlicher Mann, verfolgte ihn nicht, und er kehrte zu seinem alten Handwerk zurück. Er war eben im Begriff, das Land zu verlassen, als eine andere verbrecherische Idee ihm in den Kopf kam.

Es war eines Abends spät, als ein Reisender in unserer Herberge ein Unterkommen suchte; es war ein alter Mann, der den Weg kaum wußte. Er fragte, ob er noch in der Nacht Gent erreichen könnte; man sagte ihm aber, es sei noch mehre Stunden, und er blieb mit einem tiefen Seufzer. Er befahl, daß man das Pferd in den Stall bringe, nachdem er ihm das Felleisen, Pistolen und Säbel abgenommen, und verlangte dann ein Nachtessen. Er schien ein Mann zu sein, der viel in der Welt gesehen und gedient hatte. Als das Essen fertig war, forderte er uns auf, uns zu ihm zu setzen und ließ einen großen Krug Wein bringen.

„Seid Ihr schon lange auf diesem Hause?" fragte er.

„Mehre Jahre", antwortete Peter mit mißtrauischem Blicke.

„Ich frage, weil ich viele Jahre in Amerika war und vielleicht durch Euch etwas von den Meinigen erfahren kann."

„Wohl möglich, Herr."

„War't Ihr je in Gent?"

„Ich kenne es ein wenig", versetzte Peter etwas unruhig.

„Habt Ihr je von einem gewissen Karl Rosenfeld gehört?" fragte der Andere plötzlich in bewegtem Tone.

Mein Herr wollte gerade sein Glas an die Lippen setzen, aber er zitterte so heftig, daß er beinahe allen Wein vergoß; als er sich wieder gesammelt, sagte er: „Der reichste Wechsler in ganz Gent; ein Mann von ungeheurem Vermögen, noch größerem Ansehen und der Vater einer einzigen Tochter."

„Gott sei Dank, so lebt also mein Bruder!" rief der alte Mann.

„Euer Bruder?" fragte Peter Krubingen mit seltsamem Blick.

„Ja, mein Bruder. Ich verließ ihn in wilder Jugend und kehre mit Reichthümern beladen zurück. Ich bin der Fremde müde und will hier den Rest meiner Tage in Frieden verleben. Ich bin neugierig, ob er sich meiner erinnern wird."

„Gewiß wird er das", sagte Peter Krubingen nach einigem Nachdenken. „Ich will Euch nur sagen, daß ich mehre Jahre in seinem Hause lebte und kein Tag verging, ohne daß er von seinem verlorenen Bruder gesprochen. Seiner Güte verdanke ich meine gegenwärtige Unabhängigkeit."

Der alte Mann lauschte mit strahlendem Blicke, Louis und ich staunten und konnten den Plan dieses Erzschuftes noch nicht durchschauen.

„Ihr habt also meinen Bruder gesehen?" fragte Paul Rosenfeld mit blitzenden Augen. „Der gute Karl, er war immer eine treue Seele. Ich wollte, die Nacht wäre vorüber, daß ich ihn in meine Arme drücken könnte."

„Ein Bett steht für Euch bereit, wenn Ihr in der alten Mühle schlafen könnt", versetzte Peter, indem er meinem Blick auswich.

„Mir gleich. Ich bin ein alter Soldat und habe zu oft in den mericanischen Bergen auf hartem Boden geschlafen, um nicht eine Mühle für eine Ueppigkeit zu halten. Weckt mich früh, so werde ich die Kellnerin gut bezahlen."

Mit diesen Worten nahm er sein Felleisen und seine Waffen und ging nach der Mühle, während ihm Peter Krubingen den Weg zeigte. Wir blieben zurück und sahen einander schweigend an; wir fühlten, daß ein neues Verbrechen auf die bereits begangenen gehäuft werden sollte und wußten nicht, was sagen oder thun. Peter kehrte alsbald wieder zurück, schloß das Haus und setzte sich an das Feuer; er schien auf etwas zu sinnen und wir wagten ihn nicht zu stören.

„Louis", sagte er endlich, „willst du mit einem Streich dein Glück machen, zu Reichthümern und Ehren in der Welt gelangen und der Sohn des reichsten Wechslers werden?"

„Wie das?" riefen wir beide in einem Athem.

„Ich kenne die ganze Geschichte der Familie Rosenfeld. Man hält Paul für todt; sie sollen dabei bleiben."

„Wie!" sagte ich bleich vor Schrecken, — „doch nicht ein Mord!"

„Still, Mädchen. Ich spreche nicht von Mord. Aber Paul Rosenfeld verläßt die alte Mühle nicht, bis mein Sohn mit seines Bruders Tochter verheirathet ist."

„Nie!" rief ich lebhaft.

Louis sagte nichts.

Peter entwickelte uns nun seine Pläne. Er kannte den Charakter seines frühern Herrn genau. Er wollte sich der Papiere Pauls bemächtigen und seine Handschrift nachmachen. Wohl instruirt und mit glaubwürdigen Beweisen versehen, sollte Louis den Sohn des lang vermißten Bruders vorstellen, sich in die Gunst des alten Wechslers schleichen und seine Tochter heirathen.

„Dieser Schuft! dieses Ungeheuer!" rief Leon, strahlte aber vor Freude und Hoffnung.

Der junge Mann ging auf den Plan ein, denn er kümmerte sich wenig um mich: sein Charakter war zu schwach, als daß ein Gefühl von langer Dauer bei ihm gewesen wäre. Wir blieben einen Theil der Nacht auf, um die Sache nach allen Seiten zu verabreden: gegen Morgen gingen sie nach der Mühle, übermannten Paul im Schlaf und nahmen ihm sein Felleisen; aber sie fanden keine Spur von des alten Mannes Reichthum. Sie fanden nur Briefe und Papiere und ein Tagebuch seines Lebens: dies war unschätzbar; einen ganzen Monat lang studirten sie dasselbe. Durch meine Drohungen gezwungen, gaben sie ihm gute Nahrung und verbannten jeden Gedanken an Mißhandlung; ja man versprach mir sogar, den alten Mann freizulassen, sobald der Plan gelungen.

Louis ging endlich und kam nach Gent, wo er, wie es scheint, seine Rolle mit großer Gewandtheit spielte,

Digitized by Google

denn es gelang ihm, Vater, Tochter und Bräutigam zu täuschen."

„Ja, alle, alle!" rief Leon.

„Wie wißt Ihr?"

„Weil ich der Bräutigam bin; weil mich der kecke Betrüger einen ganzen Monat lang quälte; weil ich seinetwegen meine Braut verlassen. Der alte Mann hielt ihn für seinen Neffen und wollte die beiden Verwandten zusammengeben. Aber die Hand der Vorsehung ist über ihm und Edith gerettet!"

„Ihr Leon Gondy!" rief Poleska erstaunt, „dann brauch' ich nichts mehr zu sagen. Nehmt diesen Schlüssel, befreit Paul Rosenfeld; nur bitte ich mir als Lohn die Schonung Louis' aus. Er ist ein schwacher und schlechter Mensch, es ist wahr, aber schont ihn."

„Soweit es in meiner Macht liegt", versetzte Leon, „aber den Schlüssel! den Schlüssel!"

XII.

Als der junge Mann sich mit Gewalt in das Gefängniß Paul Rosenfeld's gestoßen sah, war das Erste, was er that, daß er sich umsah. Auf einem Bette lag der alte Mann, an Händen und Füßen so gebunden, daß er sich nicht erheben konnte; das Zimmer war groß, mit eisenvergitterten Fenstern; die Wände waren von behauenem Stein, die Thüre von massivem Holz. Es war ein festes und sicheres Gefängniß, und das Herz des jungen Mannes verzweifelte. Er war so bestürzt, daß er sich auf einen Stuhl an der Seite des Bettes setzte, ehe er sprach.

„Wie, eine neue Schurkerei, Meister Krubingen?" sagte der alte Mann in höhnischem Tone.

„O, mein Herr, ich bin nicht Peter Krubingen, sondern Einer, der — als er Euch zu retten kam, in die Falle ging und nun Euer Gefängniß theilt."

„Deine Stimme ist mir fremd, aber du gehörst zur Bande; du willst mir ein Geheimniß ablocken. Geh; ich kann hier sterben, aber ich werde nicht sprechen."

„In Gottes Namen hört mich an; ich komme, Euch zu befreien und Euren Bruder und Edith von einer Schande zu retten, die schlimmer als der Tod. Hört und richtet dann, wer ich bin."

Und Leon Gondy erzählte, nachdem er die Bande abgeschnitten, die den Gefangenen an das Bett fesselten.

„Ich glaube dir, mein edler, junger Freund", sagte der alte Mann, dem es nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang, aufzusitzen: „ich glaube, daß Poleska ein gutes Mädchen ist. Aber wie von hinnen kommen?"

Beide sannen mehre Stunden auf Mittel zur Flucht. Sie sprachen von Karl, von seiner Güte, von seinen vielen edeln Eigenschaften, und suchten dann in wildem Zorn die schwere Thüre zu zerspalten; aber es gelang nicht. Sie sprachen von Edith. Leon erzählte von Edith und seiner nahen Verbindung mit ihr, die durch sein Opfer aufgelöst worden; der Alte aber dankte der Vorsehung, daß sie ihm wenigstens einen Tröster gesandt.

„Meine Hoffnung ruht auf Poleska", sagte Leon Gondy endlich. „Das Mädchen verabscheut die Verbrechen, die rings um sie her begangen werden; sie hängt mit ganzer Seele an Louis, das wird ihre Klugheit wach erhalten und im ersten unbewachten Augenblick wird sie für uns handeln."

„Inzwischen aber kann das Schlimmste geschehen", sagte Paul mit dem Ausdruck tiefer Leidenschaft. „Still, die Stunde ist gekommen, in der unsre Gefangenwärter Nahrung bringen. Sprich kein Wort, sondern lausche und gib Acht."

Ein kleines Fenster öffnete sich, ein Korb wurde an einer Schnur herabgelassen und als er geleert war, wieder hinaufgezogen.

„Das geschieht jeden Tag zweimal", sagte der alte Mann: „es ist die einzige Abwechslung in der düstern Monotonie meiner Gefangenschaft gewesen."

„Aber es ist unmöglich, daß wir ewig hier bleiben!" rief Leon. „Was thun? Wir sind hülflos, machtlos; wir können weder Hand, noch Fuß bewegen. Schon der Gedanke an das, was geschehen kann, während wir hier eingesperrt sind, ist im Stande, einen wahnsinnig zu machen."

„Junger Mann", sagte Paul Rosenfeld freundlich; „gräme dich nicht so sehr; wir sind in der Hand eines gnädigen Gottes. Während meines langen Lebens war ich in mancher Gefahr, aber die Vorsehung hat mich immer gerettet. So wird es auch dießmal ein Rettungsmittel geben."

Leon schüttelte den Kopf und antwortete nicht; seine Gedanken — Gedanken peinigendster Art — waren weit fort.

So vergingen mehre Tage, bis sie sich endlich an diesen Zustand gewöhnt hatten. Sie sprachen beständig von den Abwesenden, aber das machte sie nicht freudiger, sondern nur unglücklicher. Leon hatte das Gefängniß nach allen Richtungen untersucht; er hatte die Festigkeit der Wände, der Thüre mehr als einmal geprüft, aber alles vergeblich.

Eines Tages, als man ihre Nahrung, die immer sehr reichlich war, herabgelassen und der Korb hinaufgezogen worden, bemerkten sie, daß das Fenster offen blieb und ein Bündel herabfiel.

„Hört!" sagte die Stimme Poleska's, welche wie vom Himmel zu kommen schien.

„Wir hören", antwortete der alte Mann in feierlichem Tone.

Leon stand auf, fest und hoffnungsvoll.

„Er ist fort. Es scheint Gefahr für ihn vorhanden zu sein. Der junge Louis hat dem alten Wechsler achtzig tausend Gulden geraubt, da er sah, daß aus seiner Heirath mit der Tochter nichts werden würde. In dem Bündel findet Ihr Säge, Meißel, Hammer und Feile; gebraucht sie rasch, macht Euch frei und gedenkt meiner."

„Bleibt Ihr allein hier?" fragte Leon.

„Ja!"

„Wollt Ihr handeln, während wir an der Arbeit sind, so geht und rettet das Kind des Wechslers. Ich bitte Euch darum."

„Ich will."

„Wartet keinen Augenblick, geht sogleich nach Gent, fragt in meinem Namen im Hause von Karl Rosenfeld nach Edith; sagt, Ihr kommt in einer Sache, in der es sich um Leben oder Tod handelt. Wenn Ihr sie seht, sagt die ganze Wahrheit, und Alles, was für ihn und Euch geschehen kann, soll geschehen. Verliert keine Zeit und geht!"

„Ich will gehen. Im Stall steht ein Roß; ich werde Gent so bald erreichen, als Peter. Gott schütze Euch; wenn Ihr nicht selbst Euch helfen könnet, sollt Ihr bald von mir gerettet werden."

Das Fenster schloß sich und man hörte das Mädchen die Mühlentreppe hinabgehen. Als sie das Wirthshaus

Digitized by Google

erreicht, schloß sie die Thüre, bestieg ein Pferd und eilte nach Gent; sie sah nicht nach rechts, noch nach links, sondern flog wie die Windsbraut dahin. Sie gab so wenig auf das, was um sie her vorging, Acht, daß sie zwei Meilen von Gent an Peter Krubingen vorüber kam, der sich in einem Wirthshaus am Wege erfrischte. Er murmelte einen Fluch, eilte zu Pferde und galoppirte ihr nach; sie schlug jedoch einen Seitenweg ein und er war nicht im Stande, sie einzuholen. Sie traten beinahe zu gleicher Zeit, aber zu verschiedenen Thüren in das Haus des Wechslers.

Indessen hatten die Gefangenen ihre Zeit wohl benützt; ungefähr eine halbe Stunde nach Poleska's Flucht waren sie frei. Sie fanden einige Fuhrleute vor der Thüre des Wirthshauses. Rasch hatten sie mit dem Geld, das Paul bei sich trug, zwei Pferde gewonnen. Nun ging's gestreckten Wegs nach Gent und nach zwei Stunden ritten sie zu verschiedenen Thoren der Stadt hinein, an welchen sie eine genaue Beschreibung von Peter Krubingen abgaben. An dem Bürgerwachhaus trafen sie zusammen. Ein halbes Dutzend Leute folgten ihnen nach dem Haus des Wechslers, in dessen Nähe der Wirth vom Walde in einer kleinen Kneipe verhaftet wurde. Das Uebrige ist bekannt.

XIII.

Es war ein glänzender Tag in Rosenfelds Hause. Die Ankunft seines Bruders erschütterte den Wechsler gewaltig, und die Entdeckung des betrügerischen Spiels, das mit ihm getrieben worden, wirkte im ersten Augenblicke demüthigend auf den reichen Mann. Es dauerte einige Zeit, bis er den ganzen Zusammenhang der Sache gefaßt.

Sein Benehmen gegen den Bruder füllte Aller Augen mit Thränen. Er konnte ihn nicht genug ansehen, fragte ihn unaufhörlich und schalt ihn, daß er so lange nichts von sich hatte hören lassen; aber er dankte auch wieder Gott, der Alles so glücklich gewendet und Leon mit dem Verlorenen zusammengeführt.

„Aber, was hast du seit mehr als einem halben Jahrhundert — seit jenem unglückseligen Streit mit unserm Vater gemacht?" fragte er zuletzt.

„Mein lieber Karl, im Zorne meines Herzens hatte ich anfangs geschworen, es soll nie wieder Jemand etwas von mir erfahren. Ich schiffte mich als gemeiner Matrose nach Spanien ein, litt Schiffbruch, ertrug Hitze und Kälte und Züchtigung, und segelte dann nach Amerika, wo ich für immer meinen Wohnsitz aufzuschlagen gedachte. Ich wurde Anfangs Jäger, dann Soldat und brachte es durch meine Tollkühnheit, mehr als durch andere Verdienste, zum Offizier. Vor beinahe sechszehn Jahren heirathete ich die Wittwe meines Obersten, eine Frau von großem Reichthum; wir lebten bis vor zwei Jahren, als sie starb, sehr glücklich zusammen. Ich hatte nun nichts mehr, was mich an Merico band: Alter und Vernunft hatten Reue mit sich gebracht. Ich konnte zwar nicht hoffen, meinen Vater noch zu sehen, aber meinen Bruder — meinen guten Bruder Karl wollte ich noch einmal an mein Herz drücken."

„Gott segne dich, Paul, daß du an mich gedacht."

„Ja, der Gedanke an dich hat mich, als ich allein stand, Tag und Nacht verfolgt. Ich realisirte mein Vermögen: aber das ging nicht so rasch. Jetzt ist es in den Händen eines Rotterdamer Wechslers, eines gewissen Peter Beelys —"

„Ein gutes Haus: dein Geld ist in Sicherheit", warf der Wechsler lächelnd ein.

„Ich machte mich nach Europa auf und kam direct von Spanien zu Pferde hieher. Das Uebrige weißt du. Aber was soll nun mit den Schurken geschehen, die den Strick verdienen?"

„Paul Rosenfeld", sagte Leon lebhaft, „unsere Sorgen sind vorüber — wir wollen nicht an Rache denken. Diese Spitzbuben verdienen allerdings Strafe, und die Gerechtigkeit wird ihnen lohnen: aber gedenkt meines Versprechens; dem jungen Manne darf nichts geschehen."

„Leon Gondy, ich danke Euch zu viel!" rief Paul, „als daß ich nicht in Alles willigen sollte; aber diese Schurken sollten nicht frei und ledig in der Welt umhergehen, daß sie die Leute betrügen und bestehlen."

„Gewiß nicht; aber Poleska soll sie unschädlich machen; sie liebt den jungen Mann: sie möge ihn beirathen: Ist sie mal seine Frau, wird sie ihn zu lenken wissen, und damit auch auf den Vater einwirken. Man habe auf das Wirthshaus ein scharfes Auge, und sie werden sicher in sich gehen."

„Ich gebe meine Zustimmung", sagte Paul, „obwohl der Alte ein Halsband verdient."

„Auch ich bin der Ansicht Leon's", warf der alte Wechsler ein. „Eile deßhalb, Leon, die Gefangenen hierher zu bringen, und du, Edith, hole Poleska."

Eine halbe Stunde später standen die Gefangenen und ihre Dienerin vor dem ersten Magistratsherrn von Gent. Peter Krubingen sah trotzig aus; sein Sohn ließ den Kopf hängen und weinte; Poleska war todtenblaß.

„Ihr begreift, Rigardin, daß Euer Leben verwirkt ist!" begann der Alte.

„So nehmt es!" versetzte der Gefangene barsch.

„Nicht bloß Euer Leben, sondern auch das Eures Sohnes!"

Louis zitterte wie Espenlaub; Rigardin unterdrückte einen Seufzer und der Ausdruck seines Gesichtes wurde milder, während Poleska an der Wand lehnte und die Hand convulsivisch auf ihr Herz drückte.

„Ich weiß es, Karl Rosenfeld", sagte der Mann halb bitter, halb trotzig, „aber nehmt mir allein das Leben, denn der Junge ist unschuldig, er gehorchte einem verworfenen Vater."

Die drei Männer sahen einander an: Paul, Karl und Leon flüsterten zusammen.

„Dieß Wort, Rigardin, hat Euch gerettet", sagte der alte Wechsler, indem er sich plötzlich umdrehte: „das ist ein grüner Fleck in Eurem verwüsteten Herzen. Ihr kennt die Neigung Poleska's zu Eurem Sohne?"

„Ja!" antwortete er, und das Blut stieg ihm zu Kopfe.

„Dann gebt Eure Einwilligung zur Heirath; schwört, mit ihnen zu leben, sie wie Eure Kinder zu behandeln, und Ihr sollt begnadigt werden. Ihr werdet auf Eure Herberge confinirt, unter Androhung der Transportirung nach Amerika."

Peter Rigardin konnte diese Milde auf Seiten der Verletzten nicht begreifen.

„Ihr scheint erstaunt. So wißt, daß Ihr diese Gnade dem, der am meisten gekränkt ist, verdankt. Leon Gondy wollte seine Hochzeit nicht durch den Kummer Anderer stören. Aber sprecht: Wollt Ihr?"

Digitized by Google

„Ja; und bei allen Heiligen schwöre ich —"

„Schwört nicht. Und nun, wollt Ihr Poleska zur Frau nehmen, Louis?"

„Mit Freuden, aber Poleska —"

„Wird deine Frau sein, so lange du frei von Schuld bleibst. Aber sobald du wieder dem Verbrechen dein Auge zuwendest, verlasse ich dich!" sagte Poleska fest und entschlossen.

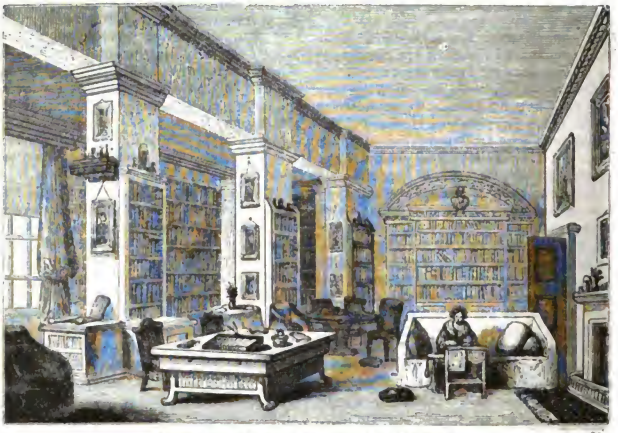
„Die starke Frau wird den schwachen Mann retten", flüsterte Paul seinem Bruder zu.

Karl nickte und man führte die Gefangenen ab. Am folgenden Tage wurden Louis und Poleska getraut und zogen nach der Herberge im Walde. Sie wurde wieder eröffnet und mit Unterstützung Leon's neu hergerichtet. Der Vater begleitete ihn. Er versammelte sogleich seine Kameraden und erklärte ihnen, daß wenn er je wieder ein Verbrechen von ihnen erführe, sie des Todes seien; wenn ihm aber etwas von ihnen zu Leid geschähe, so habe der Magistrat von Gent eine Liste ihrer Namen in Händen. Das freundlich aufgeputzte Haus hatte sich großen Zuspruchs zu erfreuen. Dem Alten gefiel das behagliche Leben, und Poleska wußte ihren Mann zu einem tüchtigen Wirthe heranzubilden, der sich bald die Achtung der Umgegend und aller Gäste erwarb.

Leon und Edith blieben, auch verheirathet, in des alten Wechslers Haus. Als er nach zehn Jahren starb und auch der Bruder ein Jahr später heimging, war der junge Mann so reich, daß er das Bankhaus an zwei seiner Correspondenten verkaufte und sich nach Paris zurückzog, wo er den Titel eines Grafen erhielt. Wäre der Reichthum des Wechslers in die Hände des jungen Betrügers gefallen, wäre er wohl auch zerschmolzen wie Eis, denn Gold ist wie die indische Pflanze, die, roh genossen, tödtlich wirkt, aber zubereitet, das Leben verlängert, — ein Balsam, ein Talisman oder ein tödtliches Gift, je nachdem es übel oder gut gebraucht wird.

Maria Edgeworth.

Die trefflichste Sittenmalerin auf dem Gebiete der englischen Novellistik, Miß Maria Edgeworth, ist 1793 auf dem Landsitze ihres Vaters R. L. Edgeworth, in Edgeworthstown, in der irischen Grafschaft Longford, sechzig Meilen von Dublin, geboren. Die vorzügliche Erziehung, die sie in der Einsamkeit ihres ländlichen Wohnsitzes genoß, die reiche Anschauung, die sie auf ihren Reisen gewann und das in ihr wohnende Talent einfacher und feinsinniger Darstellung des geistig Erschauten, Erlebten oder aus Beidem Combinirten gab ihren kleinen Novellen den Reiz voller Wahrheit. Ihre Schilderungen, voll psychologischer Tiefe und lebendiger Situationen, sind nicht blendend, aber warm



Bibliothek und Arbeits-Cabinet der Miß Edgeworth.

und geistig machtvoll: sie wirken nicht durch frappante Effekte, sondern durch die innere Größe; ihren Styl zeichnet eine nette, reinliche Zierlichkeit aus.

Dabei herrscht eine solche Harmonie zwischen den Schriften der Miß Edgeworth und ihrem edeln Leben, daß man die Bewunderung, die ihre Werke einflößen, nicht von der innigen Verehrung für ihre Persönlichkeit zu trennen vermag. Statt der Schriftstellerin, die an ihrem Pulte sitzt und mit kaltem Verstande ein Buch componirt, zeigt uns hier eine nachsichtige Freundin mit liebevollem Ernste den Spiegel des Lebens, öffnet uns die Schätze ihrer Beobachtung und zieht daraus manch' heilsamen Rath für das gesunde, wie das kranke Herz. Eine Reihe von Romanen und Novellen, vorzüglich aber die Tales of fashionable life legen dieses herrliche Talent vor uns zu Tage. Wir können sie unsern Lesern nicht angelegentlich genug, namentlich in der vortrefflichen Uebersetzung von Adelbert Keller, empfehlen. Unser Bild läßt einen Blick in das Arbeitszimmer der edeln Miß thun. Sie starb auf ihrem Landsitz im Kreise ihrer Familie.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Ritter Chriſtoph v. Gluck.

Mächtig erklangen die Orgeltöne durch die weiten Hallen der Dominikanerkirche in Prag. Die Gemeinde lag andächtig auf den Knieen: der Biſchof erhob das Sanctiſſimum und verkündete die heilige Wandlung. Das ſtille Gebet von Tauſenden ſtieg zum Himmel auf: die Orgel ſchwieg einen Augenblick. Da brauſen die hehren Klänge plötzlich noch gewaltiger durch die hohen Räume. Aller Augen richten ſich nach dem Emporium der Orgel: die neueſte Compoſition eines jungen Chorknaben ſoll heute zum erſten Male aufgeführt werden. Lange ſchon hatte man in „der Stadt der Muſik" von dieſem Werke geſprochen, das für lauter Knabenſtimmen geſetzt war und bei den Proben den Enthuſiasmus der Kenner hervorgerufen. Nach einem herrlichen Chor, der die Gemüther tief ergriffen, begann die Arie, welche der Chorknabe, der ſich bereits als Violinſpieler im Domorcheſter bemerklich gemacht, mit ſeiner ſchönen Altſtimme vortragen ſollte. In den weiten Räumen hörte man nur das ſummende Beten

Digitized by Google

der den Altar bedienenden Priester: da erklang die helle, klare und volle Stimme des Knaben, der die Arie mit solch' ergreifendem Tone sang, daß den andächtigen Zuhörern unwillkürlich Thränen über die Wangen flossen. Als die Arie zu Ende war und auf dem Emporium alle Musiker sich um den beschelenden Knaben drängten, fragte man sich im Schiffe unten, wer der hübsche Sänger sei, der einen so gewaltigen Eindruck auf alle Anwesenden hervorgebracht, und da und dort wußte Einer Auskunft zu geben, daß es der kleine Gluck, der Componist selbst sei, der aus einer alten guten böhmischen Familie stamme und ein tüchtiger Violoncellist sei. Die zweite Arie, die der Knabe zu singen hatte, steigerte die Bewunderung zum Enthusiasmus.

Als die Messe zu Ende war, hatte sich der Kleine in aller Stille davon geschlichen. Vor der Thüre der Kirche vertrat ihm jedoch ein freundlicher Mönch den Weg. Er erkannte sogleich den Pater Dominikus, der ihm nachgeeilt war.

„Brav, mein Sohn, du hast heute den Grundstein zum Bau deines Ruhmes gelegt. Ich kenne die Kirchenmusik Deutschlands und Italiens: kein Werk kann deinem an die Seite gestellt werden. Und doch wirst du der Kirche abtrünnig: ich seh' es im Geiste voraus. Magst du auch auf einem andern Boden der Musik den höchsten Gipfel des Ruhms erreichen, erhalte dir den reinen, frommen Sinn, der Gott in einem feinen Herzen bewahrt: und der Segen wird auf dir ruhen für und für." Damit drückte er ihm unter Thränen die Hand und verschwand.

Der Knabe kehrte sinnend heim: das dunkle Wort des Mönchs klang unaufhörlich in seinem Herzen nach und mitten in den Triumphen späterer Zeit gedachte er der Prophezeiung des Vaters, die sich so glänzend erfüllte.

Gluck (Ritter Christoph von), geb. 1714 auf der fürstl. Lobkowitz'schen Herrschaft Weidewang in Böhmen, woselbst sein Vater Alexander Gluck als Aufseher des Jagdpersonals angestellt war. Da er frühzeitig Anlage zur Musik verrieth, sandte ihn sein Vater nach Prag, wo er sich praktisch auf verschiedenen Instrumenten, besonders dem Cello ausbildete. Im siebenzehnten Jahre trat Gluck in die Dienste des Prinzen Melzi in Mailand, wo er das Studium der Composition begann; doch dauerte es zehn Jahre, bevor er seine erste Oper Artaxerxes zu Mailand, und 1742 seine zweite, Demetrius, zu Venedig zur Aufführung brachte; Beide hatten nur einen ephemeren Erfolg. 1745 ging Gluck nach London, wo er den Sturz der Giganten schrieb; auch besuchte er Kopenhagen, kehrte aber bald wieder nach Italien zurück, wo er als beliebter Operncomponist eine Reihe von Jahren fortlebte, und über vierzig Opern auf die Bühne brachte. Fast alle diese Opern sind nebst den übrigen Erzeugnissen dieser Zeit verloren gegangen. Nicht der Durst nach Erfolgen, denn diese hat er im reichsten Maße gehabt; kein äußerliches Bedürfniß, denn er war wohlhabend geworden; also kein vergängliches Motiv, sondern eine innere künstlerische Nothwendigkeit drängte ihn, der Schöpfer einer ganz neuen Gattung von Kunstwerken zu werden. Die Bahn war nicht ohne Gefahren, denn er mußte allgemeine Vorurtheile bekämpfen, konnte vielleicht das Schicksal erleben (und erlebte es zum Theil), einen öffentlichen schmachvollen Sturz zu erfahren, wo er auf dem früheren Wege der glänzendsten Triumphe gewiß war; freilich eins so scheinbar wie das andere! Als das erste Erzeugniß, in welchem er diesen neuen Aufschwung nahm, ist Orpheus und Eurydice, 1764 in Wien und dann zu Bologna aufgeführt, zu betrachten. Dieser Oper folgte Alceste, 1768 zu Wien gegeben. Hienach wandte sich Gluck nach Paris, wo die Oper im höchsten Flor stand, und brachte hier die von Bailli de Roulet nach Racine bearbeitete Oper Iphigenia in Aulis 1774 zur Aufführung. Er hatte zuvor mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihm die Cabale, welche die Vorrechte der italienischen Oper vertheidigte, jede Art von Hindernissen entgegensetzte. Doch der Schutz der Königin Maria Antoinette half ihm siegen, und sein eigener Genius den errungenen Sieg als Eroberung behaupten. Iphigenia in Aulis hatte einen unbeschreiblichen Erfolg. Die Einführung einer ganz neuen Gattung der Oper, welche, alle todten und veralteten Formen vernichtend, nur die unmittelbare Wahrheit des Gefühls und des dramatischen Ereignisses ausdrückte, konnte nicht ohne Kampf geschehen. Es war der Sturz der Götzenwelt durch den wahren Gott, und die Diener der Abgötterei wehrten sich verzweifelt. Dies ist der Kampf, der unter dem Namen desjenigen der Gluckisten und der Piccinisten bekannt ist. Unter fortdauernden Bewegungen brachte Gluck nun zuerst seine älteren Opern, Orpheus, und die umgearbeitete Alceste, dann die Armide 1777, und endlich sein höchstes Meisterwerk Iphigenia in Tauris 1779 zur Aufführung. Wie groß auch der Enthusiasmus war, den er erregt hatte, bis zum innersten Verständniß seiner Kunstwerke waren doch nur wenige der ausgezeichnetsten Geister durchgedrungen. Iphigenia forderte den geläutertsten Sinn, weil die Sinne nichts darin haschen. Daher ließ sie bei der ersten Aufführung nur kalt, und Gluck mußte am andern Morgen trauernd zu Rousseau sagen: «Vous savez, Iphigénie est tombée!» — „Oui, mais du ciel!" war bekanntlich die Antwort Rousseau's. Indeß hatte Gluck schon einen solchen Grad der Anerkennung für sich, daß eine neue Darstellung dem Werk einen größeren Erfolg bereitete. Gluck mußte gefühlt haben, daß er über diese Höhe hinaus nicht mehr zu steigen vermöge, selbst wenn ihn einige kleinere, jetzt vergessene Arbeiten, wie z. B. das Festspiel: Echo und Narcis, nicht darüber belehrt hätten. Großentheils lag dies auch am Gedicht, welches in der Iphigenia in Tauris alle dramatischen Forderungen in einem so hohen Maße erfüllt, daß er schwerlich jemals eines wiederfinden konnte, wofür er sich so zu begeistern vermocht hätte. Und dieser Adel des Stoffes ist es, dessen die Gluck'schen Opern durchaus nicht entbehren können, weil der musikalische Gedanke fast nie allein für sich, sondern stets in der innigsten Verschmelzung mit dem dichterischen erscheint. Er durfte also mit Recht sagen, ohne auf sein ergrautes Haar zu blicken: „ich habe mein Ziel erreicht, und darf mich hinsetzen, und im Abendglanze meines sinkenden Lebenssonne die reichen Pfade und Auen, die ich durchwandelt, eine Welt zauberischer Schönheit, die sich geschaffen, genießend überblicken." Und so that er; er verließ den Schauplatz, wo die Glorie seines Ruhmes im höchsten Glanze gestrahlt hatte, und kehrte nach Wien, das ihm doch die eigentliche deutsche Heimath gewesen, zurück. Am 17. November 1787 nahm hier der Tod den bis zuletzt kraftvollen, feurigen Greis mit rascher Sichel hinweg; er starb am Schlagfluß.

Digitized by Google

Das Winzerfest in Vevay und der Genfer See.

Von H. Heifft.

Der langersehnte siebente September, die Feier des Winzerfestes, welches unzählige Menschenmassen in Vevay versammelt hatte, war erschienen. Schon am Abend zuvor hatten Kanonenschüsse und feierliches Glockengeläute die Umgegend davon in Kenntniß gesetzt. Ich machte mich in Begleitung meiner Freunde, eines Geistlichen und eines Holländers, am Vormittag nach Vevay auf den Weg, und in der Vorstadt sahen wir aus dem Fenster eines Wirthshauses, wo man uns einen Tisch an das Fenster rückte, den Aufzügen und Tänzen mit der größten Bequemlichkeit zu.

Was das Fest anbelangt, so läßt sich sein Ursprung chronologisch nicht genau bestimmen, doch wurde es schon im Mittelalter gefeiert, als die Mönche des alten Klosters Haut-Crêt, welche mit unermüdlichem Fleiße die waldigen Felsen von la Vaux und das wilde Land um Vevay urbar gemacht hatten, sich auch das Verdienst erwarben, den Weinstock aus dem nahen Italien nach dem Waadtlande verpflanzt zu haben. Ihre Thätigkeit blieb nicht unbelohnt, der Weinbau glückte und gewann eine immer größere Ausdehnung. Jedes Jahr wurde nun nach der Weinlese ein großes Fest für alle Weinbauern des Landes gefeiert, wo Vevay den Versammlungsort abgab. — Man zog in Procession durch die ganze Stadt, sang dabei geistliche und weltliche Lieder und trug, wie es bei den Festen des Bacchus, der Ceres und Pallas (Pomona) gebräuchlich war, die Handgeräthschaften der Viehzucht, des Land- und Weinbaues feierlich umher. — In spätern Zeiten bildete sich, um das Fest immer glänzender und durch Preisvertheilungen an ausgezeichnete Winzer zugleich gemeinnütziger zu machen, eine besondere Gesellschaft, die Abbaye des vignerons, welche noch heute besteht. Der Vorstand des Festes ernennt eine Commission, welche alle Weinberge jährlich mindestens zweimal besichtigen und sich von den Erfolgen der Weinlese überzeugen muß. Die zwei Winzer, die 9 Jahre hindurch die besten Erzeugnisse geliefert, werden bei dem Feste mit einer Krone und Ehren-Denkmünze geschmückt, die 26 andern, die noch belohnt werden können, erhalten, nachdem sie 6 oder nur drei Jahre hindurch den besten Wein producirt, eine Ehrendenkmünze, die auf der einen Seite die Inschrift: Societas agricolturae Viviaci. Agricolae bene merenti trägt, auf der anderen den Wahlspruch der Gesellschaft: Ora et labora, und Prämien, oder diese allein. Unerläßliche Bedingung zur Erlangung des Preises ist aber auch gute moralische Führung und Sittenreinheit des Winzers.

Die Feste wurden in den letzten Jahrhunderten in unregelmäßigen Zwischenräumen, oft mit langen Unterbrechungen gefeiert; als sehr glänzend werden aus neuerer Zeit die von 1797, 1819 und 1833 gerühmt. Das Programm des Festes ist mit unwesentlichen Abänderungen fast stets dasselbe; am ersten Tage die Festvorstellung auf dem Amphitheater und die Preisvertheilung, am zweiten der Umzug und das Diner. Abends Illumination.

Das diesjährige Fest, nach achtzehnjähriger Ruhe wieder erstanden, sollte aber den früheren an Glanz nicht nachstehen und zeichnete sich auch durch Pracht und Eleganz der Costüme in jeder Hinsicht aus. Auf unserer Opernbühne können ein solcher Zug und die Tänze nicht großartiger und vollendeter ausgeführt werden, als es hier geschah. — Den Reigen eröffnete ein Chor von 160 alten Schweizern in roth und weiß gestreifter Kleidung mit Trommelschlägern und Pfeifern, dann kamen die Vorsteher der Gesellschaft im schwarzen Frack mit grün und weiß gestreiften Schärpen, und hierauf erschienen die einzelnen Jahreszelten. Die Gruppe des Frühlings bildeten Gärtner und Gärtnerinnen mit den Werkzeugen des Gartenbaues mit Blumen, Gemüsen; Schäfernaben und Schäfermädchen mit Schafen, Ziegen; Mäher und Mäherinnen mit Sensen, Rechen und einem Heuwagen. Unter den Tänzen war der der letzteren besonders allerliebst, wo die zwölf Paare mit ihren Rechen und Sensen die Heuernte nachahmten.

Die Gruppen des Sommers, deren vorherrschende Farben weiß und roth waren, bestanden aus Schnittern und Schnitterinnen, Dreschern und Kornschwingern mit einem Erntewagen. Daran schloß sich der Pflug und die Egge und der Müller auf seinem Esel.

Beim Herbste erschien Bacchus, ein lieblicher, zehnjähriger Knabe auf einem prächtigen Triumphwagen, von vier Schimmeln gezogen, von Satyrn mit Keulen, Faunen mit Thyrsusstäben, Bacchantinnen mit Schellentrommeln, Indianern mit Tigerfellen umgeben: ihm folgte der dicke Silen auf einem Esel. Hierauf kamen die Winzer mit ihren Emblemen, dann auf Wagen die Kelterer und mehrere Böttcher. Sie waren in grüne Jacken und weiße Beinkleider, die waadländischen Nationalfarben, gekleidet. Zuletzt erschien der Winter, ein Greis mit langem weißem Barte, ihn begleiteten Holzhauer, und auf einem mit Schneeflocken bedeckten Holzschlitten saßen Gemsenjäger und eine Dorfhochzeit. Der Bräutigam war ein Waadländer, die Braut eine Aargauerin, die Hochzeitgäste bestanden aus zehn Paaren der verschiedenen Schweizercantone in ihren Nationaltrachten. Leider sieht man hier dieselben, ebenso wie in vielen Theilen Deutschlands, nur noch in wenigen, entfernt von den durch den Zug der Reisenden bevölkerten Gegenden, wohin sich die Civilisation noch keine Bahn gebrochen.

Höchst befriedigt begaben wir uns nach der Stadt, wo in allen Straßen ein kaum zu durchdringendes Gewühl herrschte. — In Vevay genießt man eine der schönsten Aussichten von der Terrasse vor der auf der Höhe gelegenen Kirche St. Martin, wo sich ein weiter Ueberblick über den lieblichen See, nach beiden Seiten hin, eröffnet. Die in der prächtigen schattigen Linden-Allee aufgestellten Ruhebänke gestatten uns, mit Muße dies erhabene Panorama längere Zeit zu überschauen. Niemand versäume daher hinaufzusteigen. — Nach Tische ließen wir uns in dem Gärtchen des Hôtel Monnet nieder, wo eine kleine Gesellschaft deutscher Landsleute ihre Ansichten über die Zustände des Vaterlandes sich gegenseitig mittheilte. Ein reizenderes Plätzchen, glaube ich, findet sich selten. Duftende Orangenbäume und hochstämmige Oleander in voller Blüthe, Myrthen und Akazien nahmen den kleinen Raum ein, in dessen Mitte ein hochsprudelnder Springbrunnen angenehme Kühlung verbreitete. Zwischen den Bäumen glitzerten die Wellen des lieblichen Sees hindurch, die sich mit rauschendem Getöse an der aus Quadern aufgeführten Terrasse brachen. Gegenüber ragten die Felskuppen und mit üppigen Laubwaldungen besetzten Höhen des savoyischen Ufers über die Bäume des Gartens hervor. Hier äußert wohl jeder Reisende, der den Genfer See besucht, den Wunsch, sich für immer niederzulassen und den stillen Freuden der Natur zu leben.

Digitized by Google

Erst spät am Abende, bei dem köstlichsten warmen Wetter und einem ächt südlichen Sonnenuntergang, kehrten wir zu Fuß auf dem fortwährend an dem See entlang führenden Wege nach Montreux zurück, um ihn am nächsten Tage von neuem zu Wagen und mit unseren Effekten zurückzulegen.

In Vevay ward das von Villeneuve kommende Dampfboot bestiegen, welches bereits mit Passagieren reichlich angefüllt war. Engländer, in vorwiegender Zahl, Kurländer, Deutsche, Franzosen, Schweizer, Landleute, Priester drängten sich durcheinander, einer über den andern, oder über die im Wege liegenden Bündel und Packete stolpernd. Von den langbeinigen Söhnen Albions mit ihren langwelligen Gesichtern, den zartgebauten langgewachsenen Ladies schweige ich. Auf der andern Seite erfreute mich ein deutscher Handwerksgesell durch seine Reiseabenteuer; mit geringen Geldmitteln hatte er das ganze Oberland zu Fuße durchreist, oft die gefahrvollsten Gebirgswege allein erklommen und die bedeutendsten Höhen erstiegen. Der deutsche Wanderbursch geht frei, lustig und leichten Sinnes durch die Welt, schließt mit jedem Freundschaft und Kameradschaft und entzückt uns durch seine Gemüthlichkeit, Wander- und Liederlust. Es gibt natürlich sehr viele Ausnahmen, aber der größere Theil, wenn man nur ihr Vertrauen zu gewinnen versteht, bewahrt sich ein reines Gemüth und eine echte deutsche Biederkeit. Mit sichtlichem Vergnügen theilte Jener seine überstandenen Gefahren und außergewöhnlichen Abenteuer mit und hob besonders hervor, daß er stets an den unwirthlichsten und mit den meisten Mühseligkeiten zu erreichenden Höhen Engländerinnen zu Fuß oder zu Pferde angetroffen habe. Auch darin zeichnen sie sich vor allen andern Nationen aus, und diese Sucht nach außergewöhnlichen Unternehmungen, so wie die Beharrlichkeit in der Ausführung des einmal Beschlossenen, scheint mit der germanischen Abstammung in innigem Zusammenhange zu stehen. Mein Freund war denn auch auf die südliche Seite der Alpen hinabgestiegen, hatte sich im Lande der blühenden Citronen umgesehen und war bis Mailand vorgedrungen, an dessen Dom er noch mit Bewunderung zurückdachte.

Wir fliegen an den pittoreskesten Uferlandschaften vorüber, und stets entfalten sich neue und, wie es Jedem scheint, größere Reize. Bei Rolle wird der Montblanc in der Ferne sichtbar, deutlich von der Sonne hellbeleuchtete Schneefläche über alle andern Häupter hervorragt. Das linke Ufer, mit seiner zackigen Felsenwelt dicht an den See tretend, beginnt den Wettkampf mit dem rechten Gestade, welches den Charakter idyllischer Schönheit mit ruhigeren, sanfteren Linien beibehält und sich als blühende, von Städten, Schlössern, Villen, Weinbergen und Feldern bedeckte Ebene ausdehnt. Wir sehen hoch oben Lausanne liegen mit seinem Hafen Ouchy, wo neue Passagiere einsteigen und andere uns verlassen. Endlich tritt eine Reihe weißer Häuser noch in nebelhafter Ferne hervor. „Das ist Genf!“ ruft man von vielen Seiten, und Mancher richtet sein Perspectiv auf diese Stadt, die in geschichtlicher, wissenschaftlicher und kirchlicher Hinsicht eine so große Rolle seit Jahrhunderten gespielt hat.

Die Ostereier.

Der Gebrauch der Ostereier ist ziemlich allgemein verbreitet. Die Sitte stammt aus alten Zeiten. Es ist eine jener symbolischen, unter dem Katholicismus entstandenen, auf eine mystische Idee sich stützenden Traditionen, deren Bedeutung nicht bekannt, zum Mindesten höchst unbestimmt ist. Die gewöhnliche Erklärung lautet so: das Ei ist das Symbol der Hoffnung; diese Hoffnung besteht darin, daß der Keim, der in demselben ruht, zur Welt kommen werde; oder das Gefühl, das bei der Feierlichkeit des Osterfestes, dem Jahrestag der Auferstehung Christi, erwacht, ist die Hoffnung unsrer künftigen Auferstehung. Das Schenken von Ostereiern, wie es in frühern Zeiten beinahe überall, und noch jetzt an vielen Orten unter Verwandten und Freunden Sitte ist, gilt als Pfand dieses religiösen Glaubens.

Im Mittelalter versammelten sich die Studirenden mit den jungen Leuten der Stadt und den Geistlichen am Abend vor Ostern auf dem Markte unter dem Geläute der Glocken und dem Wirbeln der Trommeln, mit Lanzen und Stöcken bewaffnet und Fahnen schwingend, auf welchen burleske Bilder gemalt waren. Sie begaben sich von da in Procession nach dem Thor der Hauptkirche, Lobgesänge im Chor singend, worauf sie sich in die Stadt zerstreuten, um Ostereier zu sammeln.

Dieser alte Gebrauch herrschte noch lange in vielen Provinzen Frankreichs; doch war die Kirchenceremonie theilweise weggefallen. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. brachte man nach der Messe Körbe mit vergoldeten Eiern zum König in das Kabinet, worauf sie Se. Majestät unter die Hofleute vertheilten. Im Allgemeinen waren die Ostereier einfach mit verschiedenen Farben bemalt, unter welchen die gelbe, die violette und die rothe Farbe vorherrschten; so waren die Eier der Bürger und des Volks; aber die Großen und die Reichen ließen sich nicht mit dieser einfachen Malerei genügen — die Pracht drängte sich auch hier wie in andern Dingen vor, und die Eier, die die Vornehmen sich gegenseitig schenkten, wurden wahre Kunstgegenstände. Man nahm tüchtige Maler, sie mit Gegenständen zu schmücken, die zu dem Alter, Geschmack und der Stellung derer paßten, für die sie bestimmt waren. Man findet es vielleicht seltsam, daß sich tüchtige Maler dazu herbeiließen, solche nichtssagende Arbeiten auszuführen; aber malten die Künstler jener Zeit, selbst der berühmte Watteau, nicht auch Fächer? Das Schloß in Versailles bewahrt in der Antikensammlung der Bibliothek zwei Ostereier auf, die Madame Victoire, Ludwig XV. Tochter, gehört haben. Die Bilder, womit diese geschmückt sind, stellen ein junges Mädchen vor, das von Räubern angefallen, später aber von Gensdarmen befreit wird, welche sie zu deren Aeltern heimbringen.

In Rußland existirt noch die Sitte, sich Ostereier zum Geschenke zu machen, und dies ist vom Kaiser bis zum gemeinen Bettler herab Brauch; jedermann richtet sich darnach. Auch dort hat das Volk einfach bemalte Eier, während die Eier der Vornehmen wahre Kunstprodukte sind. Derjenige, der das Ei schenkt, sagt: „Jesus Christus ist von den Todten auferstanden“, und der, der es empfängt, antwortet: „Ich glaube, daß er auferstanden.“ Die Eier, die sich die Reichen schenken, sind nur Eier der Form nach; kein Huhn legt solche. Einige sind von Porzellain, gemalt und vergoldet, andere von Perlmutter mit Zieraten eingelegt und mit sinnbildlichen Inschriften geschmückt: sie sind zugleich an beiden Enden durchstochen, so daß ein Band durch-

Digitized by Google

gezogen werden kann, an dem man sie um den Hals trägt. Es gibt auch welche, die mit kleinen Landschaften in Relief geschmückt sind, welche man durch ein Vergrößerungsglas sieht.

In Belgien ist das Schenken von Ostereiern ein alter Volksgebrauch. In einigen belgischen Provinzen erhalten noch heute die jungen Bursche jeden Sonntag ein Blumenbouquet von ihren Bräuten, müssen diesen aber am Osterfeste als Ersatz gemalte Eier mit Inschriften schenken.

In Deutschland beschenkt man die Kinder mit Eiern und hat dabei den seltsamen Ausdruck: den Hasen legen lassen. Die Geschenke, die man an Ostern älteren Personen gibt, haben höchstens noch als Symbol das Ei beibehalten, das zwischen dieselben gelegt wird.

Die Stadt Limes.

Eine halbe Stunde von Dieppe, auf der Höhe eines steilen Felsen, findet sich eines der merkwürdigsten und sicher auch der ältesten Baudenkmale von ganz Frankreich. Es sind die ziemlich gut erhaltenen Mauern einer gallischen

Das Plateau und die Umfassungsmauern des Cäsarlagers aus der Vogelperspective.

Stadt, die schon vor der römischen Eroberung gestanden. Die Ringmauer heißt das Lager des Cäsar; früher wurde sie auf alten Karten als die Stadt Limes bezeichnet. Diese Stadt liegt am Ende eines Plateau, das von einem abscheulichen Thale umsäumt wird. Auf der Meerseite schließt es mit einem Absprung von 140 Fuß Tiefe. Die Ringmauer hat 10,800 Fuß im Umkreis. Man darf annehmen, daß der Umfang früher noch größer gewesen, als jetzt, da die starke Fluth und der harte Winter immer größere Stücke abbröckeln.

Die Umfassungsmauern haben eine Höhe von 40 Fuß. Fünf Eingänge führen in das Innere; die zwei Haupteingänge, wohl die, welche aus dem Alterthum stammen, sind auf der südwestlichen und östlichen Seite. Keine Quelle und kein Bach fließt im ganzen Umkreis der Mauern. Vergleicht man dies sogenannte Cäsarlager mit den bekannten Römerlagern, so findet man einen großen Unterschied: die Mauern sind höher, die Gräben nicht so tief, und es ist auch aus andern Anzeichen nachgewiesen, daß es kein Römerlager, sondern eine Niederlassung der Gallier war. Der französische Gelehrte Feret hat Forschungen angestellt und Nachgrabungen im Cäsarlager veranlaßt, die über das Leben der alten Gallier die interessantesten Details an's Licht brachten und auf die wir später einmal zurückkommen werden.

Im französischen Revolutionskrieg von 1791 diente das Cäsarlager den Franzosen kurze Zeit als Verschanzung.

Der Indianer.

Eine Abenteurergeschichte.

Ungefähr fünf englische Meilen von Liberty, auf dem linken Ufer des Missouri, lag eine einsame Farm, die einem Irländer Namens Arthur O'Harlyk gehörte. Dieser Mann war reich und hatte sich nahezu an vierhundert Akers Land gekauft, die gegen Ueberschwemmung gesichert waren und theils aus Ackerland bestanden, theils aus Wiesen und Wald. Das Wohnhaus, das in frischer Bauart aufgeführt war, stand zwischen hohen wilden Abornbäumen, und die Nebengebäude und Ställe lagen dicht am Hause. Etwas entfernter war ein halbes Dutzend kleiner Blockhäuser zerstreut, in welchen seine Neger wohnten. Diese kleinen Wohnungen lagen auf einer kalkartigen, ziemlich unfruchtbaren Höhe; aber ging man von der für die Gesundheit der Bewohner gewählten Stelle etwas tiefer in's Thal hinab, so lag ein herrlicher Garten mit einem ächt missourischen Pavillon und einem Reisstrohdach vor dem Blicke. Harlyk hatte bereits zweihundert Akers bebaut und war doch erst seit vier Jahren hier angesiedelt.

Er besaß eine schwächliche, stets am Fieber leidende Frau und eine sehr hübsche Tochter mit Namen Harriet. Die ganze Familie hatte sich mit wahrer Leidenschaft amerikanisirt; obgleich er ein sehr gebildeter Mann, genügte es ihm doch, Pflanzer zu sein. Alle Art überflüssigen Schmucks verbannte er aus seiner nächsten Umgebung; aber so einfach auch die braunlockige Tochter Harriet gekleidet war, so vortrefflich war sie erzogen und unterrichtet, und ihr Auge strahlte von Geist und Leben, während das Lächeln ihrer Lippen von der innigsten Gutmüthigkeit zeugte.

Der nächste Nachbar war ein Missourier, Jeffrey Benville, ein Mann wie ein Pferd — so bezeichnete er sich gerne selbst. Er war unverheirathet, und seine Schwester Polly besorgte seine Haushaltung. Jeffrey besaß eine große Plantage, eine Menge Sclaven und behauptete immer, er sei O'Harlyk's bester Freund. Er war wirklich auch ein täglicher Gast bei dem Irländer, der vergeblich jedesmal ein saures Gesicht schnitt, so oft der Nachbar versicherte, er werde sich selbst oder O'Harlyk eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn Miß Harriet nicht seine Frau werde. Jeffrey's Vater war ein Friedensrichter in Liberty und sein Oheim Gouverneur in der Grafschaft; seine Familie gehörte also, was er zu wiederholen unermüdlich war, zur Aristokratie in dem großen Lande hinter den Wäldern. Selbst O'Harlyk, obwohl von ganz anderer adeliger Geburt als dieser Patrizier der Wüste, fühlte sich in gewisser Hinsicht geschmeichelt, als Isaak Benville, Jeffrey's Vater, und Daniel Benville, der Gouverneur, auf Harlykhouse, mit einer hinter den Wäldern ziemlich ausgewählten kleinen Gesellschaft eintrafen, einzig und allein in der Absicht, dem Irländer eine Aufmerksamkeit zu erzeigen. Als Jeffrey am folgenden Tage Harriet's Hand verbindlich drückte, lächelte Mistreß Harlyk zum ersten Male seit langer Zeit, und der stolze Irländer strich sich gedankenvoll über die Stirne, indem er sagte: „Sollte Deine Tochter wirklich eines Pflanzers Frau werden, wie sie jetzt eines Pflanzers Tochter ist? Nun wohlan, warum kann dann Jeffrey nicht dieser Pflanzer sein, da sie ihm doch mehr gewogen scheint, als ich früher geglaubt. Sie scheint sogar mehr acclimatisirt zu sein, als ich. Das ächt amerikanische Wesen dieses Riesen Benville behagt ihr augenscheinlich, während ich alter europäischer Aristokrat, trotz meines Enthusiasmus für Amerika, ihm gerne eine Meile weit aus dem Wege ginge. Nun wohl, — es sei! Wir werden sehen!" schloß der brave Arthur mit ächt irischer Kaltblütigkeit.

Um diese Zeit trug sich eine Begebenheit zu, die, wie unbedeutend sie auch Anfangs Harlyk, Benville und seinen Nachbarn erschien, doch bedeutungsvolle Folgen hatte.

An einem schönen kühlen Augustmorgen trat Mr. O'Harlyk frühzeitig, wie es einem Landmann geziemt, aus seiner Hausthüre. In der Hand hatte er einen tüchtigen Stock mit einer Eisenspitze. Er sah zum Himmel auf, was für ein Wetter er verspreche, und dann auf dem Feld umher nach seinen zwei schönen Reitpferden, die in der Nähe grasten. Seine Absicht war, eine entlaufene Kuh aufzuspüren, die zu einer der besten Racen des Landes gehörte.

Da lag keine hundert Schritte vom Hause quer über den Weg ein Mensch, den O'Harlyk im ersten Augenblicke für einen seiner Neger im berauschten Zustande hielt. Er erhob bereits den Stock, um auf unfreundliche Weise den Schläfer zu wecken, blieb aber plötzlich unbeweglich vor ihm stehen und betrachtete ihn mit allen Zeichen der größten Verwunderung.

Der Mensch konnte ungefähr zwanzig Jahre alt sein, hatte einen schlanken und ausgezeichnet hübschen Körperbau, glänzend kupferrothe Haut und dickes schwarzes Haupthaar — er war also offenbar ein Indianer. Auf seinen Schultern waren Sonnenfiguren tätowirt, und einen kleinen Stern, aus blauen und rothen Steinchen gebildet, sah man auf seiner Stirne. Der Indianer mußte zu den Abkommen eines Häuptlings gehören, wahrscheinlich zu den stolzen Pastanowas, dem schönsten aller Indianerstämme, deren Häuptlinge alle auf die gleiche Weise tätowirt waren.

Der Irländer erschrack unwillkürlich, als er den Sohn der Wälder entdeckte, denn wenn man die elenden rothen Grenzbewohner ausnimmt, die durch das schreckliche Branntweintrinken sich beinahe um alle gesunde Vernunft gebracht haben und die selbst von den Negern mit Verachtung betrachtet werden, ließ sich selten hier eine Rothhaut sehen, und noch weniger Krieger von den wilden Stämmen, wenn sie nicht einen furchtbaren Ueberfall beabsichtigen, dessen unmenschliche Grausamkeiten noch im Gedächtniß der Pflanzer waren, obwohl bereits zehn Jahre verflossen, seit die „Wölfe aus den Wäldern" sich über die Kansasmündung an den Missouri hinabgewagt.

Aber bald mußte der Irländer wieder lächeln. Der Indianer, welcher unbeweglich auf dem Rücken ausgestreckt lag, trug nicht den kriegerischen Schmuck seines Volkes, er war im Gegentheil nur mit ein Paar rothgestreiften baumwollenen Beinkleidern versehen, welche ihm kaum bis an die Knie reichten; im Uebrigen aber trug er kein anderes Kleidungsstück, nicht mal ein Hemde, das doch der ärmste und geizigste Pflanzer seinem geringsten Sclaven nicht versagt. Dagegen besaß er eine kleine viereckige Jagdtasche, die an einem Lederriemen über seine eine Schulter hing, und sowohl die Kugelbüchse als auch das Pulverhorn waren wohl gefüllt. Mit beiden Händen hielt der Jüngling eine Doppelflinte, deren Rohr ihm quer über der Brust lag.

„Das ist wirklich seltsam!" sagte Harlyk zu sich selbst: „Es muß ein Fremder sein, denn wenn unser Nachbar auch sehr geizig ist, so haben seine Sclaven doch Klei-

Digitized by Google

der an. Aber ist der Jüngling vom Monde gefallen? Sollte man nicht beinahe glauben, er sei todt, wenn er nicht athmete."

Harlyk bückte sich und ergriff den Gewehrkolben, um in jedem Falle sicher zu sein. Wie auf Commando sprang der junge Mann in die Höhe und stierte mit weitgeöffneten Augen erschrocken, aber augenscheinlich noch ohne vollkommenes Bewußtsein den Irländer an. Er riß mit Heftigkeit das Gewehr an sich und legte sich auf die Kniee.

„Muskilo-Schachys wird sterben, aber du zuerst, wenn du mich zum Gefangenen machen willst", sagte er mit heiserer Stimme, indem er mit seinem Gewehr anlegte.

„Ich dacht' es wohl: er ist berauscht!" rief der Pflanzer: „Fort mit deinem Gewehr, Elender: ich lasse meinen Aufseher kommen, der dir zeigen soll, was ein Ochsenschweif auf Harlykhouse zu bedeuten hat."

„Aufseher! Aufseher!" stammelte der Indianer.

Er erhob auf eine unbeschreiblich bittende Weise seine eine Hand und fuhr fort: „Sir, keinen Aufseher! Muskilo-Schachys ist kein Negersclave?"

„Aber du bist ein Trunkenbold. Du läßt dich hier auf meinem Eigenthum blicken, Mensch; sieh' zu, daß du fortkommst; sage mir aber zuvor, wo du diese Jagdtasche und diese Doppelflinte gestohlen."

Mr. O'Harlyk war ärgerlich geworden; aber in seinen Zügen lag doch eine so unverkennbare Gutmüthigkeit, daß es dem Falkenblick und der scharfen Beobachtungsgabe des Indianers nicht entging. Er legte rasch Flinte und Waidtasche zu den Füßen des Pflanzers und sagte murmelnd: „Beschütze mich, Herr, so brauche ich keine Waffe. Laß mich dein Feuer anblasen, und ich will dir dienen; aber ich will kein Negersklave sein. Sieh! Sieh!" — Er zeigte auf seine Fußknöchel, welche Spuren von Eisenketten trugen.

O'Harlyk schüttelte den Kopf, betrachtete ihn aber aufmerksamer. Dieser Mensch war nicht berauscht, sondern nur todtmüde, denn als er sich mit Mühe erhob, konnte er kaum aufrecht stehen.

„Bist du hungrig, so komm' mit mir!" sagte O'Harlyk mitleidig, wie alle Irländer: „stütze dich auf meinen Arm . . ."

Der Indianer machte eine abwehrende Bewegung und hinkte, auf seine Flinte gestützt, mühsam dem Pflanzer nach.

„Wurdest du verfolgt?" fragte Harlyk.

„Fünf Tage lang! Und in fünf Tagen keinen Bissen, und nur einmal Wasser!"

Er wurde in den großen Saal geführt, wo Harlyk auf patriarchalische Weise Mahlzeit mit seiner Familie und seinen weißen Dienern und Dienerinnen hielt.

Mrs. Sarah Harlyk trank gerade ihre Morgenchocolade und sah erschrocken den Fremden eintreten. Der Indianer beugte sich tief und legte die Hand auf seinen Nacken, wie ein Ueberwundener.

„Hier, Mutter, bringe ich einen Hungrigen!" sagte Harlyk, der über das starke Erblassen seiner Frau ganz erschrocken war: „Und du, Pat!" rief er dem fetten Diener zu: „decke für ihn auf, was du finden kannst, und laß ihn essen, so lange er will."

Pat betrachtete den Gast mit mürrischer Miene und sagte: „Bei St. Patrik, Sir! ein ganzes Kalb scheint mir nicht genug für ihn zu sein!" — „Ich glaube auch nicht!" antwortete Harlyk ernst.

Und in der That, der Appetit, den Muskly-Schachys vor dem Schinken, Maisbrod und der Mehlsuppe entwickelte, war erstaunlich. Mit ungeheurer Geschwindigkeit verschwand zwischen seinen Händen alles, was Pat brachte, als ob er ein Taschenspieler gewesen. Anderthalb Stunden dauerte die Mahlzeit: da erst verlangte der Indianer Wasser. Er war wie neugeboren. Nun erst schien der Gedanke an die Gefahr bei ihm zu erwachen, und er griff nach seiner Flinte.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus Natur und Leben.

Es gibt Menschen, mit denen so schwierig umzugehen, wie mit einem Glas. Man darf es kaum mit dem Finger berühren, so zerbricht es, und läßt sich doch nur schwer mit dem Diamanten durchschneiden.

— Wie es eine abscheuliche Heuchelei ist, unter den Guten besser scheinen zu wollen, als man ist, so ist es eine fluchwürdige Höflichkeit, unter den Schlechten schlimmer scheinen zu wollen, als man ist.

— Mancher Mensch könnte weise werden, wenn er's nicht schon zu sein glaubte.

Die Minirspinne.

Unter dem interessanten Spinnengeschlecht ist unbedingt eine der interessantesten die Minirspinne. Sie hat Augen wie die Weber, aber zwei Paar Athemsäcke, macht sich im südlichen Europa an der Sonnenseite trockener Anhänge Gänge in die Erde, bisweilen 2 Fuß tief in verschiedenen Biegungen, und verschließt die Oeffnung mit einer ordentlichen Fallthüre aus Gespinnst und Erde. Sie wird über einen Zoll lang, ist braunroth und hat schwärzliche Scheeren; der Bauch ist fein behaart, mausgrau und dunkel gefleckt, und hat Dornen am ersten Zehenglied. Sie findet sich im südlichen Frankreich und in Spanien. Bei den Insekten gibt es täglich etwas Neues zu bewundern: die Minirspinne spannt zwar keine Netze aus, gräbt aber Gänge, wie Kaninchen, in die Erde, und was noch mehr ist, macht davor eine bewegliche Thüre, welche so fein schließt, daß man kaum eine Nadel dazwischen bringen kann.

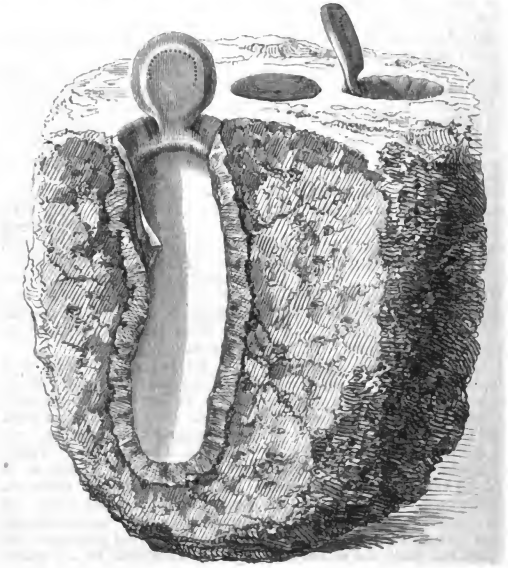
Sauvages zu Montpellier hat alles genau an dieser Spinne, welche fast wie die Kellerspinne aussieht, beobachtet. Sie scheint alles mit ihren großen Zangen zu vollbringen. Zuerst wählt sie einen steilen Abhang, wo sich das Regenwasser nicht halten kann, und der aus bindender Erde ohne Steine und ohne Gras besteht. Daselbst gräbt sie einen Gang von 1—2' Tiefe und so weit, daß sie sich frei darin bewegt, und tapezirt ihn mit einem Gewebe aus, damit er nicht einfällt, und sie leichter darin heruntklettern kann, vielleicht auch, damit sie im Grunde desselben merkt, was am Eingange vorgeht. Hier ist es, wo ihr Kunstgeschick sich am glänzendsten zeigt. Sie macht sich nämlich eine Fallthüre, wovon kein Beispiel im Thierreich vorkommt, außer bei dem Neste eines fremden Vogels, den Seba abbildet. Sie besteht aus verschiedenen Erdschichten durch Fäden mit einander verbunden, ist vollkommen rund, auswendig platt und uneben, inwendig erhöht und glatt, und daselbst von einem dichten Gewebe überzogen, von dessen oberer Seite Fäden zu dem Gewebe des Ganges gehen, so daß die Thüre an einem Seile oder

Digitized by Google

an einer Art Angel hängt und durch ihr eigenes Gewicht zufällt, und in eine Art Falz ſo genau eingreift, als wenn es mit dem Zirkel abgemeſſen wäre. Die Spinne ſcheint daher ſich vor Ueberfällen zu fürchten, und deßhalb auch das Aeußere des Deckels erdig und uneben zu laſſen, ſo daß man ihn ohne genaue Unterſuchung nicht bemerkt. Dazu kommt noch ein beſonderes Geſchick und eine eigene Kraft, um das Aufmachen der Thüre zu verhindern. Als Sau-

Die Miniſpinne.

vages die Thüre entdeckt hatte, und dieſelbe mit einer Nadel aufheben wollte, ſo fand er einen Widerſtand, der ihn in Verwunderung ſetzte: es war die Spinne, welche dieſelbe zuhielt. Durch den Spalt ſah er ſie auf dem Rücken liegen und mit Kiefern und Beinen ſich an der Thüre und an den Wänden des Ganges anklammern. Auf dieſe Weiſe ging die Thüre bald auf, bald zu, und als ſie endlich geſprengt war, lief die Spinne nach dem Keſſel ihres Gangs. So oft er aber wieder etwas an der Thüre machte, kam ſie herbeigeſprungen, um ſie wieder zu halten, woraus man



Höhle der Miniſpinne.

ſchließen muß, daß ſie durch die Fäden ſogleich fühlt, wenn auswendig etwas vorgeht. Endlich grub er mit einem Meſſer das vordere Stück des Ganges aus, und nahm es weg, ohne daß die Spinne von der Thür gewichen wäre. So bald ſie ans Tageslicht kommt, erſcheint ſie matt und wie erſtarrt, und geht nur wankend herum. Sie geht daher wahrſcheinlich des Nachts auf ihren Raub aus, und baut den Gang blos, um die Eier hinein zu legen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawſon & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Holzleſerinnen.

Von Georgine Aichſin.

Der Herbſt hatte das rothe Laub von den Bäumen geſchüttelt: die kalten Winde durchſtöberten den Wald und die dürren Aeſte knarrten und ächzten, altersmüde.

Im Dorf zündete man den Kamin an und ſchaarte ſich um das wärmende Feuer. Wohl dem, der bei Zeiten für ein Büſchel Reiſig geſorgt, um ſich vor Kälte zu ſchützen.

Die alte Hanne ſaß an der Wiege des kleinen Enkels, den das dürftige Bettchen kaum vor dem Winde ſchützte, welcher durch die nur mit dünnem Papier verklebten

Digitized by Google

Fenster drang. Der kleine Knabe von acht Jahren, der sich um die Kälte wenig zu kümmern schien, spielte mit seinen Pferden so lustig, als wäre heute Weihnachten und der Geschenktisch böge sich vor ihm unter der Last der hübschen Sachen.

Endlich kehrte die Mutter der Kinder, eine arme, brave und fleißige Wittwe, die sich von der Arbeit ihrer Hände nährte, heim, und erzählte der Alten, der Gemeindevorstand habe so eben ausschellen lassen, daß die Armen des Ortes die dürren Zweige, die im Walde liegen, sammeln dürften; eine Nachbarin habe ihr versprochen, indeß die beiden Kleinen zu beaufsichtigen.

Glücklich in der Aussicht, nun auf einige Wochen ein warmes Stübchen zu bekommen, machten sich die beiden Frauen, nachdem man dem Wiegenkind ein Brot, in Milch getaucht, gegeben und den Knaben mit dürrem Obste befriedigt, auf den Weg.

Bald hatten sie in einem Dickicht des Waldes einen großen Haufen Reisig gesammelt und zusammengelegt, um ihn mit einem Stricke zu umwinden, als man plötzlich etwas im Holze rauschen hörte: es war eine Viehherde, die heimgetrieben wurde. Der Hirte grüßte die Frauen und plauderte mit ihnen. Die Heerde blieb wie auf einen Wink stehen.

Da zog die ältere der Frauen ein rothes Tuch, das sie um den Hals geschlungen und das ihr zu warm machte, ab. Ein Stier, der bei dieser Farbe scheute, brach plötzlich sich durch die Heerde Bahn und stürzte auf die Gruppe der Schwatzenden los. Mit jammervollem Angstgeschrei eilten die beiden Frauen, alles im Stiche lassend, fort. Der Hirte hatte das wilde Thier bald wieder zur Heerde zurückgebracht. Aber die Frauen, die nicht lange überlegen konnten, eilten unaufhaltsam weiter, das Rufen nicht achtend, das sie beruhigen sollte. Als die jüngere Frau endlich erschöpft niedersank, um wieder Athem zu sammeln, sah sie plötzlich unfern von sich mitten in einer Lichtung des Waldes ein lebendes Wesen liegen. Vor Müdigkeit unfähig aufzustehen, wollte sie einige Augenblicke warten, bis das Kind, denn als solches erkannte sie jetzt den Schläfer, erwachte. Da rauscht es im Dickicht und schnaubt, wie ein Spürhund. Und plötzlich tritt auch wirklich zwischen dem Gestrüpp die Gestalt eines großen Hundes mit langer spitzer Schnauze hervor. Das Thier sperrt den Rachen auf, der mit furchtbaren Zähnen besetzt ist und stößt ein gräßliches Geheul aus. Die arme Frau erbebt bis in die tiefste Seele; das ist kein Hund, es kann nur ein Wolf sein. Rasch springt sie auf, um zu entfliehen. Da fällt ihr das Kind in das Auge: und der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Menschenpflicht ist auch schon entschieden. Die Mutter in ihr hat gesiegt. Sie eilt auf das Kind zu, das ruhig fortschläft, und stellt sich muthig dem Wolf entgegen, der schon heutegierig den Rachen aufsperrt. Da ballt sich ihre Faust und jetzt erst wird sie sich der furchtbaren Mordwaffe bewußt, die sie in der Hand führt; sie hat das Hackmesser, mit dem sie die Aeste zerhauen, im Schrecken nicht verloren. Der Wolf stürzt wüthend auf sie zu, die beiden Tatzen ihr auf die Schultern setzend: ein Kampf auf Leben und Tod entsteht. Mit übermenschlicher Gewalt stößt sie ihm das Messer in den Leib, daß er zurücktaumelt; aber er ist nur leicht verwundet. Aechzend reißt er noch einmal den Rachen auf und mit einem glücklichen Hieb stößt sie ihm das breite Messer in den Schlund, daß der Rachen klafft. Eine unbeschreibliche Mordwuth erwacht in dem sonst so sanften Weib und sie würgt das Thier so lange, bis es die Augen verdreht und verendet. Erschöpft sinkt sie neben dem Kinde nieder, das jetzt erst erwacht, und erkennt — zu ihrem Schrecken wie zu ihrer unaussprechlichen Freude — den eigenen Knaben, den sie von einem sichern Tode gerettet.

Aengstlich erzählte der Kleine, daß er, da Niemand ihn bewacht, in den Wald gelaufen, um die Mutter zu suchen, sich verirrt und hier eingeschlafen sei.

Als sie endlich spät am Abend heimkehrten, lief das halbe Dorf ihnen entgegen, da man einen Wolf gesehen haben wollte und nun fürchtete, daß sie von dem Thiere angefallen worden. Am andern Morgen holte man den glücklich besiegten Feind, und die arme Frau erhielt für die vom Dorfe abgewandte Gefahr eine hübsche Belohnung, die ihr einen sorgenlosen Winter versprach.

Die kleine Gefahr hatte eine große Gefahr abwenden helfen, wie so oft in der Welt. Warum deßhalb verzagen?

Der Indianer.

(Fortsetzung.)

Mrs. Harlyk, der ganz Amerika überhaupt — im Gegensatz zu Dublin — und namentlich jeder Neger und Indianer in der Seele zuwider war, hatte sich sogleich zurückgezogen. Die ganze Dienerschaft hatte gefrühstückt und war an die Arbeit gegangen; die Neger zogen leise singend und plaudernd an den Fenstern vorbei auf die Baumwollenplantagen hinaus, und Harlyk blieb mit dem Indianer allein.

„Du hast nun gespeist", sagte der Pflanzer, „jetzt magst du mir Rede stehen und sagen, wie es zuging, daß ich dich hier auf meiner Plantage traf."

„Ich heiße Mothaw-Muscle-Schachys-Marjaskin!" begann der Indianer.

„Weiter! den Namen behalte ich doch nicht."

„Ich bin ein Sohn des großen Häuptlings Nebraska vom Pastanowastamm, dessen Thaten die größten Helden unserer Ahnen benelden. Mit zwei Kriegern wurde ich nach Council-Blutt gesandt, wo die Gräber unserer Väter liegen; wir führten den Kalumett, das Friedenszeichen und den Tomahawk, die Streitart des weißen Häuptlings, mit uns. Eure Kanoes sollten nicht mehr den großen Fluß herauf, den ihr „Pate" heißt, die Biber bis in ihren Schlupfwinkel zu verfolgen, wo sie sich anbauen und ihre Jungen aufziehen. Der weiße Mann sollte uns das nicht rauben, oder verwüsten, womit wir ihn bezahlen können, wenn wir Eisen und Flinten, Pulver und Feuerwaffen kaufen; er sollte die rothen Kinder nicht wie Panther schießen; er sollte nicht mit hundert Schützen in unser Jagdgebiet fallen und den Büffel und das Elennthier verfolgen, die die Wächter der Prärieen sind; denn wir haben keine andere Speise, als die, die sie uns geben. Der Pastanowastamm wollte hundertmal lieber in Frieden und Freundschaft euch Biber- und Otdern-, Büffel- und Wapitihirschhäute umsonst geben, so oft der Mond zwölf Mal voll gewesen. Dann sollten die Pastanowakrieger, aus den großen Pfeifen rauchend, zu Pferde kommen und ihre Jagdbeute mit euch gegen Dinge auswechseln, die wir nicht besitzen. Aber euer Häuptling, statt als Freund zu antworten, machte meine Krieger mit Feuerwasser berauscht und ließ sie binden. Muscle-Schachys jedoch hatte nicht von dem Feuerwasser getrunken und entkam und suchte den Weg zurück zu den andern Pastano-

Digitized by Google

wanen. Er wurde verfolgt und mußte nach Osten fliehen, während seine Stirne hätte nach Westen gerichtet sein sollen. Er suchte Schutz in der Hütte eines weißen Mannes und erwachte an einem furchtbaren Schmerz in seinen Lenden und einem zischenden Laute, wie wenn man ein glühendes Eisen in Wasser taucht."

Der Indianer schwieg und seine Miene versinsterte sich. Er sprach sehr schlecht englisch und Harlyk, der den Schluß seiner Worte nicht recht verstehen konnte, fragte verwundert:

„Was war das? Ich habe dich nicht verstanden."

„Es war dies hier!" antwortete Muscle-Schachys und schob seine kurzen Beinkleider etwas zurück. Ein Brandmal B. S. (geborener Sclave) umgeben von einem Blätterkranz war in seine braune Haut eingedrückt.

„Du wurdest zum Sclaven gemacht", rief Harlyk beim Anblick dieses fürchterlichen Zeichens: „denn bei Gott, als Sclave bist du nicht geboren!"

Muscle-Schachys küßte die Hand des Irländers, während Thränen über seine jugendlichen Wangen rollten.

„Die Sonne und ihre Kinder sind keine Sclaven!" flüsterte er: „aber ich bin nun entehrt und als ich wieder entfloh, ließ mich ein reicher weißer Mann durch seine Neger einholen. „Wo ist mein Zeichen?" fragte er: „Ist das nicht Neptun, der Sohn der alten Indianerin Smokys und des Neger Pompejus? Ist das nicht meine Speise und mein Trank, meine Kleider und mein Geld, dieser Schurke Neptun?" Und alle seine Leute antworteten: „Ja, Herr! Ja, Herr." — „So gebt ihm fünfzig Peitschenhiebe!" sagte Mr. Hareman — und ich erhielt sie!"

Muscle schluchzte laut und schlug sich vor die Stirne.

„Armer Jüngling!" sagte der Irländer und klopfte ihm auf die nackte Schulter.

„So war ich also nicht mehr der Sohn des Häuptling Nebrassa und meiner Mutter Lasa und keine Sonne, sondern ein Neger, und Neptun nannten sie mich, und Smokys, eine Indianerin, war meine Mutter und ein todter Neger mein Vater — und Muscle-Schachys war ein Sclave. Ich lief fort, wurde jedoch wieder eingefangen. Die weißen Männer hielten Gericht über mich, befahen das eingebrannte Zeichen auf meinen Lenden und sagten: „Neger! geborner Sclave!" Da wollte ich Mr. Hareman tödten; aber er verkaufte mich an Mr. Bloomington und dieser ließ mich peitschen. Wieder entlief ich — und wurde verfolgt — ach wie schrecklich! Aber ich hatte die Flinte meines Herrn mitgenommen und dreimal fiel ein Mann hinter mir zu Boden! Sie hatten auch auf mich geschossen — aber der Krieger ist gegen alle Gefahr geschützt: er kann so rasch laufen, wie das Elennthier und länger als der Wolf ... Und hier bin ich!"

Harlyk ließ dem Indianer Kleider geben und dachte daran, während man jenem eine Negerhütte als Wohnung anwies, welche große Ungerechtigkeit die Habgier eines Pflanzers gegen einen gesetzmäßig freien Menschen verübt.

„Er kann sich nun bei mir ausruhen", dachte Harlyk, „und mit der Zeit einmal zu seinem Stamme zurückkehren."

Muscle blieb also auf der Plantage. Er wurde anständig mit Jacke und Beinkleidern versehen, sein Haar kürzer geschnitten und der Jüngling mit dem zierlichen Fuß und dem elastischen Gang, mit dem leuchtenden Auge, das, sobald es auf Harlyk ruhte, den innigsten Ausdruck der Dankbarkeit annahm, dieser stolze Indianer, der an das Befehlen gewöhnt war und doch auf Mr. Harlyks Wink wie ein gelehriger Hund wartete, um den Wunsch seines Herrn blitzschnell zu erfüllen — er war der Liebling der ganzen Plantage, ja selbst Mrs. Harlyks geworden.

Nur konnte sich Mrs. Harlyk nicht bequemen, ihn Muscle-Schachys zu nennen, sondern hieß ihn immer Neptun, weil er, wie sie meinte, einen christlichen Namen haben müsse, und sie wurde um so mehr darin bestärkt, als Muscle ihr erzählte, daß man ihm kaltes Wasser über den Kopf gegossen und ihn Neptun genannt. „Er ist also getauft und heißt Neptun", sagte sie, „es wäre eine Sünde, ihn bei seinem Heidennamen zu nennen."

Muscle war bereits seit langer Zeit auf der Plantage, und dachte nicht daran, wieder nach seiner Heimath zu gehen. Er stand dem Aufseher über die Neger bei und hatte nicht allein Englisch mit überraschender Schnelligkeit gelernt, sondern auch Lesen und Schreiben, und rechnete von Haus aus besser als Harlyk selbst. Anfangs zwar nur Harlyks Diener, war er im Verlauf der Zeit seine Stütze und sein Freund geworden. Er wünschte sich nicht mehr zurück zu seinem Volke und wurde betrübt und stumm, so oft Harlyk die Rede darauf brachte.

„Bist du meiner müde, Herr?" fragte er, und Harlyk antwortete wie gewöhnlich: „Nein, Muscle, meinst du, ich könnte so dumm sein, zu wünschen, du solltest deiner Wege gehen? Doch was glaubst du, daß der Häuptling Nebrassa denken wird." — „Er glaubt, Muscle-Schachys sei todt, aber er lebt!"

Der geheime Grund, weßhalb der Sohn Pastanowas auf der Plantage blieb, war Allen unbekannt, mit Ausnahme von Mrs. Harlyk, der Mutter, welche ihn zuerst geahnt.

Muscle-Schachys war einige Tage, nachdem ihn Harlyk gefunden, wohlgekleidet und mit Proviant versehen, nach Westen gewandert. Auf dem Felde sah er ein junges Mädchen auf einer Höhe sitzen, den Schooß mit einer Waizengarbe gefüllt und ihn mit mitleidigen Blicken betrachtend. Es war zum ersten Male, daß er diese sechzehnjährige Schöne sah.

„Bist du der arme Indianer", fragte sie, als Muscle stehen blieb und sie mit unverwandten Blicken betrachtete, „bist du es, der in meines Vaters Hause gewesen? Geh mit Gott, er möge dich beschützen, daß du nicht wieder in die Hände der Feinde fallest."

Der Indianer beugte sich tief vor ihr. „Ich gehe nicht fort — nie, nie!" sagte er. „Ich war undankbar, aber ich will dir dienen, — ich will dein Sclave sein, du sollst die Sonne sein, statt daß ich früher es gewesen, und alle meine Gedanken an Pastanowa sollen sterben vor den Strahlen deiner Augen."

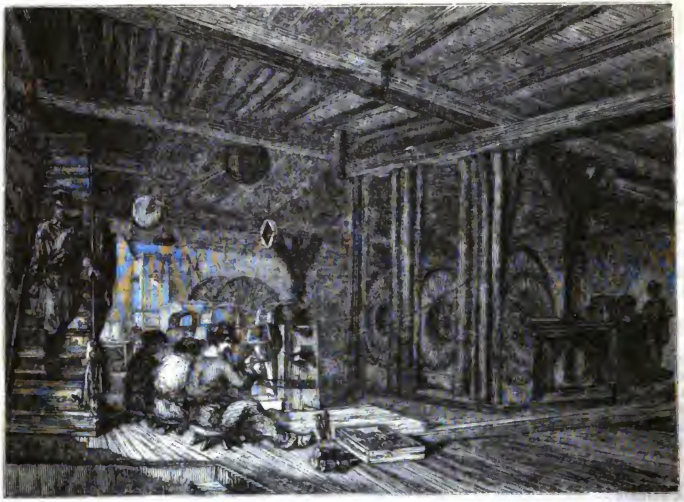
(Schluß folgt.)

Die Nadeln.

I.

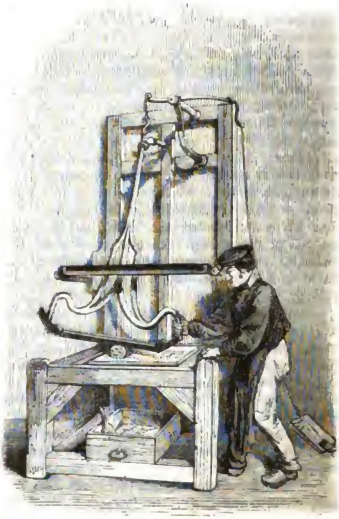
Das griechische und römische Alterthum schrieb die Erfindung der Nadeln einer Frau zu. Die ersten ordentlichen Nähnadeln waren unstreitig mit einer Scheere aus einem lang und schmal geschlagenen Metall geschnitten, dann auf dem Amboße mittelst eines Hammers zu drahtartigen Stiftchen gebildet, und an einem Ende mit einem umgebogenen Oehre, in welches der Zwirn eingefädelt wurde, versehen worden. Diesen Nadeln fehlte aber noch die gehörige Härte, Steifigkeit, Glätte und die nöthige

Digitized by Google



Zuspitzwerkstätte.

Zuschneiden des Drahts.



Gradrichten der Drähte.

Digitized by Google

verfinnte Abnahme von der Spitze an bis nach dem Ende des Oehres hin. Erst als man zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, vermuthlich zu Nürnberg, das Metall ziehen und in Draht verwandeln lernte, da war man auch im Stande, die Nähnadeln besser und leichter zu verfertigen. Den Draht brauchte man nur mit einer Scheere nach der Länge der Nadeln zu durchschneiden, das eine Ende dieser Drahtstücke brauchte man nur zuzuspitzen, das andere Ende nur abzuplatten, um in das abgeplattete Ende desto leichter eine Oeffnung hineinzubringen. Diese Oeffnung bestand anfangs aus einer Spalte, die man zur Haltung

Halbirungsstampfe.

des Fadens vorn wieder zusammengeschlagen hatte. Man nannte solche Nadeln Glufen, und die Menschen, welche sich mit der Bearbeitung derselben beschäftigten, Glufner oder Glufenmacher. Bald fand man es aber doch besser und bequemer, die Oeffnungen, welche die Oehre bildeten, hineinzubohren, und sie nöthigenfalls mit einer Spitzfeile (Fitzfeile) länglicht zu feilen.

Nürnberg hatte schon im Jahr 1370 zünftige Nadler. Augsburg erhielt sie einige Jahre später, und noch später pflanzten sie sich nach andern Gegenden Deutschlands hin. Glufenmacher hatte Augsburg noch im fünf-

Bildung des Oehrs.

Maschine zur Halbirung der neuen Nadeln.

Digitized by Google

zehnten Jahrhundert. England, Frankreich und andere Länder lernten die Nadelmacherei von den Deutschen (nicht blos die Verfertigung der Nähnadeln, sondern auch der Stecknadeln). Nach und nach vervollkommnete man die Kunst, Nähnadeln zu machen. Man fühlte das Bedürfniß, den zu Nadeln bestimmten Draht auf eine eigene Art zuzubereiten, damit die Nadeln nicht bloß hart ausfielen, sondern auch nicht leicht zerbrechlich wären. Diese Verbesserungen haben wir vorzüglich den Engländern zu verdanken, deren Nähnadelfabriken schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sehr berühmt waren. Die Engländer nämlich verfertigten die Nähnadeln aus Cementationsstahl, den sie mittelst der Holzkohlen in deutschen Stahl verwandelten, nochmals cementirten, und zuletzt wieder in Päcken bei Holzkohlen schmiedeten. Vor wenigen Jahrzehnten erfanden sie auch die Kunst, Nähnadeln von gegossenem Stahl zu verfertigen, eine Kunst, die besonders Sheward sehr verbesserte. —

Statt unserer jetzigen Stecknadeln oder Spendeln haben sich viele alte Völker lange Zeit der Dornstacheln, Fischgräten, und der spitzigen Stifte aus hartem Holz oder Metall (Spinulae oder Spinae) bedient. Selbst goldene und silberne Stifte, aber nur mittelst des Hammers und der Scheere (wie bei den Nähnadeln) dünn und schmal gemacht, wurden von bemittelteren Personen zur Befestigung des Kleidungsstücks gebraucht. Um die Zeit des trojanischen Krieges trugen die Frauen eine Art goldener Nadeln zur Zierde. Man befestigte solche Kleidungsstücke aber auch oft durch angenähte Hefte und Schlingen. Diese Methode erhielt sich viele Jahrhunderte lang, und war bei einigen Kleidungsstücken sogar noch in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts gebräuchlich. Die Handwerker, welche solche Hefte und Schlingen (Haken und Oehre) verfertigten, nannte man in Deutschland Heftleinsmacher. Man traf sie am meisten in Nürnberg und Augsburg an, wo sie in den neuern Zeiten mit den Stecknadelmachern gleichsam in Eins verschmolzen wurden.

Allerdings scheint es beinahe, als wenn die eigentlichen Stecknadeln mit einer Spitze und einem Kopfe um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in England erfunden worden wären. Der damalige König Heinrich VIII. verordnete im Jahr 1543, daß man in seinem Reiche nur solche Nadeln verkaufen sollte, welche doppelte, am Schafte festgelöthete Köpfe hätten, gut geglättet und an der Spitze gut gefeilt wären. Bald darauf aber wurde diese fürstliche Verordnung als nicht mehr gültig zurückgenommen. Demungeachtet ist es doch sehr wahrscheinlich, daß unsere jetzigen messingenen Stecknadeln in Nürnberg erfunden worden sind. In Frankreich und in den Niederlanden wurden sie mit England fast zu gleicher Zeit bekannt. Schweden, das viele Jahre hindurch nur deutsche Nadeln gebrauchte, erhielt erst im Jahr 1640 Stecknadelmacher.

Die ersten Stecknadeln hatten unstreitig keine besonders aufgesetzten Köpfe; sondern man schlug das stumpfe Ende selbst zu einem Kopfe, wovon man die Schärfen mit einer Feile hinwegnahm. In der Folge ließ man den Kopf aus ein paar Gewinden eines feinern Drahtes bestehen, die mittelst eines Hammers aus freier Hand um das stumpfe Ende der Nadel geschlagen wurden. Endlich lernte man zu Nürnberg in den Jahren 1680 bis 1690 ein eigenes sehr sinnreiches, aus einer Art Amboß mit Rinnen und einem Stempfer oder Stempel bestehendes Werkzeug, die Wippe, kennen, womit man in einem Augenblick den Kopf runden und fest mit dem Schafte vereinigen konnte. Nun war ein Arbeiter im Stande, an der Wippe täglich wohl 10,000 Nadeln zu machen, da er vorher in einem Tage kaum 4,000 anzuköpfen vermochte. Ein sehr geübter Nürnbergischer Nadler soll sogar einmal in einem Tage 14,000 Stück Nadeln an der Wippe verfertigt haben.

Der Mormonenpriester.

Eine Erzählung.

Unter den zahlreichen Mormonenanführern, die im Spätjahr 1833 nach dem westlichen Missouri zogen, befand sich ein Mann, der durch seine Intelligenz und seine Moral weit über der Masse seiner Brüder stand. Es war ein blasser, schlanker, blondhaariger Enthusiast mit ein paar dunkelbraunen Augen und einer Stimme, die durch ihre Süßigkeit sich verrätherisch in's Ohr stahl und das Herz rührte. John Mills, so hieß er, hatte von dem Propheten Joseph Smith die Erlaubniß erhalten, das neue Evangelium zu verkünden, obwohl er damals kaum achtzehn Jahre alt war. Aber die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten hängt nicht allein von der äußern Triebfeder der Erziehung oder von der Zahl der Jahre ab: es gibt einzelne Herzen, die wie Knospen an gewissen Bäumen, plötzlich anschwellend und aufspringend, die Sinne entzücken und die Beschauer durch ihre reiche Farbenpracht und ihren Duft in Verwunderung setzen. Dies war mit dem Mormonen John Mills der Fall. Er war der Sohn eines armen Landmannes, der in der Nähe der Stadt Manchester im Staate New-York wohnte und durchaus kein hervorragendes Talent zeigte, ehe er zum Mormonenglauben übertrat. Dies geschah im Jahre 1832, zehn Monate, ehe die Secte „der Heiligen der jüngsten Tage“ nach der Grafschaft Jackson in Missouri auswanderte. Es dauerte indeß nicht lange, bis der Prophet Joseph Smith entdeckte, welche Acquisition er an dem jungen Mann gemacht. Er adoptirte Mills als seinen Sohn und eilte, ihn zum geistlichen Berufe vorzubereiten, zu welchem er auch bei der Ankunft der Mormonen an den Ufern des Mississippi feierlich eingeweiht wurde. Ehe man jedoch Jackson erreicht, hatte der Jüngling bereits seine Thätigkeit begonnen, und zwar mit einem Eifer und einem Glück, die beinahe unglaublich genannt werden konnten. Seine Gefühle und seine Phantasie waren im höchsten Grade erhitzt; sein Glaube an die göttliche Sendung Smiths sowohl, als an das wirkliche Dasein und die Wahrheit der goldenen Bibel war bei ihm über jeden Schatten von Zweifel erhaben, und er drückte die Ueberzeugung seines irregeführten, aber aufrichtigen Herzens mit solcher Stärke und so überzeugendem Ernste aus, daß seine Rede eine wunderbare, man konnte wohl sagen, magische Wirkung auf die Zuhörer hervorbrachte.

Seine Gedanken waren Feuer, und er gebrauchte flammende Worte — seine Beredsamkeit floß stark und leicht, wie ein unerschöpflicher Strom, und alle seine Bestrebungen vereinten im glücklichsten Verhältniß die zwei größten Elemente eines Redners: eine logische Scheidungsgabe, die in jedem Problem den Grund wie mit einer Nadel sondirte und eine poetische Darstellungsweise, die alle seine Erklärungen mit einer Draperie der schönsten Blumen umgab. Der Eindruck, den er hervorrief, wurde durch seine melodische Stimme, seine klaren Augen, sein hübsches Gesicht — vor Allem aber durch sein jugendliches Alter noch mehr erhöht. Diese Eigenschaften setzten

Digitized by Google

ihn übrigens mannigfaltigen Versuchungen aus. Mehrere edeldenkende Männer sahen es nämlich für eine große Sünde an, daß die seltene Saat, die aus so außerordentlichen Talenten emporwuchs, auf das unfruchtbare Feld des Mormonismus hingeworfen werden sollte, und es wurden ihm die größten Anerbietungen von mehreren der ersten Bürger in Independence gemacht, einzig in der Absicht, ihn zu veranlassen, jener chimärischen Mission zu entsagen, um die Laufbahn des Advokaten zu betreten, wo ganz andere Lorbeeren seiner harrten, als die, die ihm der Mormonismus anbieten konnte.

Aber er schlug mit Verachtung jenes Anerbieten aus, das man ihm einzig und allein in seinem Interesse gemacht, und erklärte feierlich, daß er seine Stellung als armer Verkünder des mormonischen Evangeliums nicht mit dem Gold und den Edelsteinen der Welt vertauschen werde.

Aber auch von andern Seiten empfing John Mills glänzende Anerbietungen; er sah jedoch bald ein, daß die Beweggründe, die diese hervorgerufen, weit eigennütziger waren, als die der obengenannten Bürger. Alle die orthodoxen Secten, welche schon zu jener Zeit in Missouri sich befanden, haßten die Partei des Propheten und mißgönnten ihr aus diesem Grund den Besitz eines solchen Juwels, wie der junge Mills, und dies um so mehr, als dieser durch seine außerordentlichen Gaben die meisten ihrer eigenen Geistlichen verdunkelte, was wiederum bewirkte, daß Viele von den andern Secten zum Mormonismus übergingen. Sie thaten deßhalb Alles, was in ihrer Macht stund, ihn für ihre Lehre zu gewinnen. Die Methodisten begannen ihren Angriff mit Schmeicheleien und ließen ihn unter der Hand wissen, daß er ehestens einen Bischofsstab erhalten solle, wenn er sich mit ihnen vereinte. Die Presbyterianer suchten ihn anzulocken, indem sie ihm freien Unterricht in einem ihrer besten Collegien zusagten und in kürzester Frist ein ausgezeichnetes Diplom und ein großes und einträgliches Amt versprachen. Aber alle diese Versuchungen waren vergeblich; auf dem hohen Standpunkt seines fanatischen Glaubensbekenntnisses war John Mills über alle Ueberredungen und Bestechungen erhaben.

Der junge Mormonengeistliche war indessen in kurzer Zeit berufen, ganz anderen Versuchungen zu widerstehen, als denen, in welche man ihn bisher geführt. Die Mormonen waren, wie wir wissen, von allen andern Secten gehaßt, — und nicht allein von diesen, sondern beinahe von der ganzen Bevölkerung in Missouri. — Es war dies gleich vom ersten Augenblick ihrer Ankunft an der Fall. Der lange Weg, den sie gemacht, um Proselyten zu werben, ihre abstechende Tracht und halbwilden Manieren, aber vor Allem ihre offen ausgesprochene feindliche Gesinnung gegen die Negersclaverei trug namentlich dazu bei, den tiefen Haß in einen brennenden Rachedurst zu verwandeln. Sechs Monate waren auf diese Weise verlaufen, als der Sturm, der sich in dieser Zeit angesammelt hatte, über die zelotischen Anhänger des Propheten losbrach.

Eine starke und verwegene Schaar von Lynchern (Selbsträcher) hatten sich unter dem Commando des sogenannten Oberst Turk organisirt — eines Mannes, der zu den gefährlichsten und desperatesten Charakteren gerechnet wurde, die sich zu jener Zeit im „fernen Westen“ fanden. Mehrere von den Mormonen wurden getheert und in eine mit Federn gefüllte Tonne geworfen; andere wurden mit langen, knorrigen Wallnußgerten gepeitscht, bis sie unmächtig zu Boden sanken, da sie die Peinigung und den Blutverlust nicht aushalten konnten; noch andere wurden mit Gewalt ihres Eigenthums beraubt, und sahen sich an einem Tage an den Bettelstab gebracht, während nicht wenige auf den Prärieen niedergeschossen wurden, als ob sie Wölfe oder andere Raubthiere wären. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte der Prophet und seine Anhänger dieselbe Friedenspolitik beobachtet, der sich auch die Quäcker bedienen. Da sie jedoch sahen, daß man ihren Glauben und ihre Lehre nicht respectirte, veränderten sie diesen Punkt in ihrer Religion, und Manche von ihnen versahen sich nun mit den gleichen Mordwaffen, die ihre Feinde brauchten.

Es war nöthig, diese Bemerkungen vorauszuschicken, um die folgenden Begebenheiten dem Leser klar zu machen.

Es war eine sehr kalte Nacht im Dezember 1833. Obgleich der Himmel wolkenlos und der Vollmond in seinem ganzen Glanze funkelte, lag die Erde doch öde und einsam, wie ein ungeheures weißes Grab; denn eine dichte Schneedecke ruhte auf ihr, und ein scharfer Nordwind riß die feinen Schneekrystalle von der Oberfläche und wirbelte sie im Mondlicht, wie zu einem Todtentanz umher. Es war eine Nacht, wie sie selbst Diebe und Geächtete fürchten; es war eine Nacht, wie man sie nur auf den großen Steppen kennt, wenn die Kälte das Blut beinahe erstarren und das Athmen beschwerlich macht; kurz: eine Nacht, die man am liebsten unter Dach und Fach am Kamine zubringt, wo das Heulen des Windes der Musik gleicht und der schneidende Frost nicht durchdringt.

Und doch hatten sich in jener bitter kalten Nacht, kaum dreihundert Ellen vom Missouri, der von einem Ufer zum andern mit einer Eisrinde überzogen war, über siebenzig Personen in einem großen Blockhause versammelt, um Gottesdienst zu halten. Man konnte sicher sein, daß es Mormonen waren, denn kein Fanatiker eines ältern Glaubensbekenntnisses würde sich in einer solchen Nacht hinauszugehen haben; es mußten nothwendig neue und frische Schwärmer mit neuen Ideen, neuen Grundsätzen, warm und flammend wie ihre Herzen und ihre Einbildungskraft sein, — im entgegengesetzten Fall würden sie wohl nicht dem schrecklichen Wetter und dem eisigen Sturm getrotzt haben. Die Versammlung bestand aus Männern und Weibern, ungefähr gleich viel von beiden Theilen; die Ersteren waren beinahe alle mit Gewehren bewaffnet, die sie in der einen Hand hielten, selbst wenn sie zum Gebete niederknieten. Für so groß sahen sie die Gefahr an, die über ihren Häuptern schwebte.

Der Geistliche, der junge Mills, war gerade in einer enthusiastischen Rede begriffen und schilderte mit glühender Beredtsamkeit alle die bittern Verfolgungen, die seit undenklicher Zeit das Loos der Reformatoren gewesen. Nie hatte er begeisterter gesprochen, nie hatten sich seine Gefühle so in Worten Luft zu machen gewußt, als in jener Nacht. Seine Augen funkelten wie Sterne, seine Stimme ertönte wie die Posaune des Gerichtstags und übertäubte den Nordwind, der die Wände des Blockhauses erschütterte. Seufzer und tiefes Stöhnen und dann und wann ein halberstickter Schrei aus der Mitte der Zuhörer verrieth, welch' despotische Macht in dem herzergreifenden Vortrag des jungen Mannes lag.

Plötzlich hörte man drei Flintenschüsse rasch hinter einander vor der Thüre, und die drei Schildwachen, welche dort postirt waren, stürzten bleich vor Schrecken in das Zimmer und riefen: „Rettet euch! Rettet euch! Oberst Turk mit seinen Leuten ist im Anzug.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Blätter aus Natur und Leben.

Der Rosmarin wird noch heute in einigen Theilen von Europa bei Hochzeiten und Begräbnissen gebraucht, weil man in alten Zeiten glaubte, er stärke das Gedächtniß und könne also dazu dienen, die Erinnerungen an die Verstorbenen zu bewahren, oder den Gedanken auf den Gatten zu richten. — Der Verlobungsring wird am vierten Finger getragen, weil man in alten Tagen glaubte, es gehe eine kleine Arterie von diesem Finger nach dem Herzen, und man könne auf diese Weise eine direkte Verbindung zwischen diesem Symbol der Treue und dem Herzen hervorbringen. — In einem Theil von Northumberland ist es Sitte, eine Zinnschüssel mit Salz und ein brennendes Licht auf die Brust des Todten zu setzen. Das Salz ist das Sinnbild der Ewigkeit und Unveränderlichkeit, weil es selbst nie verdirbt, so wie andere Dinge vor dem Verderben bewahrt, und das Licht ist natürlicher Weise ein Symbol des Lebens.

— Nach einer der letzten Volkszählungen von London nimmt diese Weltstadt einen Flächenraum von 122 engl. Quadratmeilen ein und hat 2,262,236 Einwohner. Ein englischer Statistiker hat sich die Mühe genommen, folgende Berechnung zu machen: Wenn London von einer Mauer umgeben wäre und nur vier Thore hätte, so würde man anderthalb Tage brauchen, wollte man die Einwohner zu vier und vier neben einander zu den Thoren hinauslassen. — Wer diese Berechnung nicht für richtig hält, mag die Probe machen!

— Um dem Kindermord in Indien ein Ende zu machen, wurde kürzlich in Amretsir, „der heiligen Stadt der Siekhs", in der Nähe von Lahore, eine große Versammlung der Notabeln gehalten. In mehreren Gegenden herrscht nämlich dort die Sitte, Kinder weiblichen Geschlechtes sogleich nach der Geburt zu ermorden, theils indem man sie erdrosselt, theils indem man sie aussetzt oder lebendig begräbt. Der Grund zu dieser abscheulichen Barbarei liegt in dem Familienstolz und der öffentlichen Meinung, welche einem vornehmen Mann, der seine Tochter verheirathet, es zur Pflicht macht, ihr eine bedeutende Mitgift zu geben, oft zum großen Nachtheil der Söhne. Um nun diesem zu entgehen oder das Vermögen auf der männlichen Seite zu erhalten, werden die Töchter geopfert. Dieselbe barbarische Sitte besteht in Radschputana, und dies ebensosehr unter den Mahommedanern, als den Hindus. In Penjschab ist es namentlich die Priesterkaste, welche nur männliche Abkunft unter sich duldet.

— Wenn in Amerika ein Mormone Geld bei Jemanden gut hat und es nicht bekommen kann, so klagt er seinen Schuldner nicht ein; sondern vor seinem Hause stellt er drei Bursche auf, die den ganzen Tag hindurch vom frühen Morgen bis späten Abend ein fürchterliches Pfeifen- und Trommelkonzert aufführen. Ein amerikanisches Blatt sagt, ein Schuldner halte dies selten länger als drei Tage aus. Die Trommler und Pfeifer kosten nicht viel und sind in jedem Fall billiger als der billigste Prozeß.

— Der englische Naturforscher Jesse erzählt folgenden Zug von der Klugheit eines Elephanten. Ich fütterte ihn eines Tags mit Gemüsen, die er aus meiner Hand nahm. Eine runde Rübe fiel auf den Boden, jedoch außerhalb des Bereichs seines Rüssels. Er lehnte nun an seine hölzerne Barre, streckte den Hals, konnte aber die Rübe nicht erreichen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen blies er endlich die Rübe so stark gegen die Wand, daß sie davon zurückprallte und er sie nun ohne Schwierigkeit erreichen konnte.

— Ein gutmüthiger Pfarrer in Jütland, der von seiner Gemeinde bei einer lange andauernden Trockenheit aufgefordert wurde, in seine Predigt ein Gebet um Regen einzuflechten, antwortete: „Wenn ihr's durchaus haben wollt, will ich's auch thun, aber ich sage euch im Voraus, es wird nichts helfen, so lange wir diesen Wind behalten."

Die Wässerungen in Indien.

In dem brennend heißen Clima Indiens könnte der Ackerbau nicht existiren ohne die reichlichsten und zu bestimmten Zeiten wiederholten Wässerungen: deßhalb schrinen dieselben auch mit der ersten Cultur jenes Landes gleichzeitig eingeführt worden zu sein. Ihnen verdankt der Boden seinen Reichthum an Fruchtbäumen, Reiß, Zucker u. s. w. Die älteren Schriftsteller, besonders Diodor von Sicilien, verbreiten sich weitläufig über die Art und Weise der Bewässerung jener Zeiten.

Die Bewässerung des Bodens geschieht theils durch Canäle, welche das Wasser aus den Flüssen herbeiführen, theils aber auch durch die bei jeder Pagode befindlichen Behälter, in welchen die Reinigung vollzogen wird. Aus einem dieser Behälter ist ohne Zweifel durch unterirdische Gänge das Wasser in das kleine Becken geleitet, das wir hier abbilden. Mit einem einfachen Korbe vom dichtesten

Geflechte, der an zwei Stricken hängt, holen die beiden Ackerbauer das kostbare Naß für ihr Feld. Einfacher noch und besser wäre es freilich, wenn sie Gräben durch das Feld zögen, aber Indien hält starr an seinen Gewohnheiten, und wenn wir bedenken, wie schwer es bei uns, die wir uns ein aufgeklärtes Volk heißen, oft hält, die einfachsten Verbesserungen zur Geltung zu bringen, so werden wir den Indianer nicht mehr tadeln, der seinem Felde auf so unbeholfene und mühsame Weise das nöthige Wasser zuführt.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Kommissionslager für Frankreich A. Bourg in Paris

Digitized by Google

Die Nadeln.

II.

Umbildung der Nadeln von Eiſen in Stahl.

Werkſtätte zur Weißung und Bronzirung der Nadeln.

1854.

Digitized by Google

Gute Nähnadeln müssen vollkommen gerade, sofern nicht ein besonderer Zweck eine Krümmung erfordert, sein polirt, hart und elastisch sein; so daß sie in keinem Falle eine bleibende Biegung annehmen und nur von einer verhältnißmäßig großen Kraft zerbrochen werden. Ihre Spitze muß genau in der Achse der Nadeln liegen, schlank (durch eine sehr sanfte und gleichmäßige Verjüngung hervorgebracht), fein und scharf sein; letzteres in dem Grade, daß beim Einstechen in Schreibpapier kein Geräusch im Augenblicke, wo die Spitze durchdringt, entsteht. Das Oehr muß von zweckmäßiger Form und Größe, und gleich allen übrigen Stellen äußerst glatt sein, so daß es den feinsten Faden nicht abschneidet.

Die Nähnadeln bestehen jederzeit aus Stahl, weil nur dieses Material die nöthige Härte und Elastizität in sich vereinigt; aber ein Unterschied entsteht dadurch, daß einige Nadeln ursprünglich aus Stahldraht verfertigt, andere dagegen aus Eisendraht gemacht und nur nachträglich durch Einsetzen (Zämentiren) in Stahl umgewandelt werden.

Eine Nähnadel muß bis zu ihrer gänzlichen Vollendung 90 bis 120mal (je nach Verschiedenheiten in der Fabrikation und nach der mehr oder minder sorgfältigen Ausarbeitung) durch die Hand gehen; und es würde demnach ganz unmöglich sein, sie um den bekannten niedrigen Preis herzustellen, wenn nicht a) jede Hauptoperation besonderen Arbeitern zugewiesen worden wäre, welche darin — weil sie immer nur diesen einzelnen Theil der Fabrikation betreiben — die größte Fertigkeit erlangt haben, und b) die meisten Operationen mit einer großen Anzahl Nadeln zugleich vorgenommen würden. Die Hauptarbeiten der Nähnadel-Fabrikation sind: 1) das Zuschneiden des Drahtes, 2) das Geraderichten der Drahtstücke, 3) das Zuspitzen und das Zerschneiden in einzelne Nadellängen, 4) die Bildung des Oehrs; 5) das Härten und Anlassen, 6) das Scheuern oder Poliren.

Zuschneiden des Drahtes. — Der Draht, den die Fabrik in der gewöhnlichen Gestalt von Ringen erhält, wird zuerst untersucht und sortirt.

Man wickelt zunächst den Draht auf einen achtarmigen Haspel ab, dessen Umfang etwa 20 Fuß beträgt. Man erhält auf diese Weise einen sehr großen Ring, der z. B. aus 90 bis 100 Umgängen des Drahtes besteht, und, nachdem er vom Haspel abgenommen ist, mittelst einer von Menschenhand oder von Wasserkraft bewegten, an einem Stocke befestigten Scheere an zwei entgegengesetzten Punkten durchschnitten wird, so daß er in zwei Büschel, jedes ungefähr zehn Fuß lang und 90 bis 100 Drähte enthaltend, zerfällt. Die nämliche Scheere, welche gleich der Schrotscheere der Nadler in aufrechter Stellung angebracht ist, wird hierauf angewendet, um diese langen Büschel ferner zu zertheilen, und zwar in Stücke, sogenannte Schachte, welche ein wenig mehr als die doppelte Länge der Nadeln haben. Um dieses Maß richtig zu treffen, bedient sich der Arbeiter eines Hülfswerkzeuges (Schachtmodell). Eine vom Wasser getriebene Schere macht 21 Schnitte in der Minute; zwei Schnitte sind nöthig, um ein Büschel von 100 Drähten völlig zu durchschneiden, und der dritte Schnitt bleibt unbenutzt, weil während desselben die abgeschnittenen Schachte weggelegt werden. Es beträgt daher die Zahl der in einer Stunde geschnittenen Schachte 40,000, woraus 80,000 Nadeln entstehen.

Richten. — Die Schachte sind in diesem Zustande großentheils verbogen oder gekrümmt, und werden deßhalb der Operation des Richtens unterworfen, wodurch sie eine völlig gerade Gestalt bekommen.

Zuspitzen der Schachte und Zertheilung in einfache Nadellängen. — Die gerichteten Schachte werden auf der Schleifmühle an beiden Enden zugespitzt. Die Schleifmühle enthält eine Anzahl vom Wasser getriebener Schleifsteine, welche fein- und dichtkörnige, ziemlich harte Sandsteine von 4 bis 5 Zoll Dicke sind. Ihr Durchmesser ist verschieden, von 6 bis gegen 30 Zoll; durch eine an ihrer Achse befindliche Rolle und eine Schnur ohne Ende erhalten sie, von einem Rade der bewegenden Welle aus, eine Umdrehung von solcher Geschwindigkeit, daß der Umkreis in einer Sekunde 100 bis 10 Fuß durchläuft; man läßt nämlich einen 6zölligen Stein etwa 4000, einen 24- oder 27zölligen wohl 1000 bis 1200 Umläufe in der Minute machen, um die Arbeit möglichst zu beschleunigen. Das Verfahren beim Spitzen ist hier eben so, wie beim Zuspitzen der Stecknadeln; der Schleifstein muß die Stelle des dort gebräuchlichen feilenartigen Spitzrings vertreten, weil dieser Letztere — bei der größeren Härte des Eisen- und Stahldrahtes — sich zu schnell abnutzen, auch keine feine und glatte Spitze zu Stande bringen würde, wie sie für Nähnadeln erfordert wird. Der vor dem Steine sitzende Arbeiter nimmt zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand 20, 30 bis 50 Schachte, und hält dieselben, flach und gerade nebeneinander liegend, mit ihren Enden an den Stein, wobei durch Hin- und Herschieben des Daumens diejenige rollende Bewegung jedes einzelnen Drahtes hervorgebracht wird, welche nöthig ist, damit die Spitzen rund ausfallen. Um den Daumen der linken Hand, welcher — näher nach dem Schleifsteine zu — auf den Drähten liegt und dieselben niederhält, gegen das Verbrennen zu schützen, werden die Drähte mit einem etwad dicken, 3 Zoll langen und 1 Zoll breiten Lederstücke bedeckt, welches oben eine Schleife zum Einschieben des Daumens hat.

Das Schleifen muß, des Rostes halber, trocken geschehen; die Schleifer sind daher dem feinen Stein- und Metallstaube ausgesetzt, welcher von ihnen eingeathmet wird und höchst nachtheilige Folgen für die Gesundheit herbeiführt.

Nachdem die Schachte an beiden Enden mit Spitzen versehen sind, werden sie in der Mitte zerschnitten (halbirt), so daß sie eine doppelte Anzahl Nadeln liefern. Hierzu bedient man sich einer mit dem Fuße zu bewegenden Scheere (Halbirscheere), welche mit der Schrotscheere der Nadler übereinstimmt.

Eine abweichende Art des Verfahrens ist in Aigle in Frankreich üblich. Der Doppelschacht wird so in eine Stampfe gebracht, daß die Mitte auf einen Stahlblock zu liegen kommt. Der Stampfer bewegt mit einem Bügel den sogenannten Mouton, der auf diesen Doppelschacht fällt und den Kopf und das Oehr bildet. Ein Mann macht 20,000 Nadeln auf diese Weise.

Bildung der Oehre. — Als Vorbereitung zur Verfertigung des Oehrs wird das stumpfe Ende einer jeden Nadel ein wenig flach oder breit geschlagen, welche Operation man das Pflöcken nennt. Der hiermit beschäftigte Arbeiter sitzt vor einem Tische, worauf ein würfelförmiger, 3 Zoll langer und breiter Ambos sich befindet. Er faßt zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand 20 bis 25 Nadeln an ihren Spitzen, breitet sie fächerförmig aus, legt sie auf den Ambos und bewirkt durch wenige Schläge mit einem kleinen flachen Hammer

Digitized by Google

an allen die erforderliche Abplattung. Beim Weglegen wird darauf geachtet, daß die Spitzen aller Nadeln nach einer Seite zu liegen kommen. Man steckt hierauf eine große Anzahl derselben zusammen in einen eisernen Ring, und glüht sie in einem Ofen schwach aus, um den durch das Pfücken hart gewordenen Enden diejenige Weichheit wieder zu geben, welche zur leichten Verfertigung der Oehre erfordert wird.

Die Oehre werden gewöhnlich von Kindern gemacht, deren kleine Hände zu dieser zarten Arbeit am besten taugen; und zwar in zwei getrennten Operationen, welche man das Einschlagen und Aushacken nennt. Beim Einschlagen wird nur erst die Stelle des Oehrs durch eine kleine Vertiefung vorgezeichnet, indem man in dem Einschlagstocke eine Nadel nach der andern mit dem platten Ende auf einen spitzen stählernen Stift legt und einen leichten Hammerschlag darauf gibt.

Nach Vollendung des Oehrs werden die Nadeln von einem andern Arbeiter geweißt, d. h. am Oehr-Ende glattgefeilt und abgerundet, zugleich aber auch mit der zur Erleichterung des Einfädelns dienenden Kerbe oder Furche versehen, welche auf beiden Seiten vom Ende aus über das Oehr herabläuft.

Härten und Anlassen der Nadeln. — Die aus Stahldraht gemachten Nähnadeln werden unmittelbar gehärtet, indem man sie glühend macht und in Wasser ablöscht.

In jedem Falle sind die gehärteten Nadeln viel zu spröde, und müssen deßhalb angelassen werden. Das Anlassen besteht in der Erhitzung bis zu einem solchen Grade, daß die Nadeln nur Federhärte oder etwas mehr als Federhärte behalten.

Scheuern oder Poliren. — Bis jetzt sind die Nadeln nicht blank, sondern von schwärzlicher Farbe und ohne Glanz, in Folge einer dünnen Lage Oxyd, welche sich auf ihrer Oberfläche befindet. Diese wegzuschaffen, und sowohl die reine Stahlfarbe als die nöthige Glätte und den Glanz hervorzubringen, ist der Zweck der zunächst folgenden Bearbeitung, welche das Scheuern (Schauern, Schoren) genannt wird. Diese Operation ist die langwierigste, welche in der Nähnadelfabrikation vorkommt, und würde demnach die Nadeln beträchtlich vertheuern, wenn nicht die Kosten dadurch äußerst gemindert würden, daß das Scheuern mit einer sehr großen Anzahl Nadeln auf einmal verrichtet wird.

Auf einer Unterlage von mehrfacher grober und dichter Leinwand schichtet man die Nadeln, parallel liegend und mehrere Reihen Ende an Ende neben einander, mit Quarzsand oder einem andern pulverigen Polirmittel, begießt das Ganze mit Oel, rollt es fest zu einem wurstförmigen Körper zusammen, bindet diesen Ballen an den Enden, und umwickelt (verstrickt) ihn noch mit einer straff angespannten Schnur. Ein Ballen, welcher $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lang und 3 bis 5 Zoll dick ist, enthält 150,000 bis 200,000, öfters sogar gegen 500,000 Nadeln. Mehrere dergleichen werden auf einer von Wasser- oder Dampfkraft bewegten Maschine (Scheuermühle, Schauermühle, Schormühle) zwischen zwei horizontalen Holzflächen, von welchen die eine unbeweglich liegt, die andere aber hin und her gezogen wird, anhaltend gewälzt, so daß das Ganze Aehnlichkeit hat mit der Arbeit auf einer Wäschrolle oder Mange. Die Nadeln werden dadurch, indem sie sich an einander und an dem Sande reiben, allmälig blank und glänzend; aber das Scheuern muß mehrmals (zuletzt mit feinerem Polirpulver) vorgenommen werden, und dauert im Ganzen mehrere Tage.

Die Verfertigung der Ballen erfordert viel Aufmerksamkeit und Vorsicht, damit nicht die Nadeln während des Scheuerns zerbrechen oder sich verbiegen.

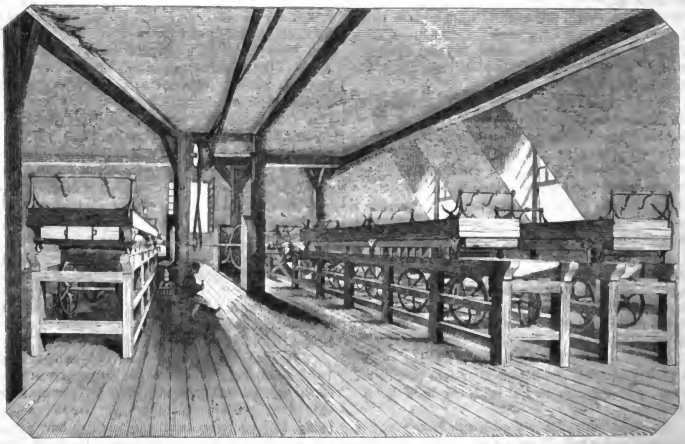
Man bringt gerne Nadeln von sehr verschiedener Größe in einen Ballen zusammen. Das Ganze wird sodann mit Rüböl begossen und damit möglichst gleichmäßig getränkt. Nachdem ferner die Ränder der Leinwand auf allen vier Seiten nach oben übergeschlagen sind und zu größerer Bequemlichkeit die bewegliche Bohle beseitigt ist, rollt man das Packet in walzenförmige Gestalt zusammen, bindet es an den Enden mit einer Schnur, schlägt es in ein Stück Leinwand ein und bewickelt es endlich sehr fest, in regelmäßigen Schraubenwindungen, mit einem 30 bis 40 Fuß langen, 2 Linien starken Bindfaden. Dieser letztere wird, um ihn gehörig spannen zu können, an einem in der Zimmerwand befestigten Haken befestigt, und das Aufwickeln geschieht durch Umdrehen des Ballens, welchen man zuerst von einem Ende bis zum andern, dann zum zweiten Male in entgegengesetzter Richtung so umwindet, daß die Umgänge der Schnur sich durchkreuzen.

Nachdem das Scheuern 8 bis 12, manchmal selbst 18 Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt worden ist, nimmt man die Ballen heraus, öffnet sie, gibt die Nadeln mit feinen gesiebten Sägespänen in eine Tonne, und reinigt sie durch deren Umdrehung von Fett und Schmutz. Die erwähnte Tonne liegt horizontal in einem Gestelle mittelst Zapfen, welche auf den Mittelpunkt ihrer beiden Böden angebracht sind, wird mittelst einer Handkurbel in Bewegung gesetzt, und enthält eine Thür zum Füllen und Ausleeren. Ein Zeichen der beendigten Reinigung der Nadeln ist, daß ihre Oehre nicht mehr verstopft sind. Man trennt sie sodann von den Sägespänen durch Schwingen in einer Mulde, und bringt sie wieder in regelmäßige parallele Lage. Sie werden hierauf mit frischem Sande und Oele abermals in Ballen eingemacht, und das Scheuern auf der Mühle nebst den nachfolgenden eben genannten Arbeiten wiederholt sich. Diese ganze Behandlung wird überhaupt zehnmal nach einander auf gleiche Weise vorgenommen, nur daß man die letzten drei Male trockene mehlfreie Weizenkleie statt des Sandes anwendet, wobei natürlich das Entfetten in der Tonne wegfällt. — Die sogenannte englische Politur, welche viel schöner als die gewöhnliche ist, wird nicht mittelst Sand hervorgebracht, sondern durch siebenmaliges Scheuern mit gepulvertem Schmirgel und Baumöl angefangen, mit Zinnasche und Kolkothar in drei Wiederholungen fortgesetzt und mit Kleie beendigt. Nach dem Poliren mit Zinnasche oder Kolkothar geschieht, da diese feinen Polirpulver den Nadeln fester anhängen, als der Sand oder Schmirgel, die Reinigung mit heißem Seifenwasser in einer langsam um ihre Achse gedrehten, horizontal liegenden, zylindrischen kupfernen Trommel, welche inwendig mit Spitzen besetzt ist, um die Nadeln durcheinander zu rühren; hierauf aber wird das Abtrocknen in der hölzernen Tonne mit Sägespänen vorgenommen.

Die gänzlich polirten Nadeln werden einzeln mit einem leinenen Tuche abgewischt, wobei man die zerbrochenen ausschießt. Dann werden sie alle parallel und zugleich so gelegt, daß durchgehends Oehr neben Oehr sich befindet, was durch zwei besondere Operationen erreicht wird.

Digitized by Google

Die letzte Bearbeitung der Nadeln iſt das Brauniren, welches gewöhnlich vorgenommen wird, nachdem ſie ſchon hundertweiſe in Papierpäckchen (Briefe) gelegt ſind. Der Zweck dabei iſt, den Spitzen diejenige voll-



Polirwerkſtätte.

Reinigungsmaſchine.

Vervollkommnung des Gehrs.

kommene Schärfe wieder zu geben, welche ſie durch das Scheuern eingebüßt haben. Man bedient ſich dazu eines ſchnell um ſeine Achſe gedrehten Schleifſteines von ſehr geringem Durchmeſſer, welcher natürlich trocken gebraucht

wird. Der Arbeiter faßt 25 Nadeln auf einmal mit den Fingern, und bietet sie dem Steine dar, indem er ihnen die eigenthümliche Drehung ertheilt.

Schließlich verdient angeführt zu werden, daß man manchmal zur Verzierung die Oehr-Enden der Nadeln blau anlaufen läßt oder sie vergoldet. Für den letzteren Zweck wird eine Auflösung von Chlorgold in Aether angewendet, wie überhaupt zur nassen Vergoldung auf Stahl.

Das Brauniren.

Verpackung der Nähnadeln. — Die Nadeln werden zum Verkaufe hunderterweise, oder auch zu halben und Viertelhunderten gewöhnlich in blaues Papier eingeschlagen. Die Papierfabriken liefern dasselbe als eine eigenthümliche Sorte unter dem Namen Nadelpapier.

Der Indianer.

(Schluß.)

Es war Harriet Harlyk, die er gesehen und gesprochen und von diesem Augenblick an entwickelte sich zwischen dem jungen Paar eine Freundschaft, die sich bald in den Wunsch, einander ganz anzugehören, verwandelte. Doch noch ein anderer außer der Mutter durchschaute bald das Geheimniß, nemlich Mr. Jeffrey Benville, der von Harriet mit seiner Werbung entschieden abgewiesen worden. Und endlich eine dritte Person, welche es gleichfalls entdeckte, war Jeffreys Schwester, die große blonde Polly, welche längst geahnt, daß das Herz der hübschen Rothhaut nicht mehr frei war.

Der stolze Benville hatte in seinem Aerger einst zu dem glücklichen Freunde Harriets gesagt: „Mr. Muscle, was würden Sie wohl sagen, wenn Miß Polly, welche zehntausend Dollar besitzt, Ihre Frau werden wollte, — und das will sie, — ich spreche die Wahrheit! ....“ — „Ich würde sagen“, antwortete der Indianer, „daß man nie eine Wohlthat annehmen soll, die den Geber sicher mal reuen könnte.“

Benville schied von ihm als sein geschworner Feind.

Am Abend desselben Tags sagte Mrs. Harlyk zu ihrem Mann: „Arthur, es ist Zeit, daß dieser Indianer fortkommt, Harriet und er leben in geheimem Einverständniß.“ — „Zum Teufel“, lautete die Antwort, „dachte ich's doch! Aber Sarah, dann muß Muscle ...“ — „Neptun willst du sagen ...“ — „Nun ja, meinetwegen, dann muß Neptun in jedem Falle hier bleiben. Wenn ich auch selbst einen Sohn hätte, ich könnte ihn unmöglich lieber haben, als Muscle-Schachs.“

Wenige Tage später feierte man das große Fest der Vereinigten Staaten, den vierten Juli, und Mr. Harlyk hatte die ganze Nachbarschaft auf seine Plantage eingeladen, um nach den Festlichkeiten einem Feuerwerke beizuwohnen, das er mit Muscle aufs Großartigste zubereitet hatte.

Die Gäste waren nach und nach zu Fuß und zu Pferd angekommen und im Garten hatte der Tanz begonnen. Harlyk tanzte mit Polly Benville, Muscle mit Harriet und unter den Tönen der Musik flogen die Paare über den weichen Grasteppich unter dem grünen Laubdach. So glücklich als heute waren Muscle und Harriet nie gewesen.

Jeffrey Benville war ebenfalls zugegen; er nahm jedoch keinen Theil an dem Tanze, sondern stierte unaufhörlich nach dem Buchhalter Muscle und lächelte satanisch.

Da wurden mehre Gäste gemeldet. Der Friedensrichter Benville trat ein und an seiner Seite erschien ein fremder, korpulenter Gentleman, den Jeffrey mit lauter Stimme als Mr. Bloomington präsentirte.

Muscle stand plötzlich still und unbeweglich wie eine Statue. Seine erste Bewegung war ein Versuch, zu entfliehen. „Hah! Neptun, Neger, Verdammter!“ rief Bloomington, indem er seinen Stock erhob und Muscle beim Arm ergriff: „Ha, Mr. Harlyk, ha Friedensrichter, Mr. Benville! Mein Neger, so wahr ich lebe! Mein Geld! Fünfhundert Dollar! ha, Gentlemen, ich fordere Sie auf, zu bezeugen, daß ich hier mein rechtmäßiges Eigenthum ergreife ...“

„Mr. Bloomington“, sagte Harlyk, zitternd vor Zorn, „sehen Sie sich vor, was Sie thun. Dieser Mann ist von indianischer Abkunft — ist frei, sage ich Ihnen....“

„Ho, ho! Da sind Sie im Irrthum!“ sagte der Friedensrichter: „Der Mann hier hat seinen Kaufbrief in der Tasche. Die Mutter Smokys, Indianerin; der Vater Pompejus, Neger bei Mr. Hareman, glaube ich. Haben Sie den Brief — und Haremans Stempel wird der Neger auf dem Beine haben.“

Mr. Bloomington entfaltete den Kaufbrief: Harlyk sah ein, daß er in Ordnung war und zuckte mit den Achseln. „Wir wollen sehen!“ murmelte er.

„Und wo ist meine Flinte und meine Jagdtasche, Spitzbube?“ fuhr der fremde Pflanzer fort: „Wo sind meine drei Neger, von denen du den einen erschossen, und zwei andere zu Krüppeln gemacht?“

Muscle konnte kein Wort hervorbringen, — Harriet fiel in Ohnmacht.

„Neptun, sprich die Wahrheit", flüsterte Mrs. Harlyk.

„Ha — Ihr hört es! Er heißt Neptun! Ergreift ihn!"

Die ganze Scene war im Voraus verabredet, denn auf einen Wink des Friedensrichters erschienen mehre Männer, welche den Indianer banden, um ihn fortzuführen.

Jeffrey Benville empfahl sich lächelnd.

„Adieu, Mr. Harlyk und Familie!" sagte er. „In ein Haus, wo Neger mit zur Familie gerechnet werden, gehört weder meine Schwester, noch ich."

„Wohin?" rief Harlyk, als die Fremden Anstalt machten, Muscle fortzuführen; „Nicht einen Schritt weiter, sage ich!"

„Ins Grafschaftsgefängniß, Sir!" schrie Mr. Bloomington: „Die Reise geht nach Lexington."

„Ich stehe für diesen Mann mit jeder Summe, die verlangt wird, ein!" sagte Harlyk erbittert: „Und wehe Euch, wenn Ihr an einem Verbrechen gegen die Constitution Theil nehmt. Sie, Bloomington, wissen nur allzuwohl, wie Hareman diesen Menschen zum Sclaven gemacht, und Sie, Hr. Friedensrichter! eine Wache von Ihren fünf Mann für diesen armen Indianer. Ich stehe Ihnen mit zehntausend Dollars für seine Person ... Aber hier soll er bleiben, bis der Gouverneur von Missouri in dieser Sache geurtheilt hat."

Benville und Bloomington sprachen Beide zusammen. „Zehntausend Dollars ... Ich wollte der Bursche führe zur Hölle!" murmelte der Letztere.

Muscle wurde in eine Negerhütte gesperrt und gebunden. Man ließ ihn durch vier Männer bewachen, die in Eid genommen wurden. Das Feuerwerk war ganz vergessen und Harlyk setzte sich noch selbe Nacht hin und schrieb einen langen Brief an Mr. Early, den Gouverneur von Missouri.

Harriet sah ein, daß es sich hier um nichts Geringeres, als ihres Muscle Leben handle. Am folgenden Tag kam Ordre von dem Grafschaftspräsidenten in Lexington, dem Onkel Benvilles, welchem Harlyks Caution zu klein erschien, weßhalb er befahl, daß er selbst sogleich den Indianer in das Grafschaftsgefängniß abliefere.

„Nun bin ich also frei von der Caution", sagte Harlyk, „könnte ich nur Muscle wenigstens zur Flucht verhelfen."

Harriet fand einen Ausweg, nachdem alle Versuche, die Wache zu bestechen vergebens gewesen waren, obgleich Harlyk immer höhere Summen bot. Man hatte in der Umgend umherstreifende Indianer bemerkt: man suchte Einige derselben auf ... es waren Pastanowas, welche Muscles Spur bis zu Harlyk House mühsam verfolgt hatten.

Der Irländer verabredete mit ihnen einen Ueberfall auf sein eigenes Haus, indem er sich so von aller Verantwortlichkeit entband.

Der Abend brach herein, rings um die Plantage wurde es lebendig — das gelle Kriegsgeschrei der Pastanowas ließ sich hören, die Wache feuerte, als die Wilden sich näherten, und erhielt gut gezielte Schüsse zur Antwort.

Harriet eilte in den Garten hinab; — sie wollte ihm Lebewohl sagen!

„Halt!" rief Harlyk: „Unglückliche, du kannst erschossen werden." — Aber er vermochte sie nicht einzuholen.

Es knallte und blitzte beständig aus den Büchsen; Harriet aber eilte immer vorwärts. Da breitete sie plötzlich die Arme aus und sank zur Erde; — eine Kugel hatte sie getroffen.

Die beiden Männer von der Wache, welche den Kugeln entgangen waren, flohen und Muscle trat aus der Hütte. Sein Vater Nebraska eilte ihm entgegen — aber Muscle sah ihn nicht! Sein Blick ruhte auf einem Mädchen, das am Boden ausgestreckt lag.

„Todt!" rief er und warf sich auf die Erde neben sie, indem er liebevoll ihr Haupt in seinen Schooß legte.

Vergeblich suchte ihn sein Stamm mit sich fortzuführen.

„Ich bin ja nicht bewaffnet", sagte er langsam, als Harlyk und seine Frau auf ihn zueilten: „Ein Tomahawk und ein Streitmesser ..."

Man reichte ihm Beides. Er ließ die Streitart fallen und stieß sich, ohne ein Wort zu sprechen, das Messer in die Brust — —.

Die Indianer zogen unter Trauergesängen fort. Aber O'Harlyk kehrte bald mit seiner Frau nach Ulster in Irland zurück; der amerikanische Boden war ein unheimlicher Trauerplatz für sie geworden.

Die Mormonenpriester.

(Schluß.)

Es war unmöglich, die Scene des Schreckens und der Verwirrung, die nun entstand, zu schildern. Die Weiber heulten, als ob alle Hoffnung vorbei wäre; mehrere von den Männern sprangen aus den Fenstern, als ob sie von einer Legion Teufel verfolgt würden, während der größte Theil von denen, die zurückblieben, außer Standes schien, zu entfliehen oder irgend einen Widerstand zu leisten. Und wirklich war auch nur kurze Zeit zu Vorbereitungen gegeben. In wenigen Minuten hatte ein halbbetrunkener und zügelloser Haufe von mehr als hundert Menschen das Haus umringt, und die Läufe von mehr als siebenzig gespannten Flinten und Pistolen kamen durch Fenster und Thüren zum Vorschein: Niemand im ganzen Haus erhob einen Finger zur Vertheidigung; die Furcht schien sie alle in Marmor verwandelt zu haben. Die Verfolgung hatte die „Heiligen der jüngsten Tage" noch nicht zu Veteranen gemacht, und die später so bekannte und tapfere „Mormonenlegion" existirte damals nur im Kopfe des Propheten.

Kurz darauf stürzten die Lyncher unter der Anführung des gefürchteten und gigantischen Oberst Turk herein. Sie begannen augenblicklich die Mormonen mit eisernen Ladstöcken niederzuschlagen, ohne die geringste Barmherzigkeit gegen Frauen und Kinder zu zeigen. Das Schreien und Weinen der Mißhandelten, vermischt mit dem fruchtlosen Rufen um Schonung und Mitleid, übertäubte das Rasen des Sturmes, milderte aber nicht den Rachedurst bei der wilden Schaar, die die friedlichen Mormonen überfallen hatte.

„Werft die Frauen hinaus und ergreift die Männer!" donnerte Oberst Turk mit rollenden Augen: „und kommt mit den Wallnußgerten und den Federn- und Theertonnen."

Der betrunkene Haufe rief Hurrah und eilte, die Befehle des Anführers zu vollziehen.

Bis zu diesem Augenblick hatte der junge Mills auf seinem Posten, die Bibel des Propheten in den Händen,

Digitized by Google

ausgeharrt; aber sein Gesicht war aschgrau und verzogen, seine Lippen bebten und ein unnatürliches Feuer leuchtete aus seinen rollenden Augen. — Plötzlich sprang er herab, eilte zu einem Fenster, stieß es auf, und obgleich mehr als zwanzig Männer ihm den Weg zu versperren suchten, entkam er doch aus den Klauen des Feindes.

„Verfolgt ihn! .... Schießt ihn nieder! .... Fangt ihn lebendig oder todt!“ schrie Turk in einem Anfall von Raserei und gab den Andern ein Beispiel, indem er sogleich dem Mormonenpriester selbst nachsetzte.

Mills eilte indessen mit Blitzesschnelle gerade aus nach dem gefrorenen Fluß, und seine große Geschwindigkeit in Verbindung mit dem Vorsprung, den er gewonnen, bewirkten, daß er ein gutes Stück seinen Verfolgern voraus blieb. Sie feuerten mit Flinten und Pistolen nach ihm; aber der Schnee blendete sie, und die Schüsse waren ohne Wirkung. Als er an das Ufer des Flusses kam, bückte er sich einen Augenblick und schnallte sich ein paar Schrittschuhe an, die er bereits seit mehreren Tagen in der Tasche trug, um sie bei Gelegenheit zu benützen. Wenige Minuten später flog er, rasch wie der Wind, über die spiegelglatte Eisfläche.

„Hat Niemand ein Paar Schrittschuhe?“ brüllte Turk, der wenige Augenblicke später an das Ufer gekommen war: „Tod und Teufel! er darf uns nicht entkommen.“

„Ich habe ein Paar!“ rief einer von den Leuten: „aber der Teufel und nicht ich würde sie in solcher Nacht anschnallen können.“

„Geschwind! Her damit! Ich will sie benützen!“ rief Turk, beinahe außer sich vor Raserei und Ungeduld.

Und der Oberst schnallte rasch die Schuhe an und begab sich mit dem fürchterlichen Schwur, entweder die Hirnhaut des Priesters oder seine eigene zu opfern, auf die gefährliche Fahrt.

Zur selben Zeit hatte sich Mills dem entgegengesetzten Ufer genähert, als er plötzlich im Mondlicht eine Menge bewaffneter Männer an den Ufern entdeckte. Ein einziger Blick genügte, um ihm zu sagen, was dies zu bedeuten habe. Die Feinde hatten, um zu verhindern, daß einer der Mormonen entkomme, einen Posten an dieser Seite des Users aufgestellt. Aber die Lyncher waren nicht minder wachsam und sandten ihm, da sie ihn fliehen sahen, einen Hagel von Blei nach. Der Abstand war indessen zu groß, und keine von den todtbringenden Kugeln wurde mit John Mill's Namen bezeichnet.

„Ich werde meine Feinde doch noch vernichten!“ flüsterte er und schoß auf dem blanken Stahl mit Blitzesschnelle dahin. Aber plötzlich merkte er an dem Winde, der hinter ihm wehte, daß ihn Jemand verfolgte. Er verlangsamte nun seine Schritte und beschrieb große Kreise, um einen Schein von dem Verfolger zu bekommen. Doch dieser war noch zu weit entfernt, als daß ihn Mills hätte genau erkennen können, und halblaut rief er Gott mit freudiger Begeisterung an:

„O Herr, laß es Turk sein — und ich will gerne sterben.“

Der Verfolger näherte sich, dunkel und gigantisch, wie ein böser Dämon. Das Eisen der Schuhe pfiff laut mit dem Sturm um die Wette. Er kam näher und näher — eine Wolke war vor den Mond getreten, aber das dauerte nur eine Secunde, und der junge Priester lächelte bitter, als das Licht auf die hohe, ihm nur zu wohl bekannte Gestalt fiel ... Ein wildes Gelächter, das in der feierlichen Stunde der Nacht fürchterlich klang, stieg von John Mill's Lippen zum Himmel auf, als er seinen Verfolger und Todesfeind sich nähern sah ... Das Echo auf der andern Seite des Flusses wiederholte den hohlen Ton von Mill's Gelächter und Turk's Eiden, und kurz darauf waren die Messer auf beiden Seiten gezogen. Es schien ein furchtbarer Kampf zu entstehen.

Beide Männer waren nur wenige Schritte von einander, aber nun galt es, zu zeigen, wer der beste Schrittschuhläufer war. Sie umkreisten einander in allen möglichen Wendungen, und die glatte Oberfläche zeigte alle Figuren der Geometrie, so künstlich waren ihre Drehungen und Schwingungen. Mehrere Male flogen sie an einander vorbei, und die Messer drangen oft mit der Geschwindigkeit einer Secunde zwischen die Glieder des Gegners, aber ebenso rasch wurden sie auch wieder zurückgezogen, um sich nicht gegenseitig bloßzugeben. Die Kälte wurde immer heftiger, und der Sturm heulte wie die Prärieenwölfe, wenn sie einen todten Büffel wittern ... Die beiden Männer setzten indessen ihren seltsamen Kampf fort, liefen beständig weiter am Flusse hinunter, wo das Eis dünner war und unter ihren Füßen krachte.

... Zuletzt beschloß der Mormonenpriester, dem fürchterlichen Streit ein Ende zu machen, indem er sein eigenes Leben opferte, aber zugleich auch sich des Todes seines Gegners versichern wollte ... Er lief mit verzweifelter Schnelligkeit gerade aus; Turk verfolgte ihn, und das Eis schwankte unter ihnen und brach an mehreren Stellen ... die Eisdecke wurde immer schwächer, und mitten in seiner Fahrt wandte er sich deßhalb um und stieß auf seinen Feind. Bei diesem unerwarteten Zusammentreffen stürzten sie Beide zu Boden und bekamen sich gegenseitig zu fassen ... Aber das Eis konnte sie nicht tragen; es borst unter der Bürde, und die dunkeln Wasser verschlangen sie — den Verfolger und sein Opfer — beide nunmehr Opfer!“

Und der Missourifluß rollte dunkel schäumend unter der dünnen Eisdecke seinen ewigen Weg nach dem Meere hin; Mond und Sterne funkelten mit demselben Glanz, wie an dem ersten Schöpfungsmorgen — und nur der strenge und barsche Nordwind sang sein majestätisches Lied über dem eiskalten Grab, das die Beiden barg, die nun keine Feinde mehr waren.

Das Vogelei.

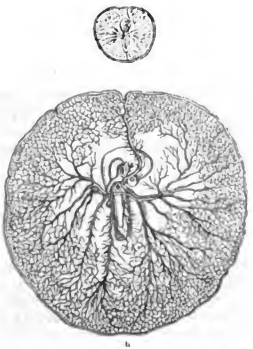
II.

Wenn schon alle Organe gebildet sind, so wächst nach einigen Tagen plötzlich aus der Harnblase eine dünne sehr gefäßreiche Blase hervor, welche sich wie ein Sack zusammenschlägt und allmählich so groß wird, daß sie den Dotter sammt dem Küchelchen fast ganz bedeckt. Sie vertritt jetzt offenbar die Stelle einer Athemhaut oder einer Kieme, und wurde mit dem sogenannten Chorion der Säugthiere verglichen und so genannt, bis man gezeigt hat, daß es wegen seines Ursprungs aus der Harnblase und weil der Keim nicht in ihm eingeschlossen liegt, sondern nur theilweise davon umgeben wird, der sogenannten Harnhaut oder Allantois entspricht.

Bald sieht man den Dotter sich in zwei Därme theilen, wovon der vordere der Dünndarm, der hintere der Dickdarm ist, und der Dotter mithin den Blinddarm vorstellt.

Digitized by Google

Allmählich wachsen die Rippen und Muskeln vom Rückgrath gegen den häutigen Bauch nach vorn, und umschließen zuletzt die Därme sammt dem Dotter, welcher bisher durch den Nabel mit den Därmen zusammenhing. Am 21sten Tag pickt das Küchelchen die Schale auf und schlüpft aus. Es läuft nun gegen 8 Tage herum, ohne zu fressen, weil während dieser Zeit die Dottermasse allmählich in den Darm tritt und zur Nahrung dient. Die Dotterhaut selbst wird ganz dünn und vermodert allmählich. Die Stelle,

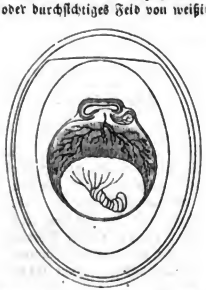


1. Athmungswerkzeug. a. Natürliche Größe in der 72. Stunde. b. Dasselbe vergrößert.

wo der Dotter mit dem Darm in Verbindung war, bleibt meistens als ein kleiner Fortsatz übrig, der Blinddarm oder Wurmfortsatz.

Insbesondere entwickeln sich die Theile nach folgender Reihe:

Schon nach etwa 12 Stunden zeigt sich um die Narbe ein helleres oder durchsichtiges Feld von weißlichen Kreisen



2. Längendurchschnitt eines Hühnerei's am 5. Tage.

umgeben, wie die Höfe um den Mond. Bald nachher bemerkt man in der Mitte eine schwache Linie, gleichsam die Grundzeichnung des Keims, an welcher nach 24 Stunden schon Querstriche sichtbar sind zur Bildung der Wirbel. In derselben Zeit entstehen Blutgefäße auf dem durchsichtigen Feld und bald darauf, etwa nach 1 1/2 Tagen, nimmt man Blut wahr und das Schlagen des Herzens, den sogenannten hüpfenden Punkt (punctum saliens).

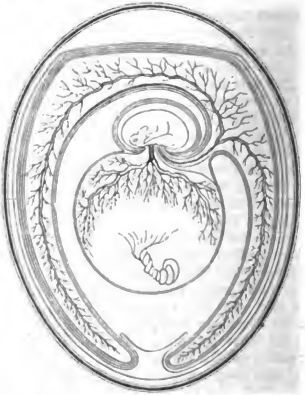
Am Ende des zweiten Tags erkennt man das Amnion deutlich abgesondert vom Leibe, und die Dottergefäße sind schon weit ausgebreitet und verfließen an ihren Enden in eine sogenannte Grenzvene.

Gegen das Ende des 3ten Tags erkennt man die Kiemen; auch wächst die Allantois hervor und zeigt sich schon in der Größe einer Erbse.

Bald zeigen sich die Därme durch den Dottergang mit dem Dotter verbunden, und nun auch wachsen die fälschlich sogenannten Blinddärme, nemlich die Harnblasenzipfel hervor.

Das Auge ist schon deutlich; eben so nimmt man schon die Leber und die Lungen wahr.

Nach dem fünften Tage umfaßt das Gefäßfeld mit seiner Grenzvene die Hälfte des Dotters, der so darin steckt, wie die Eichel in ihrem Becher. Der Keim fängt bereits an, sich zu bewegen, und die Kiemen beginnen sich zu



3. Längendurchschnitt eines Hühnerei's am 13. Tage.

schließen. Die Glieder und die Kiefer sind schon deutlich vorhanden.

Nach 7 Tagen nimmt die Thätigkeit dieser Dottergefäße ab, indem die Allantois schon sehr groß geworden, sich doppelt zusammengeschlagen hat und fast den ganzen Dotter umwickelt.

Während dieser Zeit bilden sich die meisten inneren Organe aus.

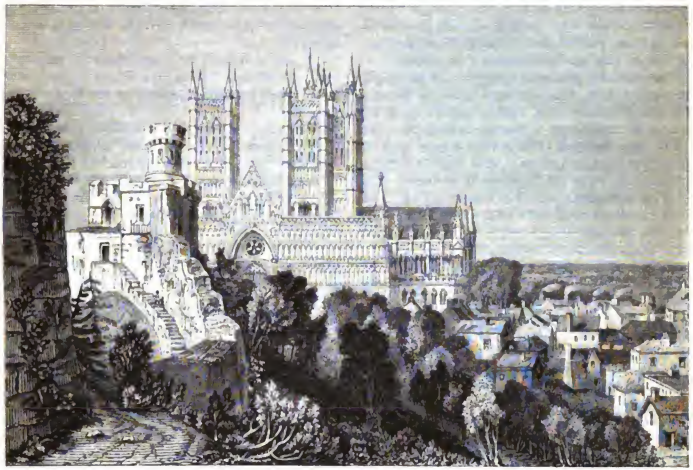
Um den 9ten Tag tritt die Verknöcherung ein, nebst der Faserbildung in den Muskeln, was jedoch alles erst nach dem 12ten Tage entschieden hervortritt.

Am Ende der Brütezeit ist der Kopf unter den rechten Flügel geschlagen, mit dem Schnabel gegen die Luftblase am stumpfen Ende; endlich reißt diese Blase, das Küchelchen zieht Luft ein und fängt schon an zu pipen, worauf die Allantois blutleer wird, vertrocknet, abfällt und der Nabel sich schließt, nachdem der Dotter schon früher in die Bauchhöhle getreten ist.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Agent für Frankreich A. Bourg. in Paris.

Digitized by Google

Lincoln.



Ansicht der Cathedrale von Lincoln

Die prachtvolle Cathedrale von Lincoln, die nach der von York das größte und schönste Denkmal normannischer Baukunst in England ist und auf einem, die obere und untere Stadt beherrschenden Hügel liegt, kann von fünf bis sechs Grafschaften, welche Lincolnshire umgeben, gesehen werden. Ihre Länge von Ost nach West beträgt 530 Fuß und ihre Breite 227. Ihr Portal und zwei von ihren drei Thürmen datiren aus dem elften Jahrhundert und rechtfertigen die Ansicht der Alterthumsforscher, welche die Gründung theils Wilhelm dem Eroberer, theils seinem Sohn Wilhelm zuschreiben. Später wurde sie umgebaut und von Heinrich II. der Maria geweiht. Die bemerkenswerthesten Theile des ungeheuren Gebäudes sind der Chor und die Kapelle der hl. Jungfrau. Besonders aber hebt man die Glocke hervor, deren tiefer Ton, verbunden mit den Glockenklängen der zahlreichen Klöster von Lincolnshire und der vierzehn Kirchen der Hauptstadt, vielleicht Anlaß zu der irrigen Ansicht gegeben, welche England zu der klingenden Insel Rabelais macht. Diese Glocke, welche im Jahre 1827 einen Riß bekam und 1834 zerbrach, wurde 1835 umgegossen und in den mittleren Thurm gebracht. Sie hat heute an der Oeffnung 18 Fuß im Durchmesser und wiegt mehr als zehn Centner. Die Schwierigkeit, den Schwengel in Bewegung zu setzen, ist Ursache, weßhalb diese große Glocke nur bei seltenen Gelegenheiten benützt wird.

Vor der Reformation galt die Kirche von Lincoln für die reichste des Königreichs: Heinrich XIII. eignete sich den größten Theil ihres Schatzes an und während der Religionskriege unter der Regierung Karl I. wurden ihre kostbaren Gräber beraubt, und sie mußte, wie die meisten der großartigsten religiösen Bauten jener Zeit, den Soldaten Cromwells zur Kaserne dienen.

Die beiden Brüder.

Eine jüdische Dorfgeschichte.

Der Sommermorgen war frisch und kühl; die Vögel hatten sich bereits müde gesungen; aber der Morgenwind war nicht müde; er schlüpfte unter die Blätterhaufen der Bäume, um sie plötzlich in die Höhe zu werfen und dann davonzusausen; er schüttelte die schweren Häupter der Kornähren und streute wie ein ausgelassenes Kind den Duft des gebeugten Klees nach allen Seiten. Droben auf der grünen Höhe unter den rauschenden Eichbäumen steht ein Bauernbursche, ein starker, kräftiger Jüngling; mit der Hand das Auge beschattend, schaut er über die Felder hin. Dort drunten zieht sich der Landweg durch üppige Kornfelder, umsäumt von wildwachsenden Blumen und jungen Bäumen, hin. Und doch ist es nicht gar lange, daß hier die wilde Schlacht ihr blutiges Spiel trieb, daß schnaubende Rosse den Boden zerstampften, daß der Donner der Kanonen die verstummten Vögel fortscheuchte, und der breite Graben ein Todtenbett für manchen erbleichten Krieger war. Rasch verwischen sich die Spuren solcher Gräuel in der Natur; nur im Menschen leben sie fort und können nicht ausgelöscht werden. Deßhalb ist Jo-

Digitized by Google

hanns Auge düster, während er die Gegend überblickt, deßhalb ruht ein Schatten auf seiner Stirne, während er den Kopf umwendet und ins Thal hernieder schaut. Dort liegt ein kleines Bauernhaus, frisch geweißt und geputzt, mit blanken Fensterscheiben und einem kleinen Garten rings herum. Dort wohnt seine Mutter und seine Braut, bald seine Frau, denn der Hochzeitstag ist bereits bestimmt. Doch sind es nicht die Vorbereitungen zu diesem, welche Alles im Hause in Bewegung setzt, — es ist ein Fest für das ganze Dorf, denn man will heute die Heimkehrenden bewillkommnen, die draußen gewesen, um das Vaterland zu vertheidigen. Sie waren lange fort, hatten Noth und Gefahr erduldet; einige waren sogar in Feindes Land gefangen gewesen. Aber weßhalb sieht Johann aus, als ob er der blühenden Fruchtbarkeit rings um sich her nicht achtete, als ob er den Gesang der Vögel nicht höre, als ob er es nicht wäre, der Glücklichste von Allen, der ein doppelt Fest feiern sollte? — Weßhalb wirft er sich zu Boden und verbirgt sein Antlitz in seinen Händen?

Die Erinnerung erwacht in ihm an den Tag, da er und sein Bruder, zwei frische Jungen, hier an dieser Stelle bei dem Anblick eines weinenden Mädchens stehen blieben. Sie war so dürftig gekleidet, daß es die Knaben verwunderte; ihre Neugierde wurde zur Theilnahme, und sie fragten sie um die Ursache ihrer Thränen. Es dauerte lange, ehe sie sich mittheilen wollte; als sie sich jedoch zu ihr setzten, ihr auf die Wange klatschten und ihr freundlich zusprachen, erzählte sie endlich, daß sie erst kurz in diese Gegend gekommen. Drüben auf der andern Seite der Berge liege das kleine Haus, wo ihre Mutter gewohnt, aber nun sei sie todt, fremde Menschen hätten sie herübergebracht, die Armenpflege habe sie zu einem Bauern in den Dienst gethan, aber sie sei so allein, so verlassen. Sie möchte so gerne zurück nach dem kleinen Haus, das einsam auf der Haide liege; aber sie dürfe den Dienst nicht verlassen. Johann nahm sie bei der Hand, sah sie ernst an und fragte, was denn so Seltenes an dem kleinen Hause sei.

„Ach, es ist kein Haus hier in der Gegend, wie jenes!“ antwortete das kleine Mädchen lebhaft: „Siehst du, es lag so allein; nie kam ein Mensch dorthin und draußen vor der Thüre wuchs das dichte, wohlriechende Haidekraut. Wenn ich am Tage dort lag, so war es so warm und still und man hörte nichts Andres, als die großen Fliegen und Bienen surren und brummen. Im Herbste schnitten meine Mutter und ich das Haidekraut ab, banden es in Besen und verkauften sie im Dorfe. Dicht vor der Thüre stand ein hölzerner Brunnen, und wenn man in diesen hinunter sah, so war es so dunkel, so tief und so kalt, und wenn man den Schöpfkübel heraufzog, so ächzte und stöhnte er, als ob er nicht gerne herauf wollte, und ließ man ihn wieder hinab, so dauerte es unheimlich lange, lange, ehe er in's Wasser tauchte. Im Winter saß die Mutter drinnen und spann; der Schnee verschloß die kleinen Fenster; man durfte nicht zur Thüre hinausgucken, daß der kalte Nordwind nicht hereinpfiff, und selbst wenn man sich in die Küche schlich, um etwas Haideторf in den Kachelofen zu legen, klapperten Einem die Zähne vor Kälte. In den langen, finstern Nächten gingen wir frühzeitig zu Bett, um Licht zu sparen: dann lagen wir lange wach, krochen im Bett zusammen, lauschten auf jeden Ton und waren froh, daß wir so arm, und uns deßhalb vor keinem bösen Menschen zu fürchten brauchten. Glaubst du, es kann irgendwo so schön sein, als in dem kleinen Haus?“

Johann deutete in das Thal hinab und antwortete: „Siehst du unser Haus, ist es nicht schön?“

Das kleine Mädchen schüttelte den Kopf: „Ja, vielleicht für dich“, meinte sie: „du bist wohl daran gewöhnt?“

„Ich hätte wohl Lust, dein Haus zu sehen“, sagte der andere Bruder, Jörgen, der sie mit großen aufmerksamen Augen angesehen: „Kannst du den Weg dahin nicht finden?“

„Gewiß, das kann ich freilich!“ erwiederte die Kleine, „wenn ich mit dem Vieh auf die Berge gehe, kann ich es fern, fern im Osten sehen.“

Es wurde nun bestimmt, daß man nächsten Sonntag dahin gehen wolle, um all' die beschriebene Herrlichkeit zu sehen, und mit der Zeit wurden die Drei beständige Spielkameraden. Endlich, als das Mädchen größer war, nahm die Mutter des Knaben sie zur Hülfe in ihr Haus, und Ellen ward hübscher und heiterer. Johann schnitt Holzschuhe für sie, trug Wasser statt ihrer und half ihr beim Spinnen; Jörgen weißte ihre kleine Kammer, pflanzte Blumen vor ihrem Fenster, und keiner von den Brüdern kam aus der Stadt ohne eine kleine Gabe für sie.

Sie gingen zusammen zum Pfarrer und wurden an einem Tage confirmirt, obgleich sie älter als Ellen waren, aber von diesem Tage an war ihre Ruhe gestört, denn des Küsters Karl ging nun häufig mit ihr, verehrte ihr Blumen und einen Silberring, und, was noch schlimmer, da am nächsten Sonntag im Dorfe Tanz war, tanzte er beinahe die ganze Zeit mit ihr. Woher kam es, daß die finstern Blicke der Brüder einander nicht suchten? Weßhalb öffneten sich ihre Lippen nicht zu gemeinschaftlicher Klage? Und als Ellen freudestrahlend endlich auf sie zukam, Jörgens Hand ergriff und bat: „Willst du nicht einen kleinen Tanz mit mir tanzen, Jörgen?“ weßhalb sprang Johann da mit zornigem Blicke herbei, riß ihre Hand an sich und sagte: „Nein, nun bin ich des Dastehens müde, Ellen, wir wollen heim!“ Jörgen aber schlang seinen Arm um sie, stieß Johann fort und sagte: „Geh! Ellen und ich wollen tanzen!“ Da fuhren die beiden Brüder gegen einander los, und es wäre ein Kampf entstanden, wenn Ellen sie nicht mit Thränen getrennt und ihnen nach Hause gefolgt wäre. Von diesem Tage an mieden sich Beide mit Wort und Blick, und bereiteten einander unendliche Qualen. Der Eine konnte den Andern keinen Augenblick verlassen, daß er nicht etwa ein freundlich Wort von Ellen bekäme, das der Andre nicht theilte. Selbst der freundliche Wettstreit mit den kleinen Aufmerksamkeiten hörte auf. Hätte Ellen sich entschieden! Durfte sie aber in ihrer edlen Gutmüthigkeit den Einen um des Andern willen kränken? Waren sie nicht Beide gleich freundlich gegen sie? Und hatte sie Einer gefragt? Keiner wagte es.

So saßen sie eines Abends alle Drei bei einander; die alte Mutter lag meist zu Bette. Endlich sprach Johann von den Neuigkeiten, die er heute vom Pfarrer gehört, wie der Krieg ausgebrochen und daß der König alle seine Kinder zu den Waffen rufe. Zum ersten Male seit langer Zeit begegneten sich die Blicke der Brüder offen. Jörgen streckte die Hand aus und sagte: „Bruder, wollen wir in den Krieg gehen?“

Ein warmer Handschlag war Johanns Antwort.

Digitized by Google

„Um Gottes willen!“ rief Ellen, „ihr wollt doch nicht von mir gehen, Brüder? Ist es nicht genug, daß Einer —“ fügte sie beinahe flüsternd hinzu, hielt aber erschrocken inne, denn ihre Gesichter veränderten sich plötzlich. Sie ergriff ihre Hände, hielt sie an ihr pochendes Herz und sagte mit thränenerstickten Blicken, sie sollten mit Gott gehen, sie wolle für sie Beide beten. Aber ihre Seufzer in der einsamen Kammer baten um Jörgens Leben.

Die Brüder zogen zum Heere. Das lustige Leben schien ihre Gefühle in den Herzens Tiefe zurückzudrängen, sie näherten sich einander wieder, aber von der Heimath durften sie nicht sprechen. Oft wollten sie nach Hause schreiben, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt ihre Hand zurück. Es war ihnen beinahe eine Erleichterung, als sie in den Kugelregen kamen: hier wagten sie ja Beide ihr Leben, — Gott konnte zwischen ihnen wählen, und sie drückten sich freundlich die Hände. Als sie sich jedoch nach der Schlacht trafen, gaben sie sich nicht die Hand: sie nickten einander finster zu, und zu einem Kameraden aus ihrer Gegend sagten sie: „Wenn du nach Hause schreibst, so sage, daß uns Gott verschont hat.“

Wiederum standen sie dem Feind gegenüber, wieder sollten sie um Leben und Tod losen, und mitten im Getümmel der Schlacht kamen sie neben einander zu stehen. Es war in einer kleinen Schenke, die von Feinden umringt worden; sie sahen die Bayonnette vor der Thüre blinken und hörten die Offiziere Befehl zum Feuern geben. Da drückte Johann einen Laden auf, der nach dem Walde ging, und sprang hinaus. Jörgen faßte das Gesims und wollte ihm folgen — da ergriff ein böser Geist das Herz Johanns: er stieß den Bruder zurück, schlug den Laden zu und eilte durch den Wald. Der Rauch verbarg Johanns Flucht; betäubt blieb er endlich im Grase liegen.

Als Johann erwachte, war Alles rings um ihn her still; aber bald stieß er auf Kameraden. Als die Truppen aufgestellt und beim Namen aufgerufen wurden, durchzuckte es ihn; man nannte seinen Bruder: unwillkürlich warf er einen Blick nach der Stelle im Glied, wo er sonst zu stehen pflegte, und wo er das blasse, drohende Antlitz zu sehen fürchtete. Er hörte seine Kameraden von ihm sprechen, aber seine Seele war verhärtet. Endlich fiel es ihm ein, daß er nach Hause schreiben müsse: aber es war ihm unmöglich. Mußte sie nicht sehen, daß die Hand, die diese Worte schrieb, den Bruder zurückgestoßen? Er schickte deßhalb durch einen Andern die Nachricht vom Tode des Bruders. Als Waffenstillstand geschlossen wurde, eilte er heim: er sollte Ellen wieder sehen. Langsamen Schrittes aber näherte er sich dem stillen Haus im Thal, und als Ellen ihr weinendes Antlitz an seiner Brust barg, da wurde auch ihm das Herz schwer, und er brach beinahe unter der Last des Kummers zusammen. Später ward es besser, er dachte an sie und verscheuchte alle Gedanken an den Bruder; wenn er aber stumm im Kreise der Bauern stand und gleichgültig gegen alle Freude schien und er sie dann sagen hörte: „Wie Johann doch seit dem Krieg verändert ausgesieht!“ dann mußte er wieder fort und hinaus in die Einsamkeit.

Eines Abends, als er vom Felde heimkam, murmelte er vor sich hin: „Ich werde doch noch glücklich werden!“ und er trat an das Kammerfenster, in welchem Ellen lag, und sagte: „Höre, Ellen! wir haben genug um Jörgen getrauert. Ich war dir von Kind an gut, willst du meine Frau werden?“

Ellen sah vor sich nieder und dann wieder zu ihm auf und antwortete: „Ja, Johann, ich sah wohl, wie es mit dir und Jörgen stand, aber ich will ehrlich sagen, daß ich Jörgen am liebsten zum Mann gehabt: nun aber Gott entschieden, so ist Niemand auf der Welt, den ich lieber hätte, als dich. Bist du damit zufrieden?“

Johann wurde blaß: „Das hättest du nicht zu sagen brauchen, Ellen: glaube nur, ich hielt nicht minder große Stücke auf dich, als Jörgen. Doch ich bin's zufrieden.“

Nach kurzer Verabredung des Hochzeitstages schloß Ellen das Fenster und ging hinein, und den ganzen Abend war nicht mehr die Rede von der Sache. In der Nacht aber im Traume glaubte er, Jörgen habe ihn zum Laden hineingestoßen und er liege nun im Grabe: krampfhaft rang er sich in die Höhe, hielt den Laden fest, daß der Schweiß ihm über die Stirne floß, bis er endlich erwachte. „Warum ist nicht Alles ein Traum?“ jammerte er, rang die Hände und preßte den Kopf an die Wand.

Da stand er nun auf der Höhe und barg sein Antlitz vor der Frische des Morgens und dem heitern Strahl der Sonne. Da berührte eine Hand freundlich seinen Kopf, und eine sanfte Stimme sagte: „Aber Johann, weßhalb liegst du da? Was fehlt dir?“

Und als er sich erhob und sie in seine verstörten Züge sah, setzte sie sich neben ihn. „Glaubst du, Ellen, daß wir glücklich werden können?“ fragte er, sein Antlitz an ihrem Halse verbergend.

„Weßhalb nicht?“ sagte Ellen tröstend, „wir sind ja jung, wir haben uns lieb, und wer ein gut Gewissen hat, ist immer glücklich.“

Ihr Wort durchbohrte Johanns Seele mit furchtbarem Schmerze; er wurde bleich wie der Tod, und ein zermalmendes Geständniß schwebte auf seinen Lippen, aber er preßte es zurück in seines Herzens Tiefe und schwieg. Ellen saß stumm da und lauschte; endlich rief sie: „Hörst du die Kirchenglocken läuten! Sie sind da, ich laufe zur Mutter hinein!“

Als sie fort war, blieb er sitzen und jammerte: „Wenn man ein gut Gewissen hat. Wie leicht sagt sie dies schreckliche Wort. O Jörgen, Jörgen, steh' auf aus deinem Grab und laß mich mit dir tauschen!“

Der Angstschweiß stürzt ihm in heißen Tropfen von der Stirne, jedes Glied kracht in den peinlich gerungenen Händen, jede Nerve zittert in dem unglücklichen Sünder. Aber welcher Engel des Himmels ist es, der an seiner Seite kniet, ihm die Haare von der Stirne streicht und das feuchte Tuch der Angst trocknet? Johann steht auf, — ist es eine Erscheinung aus dem Grabe oder ist er es, Jörgen, Jörgen! Nein, er lächelt, er kann es nicht sein!

Er streckt die Hand aus und ergreift den Arm des Bruders. „Bist du es, Jörgen? Barmherziger Gott, bist du es?“

„Ja, ich bin's“, antwortete Jörgen, und wollte den Bruder umarmen.

„Du bist also nicht todt?“ fragte Johann, hielt ihn aber zurück. „Ich habe dich nicht dem Tod in die Arme geschlendert?“

„Still, still!“ sagte Jörgen, „du stießest mich vom Laden nieder, ich fiel auf den Boden und die Kugeln gingen über mich hin. Aber sie schleppten mich mit in die Gefangenschaft und daher komme ich. Vergieb mir, Johann, daß ich so lange vergessen konnte, daß wir Brüder sind.“

Digitized by Google

Johann stand wie versteinert da; endlich wirft er einen einzigen langen Blick zum Himmel auf, aber in diesem Blick lag ein Himmel von Glück und Dankbarkeit.

„Geh zu deiner Braut!“ rief er nach einer langen, warmen Umarmung. „Ich habe ihn nicht ermordet! er lebt! Du guter Gott im Himmel, er lebt, du hast ihn erlöst!“ Und er küßte die Blumen, umarmte die Bäume und wälzte sich vor Freude im Gras.

Es sind mehre Tage verflossen; der Hochzeitstag ist da; die Kirche ist mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt und die Orgeltöne dringen auf den Kirchhof heraus. Da kommt der Hochzeitszug, wie festlich, wie geputzt! Die Braut geht zwischen zwei jungen Männern, von denen sie der Eine führt. Lange haben die Brüder in Liebe gestritten, wer dem Andern das große Opfer bringen dürfe; aber der Eine hat eine schwere Schuld zu sühnen, und er hat den Sieg davongetragen. Seht, wie seine Augen funkeln, wie sein Gang leicht, sein ganzes Wesen gehoben ist. Wie er betet aus voller Brust; es ist, als ob sich seine Seele in Freude und Danksagung auflöste.

Nun ist Abend im Thal. Der Wind ist zur Ruhe gegangen und jedes Laub mit ihm; es ist so stille, daß der kleine Bach im Walde sein Brausen hören lassen kann. Die Thüre des festlichen Hauses ist geschlossen: nur der Mond darf durch die kleinen Fenster blicken, denn nicht mal der Abendwind wagt es, die rothen Rosen zu bewegen, die sich an der Mauer hinaufschlingen. Aber wer ist der Wandrer mit dem Ranzen auf dem Rücken und dem Stock in der Hand, der auf der Höhe unter dem Eichbaum steht? Er streckt die Hand zum Abschied nach dem kleinen Hause aus, denn er geht in die Welt hinaus. Warum kniet er nieder? Er dankt Gott, daß Alles so gegangen. Ist es möglich, daß Einer mit Freudenthränen in den Augen Alles verlassen kann, was ihm theuer, um in ein fremdes Land zu wandern? Ja, es ist, denn ein freies Gewissen erleichtert die Bürde und verwandelt jeden Seufzer in Dank und Segen.

Luxemburg.

Die Stadt Luxemburg, Hauptstadt des Großherzogthums gleichen Namens, welches unter holländischer Hoheit steht, theilt sich in die obere und untere Stadt. Die obere Stadt

Ansicht von Luxemburg.

ist die beträchtlichere; sie erhebt sich am Fuße einer Felsenkette, deren Spitzen ein großes Plateau bilden, das sich nur nach Westen fortsetzt, nach den drei andern Seiten über 200 Fuß steil abfällt, dann aber auch eben so weit wieder aufsteigt. In diesem eng eingeschnittenen Thal fließt die Alzig; sie bildet einen natürlichen Festungsgraben, in welchem mancherlei Gewerbe, besonders Gerbereien betrieben werden. Berg und Thal, auf diese Weise sehr belebt, in Verbindung mit den zackigen, hausgewachsenen Sandsteinfelsen, den Gartenanlagen, den zahlreichen Baumgruppen, stattlichen Militärgebäuden, gewähren, namentlich von der Trierer Straße gesehen, ein Bild wunderbarer, überraschender Schönheit.

Die Festungswerke vereinigen die großartigsten Verhältnisse neuer Festungsbauten mit der Kühnheit alter Bergschlösser; sie sind zum Theil in den Fels gebaut.

Digitized by Google

weßhalb Luxemburg mit Gibraltar verglichen wird. Der Feind kann nirgends nur einige Fuß tief graben, ohne sogleich auf Felsen zu stoßen. Ein weit in das Alzigthal vorspringendes Felsenriff, der Bock (Bouc), ist von oben bis unten ausgehöhlt und casemattirt: die Schießscharten beherrschen nach allen Richtungen das Thal.

Obgleich die Stadt uneinnehmbar erscheint, hat sie doch viele unglückliche Belagerungen erlebt. 1443 nahm der Herzog Philipp von Burgund Luxemburg durch Leitern in der Nacht. 1479, 1542, 1544 nahmen es die Franzosen, 1545 die Kaiserlichen, 1684 bemächtigte sich Ludwig XIV. desselben und gab es erst im Ryswicker Frieden wieder heraus. 1702 fiel die Festung abermals den Franzosen in die Hände, kam 1714 wieder an Oesterreich, und wurde 1795 durch Hunger von den Franzosen bezwungen.

Der Ursprung Luxemburgs ist unbekannt: man nimmt an, Kaiser Gallen habe es gegründet. Im 10. Jahrhundert erbaute Siegfried, Graf von Luxemburg, einen Theil der Mauer, die noch heute steht, um sich gegen die Angriffe der Normannen zu schützen.

Die Stadt Luxemburg hat außer der Festung wenig Bemerkens- oder Sehenswerthes.

Der malaische Wolf.

Man findet diesen Wolf in Pegu, der Halbinsel Malacca, der Insel Sumatra und, wie man sagt, auch auf der Insel Java. In Sumatra nennen ihn die Eingeborenen Brurong. Von den drei Arten der Gattung, zu welcher er gehört und die man sämmtlich in diesem Theil von Ostindien findet, ist die seinige die verbreitetste; sie ist dabei die einzige, welche auf den Inseln lebt, denn die beiden andern existiren nur auf dem asiatischen Continent.

Die Reisenden haben vielfach von diesem Wolfe gesprochen, und doch ist man bis auf die neueste Zeit ohne genaue Kenntniß desselben geblieben.

Der malaische Wolf.

Er ist ungefähr ein Sechstel kleiner als der gewöhnliche ostindische Wolf; aber seine Höhe variirt beträchtlich nach den Gegenden, wo man ihn trifft; die kleinsten sind die von Pegu, die größten leben in Sumatra.

Der Kopf dieses Wolfes ist rund, seine Stirne breit, seine Schnauze verhältnißmäßig stärker, als die der andern. Das Fell ist durchweg glänzend und an dem Leibe, wie an dem Kopfe klebend. Die Schnauze ist mehr oder minder dunkelröthlich.

Ein merkwürdiger Zug, der namentlich auf unwissende und abergläubische Menschen Eindruck macht, ist der, daß der malaische Wolf auf der Brust einen röthlichen Fleck trägt, der die unvollkommene Form eines Herzens hat.

Auf der Insel Sumatra richtet er nach den Erzählungen der Reisenden große Verwüstungen an: er klettert auf die Cocosnußbäume, um die Milch der Früchte zu saufen.

Dieser Wolf kann, wie die meisten seiner Race, wenn man ihn jung einfängt, gezähmt werden. So spielen die

Digitized by Google

im naturhistorischen Museum von Paris befindlichen malaischen Wölfe ganz kameradschaftlich mit den Säugethieren, von denen sie namentlich die am liebsten haben, die die lustigsten sind.

Zu viel Blau.

Eine Malergeschichte.

An einem schönen Sommermorgen ging ein alter Mann auf dem Wege zwischen Brüssel und Namur. Er erwartete einen Freund, der mit dem Eilwagen kommen sollte, und machte sich deßhalb etwas früher auf den Weg, um ihm entgegenzugehen. Da er noch viele Zeit übrig hatte, so amüsirte er sich damit, Alles, was ihm auffiel, sich näher zu betrachten; endlich blieb er stehen und sah dem Treiben eines Malers zu, der auf eine Leiter gestiegen war, die an der Front eines Wirthshauses am Wege stand, und ein Schild mit der „aufgehenden Sonne" malte.

„Hier", sagte der alte Mann zu sich, „ist ein ehrlicher Anstreicher, der von der Perspective so viel versteht, als ein Zugpferd, und doch wollt' ich wetten, dünkt er sich ein Rubens, wie er so in der ultramarinblauen Wolke herumpinselt."

Der Kritiker ging vor dem Wirthshause auf und ab und beschloß, hier auf die Diligence zu warten. Der Maler legte immer neue Massen von Blau auf, was dem alten Mann Spaß zu machen schien. Als der Schildmaler jedoch einen neuen Topf mit blauer Farbe in die Hand nahm, konnte er es nicht länger mit ansehen, und rief in strengem Tone:

„Zu viel Blau!"

Der ehrliche Maler sah von seiner Leiter herab und sagte in dem Tone erzwungener Ruhe, den ein zorniger Mann bisweilen annimmt:

„Der Herr scheint nicht zu bemerken, daß ich eine Wolke male."

„O ja, ich sehe wohl, daß Sie eine Wolke zu malen versuchen, aber ich sage Ihnen noch einmal, daß es zu viel Blau ist."

„Haben Sie je Wolken ohne Blau gemalt gesehen, Meister Liebhaber?"

„Ich bin kein Liebhaber. Ich sage Ihnen nur im Vorbeigehen — ich mache die zufällige Bemerkung —, daß zu viel Blau darauf ist; aber thun Sie, was Ihnen beliebt, nehmen Sie noch mehr Blau, wenn Sie glauben, noch nicht genug davon angebracht zu haben."

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich eine klare blaue Wolke bei Sonnenaufgang malen will."

„Und ich sage Ihnen, daß kein Mensch von Verstand den Himmel bei Sonnenaufgang blau macht."

„Bei St. Gudula, das ist zu viel!" rief der Maler, von seiner Leiter herabkommend, „ich möchte doch sehen, wie Sie Wolken ohne Blau malen könnten."

„Ich behaupte nicht gerade, große Gewandtheit im Wolkenmalen zu haben; aber wenn ich den Versuch machte, würde ich nicht zu viel Blau verwenden."

„Und wie würd' es dann aussehen?"

„Natürlich, hoffe ich, nicht wie Ihr Bild, das man für ein Beet mit Feldenzian oder blaues Tuch halten kann, nur nicht für eine Wolke; es ist und bleibt zu viel Blau."

„Ich will Ihnen was sagen, alter Herr", rief der beleidigte Künstler, seinen Malerstock auf die Schulter legend, mit zornigem Blick, „Sie mögen zu Haus ein recht braver Mann sein, aber man sollte Sie nicht allein ausgehen lassen."

„Warum nicht?"

„Warum nicht? weil Sie verrückt sein müssen, wenn Sie so urtheilen können: zu viel Blau. Ich, der Schüler Ruisdaels, der Großneffe von Gerard Dows Enkel, ich sollte nicht mal einen Himmel malen können? Meine Reputation ist nicht von heute. Ich habe ein Rothes Roß in Meckeln, einen Grünen Bären in Namur und einen Karl den Großen in Aachen gemalt, vor denen Jeder staunend stehen bleibt."

„Unsinn!" rief der Kritiker und nahm die Palette aus des Malers Hand. „Sie sollten Ihr eignes Bild vor das Wirthshaus zum vlämischen Esel malen." In seinem Zorn stieg er die Leiter mit der Lebendigkeit eines Knaben hinauf und begann, mit dem Ballen seiner Hand das Meisterwerk von Gerard Dows Enkel-Großneffen auszuwischen.

„Halt, alter Charlatan!" schrie der Letztere, „Sie ruiniren mir ja mein Schild! Es ist fünfundzwanzig Franken werth. Und dann meine Reputation — verloren! für immer dahin!"

Er schüttelte heftig an der Leiter, um seinen Verfolger zum Herabsteigen zu zwingen. Aber der Letztere ließ sich weder durch die Gefahr, herabzustürzen, noch durch die Menge der Leute, welche herbeigekommen waren, in der Vernichtung des Bildes stören. Dann malte er mit der Spitze seines Fingers und dem Stiele eines Pinsels in meisterhaften Umrissen drei vlämische Bauern mit Biergläsern in der Hand, die der aufgehenden Sonne zutranken, welche am Ende des Horizonts, eine graue Wolke zertheilend, aufstieg. Eines der Gesichter war eine äußerst komische Karikatur des ersetzten Schildmalers. Die Zuschauer waren anfangs sehr geneigt, gegen den zudringlichen Fremden Partei für ihren Landsmann zu ergreifen. Welches Recht hatte er, sich hier einzumischen?

Das Murren, das sich erhoben, hörte jedoch bald auf und verwandelte sich in ein Murmeln der Zustimmung, als die Zeichnung ins Licht trat. Der Besitzer des Wirthshauses war der Erste, welcher Bravo rief, und sogar Gerard Dows Vetter im neunten Glied mußte in die allgemeine Bewunderung einstimmen.

„Ja, ja, Sie sind ein Meister, das läßt sich nicht läugnen", rief er, „ob ist ein französischer Maler, der sich einen Spaß mit mir macht. Ich muß gestehen, daß er weiß, was er kann."

Der alte Mann wollte gerade herabsteigen, als ein Herr auf einem schönen englischen Pferde durch die Menge ritt.

„Das Bild ist mein!" rief er französisch, aber mit fremdem Accent. „Ich gebe hundert Guineen dafür."

„Ein neuer Verrückter!" rief das eingeborne Genie, „Die Fremden scheinen alle verrückt."

„Was meinen Sie, mein Herr?" fragte der Wirth neugierig.

„Was ich sage? ich gebe hundert Guineen für das Bild," antwortete der junge Engländer von seinem Pferde absteigend.

„Das Bild ist nicht zu haben", sagte der Schildmaler mit solchem Ausdruck, als wäre es sein eigenes Werk.

Digitized by Google

„Nein," rief der Wirth, „denn es ist bereits verkauft und zum Voraus bezahlt. Wenn der Herr jedoch sich darüber ins Vernehmen setzen will, so hat er's mit mir zu thun."

„Keineswegs", wandte der vlämische Schildmaler ein, „es gehört mir. Mein College half mir aus Freundschaft etwas aus; aber das Bild ist mein rechtmäßiges Eigenthum, und ich kann es verkaufen, wem ich will."

„Was soll das heißen?" rief der Wirth, „meine aufgehende Sonne ist mein Eigenthum, da sie an der Wand meines Hauses nies- und nagelfest ist. Wie kann sie sonst wem gehören? Niemand hat ein Recht darauf, als ich."

„Ich werde Euch vor die Obrigkeit fordern!" rief der, der das Bild nicht gemalt hatte.

„Ich werde Euch wegen Contractbruchs verfolgen", entgegnete der Wirth, welcher bereits die Hälfte bezahlt hatte.

„Einen Augenblick!" rief eine andere energische Stimme, die des Eindringlings: „es scheint mir, daß ich in dieser Sache auch ein kleines Votum habe."

„Ganz recht, Bruder", antwortete der Maler, „statt auf der offenen Landstraße zu verhandeln, laßt uns in Meister Marzens Haus gehen und die Sache freundschaftlich bei einer Flasche Bier verhandeln."

Dazu gab Alles seine Einwilligung: aber das war auch das Einzige, denn drinnen ging es noch weit bunter und verwirrter zu. Die Vlamänder stritten um den Besitz des Bildes und der Engländer wiederholte sein Anerbieten, es mit Gold zu bedecken.

„Aber angenommen, ich wollte es gar nicht verkauft sehen?" sagte sein wirklicher Urheber.

„O lieber Herr", meinte der Wirth, „ich bin überzeugt, Sie wollen einen ehrlichen, armen Mann, der kaum die beiden Enden zusammenhalten kann, dieses Glücksfalls nicht verlustig machen. Ich könnte ein gutes Stück Wein und Bier dafür einlegen."

„Glauben Sie ihm nicht, Bruder", rief der Maler, „ich bin Familienvater, und da ich zugleich Maler bin, so sollten Sie einem Bruder Künstler helfen und mir den Vorzug geben. Auch bin ich bereit, das Geld mit Ihnen zu theilen."

„Er", sagte Meister Marzen, „Er ist ein alter Verschwender, der nicht mal seiner Tochter eine Mitgift geben kann, weil er Alles, was er einnimmt, auf seinen eigenen Leib verwendet."

„Das ist nicht wahr, meine Susette ist mit einem ehrlichen, jungen, französischen Kunsttischler versprochen, der, so arm sie ist, sie im nächsten September heirathen will."

„Eine Tochter auszustteuern!" rief der fremde Künstler, „das ändert die Sache. Ich bin's zufrieden, daß das Bild für die Aussteuer verkauft werde und überlasse es dem Edelmuth unsres englischen Freundes, die Summe zu bestimmen."

„Ich habe bereits einhundert Guineen angeboten, gerne gebe ich jedoch das Doppelte, wenn noch zwei Worte in der Ecke stehen."

„Was für zwei Worte?" rief die ganze Versammlung zugleich.

Der Engländer antwortete:

„Pierre David."

Alles stand in stummem Erstaunen da. Der Schildmaler hielt den Athem zurück, blitzte mit den Augen, faltete die Hände krampfhaft und fiel vor dem großen französischen Meister auf die Kniee.

„Vergeben Sie mir!" rief er, „vergeben Sie mir meine kühne Unwissenheit."

David lachte und schüttelte seine Hand mit freundlicher Cordialität.

Die Nachricht von der Entdeckung hatte sich indeß verbreitet, das Wirthshaus füllte sich mit Menschen, die die Gesundheit ihres berühmten Besuches trinken wollten: und der gute alte Mann, der in der Mitte des Zimmers stand, erwiederte ihre Grüße auf's Herzlichste. Zuletzt schlang auch die überglückliche Susette, die man herbeigeholt, ihren Arm um den Hals ihres Wohlthäters, und ihr künftiger Gatte hüllte das Zimmer in eine Wolke von Sägmehl, als er dem französischen Meister die Hand schüttelte.

In diesem Augenblick kamen die Fremden an, die er erwartete. Es war Lesser, ein Theaterunternehmer, und der große Talma.

Der Shawl.

Es gab eine Zeit, da unsre Damen großen Werth auf einen Toilettegegenstand legten, der häufig wieder in den Hintergrund zu treten schien. Oft schwankte ein begehrlich weiblich Herz zwischen der Wahl dieses Gegenstandes und einem Schmuck von Gold und Edelstein. Wir sprechen vom Shawl. Man darf nicht einwenden, daß dieses Kleidungsstück noch immer so manche hübsche — und wohl auch manche minder hübsche — Gestalt bildet. Das jetzige „Umwurfstück" ist weit entfernt von dem Shawl früherer Tage: während jenes auf der Brust und dem Rücken der Dame einem verdrehten Viereck gleicht, einem Carreau, und keineswegs ein graziöses Ganzes mit der Gestalt der Trägerin bildet, war die Form des Shawls, jenes lange, schmale Gewebe aus des Ostens fernem Lande, eine anmuthige Draperie, bestimmt für lebendige Schönheiten. Zu ein und derselben Zeit tauchten in Frankreich zwei Erscheinungen auf, die sich rasch die Herrschaft in Europa erkämpften: Napoleon I. und der Shawl. Dieser hat seinen Zeitgenossen noch um anderthalb Jahrzehende überlebt und ist dann wie jener verschwunden.

Es ist eine eigene Sache mit der Geschichte jenes östlichen Einwanderers aus dem Geschlechte der Cashemirs nach dem westlichen Europa. Aus vergilbten fünfzigjährigen Geschichtsbüchern ersieht man, daß ein türkischer Gesandter in Paris zur Zeit der Republik von großer Neigung zu einer „Bürgerin" von hohem Range ergriffen wurde, und als er nach Constantinopel heimkehrte, ihr einen prächtigen Shawl als Erinnerungs- und Huldigungszeichen übersandte. Bis zu diesem Tage war der Shawl in der großen Seinestadt ein unbekanntes Ding; und als er nun dort erschien, war er ein Fremder, mit dem man nicht umzugehen verstand. Es war keine Gebrauchsanweisung beigegeben worden. Die Dame blieb in Zweifel, wie sie die empfangene Gabe benützen sollte. Nach langem Grübeln glaubten sie und ihre Freundinnen, daß das dünne, feine Gewebe in der kalten Jahreszeit als passende Fußbekleidung verwendet werden könnte, und vor dem Kamine sitzend, empfing die Dame ihre Besuche, die

Digitized by Google

Füße in den weichen und warmen Umschlag gehüllt. So sich wie ein treuer Seladon an die Füße der Schönen anschmiegend, begann der Orientale seine europäische Laufbahn; später stieg er — stieg bis zu der schlanken Taille, zu dem Herzen der, zu deren Füßen er anfangs gelegen. Napoleon verhalf nach seiner Rückkehr aus Egypten seinem Zeitgenossen zu dieser Stellung. Im Harem des Morgenlandes, wohin der Sieger, wie überall, vorgedrungen war, hatte er die wahre Bestimmung des Shawls kennen lernen, an jenem herrlichen Orte aber seiner Gemahlin, der liebenswürdigen Josephine, gedacht. Er war ein Muster von einem Ehemann! Als er nach dem schönen Frankreich zurückkehrte, legte er die geschmackvolle orientalische Beute, eine Auswahl hübscher Caschemirs, nicht zu ihren Füßen, sondern um ihre Schultern. Dies hübsche Beispiel fand Nachahmung, doch nicht sehr häufige, da es in Frankreich nicht viele so galante Ehemänner gab, die, wie Napoleon, sich nach Egypten einschifften, um neben andern Geschäften Einkäufe von Shawls zu machen.

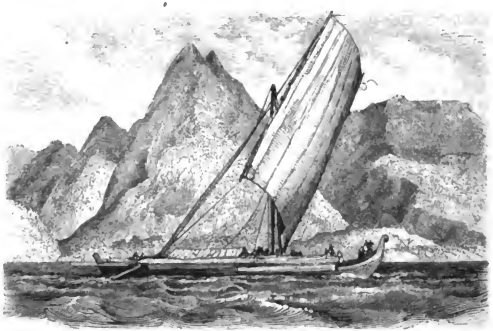
Josephine war bereits Kaiserin und suchte die Caschemir-Shawls in Aufnahme zu bringen. Aber daß sie später ein so unentbehrlicher und mit Sehnsucht erwarteter Modeartikel wurden, verdanken sie nicht der Kaiserin, sondern einem welthistorischen Ereignisse. Wie dies ging, glauben wir in einem Buch von Lady Morgan, dieser früher berühmten Schriftstellerin, gefunden zu haben.

Es war an jenem Abend (24. Dec. 1800), als die bekannte Höllenmaschine dem Leben und der Thätigkeit des Consuls Napoleon Bonaparte ein Ende machen wollte. Er und seine Gemahlin Josephine waren gerade im Begriff, in den Wagen zu steigen, als General Rapp eine höchst preiswürdige Kenntniß an den Tag legte, indem er sagte: „Madame, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihr Shawl nicht mit der Ihnen sonst eigenen Anmuth umgeworfen scheint.“

Josephine lachte und erlaubte dem galanten General, den Shawl nach der Sitte der egyptischen Frauen umzulegen, wodurch die hübschen Falten in schöne Ordnung kamen. Diese improvisirte Toilette veranlaßte einen kleinen Aufenthalt, und die Höllenmaschine zersprang zu bald und ohne Resultat. — So wurde durch General Rapps Galanterie nicht allein ein Ereigniß verhindert, das Europa ein anderes Ansehen gegeben hätte, sondern es wurde auch im Reich der Mode eine neue Epoche hervorgerufen; denn eine solche bildeten von diesem Augenblicke die Caschemirs in der Damenwelt.

Praos von Achem.

Die Stadt Achem liegt auf der Nordseite von Sumatra. Ehemals war sie sehr blühend und rüstete große Expeditionen gegen die Portugiesen aus. Ihre alte Erfahrung zur See dient ihr heute nur noch beim Fischfang und bei der Küstenfahrt. Die kleinen Schiffe, deren sich die Seelente bedienen, unterscheiden sich durch einige besondere Einzelnheiten. Sie taugen ganz besonders für die Meere, die sie durchkreuzen, und die mit Inseln überſäet sind,

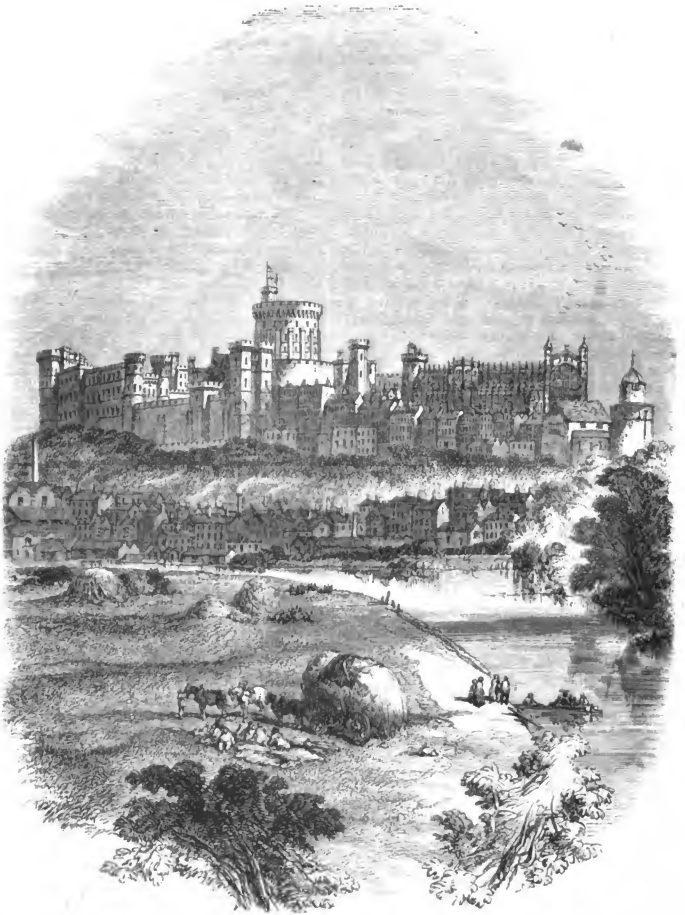


zwischen welchen schmale und winklicke Wasserstraßen durchführen. Ihre Seiten sind stark und die Planken sehr dick; der Kiel ist gerade und wenig aufgebogen; das „lebendige Werk“ (der im Wasser liegende Theil des Schiffes, den Theil über dem Wasser nennt man „todtes Werk“), das gewöhnlich weiß ist, endigt in eine Sente, die oben geschnitzt ist; das Deck dehnt sich bis zum Fockmast aus. Am Hintertheil ist gewöhnlich eine Koje, mit Matten von Palmriet bedeckt. Das Innere ist durch Querscheidewände getrennt. Zwei Räder befinden sich außen am Hintertheil. Die Praos wenden nur das Ruder an, das unter dem Winde ist. Das Mastenwerk wird von Wänden aus Palmriet gehalten, die in Klammern laufen, welche an der Schiffsverkleidung befestigt sind. Jeder der beiden Masten ist von einem Pflock durchschnitten, um ihn herablassen zu können. Die Segel sind aus Wollzeug. Die Klüver sind bei den Malaien allgemein im Gebrauch. Die Anker bestehen aus Holz. Die Praos segeln rasch, nehmen große Ladungen an Bord und haben Steinböller. Die Schifferboote sind sehr plump, aber solid.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Das Schloß Windsor.



Ansicht von Windsor mit dem Schlosse.

Schloß Windsor ist eine der berühmtesten und interessantesten Königswohnungen der Welt. Durch die große Westbahn mit London in nahen Verkehr gebracht, versäumt kein Fremder, Windsor Castel zu besuchen. Die Stadt Windsor in Berkshire bietet wenig Merkwürdiges: sie steht durch eine Brücke mit Eton in Verbindung und stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die Lage des Schlosses ist eine überaus glückliche. Es krönt einen sanft ansteigenden Hügel, der nur auf der Seite der Themse etwas schroffer ist. Das Schloß selbst, ursprünglich von Wilhelm dem Er-

Digitized by Google

oberer erbaut und von Heinrich I. erweitert, der es zur Residenz erhob, hat einen Flächenraum von 12 Acres. An zwei Haupthöfe und einen gewaltigen runden Thurm reihen sich eine Menge anderer Theile, Batterieen und kleinere Thürme, um das bizarrste Bauwerk zu bilden, das man sich denken kann. Das Ganze ragt wolkenan, eine 1870 Fuß lange Terrasse beherrscht die Gegend und gewährt einen wahrhaft königlichen Spaziergang. In dem untern thurmbesetzten Ward (Hof) steht die St. Georges-Capelle mit dem Collegium. In dieser um ihres Baustyls willen höchst merkwürdigen Kirche sind die Begräbnißstätten der Könige und Königinnen; ein Heer interessanter Schnitzwerke, das Abendmahl von West und ein schönes Glasfenster, sowie Greens Orgel sind höchst sehenswerthe Zierden der Kirche. Eine herrliche Aussicht genießt man auf der Höhe des vom Gouverneur bewohnten Round Tower. Die Staatszimmer sind von besonderem Interesse, namentlich in der östlichen Fronte, welche sich mit ihrer blumengeschmückten Terrasse herrlich ausnimmt, und aus der der Königsthurm wie eine Kirche hervorragt. Im 120 Fuß hohen Brunswik Tower ist das Speisezimmer der Majestät, das mit Gemälden der ersten Meister geschmückt ist. Das ganze Schloß ist auf's Glänzendste möblirt. Dreimal in der Woche darf das Publikum die Staatszimmer besuchen. An das Schloß schließen sich der große und der kleine Park; in ersterem zeichnet sich ein Riesenspazierweg, „the long walk", drei Meilen lang, aus.

Die Tauschhändler am Senegal.

Erzählung.

I.

Es war in den letzten Tagen des Monats August und der schöne Senegal, der durch die Regen der vorhergehenden Monate angeschwollen, begann wieder in sein Bett zurückzutreten. Die Felder, welche aus dem Wasser emporstiegen, waren noch mit einem feuchten Schlamme überzogen. Die Heerden, die die Ueberschwemmung auf die Berge getrieben, stiegen von allen Seiten wieder zum Flusse herab, und die Elephanten zeigten sich truppweise am Saum des Waldes, bald ein wildes Geschrei ausstoßend, bald mit ihren Rüsseln die Zweige der jungen Palmbäume abbrechend.

Die Vegetation stand in voller Pracht. Die Ebenholzbäume, die Mahots und Apen, in deren Zweigen sich Affen und Vögel schaukelten, bildeten längs dem Flusse eine Art beweglichen Saumes, durch welchen sich gigantische Blumen in bunten Farben woben. In der Ferne breiteten sich Prairieen aus, deren Gras so hoch war, daß ein Mann zu Pferd ganz darin verschwinden konnte. Da und dort sah man die spitzigen Dächer eines von Pallisaden umgebenen Dorfes und Almadieen (Negerboote) mit baumwollenen Segeln schwammen die Zuflüsse des Senegal herab, alle nach einer Art Bay ihre Richtung nehmend, die von weitem schon durch zwei Galgen angekündigt war, an welchen Kürbisse von verschiedener Größe hingen.

Hier war ein von den Negern für den Tauschhandel mit Elfenbein, Gummi, Gold und Sclaven improvisirter Markt. Eine große Barke mit Verdeck, von ungefähr hundert Tonnen, hatte in der Mitte des Flusses Anker geworfen und eine weiße Flagge aufgezogen. Sie wurde von Kapitän Jean Lescot commandirt, der von der Compagnie des Senegal das Recht gekauft hatte, bis Mankanet Handel zu treiben. Da er sein Schiff, das den Senegal nicht hinauffahren konnte, in Saint-Louis lassen mußte, so hatte er diese große Barke gebaut, mit der er bis zur Mündung des Flusses gelangt war, wo er den Tauschhandel mit den Yalofs, Fulis und Mandingos eröffnete.

Die Kaufleute aus dem Innern waren auf die Nachricht von seiner Ankunft an den Senegal herabgekommen: die Einen mit Heerden von Sclaven, welche zwei und zwei mit einem ledernen Riemen gebunden waren und einen Elephantenzahn auf dem Kopfe trugen, die Andern mit Kameelen, welche mit Gummi und Bomba (Sandelholz) beladen waren; noch Andere mit Eseln, die in doppelten Körben Früchte, Palmwein und Mais führten.

Jean Lescot vervollständigte in wenigen Tagen seine Ladung und erklärte dann, daß er nur noch gegen Ghingan oder Goldstaub Waaren austauschen werde. Er begab sich demzufolge zu dem Häuptling der umliegenden Dorfschaften, um ihm seinen Entschluß anzuzeigen, und ließ das Canot, das er an's Land gezogen, unter der Aufsicht zweier Matrosen und eines alten Chirurgen Namens Jollard zurück.

Dieser hatte das Fort Saint-Louis, wo er gewöhnlich seinen Beruf ausübte, nur im Interesse der Wissenschaft verlassen, um die Flora africana zu vervollständigen, an der er seit zehn Jahren arbeitete. Es war einer jener praktischen Philosophen, denen das stille Studium der Natur den naiven Kinderglauben und die Gemüthsruhe der Heiligen verliehen; eine einfache, offene Seele, in der sich keine böse Neigung einnisten konnte. Als der Kapitän fort war, wollte auch er mit der Botanisirbüchse auf der Schulter und der Sichel in der Hand sich auf den Weg machen.

„Sie wollen sich wieder Heu sammeln, Père Consolation?" sagte der Aeltere der Matrosen lachend.

Der Name Père Consolation war dem alten Chirurgen von den Kranken wegen seiner liebevollen und trostreichen Pflege gegeben worden. Er schlug den Matrosen freundlich auf den Arm und sagte:

„Das setzt dich in Erstaunen, Etienne Riou, du bist freilich nicht hierhergekommen, um Heilkräuter zu suchen, nicht wahr?" — „Wahrhaftig nein!" versetzte der zweite Matrose; „mein Vetter und ich, wir ziehen den Tauschhandel der Botanik vor, wie Sie das Geschäft da zu nennen pflegen."

Der Chirurg schüttelte den Kopf.

„Ihr fürchte, Ihr liebt den Handel nur zu sehr," fuhr er fort. — „Wie das?" — „Vergesset nicht, daß Euer Kapitän allein das Recht hat, hier Handel zu treiben . . . ." — „Bah!" unterbrach ihn Michel Loriol, „nur die Pfarrer nehmen die Sache so genau, die armen Teufel dürfen doch die Brocken sammeln, wenn ihre Herren gegessen haben." — „Ja," sagte Jollard; „aber nach den Brocken nimmt man den ganzen Laib; und wenn man den Teufel in's Vorzimmer läßt, so ist er bald Herr des ganzen Hauses."

Er ging bei diesen Worten; Etienne zuckte die Achseln und sagte ironisch:

„Der Père Consolation hat immer eine Salbe auf das Gewissen Anderer zu schmieren; aber man treibt

Digitized by Google

nicht schon so lange Tauschhandel, ohne daß man gelernt, wie man sich dabei zu benehmen hat."

Etienne Riou und Michel Loriol waren allerdings schon seit 10 Jahren beim afrikanischen Handel beschäftigt und Beide kannten die verschiedenen Sprachen der Negerstämme am Senegal so gut, daß man sich ihrer als Dolmetscher bediente. Sie waren in demselben Dorfe der Normandie geboren, auch in entferntem Grade verwandt und hatten sich seit frühester Jugend beinahe nie verlassen. Aus diesem Zusammenleben hatte sich eine Aehnlichkeit der Grundsätze gebildet, die sie in allen ihren Handlungen verband. Obgleich jeder offen sich für mehr als der andere hielt, waren sie doch gewöhnt, ihren Egoismus sich gegenseitig unterzuordnen; es bestand keine Sympathie des Herzens zwischen ihnen, aber ihre verbrecherische Gesinnung verband sie.

Sie waren Beide im Canot geblieben und betrachteten, auf ihre Ruder gestützt, gleichgültig die Wellen des Flusses, aus welchem bisweilen der häßliche Kopf eines Flußpferdes hervorguckte. In diesem Augenblick erschien eine Truppe Mandingos am andern Ende der Bay.

Beim Anblick des Canots hielt sie unter einer Gruppe von Palmbäumen und ein einzelner Neger ging auf die Matrosen zu.

Seine sechs Ellen weite Juba (Beinkleider) und die Korallenringe, die seine Füße und Arme schmückten, ließen in ihm leicht den reichen Kaufmann erkennen, der daran gewöhnt ist, mit den Schiffen zu handeln. Seine mit Glasschmuck durchwobenen Haare waren sechs Zoll lang, was bei den Negern der afrikanischen Küste ein großes Zeichen von Eleganz ist, und als Beweis seines Reichthums trug er ein Bündel Schlüssel im Gürtel.

Er trat, die Zagaie (Spieß) auf der Schulter, an das Canot heran und theilte den beiden Matrosen mit, daß er mit Tauschwaaren komme.

„Wir haben nichts damit zu schaffen," antwortete Loriol. — „Meine Leute", fuhr der Mandingo fort, „bringen Barrys (große Affen, zum Dienst dressirt), die Mais stampfen, Wasser schöpfen und den Bratspieß drehen können." — „Biete deine Affen dem Teufel an", sagte Etienne; „wir kümmern uns nicht um solches Gewürm." — „Wir haben auch Elfenbein und Gummi." — „Unsere Barke ist bis an den Rand damit gefüllt."

Der Neger schien unangenehm enttäuscht; nach kurzem Schweigen näherte er sich jedoch den Matrosen wieder. „Vielleicht würde der Kapitän Ghinghan lieben?" sagte er. — „Hast du zufällig welchen?" fragten sie lebhaft.

Der Mandingo zog aus seinem Busen einen ledernen Sack, den er vorsichtig öffnete: er war voll Goldstaub.

„Der Kapitän wird wohl für einen solchen Artikel gerne einige chefs d'argent (ausgewählte Waaren) geben", bemerkte der Neger.

„Der Kapitän", sagte Etienne, „wird bald wieder kommen." — „Ich werde warten."

Riou und Loriol sahen sich an; die Gelegenheit war zu günstig, um sie sich entgehen zu lassen. Nach kurzem Schweigen sagte Michel:

„Ist das Alles, was du an Goldstaub besitzest?" — „Alles", erwiederte der Mandingo. — „Dann können wir dir's abkaufen." — „Ich will doch lieber den Kapitän erwarten." — „Warum das?" — „Weil er mir mehr gibt." — „Willst du sehen, was wir dir bieten?" — „Es sei."

Sie gingen in das Boot zurück, das sie verlassen hatten und nahmen aus dem Koffer unter der Bank ein kleines Kästchen, das dort verborgen war.

Sie hatten die Waaren, die aus Crystall-Colliers, Glocken, silbernen Pfeifchen und Papierheften bestanden, in Dieppe mitgenommen.

Alle diese Gegenstände wurden mit einer gewissen Emphase ausgebreitet und der Handel begann. Der Neger, der von dem Anblick der chefs d'argent entzückt schien, ging vom Einen zum Andern und wollte Alles haben. Endlich nach langen Verhandlungen wurde der Handel geschlossen und der Mandingo hatte gerade seinen Sack mit Ghinghan den Matrosen übergeben, als plötzlich ein Mann an der Ecke des Weges erschien.

Bei seinem Anblicke zitterten die Matrosen und schlossen rasch den Koffer; aber der Kapitän Lescot (denn er war es) hatte alles gesehen und rief:

„Vivat, meine Jungens! es scheint, man treibt hier Handel."

„Wie!" fügte er hinzu, als er näher kam und den Sack des Mandingo sah, „Goldstaub! . . . . das sehe ich zum ersten Male seit meiner Ankunft. Wie habt ihr das Recht am Senegal zu handeln erworben?"

„Gnade, Kapitän", stotterte Loriol; „wir glaubten . . . . wir meinten . . . ." — „Du hast das Recht, mir Concurrenz zu machen; nicht wahr? Erinnerst du dich der Bedingungen deines Contraktes, Schurke?" — „Ja, Kapitän." — „Und verbietet dir nicht der erste Artikel ausdrücklich, auf eigene Rechnung Tauschhandel zu treiben?"

Michel ließ den Kopf hängen, ohne zu antworten.

„Ich könnte dir deine Schurkerei mit einer Cale (Untertauchen in kaltem Wasser) oder mit einer Bouline auf dem Deck (Ruthenlaufen) lohnen; aber ich bin gnädig, ich will glauben, daß du in meinem Interesse Handel getrieben. Dehhalb", fügte Lescot hinzu, indem er Etienne den Ghinghansack nahm, „ergreife ich mein Besitzthum."

Riou wollte reklamiren; aber der Kapitän befahl ihm mit einer drohenden Geberde Schweigen.

„Kein Wort, Schuft", rief er barsch, „oder hüte dein Leder! Was dich betrifft, Schneeballe, um dich zu lehren, nicht mit Matrosen Handel zu treiben, kauf ich dir nichts ab."

Bei diesen Worten erschien Jollard und benachrichtigte ihn, daß der Häuptling der Dörfer mit fünfzig Negern ihn hinter dem Abhang erwarte. Lescot dankte dem Chirurgen, und nachdem er den Matrosen nochmals streng befohlen, ihn zu erwarten, ging er nach dem Hügel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sägmüller aus den Vogesen.

Novelle.

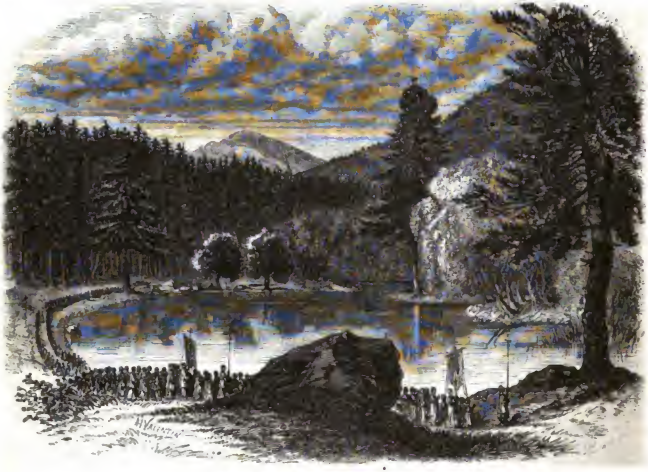
Oberhalb des schönen Thales von Allarmon im Elsaß, auf der Höhe eines der runden Berge, welche die Vogesenkette bilden, liegt der kleine La Mairsee, der seinen Ursprung einer Erderschütterung verdankt. Seine Ufer, die so regelmäßig, daß man sie von Menschenhänden geformt glaubt, werden von niederen Bäumen oder Gesträuch be-

Digitized by Google

schattet. Das stets von reichen Quellen erneuerte Wasser ist unbeweglich, aber krystallhell.

In einiger Entfernung erheben sich die Ruinen einer Eremitage, deren Kapelle einst eine Statue der schwarzen Jungfrau enthielt, welche heutzutage in der eine Stunde entfernten Kapelle von Luvigny steht. Man rief sie um die Wohlthaten der Erde an, und noch heutigen Tages findet jedes Jahr eine Procession an den Ufern des Mairsees statt, um Trockenheit oder Regen zu erflehen, je nachdem die Landleute derselben bedürfen.

Die frommen Gesänge hallten von den Bergen wider: die silbernen Kreuze und Fahnen mit bunten Farben, welche heimwärts zogen, glänzten im Strahle der Abendsonne. Einige bürgerliche Familien, welche die Gegend zu bewundern und der Ceremonie beizuwohnen gekommen waren, hatten sich an den grünen Abhängen gruppirt, von wo sie das reizende Tableau mit trunkenen Blicken einsogen, und die Landleute, die sich zerstreut hatten, zogen auf hundertlei Feldpfaden nach der Heimath. Einer derselben, welcher am längsten verweilt, hatte sich endlich entschlossen, sich gleichfalls auf den Heimweg zu machen. Es war ein Sägmüller aus der Nachbarschaft, der im ganzen Thal wegen seines mürrischen Charakters und seines blinden Aberglaubens bekannt war. Obgleich sein Lebenswandel untadelhaft und er mit seinem gewöhnlichen Geschäfte auch noch die Hantirung eines Holzhauers und Kärrners verband, hatte er doch immer ein ziemlich dürftiges Auskommen gehabt. Hubert schob die Schuld davon bald einem unbekannten Feinde zu, unter dessen unseligem Einfluß er stehe, bald dem Unstern, der über seinem Schicksal walte, bald der Ge-



Procession am Mairsee in den Vogesen.

walt eines bösen Geistes. Er hatte nie daran gedacht, die Ursache in seiner eignen Unschlüssigkeit oder in seinem Mangel an Geschicklichkeit zu suchen; mit ängstlicher, aber wenig aufgeklärter Frömmigkeit hatte er stets der Vorsehung anheimgegeben, was Gott der menschlichen Klugheit als Aufgabe gestellt, und machte aus dem irdischen Leben eine tausend schlimmen Einflüssen und Kräften unterworfene Knechtschaft.

Er wanderte mit seiner Schwester Lotte, einem jungen Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, deren Blicke irgend etwas zu suchen schienen, an den Ufern des Sees hin. Beide schritten schweigend neben einander her, als sie vor der eingestürzten Gruft, in der man ehedem die ungetauft gestorbenen Säuglinge begraben, eine Gruppe mit Blumen und grünen Zweigen bekränzter Kinder sahen, die auf dem Grase tanzten. Ein kleines Mädchen von ungefähr zwölf Jahren führte den Reigen und sang mit ihrer zarten Stimme ein Lied im Patois der Vogesen. Hubert schien darüber erzürnt.

„Beim Himmel! verwünschte Brut, ihr seid ein frechs Volk, an soichem Orte zu tanzen!“ rief er.

Die Kinder blieben erstaunt stehen.

„Ist es denn verboten?“ fragte das kleine Mädchen, welches sang.

„Du fragst mich?“ entgegnete der Sägmüller; „weißt du nicht, was unfern von hier der Jugend aus der Nachbarschaft geschehen, weil sie that, was ihr thut?“

„Was denn? was denn?“ riefen sie wie aus einem Munde.

Hubert trat in die Mitte der Kinder, die ihre Kette gebrochen, deutete auf den See und begann:

„Seht ihr das Wasser da drunten, das einen Schlund ohne Grund füllt? Nun gut, ehedem war hier ein herrlicher Rasenplatz, auf welchem die Jugend von Allarmont,

Digitized by Google

die nach der Kirche der Einsiedelei ging, vor der Messe tanzte. An einem Trinitatisfest hatten sich die Jungen und Mädchen des Dorfes versammelt und harrten vergeblich auf den Geiger: als er nicht kam, begannen die Keckſten zu fluchen und ein Fest zu verwünſchen, auf dem nicht getanzt werde. Aber plötzlich erſchien auf der Höhe des kleinen Felſen, den ihr dort rechts ſeht, ein Fremdling, der eine Violine in ſeiner Hand hielt. Er lachte laut und ſpielte ſo gewaltig, daß alle Anweſenden wie raſend tanzten. Die erſte Vesper läutet: man hört ſie nicht; die zweite erſchallt: man tanzt noch wilder; die dritte — der Tanz iſt zur Raſerei geworden und dauert fort bis zum Magnificat, wo ſich Tänzer und Tänzerinnen in das Waſſer ſtürzen, das plötzlich an die Stelle des Raſenplatzes getreten. Und ſeit der Zeit ſteht der See unbeweglich an dieſer Stelle, um uns an jene Strafe zu gemahnen, bis zu dem Tage, an welchem er den Berg ſpalten, das Thal überſchwemmen und alle Dörfer ertränken wird."

Die Kinder hatten ihm mit weit geöffneten Augen und herabhängenden Händen zugehört. Als Hubert geendigt, fließen die kleinen Mädchen ängſtliche Schreie aus und eilten davon; die Knaben ſahen ſich erſtaunt an.

„Iſt's auch wahr, was der Sägmüller ſagt?" fragten ſich die Größten halblaut.

„So wahr als die Geſchichten vom Sotré (Kobold) und den Chandelottes (Poltergeiſtern)", verſetzte ein junger Bauer, der noch das Ende der Geſchichte gehört.

„Sieh'! da iſt Baptiſte!" rief Lotte, indem ſie den jungen Mann erkannte.

Und ſie erröthete. Hubert dagegen zog die Brauen zuſammen.

„Ja, gerade ſo wahr!" entgegnete er voll Ueberzeugung, „und die, welche ſich zu geſcheidt dünken, um zu glauben, was unſere Väter geglaubt, werden doch an der Gerechtigkeit Gottes nicht zweifeln?"

„Gott verhüt' es, daß ich daran zweifle!" verſetzte Baptiſte und griff ehrfurchtig an den Hut; „ich glaube daran, wie Ihr, Sägmüller, und hoffe auf ſeine Barmherzigkeit; aber ich meine, das hieße ihn nicht beleidigen, wenn man zwiſchen ſeinem heiligen Wort und dem Geſchwätz der blancs bonnots (blancs bonnets = Frauen) einen Unterſchied macht."

„Das heißt", erwiederte der Sägmüller ärgerlich, „daß Ihr die Erzählungen unſerer Vorväter für Lügen haltet."

„Nein, nein", antwortete der junge Bauer, „als ich bei unſerm alten Pfarrer leſen und rechnen lernte, ſagte er mir oft, man müſſe dieſe Geſchichten wie die Fabeln anſehen, die er mir erzählte, und in denen die Thiere ſprachen, um uns eine gute Lehre zu geben. Eure Geſchichte, Sägmüller, mit der Teufelsgeige beweiſt mir nicht, daß die Dorfjugend auf dem Grund des Sees den Reigen getanzt, ſondern lehrt mich nur, daß, wenn man ſich vom Vergnügen fortreißen läßt, man alles drüber vergißt und zuletzt in ſein Verderben geräth: das iſt ungefähr die Moral davon."

Hubert zuckte mit den Achſeln.

„Das iſt alles viel zu klug für einen armen Chriſten, wie mich; ich glaube einfach, was meine Vorväter geglaubt, weil ſie Zeugen davon geweſen: freilich, es gibt geſcheidtere Leute, denen alles glückt."

Dieſe letzten Worte waren von einem mißvergnügten Blick auf Baptiſte begleitet, der ihn bemerkte, aber that, als ob er's nicht geſehen. Er ſchritt ruhig neben dem Sägmüller und deſſen Schweſter, welche weiter gegangen waren, einher und gab dem Geſpräch eine andere Wendung, indem er klagte, daß die Witterung für das Heu ſo ungünſtig ſei, und es ganz ſchwarz gemacht; er habe nur mit größter Mühe einen Theil ſeiner Ernte eingeheimst.

„Hoffi Ihr denn nicht, daß die Gebete des Dorfes von dem, der das Wetter macht, gehört werden?" fragte Hubert etwas ſtreng.

„Ich hoffe immer auf die Güte Gottes", antwortete der Bauer: „aber der alte Pfarrer ſagte oft, da Gott einmal den Menſchen die Arbeit auferlegt, dürfen ſie nicht die Hände in den Schooß thun und Alles der Vorſehung überlaſſen. Man muß ſich ſelbſt helfen, damit man's verdient, daß uns Gott hilft: auch würde ich klug daran gethan haben, wenn ich gleich nach Haus gegangen und noch heute Abend das übrige Heu hätte heimthun laſſen; aber", fügte er mit einem Blicke auf Lotte hinzu: „es gibt Zeiten, wo man gern den größten Umweg macht."

„Ihr braucht Euch das auch nicht reuen zu laſſen", ſagte das junge Mädchen boshaft; „das neue Heu wird ſchon noch zur rechten Zeit nach Hauſe kommen."

„Ja, ja", verſetzte Baptiſte heiter; „ich laſſe mir auch keine grauen Haare drüber wachſen; morgen, wenn's Gott erlaubt, werden wir den Hund unibringen.*) Dann gibt's eine gute Tafel in meinem Pachthof, und die Geiger, die den letzten Wagen begleiten, ſollen den jungen Leuten in der neuen Scheune aufſpielen. Ihr werdet mir doch etwas Hülfe bei der Arbeit und Eure Theilnahme an dem Scherze nicht verſagen."

Obgleich nicht gut auf den jungen Pächter zu ſprechen, konnte Hubert doch die Einladung für ſeine Schweſter nicht wohl abſchlagen, und als ſie an der Sägmühle ankamen, mußte er die Artigkeit des Pächters dadurch erwiedern, daß er ihn einzutreten bat.

Baptiſte nahm die Einladung an, denn er wünſchte in Lottens Nähe zu bleiben, die auch für ihn eine ſichtliche Vorliebe hatte.

Kaum waren ſie in dem Haus, wo ſie mit ihrem Bruder wohnte, als ſie ſich Feuer zu machen beeilte, auf dem Tiſch ein Tuch ausbreitete und zwei Gedecke aufſtellte.

Der Sägmüller vergaß trotz ſeiner Stimmung die Stellung des Wirths nicht und hoite aus einem Kaſten eine Flaſche Branntwein.

Baptiſt half bei den Vorbereitungen zum Nachteſſen, das weder angeboten, noch angenommen war, in den Augen des Sägmüllers jedoch wie eine Verbindlichkeit, in den ſeinen wie ein Recht erſchien. Er holte von draußen die Späne, deren Lotte bedurfte, nahm den irdenen Krug, füllte ihn am Brunnen und holte den großen ſchwarzen Brodlaib herunter, der auf einem hohen Brette lag. Zwiſchen all' dieſen kleinen Dienſten machte er Scherze oder richtete freundliche Worte an das junge Mädchen, das voll Glück war. Baptiſt hatte einen guten Humor, der, wie die Sonnenſtrahlen, durch jedes Eis dringt und alle Wolken zerſtreut. Er war frühzeitig Waiſe geworden und hatte die Menſchen als ſeine Eltern betrachtet, freundlich jedem die Hand drückend. Die Meiſten erwiederten dieſes Entgegenkommen mit herzlicher Theilnahme. Vertrauen hatte Vertrauen erweckt: das gute Einvernehmen mit den Leuten wurde durch ſeinen heitern Charakter erhöht. Man ſah ihn gern, wie man ſich über einen ſchönen Tag freut; ſeine Gegenwart erſchien von guter Vorbedeutung: leichter als irgend ein Anderer

*) In den Vogeſen: eine ländliche Arbeit vollenden.

Digitized by Google

überwand er jedes Hinderniß. Von Jedermann gekannt, bot ihm Jedermann freundlich die Hand.

Hubert allein mißgönnte ihm sein Glück. Zwei oder drei Mal war ihm der junge Pachter, ohne es zu wollen, in den Weg getreten und der Sägmüller schwor ihm Rache. In seinem abergläubischen Sinne betrachtete er Baptiste als seinen geborenen Feind, den sein böses Schicksal neben ihn gestellt, um zu ernten, wo er gesäet.

(Fortsetzung folgt.)

Türkische Pfeifen.

Begeben wir uns in Konstantinopel nach der abhängigen Straße, die hauptsächlich von Verkäufern von Pfeifenspitzen und Pfeifenrohren (Jmambschi oder Tschibukdschi) eingenommen wird, Gegenständen, die mehr die Mode als der Nutzen bei Reisenden populär gemacht hat; denn sie begnügen sich nicht damit, sich vollständige Pfeifen anzuschaffen, und, wenn sie heimkommen, sich mit türkischem Tabak zu versehen, ohne welchen türkische Pfeifen unnütz sind, sondern sie müssen auch einen Vorrath von Röhren für die Bernsteinspitzen und mehrere Jasmin- oder Weichselrohre mitnehmen, um die mit dem Tabaksfaß geschwängerten zu ersetzen. Außerdem muß man auch noch Diener haben, welche alle diese Artikel in vollkommen reinem Zustand zu halten verstehen.

Aus dem kleinen Rohr innerhalb des Bernsteins länger als einen Monat zu rauchen ist unangenehm und ungesund, da es bald vom Saft geschwängert wird; nach sechs Monaten ist auch das Weichselrohr nicht mehr zu brauchen. Die langen Jasminrohre verderben noch leichter; am wenigsten aber taugen die angestrichenen und lakirten von gemeinerem Holze.

Neulingen, die sich mit Pfeife und dem nöthigen Apparat versehen wollen, rathen wir folgende Artikel an: erstlich eine Bernsteinspitze (Jmani) mit ihrem Ring (Mena) und dem dünnen hölzernen Rohr (Jiwani); zweitens ein Weichsel- oder Jasminrohr (Tschibuk) und einen irdenen Kopf (Lula). Sodann kommt der Tabak (Tutun), der Tabaksbeutel (Kessa), die eherne Schale (Tassa), auf die man den Pfeifenkopf stellt, damit kein Feuer und keine Asche auf den Boden fällt. Dazu kommt noch Stahl (Tschakmak), Feuerstein (Tasch) und Schwamm (Kaos).

Ist man mit diesen Artikeln versehen, so muß man sich einen kurzen dünnen Draht zur Reinigung des Jiwani, und einen längeren, am einen Ende gekerbten, mit Baumwolle umwickelten zur Reinigung des Rohrs anschaffen. Wer keine Dienerschaft hat, kann sich die Pfeife von den herumziehenden Juden putzen lassen, die zwischen 6 und 8 Uhr Morgens in den Straßen herumgehen und die Langschläfer mit dem Ruf „Tschibukdschi!“ und „Tschibukdscha!“ wecken.

Türkische Pfeifen sollten eigentlich nur mit trockener Baumwolle gereinigt werden; zuweilen aber gießt man auch starken Kaffee durch das Rohr und trocknet es dann mit Baumwolle aus.

In vornehmen türkischen Häusern sind fast immer zwei Individuen mit Besorgung dieser Luxus-Artikel beschäftigt; der eine ist der Tutundschi Baschi, der andere der Tschibukdschi. Ersterer ist gewöhnlich einer der anhänglichsten Diener; sein Geschäft ist, die Tabaksblätter in Ballen zu kaufen, und das Zerschneiden sowie das Abwägen für den täglichen Gebrauch zu besorgen. Der andere ist immer ein junger, flinker Page oder Kammerdiener von hübschem Gesicht, wohlbewandert in der Rang-Etikette und in den Manieren, womit die Pfeifen den Gästen, welche diese Ehre verdienen, dargereicht werden müssen. Der Tutundschi ist oft zugleich der Hausmeister (Kihaja). Er genießt das Vertrauen seines Herrn in Bezug auf Geldsachen und ist sein Unterhändler bei den armenischen Wechslern, denen fast alle Vornehmen in Konstantinopel mehr oder weniger schuldig sind.

Der Pfeifenträger ist der vertraute Diener auch in andern Angelegenheiten. Seine Pflicht ist, dem Gebieter überall hin zu folgen mit dem vollständigen Pfeifen-Apparat in einem Tuchsack und dem Tabaksbeutel an der Brust. Im Kajik ist sein Platz hinten; wenn sein Herr, den Rosenkranz in der Hand, langsam durch die Straßen schreitet, folgt er ihm auf den Fersen; reitet Jener, so hält er sich an dem Schwanz des Pferdes; zu Hause wartet er vor der Thüre des Selamlik oder eines andern Zimmers; außerhalb des Hauses bleibt er stets in der Seh- oder Hörweite, um beim leisesten Zeichen mit der brennenden Pfeife herbeizueilen. Selbst die untersten Beamten mit niedergetretenen Schuhen und abgeschabten Kleidern halten solche Diener für nothwendig zur Behauptung ihrer Würde.

Da die Pfeife das Alpha und Omega der orientalischen Etikette ist, so sind die Tschibukdschi die Schatten ihrer Herren, und verlassen sie selten von dem Augenblicke an, wo dieselben am Morgen ihren Harem verlassen, bis zu der Stunde, wo sie sich zur Ruhe begeben. Hat der Herr auch dann noch Lust, zu rauchen, so versieht eine von den Dienerinnen der Frau (Khanum) das Geschäft des Pfeifenträgers, und da fast alle älteren Frauen rauchen, so ist stets der nöthige Vorrath bei der Hand.

Diese Pfeifenträger, welche ihren Herrn die Pfeifen in langen Säcken von braunem Tuch nachtragen, fesselten unter Anderm auch die Aufmerksamkeit eines englischen Reisenden, der im Jahre 1842 Konstantinopel besuchte und seine Beobachtungen gern niederschreiben und veröffentlichen wollte. Er hatte mehrere derselben gesehen, weiße und schwarze, die den reich aufgezäumten Pferden türkischer Herren folgten, und alsbald kamen ihm Scenen von Bastonaden in den Sinn. Er überredete sich daher, diese unschuldigen Pfeifenträger seien die gefürchteten Vollstrecker von Blutbefehlen, welche die Fische des Bosporus zu füttern haben. Er theilte seine Vermuthungen einem seiner dort angestellten Landsleute mit, der sich den Scherz erlaubte, ihn in seinem Wahn zu bestärken. Sogleich wurde ein Kapitel geschrieben — und wer weiß, ob es nicht das Licht der Welt erblickte — worin die schamlose Grausamkeit der Türken geschildert ist, die durch die Straßen gehen, von Scharfrichtern gefolgt, welche die schrecklichen Mord- und Marterwerkzeuge ihnen nachtragen. Solche und ähnliche Albernheiten werden übrigens beständig niedergeschrieben und vom europäischen Publikum ebenso bebarrlich gelesen und geglaubt. So kam auch im Jahre 1842 ein reisender Baccalaureus von Oxford nach Stambul mit einem zierlich linirten Buche, worin er die Produkte, Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Völker verzeichnen wollte. Das bündige Resultat seiner in Konstantinopel angestellten Beobachtungen lautete, wie folgt: Produkte — Esel; Sitten — keine; Gewohnheiten — thierisch.

Für Pfeifen verschwenden Türken jeden Standes ungeheure Summen, und halten eben so viel auf eine gewählte Sammlung derselben, als Europäer auf Gemälde oder

Digitized by Google

Tafelgeschirr. Für Bernsteinspitzen zahlt man gewöhnlich fünf bis dreißig Pfund, und noch mehr, wenn die Ringe an den einzelnen Absätzen mit Juwelen besetzt sind. Dieser schimmernde Zierrath ist jedoch mehr unter Damen als Männern gebräuchlich. Letztere ziehen einfache Ringe von Korallen, Porphyr, Email oder Agat vor; auf die Reinheit des Bernsteins aber wird großes Gewicht gelegt. Derselbe wird von jüdischen Kaufleuten in großer Quantität an der Ostsee aufgekauft und im Kleinen wieder abgesetzt, die Oka je nach der Qualität um zwei bis fünf tausend Piaster. Das blasse Citronen-Gelb, ohne Adern oder Flecken, wird am höchsten geschätzt. Imami dieser Art von mittlerer Größe kosten immer 2000 Piaster.

Große Bernspitzen von dunkler Farbe, gestreift und geädert, sind um 500 Piaster zu haben, kleinere um 250 bis 300; aber der durchschnittliche Preis für ein mäßig großes Imami von blasser Farbe beträgt nie weniger als fünf Pfund.

Man hat übrigens nicht bloß Mundstücke von Bernstein. Es gibt auch weiche von Marmor, Elfenbein, Flußpferd-Zahn, Aventurin, sowie von einer Mischung aus Bernstein-Spänen und Arsenik, die dem durchsichtigen Bernstein von Sicilien ähnlich steht, welcher in Konstantinopel wenig gilt. Mundstücke von dieser Mischung, zu 12 bis 15 Piastern das Stück, mit ordinären hölzernen Tschibuks, sind in den Kaffeehäusern im Gebrauch, sollen aber den Zähnen schaden.

Ein wichtiger Punkt ist die Wahl des langen Weichselrohres. Die geschätztesten sind 4 bis 6 Fuß lang und haben $^3/_4$ bis 1 Zoll im Durchmesser. Sie sollten eigentlich aus Einem Stück, überall von gleichem Umfang, glatt, ohne Knoten, und nicht geschält sein. Aber die Pfeifenrohr-Händler sind so schlau, daß sie mangelhafte oder bucklige Rohre abschälen und nicht nur andere Rinde von besserer Art darüber ziehen, sondern auch zwei und noch mehr Rohre an einander stecken, und zwar so geschickt, daß ungeübte Augen in der Regel getäuscht werden.

Weichselrohre braucht man im Winter, Jasminrohre im Sommer. Die ersteren kommen in großen Quantitäten auch Buchara und Persien in rohem Zustand, oft krumm und verstümmelt. In Konstantinopel werden sie über einem Kohlenfeuer gerade gemacht, polirt und erst beim Verkauf ausgebohrt.

Gewöhnliche Weichselrohre von $3^1/_2$ bis 5 Fuß Länge kosten 25 bis 30 Piaster; aber der Preis steigt mit der Länge, so daß man einige der schönsten und längsten, wenn sie aus Einem Stücke sind, nicht unter 100 Piaster bekömmt. Jasmin-Rohre sind theurer und kosten 40 bis 80, wenn sie aber von ungewöhnlicher Länge und fast makellos sind, auch wohl 200 Piaster. Sie kommen aus Brussa, Trapezunt und andern Orten Kleinasiens; die geschätztesten aber wachsen in den Gärten von Ortaköi am Bosporus.

Da die vornehmen Türken auf den lieblichen Geruch ihrer Rohre eben so stolz sind als auf die Schönheit ihrer Imami, so müssen sie dieselben beständig wechseln, und dies macht sie so theuer. In größern Häusern, wo man viele Besuche empfängt, ist ein Vorrath von 15 bis 20 stattlichen Pfeifen erforderlich, besonders während des Beiramś, wo fast Jedermann offenes Haus hält. Aber in allen diesen Dingen wird die strengste Etikette beobachtet.

Das Anerbieten einer Pfeife an Leute geringeren Rangs ist ein Zeichen von Herablassung, bei Gleichgestellten ist es ein Beweis von schuldiger Höflichkeit, von Ehrerbietung bei Höherstehenden. Bei Erstgenannten wird zuweilen Kaffee ohne Pfeifen dargeboten, im zweiten Falle ist beides erforderlich, im dritten gehört sich außerdem noch Scherbet, Konfekt, zuweilen auch Parfümerie; in neuester Zeit jedoch ist das Darbieten von wohlriechenden Essenzen aus der Mode gekommen.

Tritt ein Mann geringeren Ranges, der aber doch eine Pfeife verdient, ein, so macht er seine Verbeugung; der Wirth erhebt sich oder bleibt sitzen je nach den Umständen, und der Gast nimmt Platz. Ein Zeichen mit dem Kopfe genügt, den neben dem Thürvorhang wartenden Dienern anzuzeigen, ob die Pfeife gereicht werden soll. Nickt der Herr, so treten der Tschibukdschi und die höheren Diener mit zwei brennenden Pfeifen und den messingenen Untersätzen für die Pfeifenköpfe ein. Eine Pfeife wird dem Wirth, die andere dem Gast gereicht, der erstere fängt an zu rauchen, der letztere folgt seinem Beispiel.

Gleich darauf kommt der Khawadschi mit zwei oder mehr Tassen Kaffee auf einer mit einem runden, gestickten Tuch bedeckten Platte. Dies Tuch nimmt er beim Eintreten weg und wirft es über seine linke Schulter. Jetzt nähern sich der Platte die andere Diener und jeder nimmt eine Schale; die erste wird dem Herrn, die andere dem Gast gereicht. Letzterer setzt die Tasse nicht eher an die Lippen, als bis der Wirth von der seinigen gekostet hat. Sind die Tassen leer, so kommen die Diener wieder, strecken die linke Hand, die innere Seite nach oben gekehrt, wie einen Präsentirteller aus, um die Schale darauf zu nehmen, legen die Rechte auf die Schale und bringen sie dem Khawadschi, der sich sogleich entfernt. Die Art, wie die Schale dargeboten wird, ist nicht minder ehrfurchtsvoll; der Diener legt an den untern Theil der Schale den Daumen und Vorderfinger der Rechten, die Linke zum Zeichen der Hochachtung auf die Herzgrube und reicht so die Schale ohne Präsentirteller hin.

Der Tabaksverbrauch in großen Häusern übersteigt 3 bis 4 Pfund täglich mit Einschluß der geringeren für die Dienerschaft bestimmten Sorten. Die Sitte des Pfeifenanbietens wird so allgemein beobachtet, daß der geringste Bettler es als einen Mangel von Gastfreundschaft ansehen würde, einem Bettler seines eigenen Sitzens keine Pfeife anzubieten — Sitzens sage ich, statt Standes, weil türkische Bettler, deren es nur wenige gibt, ihre Beine selten zu etwas Anderem gebrauchen, als um sich zum nächsten Kaffeehaus zu begeben, wo sie sich geschwinde niederlassen, um sich an Kaffee und Narguilla zu laben, wofür sie zwei bis drei Paras bezahlen.

Blätter aus Natur und Leben.

— Ein Barsch von mittlerer Größe hat 69,000 Eier, ein Hecht von 20 Pf. 160,000 Eier, ein Karpfen 187,000, ein Stör 1,400,000 und ein Kabliau hat sogar 3,316,000 Eier. Dies ist das Resultat der angestrengtesten Forschungen des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte's, und wenn die geehrten Hausmütter ihm nicht glauben wollen, so mögen sie gefälligst selbst nachzählen.

— Das Wasser soll so viel Antheil an unserem Aussehen haben, daß die Indier sagen, es könne keine Schönheiten geben in Ländern, wo kein gutes Wasser sei. Stratonicus sah zu Pella einige Leute mit schlechter Gesichtsfarbe an einem Brunnen stehen. Er fragte, ob das Wasser des Brunnens gut sei. Wir trinken daraus, war die Antwort.

Digitized by Google

Also, sagte er, taugt es nichts. Hippokrates zieht das Wasser der Quellen, die nach Osten fließen, allen andern vor.

— Canova war ursprünglich Küchenjunge und sein erstes Werk als Künstler war ein in Butter gearbeiteter Löwe, den er bei einem glänzenden Gastmahl zum Tafelaufsatz des Nobile Falieri verfertigte. Dieser Herr nahm sich Canova's an. Aus einer Art von Dankbarkeit sind Löwen, trotz der Neigung des Künstlers zum Weichen und Sanften, seine Lieblingswerke geblieben: so auf dem Denkmale der Christine von Sachsen-Teschen in Wien, auf dem Denkmal Jakobs von England in Rom und die beiden Löwen auf dem Monumente Pabst Clemens VIII., sowie der Löwe auf dem Denkmal der in Paris bei der Revolution gefallenen Schweizer zu Luzern. Aber alle diese Löwen zeigen etwas Buttriges und Weiches, statt Kraft und Stärke, was auch Thorwaldsen bemerkt.

Das Kloster Santa Engracia in Zaragoza.

Das Kloster der Hieronimiten oder der h. Engracia in Zaragoza wurde von dem edeln Königspaare Ferdinand

Ruinen der Kirche der h. Märtyrer in Zaragoza.

und Isabella gegründet. Die Kirche dieses Klosters, welche den h. Märtyrern gewidmet ist, ward während der furchtbaren Belagerung von 1809 zerstört: durch die rauchenden Trümmer drangen die Franzosen in die Stadt. Das von den Kanonenkugeln durchlöcherte Portal ist ein herrliches Werk des fünfzehnten Jahrhunderts. Es hatte die Gestalt eines Altarblattes und war in erster Reihe mit vier Säulen und den Statuen von vier Kirchenlehrern, in zweiter mit drei Statuen: der Jungfrau mit dem Kinde, Ferdinand und Isabellen, geschmückt. Ueber diesen befanden sich ein Kreuz und die Bildsäulen von Maria und Johannes.

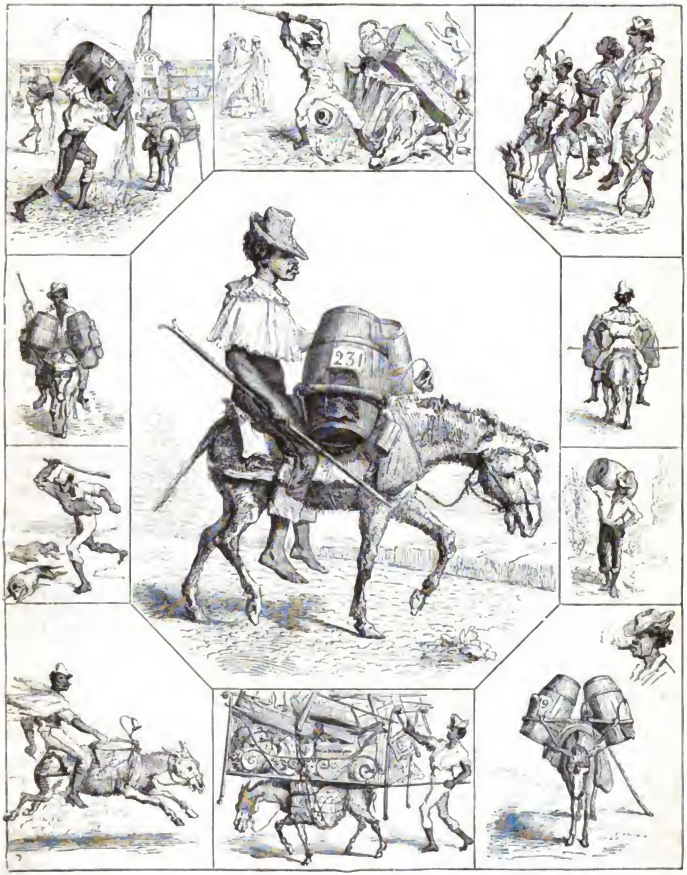
Der Schmuck des Innern bestand aus Marmor und Gold. Ein Säulenportal führte in eine zweite Kirche, aus der man in die Krypta der Sancta-Mater hinabstieg. Die Krypta war eine ächte Katakombe, in welcher die Reliquien vieler Märtyrer aufbewahrt wurden. Das zwölf Fuß hohe Kreuzgewölbe war azurblau und mit Sternen übersäet: dreißig kleine Säulen aus verschiedenem Marmor trugen das Gewölbe. In einem silbernen Reliquienkasten bewahrte man den Kopf der heiligen Engracia. In einem tiefen Brunnen inmitten der Kirche, behauptete man, ruhe die Asche vieler Gläubigen, welche Dacian in Zaragoza habe verbrennen lassen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Aguador

oder Wasserträger in Lima.



Der Aguadoresel von Lima.

Von allen Eseln der Welt ist der Wasseresel Limas der arbeitsamste, mäßigste, ehrbarste und geduldigste. Er beginnt Morgens sechs Uhr seine Arbeit und legt sich nicht früher zur Ruhe, als sieben Uhr Abends. Einige Handvoll Haber, die er in einem kleinen Sacke an seinem Halfter trägt, bilden seine ganze Nahrung für den Tag; Nachts allein erhält er einige Grashalme oder darf er sich seinen Lebensunterhalt in den Kehrichthaufen suchen. Er ist klug: kömmt er, mit seinen beiden Tonnen und seinem Eigenthümer auf dem Rücken, an den Brunnen, so dreht er sich; der Neger steigt ab, füllt die Tonnen, nimmt den Stöpsel von dem Glöckchen, setzt sich wieder auf den Rücken seines

Digitized by Google

Esels und macht sich auf den Weg. Das arme Thier kennt die Kundschaft und die Stunden, in welchen man das Wasser holen muß; es weiß jedes Haus, das seine Dienste verlangt. Wenn man irgendwo hält, kann sich sein Herr den ganzen Tag mit der Gewißheit entfernen, daß er den Esel an derselben Stelle wieder findet. Die mitleidigeren Kunden, die sich für sein Schicksal interessiren, lassen am Eingang der Küche ein Kistchen stehen, in welches man die Abfälle wirft: häufig findet er nichts Anderes, als Stücke von alten Hüten, fette Papiere und Knochen; seine besten Bissen sind Melonenschalen.

Der Wasseresel besorgt die Commissionen und Auszüge. Man sieht auf seinem Rücken unglaubliche Massen von Möbeln, Kisten u. s. w. Wenn er zu stark oder zu schlecht beladen ist und die Last das Gleichgewicht verliert, stürzen die Möbeln mit Gepolter herab und der Eselführer, welcher befürchtet, nicht bezahlt zu werden, entschädigt sich statt durch einige Möbeln, durch große Portionen Stockprügel.

Wenn der Esel keinen Auszug zu besorgen hat und kein Wasser trägt, wie z. B. an großen Festen, so ruht er aus, indem er die ganze Familie seines Besitzers spazieren trägt oder mit einem Kameraden um die Wette läuft.

Einige etwas menschlichere und vernünftigere Neger, welche mit den Arbeitskräften ihrer Esel ökonomischer sind, gehen zu Fuß, wenn die Tonnen voll sind. Aber beinahe alle Aguadors legen eine unglaubliche Brutalität und dumme Rohheit an den Tag. Der Fremde, der nach Lima kommt, ist empört über den Anblick der armen, geplagten Esel. Um sich nicht durch das Schlagen zu ermüden, bringt man den Thieren auf dem Rücken eine Wunde bei und will man nun ihren Eifer anspornen, so sticht man sie beständig in diese Wunde.

Wenn ein Esel zum ersten Male fällt, so spaltet ihm sein Herr ein Nasenloch; wenn der Esel, mit dieser Lection nicht zufrieden, sich noch einmal vergißt, so spaltet er ihm das zweite; beim dritten Male schneidet er ihm ein Ohr ab, dann das andere; endlich kommt die Reihe an den Schwanz, von dem man so lange abschneidet, bis der Esel ganz unkenntlich ist. Dieses grausame System ist so gewöhnlich, daß man in Lima selten einen vollständigen Esel findet.

Der Aguador hat nicht die einzige Function, seinen Esel zu begleiten. Die Polizei ertheilt ihm sein Privilegium nur unter zwei Bedingungen.

Er muß erstens dem Commissär dreißig von ihm im Laufe eines Jahres getödtete Hunde zeigen. Die Wasserträger versammeln sich zu diesem Ende an bestimmten Tagen, treiben alle Hunde auf der Straße an einem Orte zusammen und schlagen sie mit Prügeln todt; dann wird die Beute vertheilt und Jeder trägt seinen Theil an dem Schwanz des Esels (wenn dieser einen hat) als Trophäe fort.

Die zweite Bedingung ist die, daß er die öffentlichen Plätze mit Wasser sprengt.

Die große Zahl der Wasserträger verdient ein hübsches Geld, da jede Fuhre 10 Kr. oder 3 Sgr. kostet. Die Wasserträger bilden einen kleinen Staat im Staat, haben ihre Chefs und sind nicht ohne Einfluß in politischen Dingen, z. B. bei den Wahlen.

Die Tauschhändler am Senegal.

(Fortsetzung.)

II.

Kaum sahen sich die Vettern allein, als sie ihrem Zorn freien Lauf ließen.

„So nimmt er uns unsern Goldstaub!“ rief Etienne. — „Und ohne uns unsere Waaren zu ersetzen!“ fügte Michel entrüstet hinzu. „Ich habe dich gewarnt,“ wandte Jollard ein. — „Zum Teufel mit den Warnungen!“ murmelte Riou. „Ich will mich hängen lassen, wenn ich mich nicht an dem Räuber räche!“ — „Ich schwöre, daß ich meine Zähne nicht in seinem Dienste verlieren werde.“ — „Auch ich nicht.“ — „Und bei der ersten Gelegenheit brasse ich sein Wachtschiff auf.“ — „Und wir stricken unser Netz.“ — „Das werdet Ihr nicht thun, das wäre ja gegen Euren Kontrakt“, sagte der alte Chirurg.

Die beiden Matrosen gaben sich ein Zeichen mit dem Kopfe, ohne zu antworten, und kehrten in das Canot zurück.

Der Mandingo, durch die Worte des Kapitäns in seinen Erwartungen getäuscht, hatte sich auf die Erde gesetzt und begann zu rauchen. Jollard näherte sich ihm, um die Pfeife zu betrachten, deren ungeheurer Kopf ein Pfund Taffio (Tabak) fassen konnte.

„Bei Gott, das ist ein Callot“, sagte er, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte. — „Was ist ein Callot?“ fragte Loriol. „Scheinbar nur ein Pfeifenkopf von röthlicher Erde; aber diese Erde enthält eine beträchtliche Masse Gold.“ — „Ist das wahr?“ unterbrachen ihn die beiden Normannen. „Ich habe es analysirt.“ — „Sie, Père Consolation?“ — „Wißt Ihr nicht, daß mein Oheim Juwelier war und daß ich bei ihm gearbeitet habe? . . . . Ich kenne mich eben so gut in den Metallen und Diamanten, als in den „schlechten Kräutern“ aus, wie Michel sagt.“ — „So könnte man also Gold aus diesen Callots ziehen?“ — „Ganz leicht. Ich wäre selbst begierig, zu erfahren, wo sich dieser Kaufmann seinen Kopf verschaffte.“ — „Ich will ihn fragen“, sagte Michel.

Der Mandigo, über diese Sache befragt, antwortete, daß er seine Reisepfeife im Bambuklande gekauft, wo man sie sich sehr leicht für Glasschmuck verschaffen könne. Er fügte hinzu, daß das Land sehr nahe und auf dem Wege nach Tambuto liege.

Bei diesem letztern Namen machten die beiden Matrosen eine Bewegung des Erstaunens und auch Jollard wurde aufmerksamer.

Tambuto war damals etwas Aehnliches wie die Goldstadt, die Raleigh früher im Eldoradolande gesucht, und was man sich davon erzählte, glich den Geschichten aus Tausend und Einer Nacht. Dort sagte man, seien die Dächer aus Gold und beinahe bei jedem Schritt stoße man auf Brüche von kostbaren Steinen. Die Handelsgesellschaft hatte mehrmals daran gedacht, diese mysteriöse Stadt suchen zu lassen; aber Zeit, Mittel und guter Wille fehlten wechselsweise. Es gab jedoch keinen Abenteurer, dessen Wünsche nicht nach Tambuto, wie nach einem neuen Kolchis gerichtet gewesen wäre.

Auch Riou's und Loriol's Augen leuchteten bei dem Gedanken, daß sie dem Orte der heißesten Wünsche

Digitized by Google

aller Goldsucher so nahe seien. Sie fragten den Mandingo aus, der ihnen die umständlichsten Details über den Weg, den sie einzuschlagen hätten, mittheilte. Man müsse mehrere bevölkerte und goldreiche Gegenden durchwandern, um dahin zu gelangen. Der Neger erzählte außerdem von einem Volke, welches das Jaieland bewohne; die Araber bringen ihm jedes Jahr Salz an einen bestimmten Ort, zögen sich dann zurück, nachdem sie diese Waare in viele Theile getheilt, und fänden bei ihrer Wiederkehr Gold statt des Salzes. Er fügte hinzu, daß die Bewohner von Jaie sich zu zeigen vermieden, weil sie Lippen hätten, die bis auf die Brust herabhängen und immer nahe daran seien, in Fäulniß überzugehen, wenn man sie nicht mit Salz reibe.

Die beiden Matrosen lauschten allen diesen Erzählungen mit leichtgläubiger Neugierde und kehrten, den Kopf voll wunderlicher Ideen, an Bord zurück. Der alte Chirurg, dessen Gemach nur durch einen dünnen Verschlag von dem übrigen getrennt war, hörte sie einen Theil der Nacht leise sprechen und zweifelte nicht, daß sie einen neuen Plan entworfen.

Ihre entschlossene Miene, als sie am andern Morgen auf dem Deck erschienen, bestätigte ihn in seiner Meinung.

„Ihr habt nicht geschlafen", sagte er, indem er sich ihnen mit einem Lächeln näherte.

Etienne erröthete.

„Nein", fuhr Jollard fort; „und wenn ich mich nicht täusche, so habt Ihr von wichtigen Dingen gesprochen, von denen Eure ganze Zukunft abhängen kann." — „Allerdings, Père Consolation." — „Und was meinet Ihr?" — „Wir meinten, das einzige Mittel, seinen Weg im Leben zu machen, sei, wie auf dem Meer den Wind zu benützen und immer auf das Nächste zuzusteuern." — „Das ist aber auch das Mittel, Schiffbruch zu leiden!" — „Bah! mit Kühnheit gelingt Alles."

Der alte Chirurg schüttelte den Kopf und sagte: „Nehmt Euch in Acht! Die Kühnheit ohne das Bewußtsein der Pflicht ist wie ein Degen, dessen Scheide man weggeworfen, eben so gefährlich für Andere, als für uns selbst."

Etienne hatte nicht Zeit zu antworten; der Kapitän Leecot begab sich an's Land und befahl ihm und seinem Vetter, das Schiff zu hüten. Sie winkten Jollard zu und gingen.

Am Abend kam der Kapitän allein zurück, die beiden Matrosen waren mit Waaren und Waffen desertirt.

III.

Vierzehn Tage nach ihrer Desertion wanderten Etienne und Michel an den Hügeln hin, welche das Land zwischen dem Fatme- und dem Ghianonflusse durchziehen. Beide ritten auf kräftigen Eseln, die außerdem mit Säcken beladen waren, welche die Matrosen in grobe Kuhhäute gewickelt hatten.

Riou, der kühnere und habgierigere von Beiden, ging mit dem Gewehr am Bandelier und den Pistolen im Gürtel voraus. Sein Auge schien am Horizonte eine jener Rauchsäulen zu suchen, die sich an der rosigen Weiße des Himmels abzeichnen und die Nähe eines bewohnten Ortes anzeigen.

„Nichts!" murmelte er nach langem Schweigen. — „Nichts!" wiederholte Loriol mit einem Seufzer, „und ich sterbe vor Hunger! . . . Höllisches Land!" — „Wie magst du dich beklagen, während uns Alles gelingt;" versetzte Etienne barsch. — „Alles?" — „Haben wir nicht, seitdem wir diesen Straßenräuber von Capitän verlassen, 50 Unzen Ghingban und mehr als 100 Callots zusammengebracht." — „Ja, aber was ist das auch für ein Leben! die meisten Nächte müssen wir unter offnem Himmel schlafen, während ein Dutzend Tiger und Löwen um unser Kabinet heulen, und zu essen bekommen wir nichts, als zwischen Steinen zerriebenen Mais oder einen Absud von Maniok mit grünem Pfeffer!" — „Stille!" unterbrach ihn Riou; „vielleicht wird uns die Gelegenheit, eine bessere Mahlzeit zu machen, da Sonka noch nicht am Horizonte erscheint." — „Wie das?" — „Siehst du nicht dort unten, im Schatten jener Bischalen eine Truppe Neger?" — „Ja!" sagte Michel. — „Wir wollen zu ihnen stoßen; ohne Zweifel können wir bei ihnen einige Erfrischungen bekommen."

Die beiden Matrosen ritten nach der Baumgruppe und erkannten, als sie näher kamen, eine Maraboutsfamilie; die Neger von Sanaga, welche alle Mohamedaner sind, geben diesen Namen ihren Priestern. Die Marabouts gehen von Ort zu Ort, die Kinder in der Religion unterrichtend und Sprüche aus dem Koran verkaufend, welche die Neger als Talisman in Kapseln bei sich tragen. Jeder dieser Grisgris hat seine besondere Wirkung; denn die Marabouts erfunden welche für alle Gefahren und alle Wünsche.

Als Riou und Loriol bei den Bäumen ankamen, wo der schwarze Priester sein Zelt aufgeschlagen, war dieser eben damit beschäftigt, die Kinder auf kleinen Täfelchen von weißem Holz, die mit Buchstaben bemalt waren, lesen zu lehren. Mehrere an Pflöcke angebundene Esel schrieen in einiger Entfernung und am Fuße der Bischalen waren Ballen aufgehäuft; denn der Marabout treibt Handel und zwar mit dem größten Erfolg, da ihn sein heiliger Charakter selbst in Zeiten des Kriegs vor jeder Gefahr und jedem Verluste schützt.

Beim Anblick der beiden Fremden hatte sich der Priester erhoben. Michel wünschte ihm tausend Glück und fragte ihn, ob er ihm einige Mundvorräthe verschaffen könne. Der Marabout schielte nach der Bagage, die auf dem Rücken der beiden Esel lastete.

„Leute meines Standes", antwortete er, „sind arm und mehr auf's Empfangen, als auf's Geben angewiesen." — „Gut! Man wird dir deine Lebensmittel bezahlen; aber zeige uns, was du verkaufen kannst."

Der Marabout rief seine Frauen, die einen Lederkorb öffneten und daraus zuerst ein Elephantenviertel herauszogen; aber beim Genuß dieses halbverwesten Fleisches wandte Michel trotz seines Hungers den Kopf weg. Ebensowenig lüstern schien er nach einem Stück Krokodil, dessen Delicatesse der Marabout rühmte. Er begnügte sich mit einer Platte frisch zubereiteten Kus-Kus (Klößchen von Maismehl) und auf Kohlen gerösteten Maiskörnern. Die Frauen des Marabout brachten außerdem mit Bullo (eine Art Bier) gefüllte Kürbisflaschen und einige Scheiben Honig, den sie in den Löchern eines Sanara-Baumes gefunden.

Als die Mahlzeit beendet war, griff Etienne in eines seiner Felleisen, um sich quitt zu machen. Beim Anblick der Waaren leuchteten die Augen des Gastwirths, welcher jetzt näher rückte.

„Sag mal, der Negerpriester sieht sich unsern Bazar

Digitized by Google

etwas gar zu nahe an", bemerkte Nion. — „Packe alles wieder zusammen", antwortete Loriol.

Etienne wollte das Felleisen auf den Rücken des Esels legen; es entwischte ihm jedoch und ein Theil des Inhalts fiel auf den Boden.

„Der Teufel soll Dich holen!" rief Michel in vorwurfsvollem Tone. „Wetter noch einmal!" versetzte Etienne wüthend, „ich glaube, du willst mir eine Lection geben." — „Da liegt ja alles im Staube!" — „Nun, so hebe es auf!"

Sie machten sich wirklich daran, die Sachen zusammenzulesen. Der Marabout beeilte sich, ihnen zu helfen; aber Loriol hielt ihn mit einer Bewegung zurück.

„Ist dein Sanglet (Klöschen), Priester", sagte er barsch, „wir haben hier nichts mit dir zu schaffen."

Der Priester schien verletzt und betheuerte seine guten Absichten; aber während er noch sprach, schob er langsam seinen Fuß bis zu einem Korallenbracelet hin, das hinter einen Strauch gefallen war; er ergriff es mit den Zehen, zog sachte das Bein rückwärts in die Höhe und wußte die Kostbarkeit geschickt in den Falten seiner Jubba zu verstecken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sägmüller.

(Fortsetzung.)

Die vertrauliche Freundlichkeit des jungen Pachters benahm ihm heute unwillkürlich seinen Widerwillen. Die Branntweinflasche erwärmte das Gespräch und ließ die Stunden wie Minuten verschwinden; aber jeder der Trinker erhitzte sich je nach seinem Charakter, und je

Der Hellequinzug.

offener und heiterer sich Baptiste zeigte, desto unruhiger und finsterer wurde Hubert. Er erzählte alles, was ihm je Mißgünstiges begegnet, und suchte zu beweisen, daß jedes Unglück durch ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung angekündigt worden. Die Nacht war schon lange eingetreten und der Wind, der sich erhoben, pfiff unfreundlich durch das Dach des Bretterhauses. Mehrmals hatte Baptist aufstehen und gehen wollen, aber Lotte hielt ihn immer wieder durch einen freundlichen Blick zurück und Hubert füllte sein kleines Glas, indem er ihm des Himmels Schutz vor allem Unglück wünschte.

„Fürchtet nichts," antwortete Baptiste lächelnd; „Unglück gibt's nur für die, die Zeit haben, daran zu denken; ich habe viel zu viel Anderes zu thun. Ich will auf dem Wege überlegen, was ich Alles noch zu besorgen habe, und die Leute zu morgen laden. Glaubt mir, Sägmüller, wenn Ihr dreißig Morgen Landes zu besorgen hättet, würden Euch die Erscheinungen nicht mehr quälen."

„Mein Bruder dachte wohl schon daran," sagte Lotte.

„Land zu pachten?" versetzte Baptiste, „wirklich? wolltet Ihr am Ende die Fonds des Annes pachten?"

„Wie kommt Ihr darauf?" fragte Hubert mißtrauisch.

„Man sprach davon," entgegnete der junge Mann,

Digitized by Google

„ich meinte jedoch, dann hättet Ihr mir sicher davon gesagt, da das Land an mein Besitzthum stößt und ich wohl Lust haben könnte, es mit dem meinen zu verbinden."

Der Sägmüller machte eine Bewegung.

„Wenn Ihr's aber haben wollt, so ließe sich wohl darüber reden. Ich wünsche Euch Glück dazu."

„Gott lohn' Euch das Wort," versetzte das Mädchen mit einem Seufzer; „mein Bruder wäre drunten im Thale weit glücklicher und die Arbeit brächte ihm auch mehr Nutzen. Es ist wirklich ein trauriges Dasein hier oben. Den ganzen Winter auf den Bergen, um das Holz zu hauen oder den Schlitten am Abhang hinunter zu führen; im Sommer die Bretter sägen bei der Hütte und wenn ich ihn aufsuche, keine Gesellschaft."

„Wahrhaftig, ich möchte auch lieber zwischen den vier Brettern eines Sarges liegen, als in dieser Einsamkeit leben," rief Baptiste. „Was thut Ihr, Sägmüller, denn an Euren Abenden?"

„Was alle Menschen thun," antwortete Hubert, weiter trinkend, „ich wehre mich gegen die bösen Geister."

„Quälen sie Euch denn auch hier oben?"

„Wißt Ihr denn nicht, daß sie gegen Mitternacht durch die Berge ziehen?"

„Habt Ihr sie schon gesehen?"

„Oft, wenn ich von der Höhe herabkam, die Axt auf der Schulter und die Gurte leer."

Hubert hätte keinen Widerspruch gegen diese feste Ueberzeugung geduldet. Baptiste schwieg. Aufgeregt durch die Dunkelheit, durch das Brausen der Sturzbäche und durch den Branntwein, begann er eine Reihe von Geistergeschichten aus den Bergen zu erzählen. Unwillkürlich hatten die beiden Zuhörer sich in den Zauberkreis dieser unheimlichen Geschichten hineinreißen lassen. Und als der Gast endlich, nachdem er mehrmals seinen Schauer zu unterdrücken gesucht, sich erhob, um Abschied zu nehmen, rief Lotte erschrocken:

Die Heuernte in den Vogesen.

„Jesus! Ihr wollt um solche Stunde den Berg hinab?"

„Warum nicht?" fragte Baptiste; „glaubt Ihr, ich hätte den Weg vergessen?"

„Seht, wie schwarz der Himmel ist," versetzte das junge Mädchen, an das Fenster tretend, durch welches kein Lichtstrahl hereinfiel.

„Und hört, wie der Wind in den Tannen saust," fügte Hubert hinzu.

Der Nachtwind brauste wirklich durch die Schluchten des Berges mit dumpfem Aechzen. Die Windstöße kamen immer näher und strichen über die Hütte hin, daß sie erzitterte.

„Das ist eine der Nächte, wie sie der Hexensabbat gerne hat," sagte Hubert halblaut, „und mehr als ein Besen wird heute in den Häusern übelberüchtigter Leute fehlen."

„Horch!" unterbrach ihn Lotte zitternd.

Ein dumpferes Gemurmel erhob sich draußen, es kam näher und näher; der Wind pfiff unheimlich um die Hütte und durch den Schornstein, daß die Asche auf dem Herde hoch aufloa.

Der Sägmüller, der sich der Thüre genähert hatte, öffnete sie, um hinauszusehen, trat auf die Schwelle und blieb mit einem Schrei stehen.

„Was gibt es?" fragten Baptiste und Lotte zu gleicher Zeit.

„Der Hellequinzug! der Hellequinzug!" stotterte der Sägmüller zurücktretend.

Bei diesem Namen, mit welchem man in den Vo-

gesen den Zug der Heren und bösen Geister bezeichnet, schauerte Lotte bis tief in die Seele; Baptiste aber eilte zu dem Sägmüller hin, dessen zitternde Hand auf den höchsten Gebirgspaß deutete.

Ein langer schwarzer Streifen zog sich in der That wellenförmig drüber hin. Der zwischen den Wolken versteckte Mond warf bisweilen flüchtige Lichter darauf, und beleuchtete die verschwommenen Formen. Der Zug entrollte sich spiralförmig am Himmel, wie von einem diabolischen Tanze fortgezogen; dann und wann warf der dunkle Streifen groteske und drohende Schatten, die aber eben so rasch wieder verschwanden.

Den jungen Bauern verwirrte diese seltsame Vision einen Augenblick; als er jedoch aufmerksamer hingesehen, rief er endlich, das sei ein Nebel, der aus der Ebene aufsteige und mit einem der Winde zusammenstoße, die in den Engpässen des Berges brausen. Hubert gebot ihm Schweigen:

„Reize den Zug nicht," sagte er mit ärgerlichem Tone: „wenn es Einer von ihnen hörte, würde er uns sicher heimsuchen. Gottlob, daß er sich entfernt."

„Weil der . . . der Nacht den Nebel verscheucht," versetzte Baptiste beruhigt; „seht Ihr, wie er sich in's Thal hinabzieht."

„Oh," unterbrach ihn der Sägmüller, „die Ungläubigen haben Augen, mit denen sie nichts sehen! Aber Gott schütze uns: denn das verspricht eine neue Prüfung."

„Mir verspricht's nur Regen auf morgen," versetzte Baptiste, „und je früher man das Heu heimbringt, desto besser: ich will deßhalb auch rasch nach Lwigny gehen und sehen, was ich von Händen und Wagen auftreiben kann."

„Ihr werdet Euch doch um diese Stunde nicht auf den Weg machen wollen," rief Lotte unruhig.

Baptiste wandte sich lächelnd nach ihr um.

„Fürchtet nichts, Nachbarin," sagte er; „wenn ich dem Zug begegne, so ist das Schlimmste, daß ich naß werde; was eilt, ist, daß ich das Heu trocken heimbringe."

Er war wieder eingetreten, um seinen Hut und seinen Stock zu nehmen; das junge Mädchen wollte ihn vergebens zurückhalten; er antwortete scherzend auf ihre Beängstigungen, und Hubert machte der Sache ein Ende.

„Laß die, die keinen Glauben haben, ihrer Weisheit folgen," sagte er barsch; „der böse Geist wird sie seine Macht kennen lehren."

„Der böse Geist vermag nichts gegen den Willen Gottes," erwiederte Baptiste einfach; „der Schöpfer schützt seine Geschöpfe und wenn mein Gewissen ruhig ist, so weiß ich ihn bei mir."

„Lebt wohl, die bösen Geister mögen Eurer schonen," sagte der Sägmüller mißvergnügt.

„Adieu, Christus sei bei Euch!" erwiederte der junge Pachter.

Er tauschte einen Blick mit Lotten und ging.

Das junge Mädchen, die ihm bis zur Schwelle gefolgt war, blieb dort stehen, so lange sie ihn in der Nacht sehen konnte. Als er endlich verschwunden war, lauschte sie einen Augenblick unruhig, und als sie nichts mehr hörte, denn das Rauschen der Tannen, trat sie mit ernster Miene wieder in die Hütte.

II.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch waren die Felder, Dank der Vorsicht Baptiste's, mit Arbeitern angefüllt, die das Heu auf die Wagen zu bringen sich beeilten. Obgleich es noch nicht regnete, war der Himmel mit langen Wolkenzügen überdeckt, die von Westen kamen und jeden Augenblick mit Regen drohten. Der junge Pächter ging von einer Gruppe zur andern, half da und dort oder gab einen guten Rath, und ermuthigte zu fleißiger Arbeit; in einigen Stunden war auch wirklich alles Heu zusammengebracht und ehe die Sonne am Horizonte heraufgekommen, vereinigten sich die Landleute, die noch auf der Wiese geblieben, um den ersten Wagen zu beladen.

In diesem Augenblicke brachte einer der Leute vom Pachthof, Namens Wilhelm, einen kleinen Jungen zu Baptiste, welchem dieser einen Brief von dem Notar Debruat überbrachte. Der Pachter öffnete den Brief, las ihn, schien ihn aber nicht recht zu verstehen und betrachtete die Adresse.

„Zum Teufel mit dem Kerl," sagte er, „der Brief ist nicht an mich, sondern an Hubert . . . Wenn er erfährt, daß ich ihn gelesen, wird er ärgerlich werden."

„Ist er denn so schwer wieder zuzumachen," sagte Wilhelm, „laßt mal sehen."

„Was willst du thun?"

„Ihn wieder zumachen," sagte der Bauer, indem er die Oblate anfeuchtete und mit seinem Nagel darauf drückte . . . „Dann will ich ihn Lotten geben, die ihn diesen Abend dem Sägmüller bringen kann."

„Gut," sagte Baptiste.

Und er fügte leise hinzu:

„Er wird ihn bald genug zu lesen bekommen."

Indessen lud man am zweiten Wagen. Bänder und Zweige schmückten ihn nach alter Sitte. Die Dorfmusikanten waren eben erschienen und man richtete die junge Tanne zu, die als Maibaum vorne auf den Wagen gestellt werden sollte. Als Baptiste den Himmel immer dunkler werden sah, befahl er Eile an.

„Rasch, macht flink, Chépés (Chapeaux, Männer)!" sagte er zu den Leuten, die den Strick über das Heu wegzogen, um es festzubinden; „bis jetzt hat uns der starke Wind geschützt; aber nun, da er nachläßt, wird der Himmel in Stücken auf uns herabfallen."

„Der wird manchen guten Hut kosten," bemerkte Wilhelm, „denn ich sah diesen Morgen eine Gesellschaft, die nach dem Mairsee hinaufzog, und es waren nicht wenig biaus bonnois dabei."

„Glücklicher Weise finden sie droben die Hütte Eures Bruders, Lotte," sagte Baptiste und wandte sich nach dem jungen Mädchen um, die das Gespann mit Bändern zierte.

„Hubert ist heute auf den Bovtons (Schlittenbahn)," versetzte diese, „und die Thüre des Hauses ist verschlossen."

„Ja, in dem Fall wird's heut' Abend manche nasse Spitze geben," entgegnete Wilhelm; „seht wie der Staub drunten auf dem Wege wirbelt? Der Lotré schlägt seine Frau; sie wird ehestens weinen und dann wehe den Spazziergängern."

„Da gibt es Leute, die die Sache bezweifeln," sagte Baptiste; „denn wenn ich recht sehe, haben sie den Landweg verlassen und kommen auf uns zu."

Eine Gruppe von Frauen und Kindern war in die

Digitized by Google

Ebene herabgestiegen und schlug den Weg zum Wagen ein. Voran ging eine dicke kleine Frau mit lustigem Gesicht, deren lebhafte Züge und großen Gläser ihr das Aussehen eines Landnotars in Weiberkleidern gaben. Wilhelm erkannte sie von weitem.

„Wahrhaftig," sagte er halbleise zu Baptiste, „das ist Mad. Fournier."

Bei diesem Namen richteten sich Aller Augen nach der Neuankommenden. Mad. Fournier war eine der bekanntesten Persönlichkeiten des Landes. Frühzeitig Wittwe geworden, hatte sie den Holzhandel ihres Gatten fortgesetzt, zwei Prozesse glücklich durchgeführt und drei Töchter ausgesteuert. Seitdem ihr Geschäft in die Hände ihrer Schwiegersöhne übergegangen, beschäftigte sie sich nur mit dem Wohle Anderer. Sie war immer unterwegs, um irgend einem Nachbar zu dienen; sie veranstaltete Ehen, half bei Verkäufen, sorgte für Dienstboten und verschaffte gute Empfehlungen für die jungen Leute, die in Straßburg studirten. Auch konnte man sich in allen Fällen des Lebens eines guten Raths bei ihr erholen. Wilhelm sagte: „Ein guter Gott führt uns die kleine Vorsehung (so nannte man Mad. Fournier im Lande) zu; wenn sie für Euch spricht, könnt Ihr bei dem Pacht der Fonds des Aunes allen Andern vorgezogen werden."

„Weßhalb?" fragte der Pächter.

„Sie hat dem Besitzer große Dienste gethan, er kann ihr deßhalb nichts abschlagen."

„Gut, daß ich das weiß," sagte Baptiste, „ich danke Dir."

Er eilte Madame Fournier entgegen, die, obgleich sie ihn nur zwei oder dreimal gesehen, ihn augenblicklich wieder erkannte und bei seinem Namen begrüßte.

Die „kleine Vorsehung" wollte einigen Fremden die Vogesen zeigen und fragte, ob man nicht eine Gesellschaft gesehen, mit der sie am Mairsee zusammentreffen sollte. Der junge Pachter rief Wilhelm, der der Wittwe die gewünschte Auskunft gab. Die Reisenden, die sie suchte, waren vor zwei Stunden durch das Thal gekommen und mußten bereits auf dem Berge sein. Die kleine Gesellschaft schien etwas ärgerlich über den großen Vorsprung der Andern; Madame Fournier aber lachte.

„Nun, sie werden auf uns warten," sagte sie mit dem entschiedenen Tone, der ihr eigen war; „das ist ja kein Unglück, machen wir uns rasch auf den Weg."

„Ich fürchte, Madame und ihre Gesellschaft werden früher in den Regen kommen, als sie die Andern finden," bemerkte Baptiste.

„Und was dann?" fragte die tapfere Frau, „seht Ihr uns für Kandiszucker an und fürchtet, wir werden im Regen zergehen? Halten Sie Ihre Kleider etwas hinauf und haben Sie auf Ihre Füße Acht, das Feld ist von kleinen Bächen durchschnitten."

„Madame Fournier, entschuldigen Sie," warf Baptiste ein, „wenn Sie aber auf den Wagen mit Ihrer Gesellschaft steigen wollten, so würden wir sie bis in den Pachthof führen, der am Berge liegt, von da ab ist der Weg leicht zu machen."

„Das läßt sich hören," versetzte die Wittwe; „warum nicht den Hund tödten mit diesen braven Leuten. Ueben wir uns, meine Damen, im Steigen und erklettern wir diesen Heuberg, wir können's nachher brauchen; hinauf, ihr Kleinen, rasch, setzt euch neben das bebänderte Tannenbäumchen! Die Rakiotte wird euch einen Contretanz dazu aufspielen."

Das Dorforchester, das auf dem Wagen saß und vergeblich Violine und Clarinette in Einklang zu bringen suchte, ließ sich das nicht zweimal sagen. Lustig klang die große Trommel drein. Unter lautem Lachen schwang man sich auf den Heuwagen und von den Schnittern begleitet, schlug er seinen Weg nach dem Pachthof ein.

Madame Fournier, die den Wagen nicht benützen wollte, folgte mit Baptiste zu Fuße. Sie fragte den jungen Mann über den Stand des Pachthofes, seine Pläne und Hoffnungen aus. Im Verlaufe des Gespräches, das immer leiser geführt wurde, blieben sie nach und nach zurück. Wilhelm, welcher gerne horchte, konnte wegen des Windes nichts vernehmen. Er sah nur, daß Baptiste lebhaft sprach und Madame Fournier Einwendungen zu machen schien. Endlich zog sie eine Schreibtafel heraus und schrieb Mehreres auf ein Blatt, das sie abriß und dem jungen Manne gab. Dieser dankte und steckte das Papier ein. Als sie endlich näher kam, hörte er sie wiederholen:

„Aber zögert nicht lange."

Und Baptiste antwortete:

„Ich werde noch diesen Abend hingehen; Gott lohne Ihnen."

„Da ist gewiß etwas Wichtiges auf dem Brett," dachte der Bauer; „vielleicht der Verkauf von Baptiste's Heu . . . oder seine Heirath . . . ja, ja das wird's sein. Er erzeigt ja schon lange der Schwester des Sägmüllers große Freundschaft . . . Mich soll der böse Feind holen, wenn ich's nicht 'rausbringe, was es ist. Ich will meine Schwester Isabelle hinter Lotten schicken: die zieht euch ein Geheimniß so leicht aus dem Herzen, als man ein Gemüse entwurzelt."

Mit diesen Worten stieß er wieder zu der Gruppe der Heumacher, nahm die große Isabeau auf die Seite, theilte ihr seine Zweifel mit und gab ihr seine Verhaltungsbefehle.

Während dieser Zeit verfolgte der Wagen seinen Weg; er kam in dem Augenblick vor der Wohnung Baptiste's an, als ein feiner Regen herabzurieseln begann. Der junge Bauer bat Madame Fournier, das Ende des Regens abzuwarten, ehe sie den Berg bestiegen, und die Wittwe nahm sein Anerbieten an.

Man führte sie mit ihrer Gesellschaft nach der Scheuer, die mit grünen Zweigen geschmückt war und wo eine Tafel für das Erntefest gerichtet wurde. Man wies den unerwarteten Gästen die Ehrenplätze an, während die Eingeladenen sich etwas erstaunt zu Tische setzten, und sich verlegene Blicke zuwarfen. Madame Fournier richtete jedoch an Jeden ein paar freundliche Worte und bewies den Leuten, daß sie von den Familienverhältnissen jedes Einzelnen etwas wußte. Nun ging's plötzlich heiter und lustig zu, und man plauderte und aß, bis Madame Fournier, als sich der Himmel aufgeklärt hatte, zum Gehen sich anschickte.

Alles erhob sich vom Tische und jubelte der Gesellschaft nach, die Baptiste auf einem kleinen Wagen bis an den Fuß des Berges führte.

(Fortsetzung folgt.)

Triest.

Ich fuhr von Venedig nach Triest. Das Meer war spiegelglatt, die Sterne funkelten am Himmel; die frische Seeluft verscheuchte die letzten Spuren des Schlafs, im

Digitized by Google

Osten fing es schon an zu tagen, tief am Rande des weiten Horizontes bildete sich ein matter röthlicher Streif. Die Menge der Passagiere nahm allmälig zu; tief in ihre Mäntel gehüllt, wandelten sie auf dem Verdeck umher, um den prächtigen Anblick des Sonnenaufganges zu genießen, welcher bei so schönem Wetter um so größeren Reiz entfalten mußte, da nicht der mindeste Nebel die Fernsicht trübte. Es dauerte nur kurze Zeit und alsbald flammte der Morgenhimmel in feuriger Röthe auf, die sich von der Oberfläche des Wassers scharf abschnitt. In Kurzem trat ein kleines Segment der flammenden Sonnenscheibe blitzend in seiner ganzen Klarheit hervor und übergoß die Meeresfläche mit einem rosenrothen Schimmer. Rasch durchschnitt das Schiff die Wogen, und nach und nach traten die erst in Nebel gehüllten Streifen der Ost- und Westküste des adriatischen Busens hervor; links die Felsenzungen von Muja und Pirano, die weit in's Meer hineinragen, und zwischen ihnen die tief ausgehöhlte Bucht von Capo d'Istria; rechts die hohen Berge, auf denen die Straße nach Laibach führt, mit der Säule bei Optschina, endlich breitete sich das Panorama von Triest, mit seinen weißen Häusern, der Mastenwald der in dem Hafen ankernden Schiffe und die mit den in der Morgensonne hell leuchtenden Villen und Landhäusern geschmückten Höhen vor uns aus. Um 6 Uhr liefen wir in dem Hafen ein. Ein Ruck und wir lagen fest. Da am Molo mehrere Handelsschiffe ihre Waaren ausluden, so währte es einige Zeit, bis eine Brücke aus Bohlen zum Aussteigen zusammengesetzt war. Kaum war dieß geschehen, so stürzte schon eine Schaar von Lastträgern auf das Verdeck, um sich unseres Gepäckes zu bemächtigen. Wir unterhandelten mit einem derselben und befanden uns bald in Sicherheit in dem großen Hôtel national.

Triest hat keinen geschlossenen Hafen, sondern ist eine große Rhede, welche von einer halbmondförmig in das Meer laufenden Landzunge, die mit einer steinernen Brustwehr versehen ist, und auf deren äußersten Spitze der wunderschöne Leuchtthurm steht, theilweis geschlossen ist; von dem schönen Quai erstreckt sich ein zweiter breiter Molo weit in das Meer hinein, auf dem Abends eine zahlreiche Menschenmenge promenirend die erfrischende Seeluft einathmet. Dieser geringe Schutz, nicht allein von der See-, sondern auch von der Landseite, macht es erklärlich, weshalb bei dem heftigen Wehen der Bora so oft hier große Schiffe beschädigt werden und sich sogar in größerer Gefahr befinden, als auf der offenen See, indem die hereindringenden Wogen die beisammenliegenden Fahrzeuge aneinander werfen und zerschmettern. (Fortsetzung folgt.)

Chinesische und indische Fischer.

Man weiß, daß die Chinesen ein Mittel gefunden, die Cormorans zur Fischerei zu dressiren, wie man im Mittelalter die Falken bei der Jagd verwandte. In der Umgegend von Nanking begegnet man häufig einer Menge von Booten mit Stangen von zwei bis drei Fuß Länge, welche horizontal frei über dem Wasser liegen und oft zwanzig Cormorans zum Sitzen dienen. Damit die Vögel ihre Beute nicht verschlingen, bindet man ihnen eine Schnur an den

Ein Fischer von Sind.

Hals; mit einem langen Stock stößt man den Cormoran in das Wasser und bringt ihn mit demselben auch wieder herauf. Für seine Arbeit erhält er eine Handvoll Bohnen.

Die Indianer sind nicht so weit vorgeschritten, als die Chinesen. Unser Bild stellt das Verfahren der Bewohner des Indusufers dar. Der Fischer setzt einen sehr leichten thönernen Kessel auf das Wasser; dann legt er sich, sein Leben der Gnade Allahs befehlend, platt darauf und verschließt dadurch die obere Oeffnung; mit Händen und Füßen rudert er in das Wasser hinaus. Am Gürtel trägt er ein spitzes Lanzeneisen; seine rechte Hand hält eine Gabel von 15 Fuß Länge, an der sich ein langer Faden befindet, dessen Schlinge sich sogleich schließt, sobald der Fisch gefangen ist. Mit seinem Lanzeneisen tödtet der Indianer den Fisch und wirft ihn in den thönernen Kessel. Es ist mit dieser Art zu fischen große Gefahr verbunden, namentlich um die Mittagsstunde, in welcher die Krokodile ihren Rücken an der Sonne wärmen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemercier & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Sägmüller aus den Vogeſen.

(Fortſetzung.)

Tracht der jungen Mädchen in den Vogeſen. Eine Hanfbrecherin.

Es entſtand jetzt eine Pauſe in den Vergnügungen des Tages. Während die jungen Burſche die Tiſche wegbrachten und die leeren Fäſſer zuſammenſtellten, welche als Tribüne für die Nakiotte (Orcheſter) dienen ſollten, erledigten die Mädchen einige häusliche Arbeiten, die nicht verſäumt werden durften. Die große Iſabeau brach noch einigen Hanf, den man für den andern Tag brauchte. Lotte ſammelte eine Schürze voll friſches Gras für das Lieblingskalb Baptiſte's, und Franzel holte einen Beſen, um die Scheuer zu reinigen, die in einen Ballſaal umgewandelt werden ſollte.

„Raſch, raſch," ſagte ſie, „der junge Pachter kommt im Augenblick wieder, und es ſoll alles bereit ſein, daß wir dann tanzen können."

„Weßhalb denn?" fragte Lotte und drehte ſich raſch um.

„Weßhalb?" antwortete Iſabeau mit boshafter Miene, „weil unſer junger Herr ſeit einiger Zeit größere Eile hat, fortzukommen, als heimzukommen."

„Wer hält ihn denn zurück?" ſagte Franzel.

„Nun! die fragt noch!" rief die Hanfbrecherin lachend; „weißt du nicht, warum die Vögel ihre Neſter und die jungen Leute ihre Heimath verlaſſen?"

„Hat er denn eine Neigung?"

„Scheint ſo."

„So denkt er ſich gar zu verheirathen?"

„Vielleicht."

„Und du weißt nicht, wen er gewählt?"

„Ich bin nicht neugierig," verſetzte Iſabeau mit einem Seitenblick auf Lotte, welche ſehr aufmerkſam geworden war und ihre Farbe verloren hatte.

„Ei, wäre das möglich?" entgegnete Franzel; „wie, Baptiſte ſollte daran denken, ſich zu verheirathen, ohne nur ein Wort davon zu ſagen?"

„Iſabeau .... weiß ja nichts gewiß," ſagte die Schweſter des Sägmüllers mit bebendem Tone

„Du glaubſt das, liebe Lotte?" verſetzte die Hanfbrecherin.

„So weißt du alſo den Namen?" rief Franzel.

„Warum nicht?"

„Wette, ich rathe ihn."

„Ich wette, nein!"

Digitized by Google

„Warte," versetzte das junge Mädchen, den Arm auf den Besenstiel stützend und sich an der Stirne reibend . . . „Es ist die kleine Marguerite?"

„Die ist ja mit dem Müller verlobt.".

„Dann ist's Catharine."

„Nein, die ist ihm zu eitel."

„Dann — Claire Barrois."

„Pfui!" sagte Isabeau, „glaubst du, unser Herr werde in eine verrufene Familie hinein heirathen?"

„Warte! jetzt hab' ich's," unterbrach Franzel sich, in die Hände schlagend; „Ursula ist's, die Tochter des Glöckners von Luvigny."

Isabeau antwortete nicht.

„Ist es wahr?" fragte Lotte, deren Augen glühten, während ihre Lippen zitterten.

„Warum nicht?" sagte Isabeau, die Augen auf die Schwester Huberts geheftet; „ist Ursula nicht ein ehrbares Mädchen?"

„Gott bewahre . . . daß ich das Gegentheil sagen möchte," stotterte Lotte.

„Ist sie nicht hübsch und angenehm?"

„Gewiß."

„Ungezählt, daß ihr der Vater ein hübsches Heirathsgut mitgibt."

„So habe ich also Recht," fuhr Franzel fort, „es ist Ursula . . ."

„Mir scheint, Lotte könnte dir sagen, was nichtig ist," antwortete Isabeau boshaft.

„Ich!" rief das junge Mädchen, die ihrer Verlegenheit nicht Herr war . . . „ich weiß nicht, was ihr sagen wollt."

„Unser Herr spricht ja so gerne mit euch," versetzte die Schwester Wilhelms; „gesteht, daß er euch etwas anvertraut hat."

„Nichts! ich schwöre es euch . . . unser . . ." stotterte Lotte, dem Weinen nahe.

„Nein, ihr dürft euch darüber nicht grämen," warf die große Isabeau ein; „man könnte sonst meinen, ihr strebtet so hoch hinaus . . ."

„Ihr seid toll . . . . Isabeau . . . ." murmelte die Schwester Huberts. „Und ich . . ich . . verliere meine Zeit . . . indem ich euch zuhöre."

Und ohne sich weiter um sie zu kümmern, verließ sie sie und trat in den Stall.

Franzel sah ihr erstaunt nach.

„Nun, nun! was hat sie denn beleidigt?"

Isabeau lachte.

„Du hast nichts gemerkt, große Unschuld?" rief sie; „meine Heirathsgeschichte hat sie geärgert."

„Ah! bah!" erwiederte Franzel.

„Ich wollte sie nur dazu bringen, ihre Neigung zu unserem Herrn zu zeigen," versetzte Isabeau; „aber nach ihrem Kummer scheint die Sache nicht so ausgemacht zu sein. Ich muß die Sache gleich mal Wilhelm erzählen."

Die jungen Mädchen trennten sich. Die Klänge der Violine und der Klarinette forderten zum Tanze auf; Beide eilten, sich noch etwas herauszuputzen und dann mit den Uebrigen in der Scheuer sich einzufinden. (Schluß folgt.)

Der junge Jude von Tunis.

Erzählung.

Die meisten Menschen hören es gerne, wenn man sie versichern kann, daß eine interessante Erzählung wahr ist. Nachstehende Geschichte wurde dem Verfasser von einem Freunde erzählt, der sich im Oriente aufhält und welcher sie vom französischen Consul selbst hat. Sie erinnert an Tausend und Eine Nacht.

Im Jahre 1836 wurde eine jüdische Familie, welche in Algier wohnte, durch des Vaters Tod in das tiefste Elend gestürzt. Ein Sohn, drei Töchter und die Mutter waren durch dieses Unglück beinahe von Allem entblößt. Nach dem Begräbniß verkaufte der Sohn, welcher Ibrahim hieß, das kleine Besitzthum, das zu Geld gemacht werden konnte, und gab es seiner Mutter und seinen Schwestern, worauf er, nachdem er sie noch der Barmherzigkeit eines entfernten Verwandten anempfohlen, Algier verließ und sich in der Hoffnung nach Tunis begab, daß, wenn er auch nicht gerade sein Glück dort machen, er doch wenigstens seinen Lebensunterhalt zu gewinnen im Stande sein würde.

Er stellte sich dem französischen Consul mit seinen Papieren vor und bat um die Erlaubniß, Mauleseltreiber zu werden. Dies wurde ihm gestattet, und Ibrahim trat in die Dienste eines Mannes, der Maulesel zum Wassertragen und zu anderm Gebrauche verlieh.

Ibrahim war außerordentlich hübsch und hatte ein sehr angenehmes Wesen; aber er war so arm, seine Kleider waren so dürftig, daß er nur zu den geringsten Arbeiten in abgelegenen Straßen verwendet wurde. Er pflegte mit Wasser an die geringsten Plätze der Stadt geschickt zu werden.

Eines Tages, als er seinen Esel, der mit Wasser beladen war, in einer engen Straße vor sich hertrieb, begegnete er einer Cavalcade von Damen, welche auf Maulesseln ritten, die mit prachtvollen Schabracken bedeckt waren. Er trieb sein Thier nach der andern Seite hin, damit sie vorüber kommen könnten: da jedoch ein Haufen Kameele im selben Augenblick dazu kam, entstand einige Verwirrung. Der Schleier einer von den Damen kam etwas in Unordnung und Ibrahim blickte in ein reizendes Gesicht.

Es gelang ihm, zu erfahren, wer die Dame war und wo sie wohnte. Es war Rebecca, die einzige Tochter eines reichen Juden.

Von diesem Augenblick hatte Ibrahim nur einen Gedanken: reich genug zu werden, um Rebecca zur Gattin begehren zu können. — Er hatte bereits ein paar Piaster zusammengespart; für diese kaufte er sich bessere Kleider, und er ward nun bisweilen dazu verwandt, Esel zu führen, welche zum Reiten ausgeliehen wurden.

Es geschah auf diese Weise, daß eine seiner ersten Touren die war, Rebecca und ihre Begleitung zum Gewölbe eines Seidenhändlers zu führen; mochte es nun Zufall oder Absicht sein, Rebecca's Schleier kam wieder in Unordnung und Ibrahim sah das himmlische Antlitz unter demselben. Ibrahims Aeußeres und sein leidenschaftlicher Blick mißfielen der jungen Jüdin nicht. Er begleitete sie gewöhnlich auf ihren Ausflügen und es ward ihm oft gestattet, unter den Schleier zu sehen.

Ibrahim versagte sich beinahe alle Lebensbedürfnisse und sparte das Geld zusammen, um sich einen Esel zu kaufen. Nach und nach kam er in den Stand, sich deren mehre zu kaufen. Endlich wurde er selbst Herr und beschäftigte Kuechte, die unter ihm standen.

Als er gut genug zu stehen glaubte, ward er um Rebecca's Hand: aber die Verwandten schlugen sein Ansuchen mit Verachtung aus. Rebecca sandte indeß ihre Amme zu ihm, um ihn wissen zu lassen, daß sie die Verachtung ihrer Verwandten nicht theile.

Digitized by Google

Ibrahim war fester als je entschlossen, sie zu gewinnen. Er ging zu einem Magier, der ihm nach Algier zurückzugehen befahl und erklärte, wenn er das erste Anerbieten, welcher Art es auch sei, das ihm nach seiner Ankunft in jener Stadt gemacht werde, annehme, so würde er reich werden und seines Herzens Wünsche erreichen.

Ibrahim verkaufte seine Esel und reiste nach Algier. Er wanderte Straße auf, Straße ab, bis die Nacht hereinbrach, in Erwartung des geheimnißvollen Anerbietens, das ihm prophezeit war. Aber es kam nichts.

Er war indeß von einer reichen Frau bemerkt worden, einer Französin, die als Wittwe eines Genie-Offiziers in Algier lebte. Sie sandte ein Mädchen fort, um zu erfahren, wer er sei und wo er wohnte, und bat ihn, den nächsten Tag sie zu besuchen. Sein angenehmes Wesen bezauberte sie noch mehr, als sein hübsches Aeußere, und sie bot ihm die Ehe und einen Theil ihres beträchtlichen Vermögens an.

Das war nun gerade nicht die Art, wie Ibrahim sein Glück zu machen gedacht; aber er erinnerte sich der Prophezeiung des Magiers und nahm das Anerbieten an.

Sie heiratheten und ein Jahr lang lebte Ibrahim mit seiner Frau in großer Pracht und scheinbar glücklich. Am Schlusse dieser Zeit gab er vor, er müsse in einer unaufschiebbaren Geschäftsangelegenheit nach Tunis, wo seine Anwesenheit einige Zeit lang nöthig sei. Seine Frau machte keine Einrede, obgleich es ihr wehe that, ihn zu missen; sie wünschte ihn zu begleiten, aber er schlug es aus und reiste allein, indem er eine bedeutende Summe Geldes mit sich nahm.

Er stellte sich wieder dem französischen Consul vor, der höchst überrascht war, als er die Veränderung in seinem Aeußern sah. Sein Kaftan, von gewirktem Seidenzeug und mit Gold bordirt, wurde von einer kostbaren Seidenschärpe um den Leib zusammengehalten; seine weiten Beinkleider von feinem Stoff hingen bis auf die rothen Marokinstiefeln hinab; ein Gaschemirshawl von den glänzendsten Farben schlang sich um seinen Kopf; sein sorgfältig gepflegter Bart hing bis auf die Brust; ein mit Edelsteinen besetzter Dolch stak in seinem Gürtel, und ein weiter Burnus, den er leicht umgeworfen, erhöhte den Schwung seiner Gestalt, während er zugleich dazu diente, seine reiche Kleidung zu bedecken, welche die Erlaubniß weit überschritt, die das Gesetz hinsichtlich der dunklen Kleidertracht der Juden vorgeschrieben.

Er verlor keine Zeit und begab sich augenblicklich zu Rebecca's Verwandten. Sie war noch unverheirathet; er wiederholte sein Heirathsanerbieten und diesmal mit größerem Glück. Er besaß ganz das Aeußere eines reichen Mannes, und die Reichthümer, die er scheinbar zufällig zur Schau legte, machten ihren gewünschten Effekt. Er hatte, so lange er in Tunis gelebt, einen guten Namen besessen, und sie hielten es für ausgemacht, daß er nichts gethan, um ihn zu verscherzen. Sie fragten nicht, wie er sich seine Reichthümer erworben, sondern gaben ihm Rebecca zur Gattin.

Nach Verfluß von sechs Monaten erhielt der französische Consul Anfragen aus Algier, wie es mit Ibrahim stehe: seine Frau, hieß es in den Briefen, sei über seine lange Abwesenheit unruhig.

Der Consul sandte nach Ibrahim und erzählte ihm, was er gehört. Ibrahim schien anfangs verlegen und dann beleidigt. Er leugnete in den stärksten Ausdrücken, daß er je eine andere Frau gehabt, als Rebecca; gestand jedoch, daß die genannte Frau ihm ihre Gunst geschenkt. Er leugnete auch, daß er ihr je ein gesetzmäßiges Recht auf ihn gegeben. Der französische Consul wurde verlegen. Ibrahims Papiere waren in vollkommener Ordnung; er hatte stets in Tunis ein exemplarisches Leben geführt; er leugnete die Ehe ab, und es war kein Beweis gegen ihn vorhanden.

Hätte Ibrahim die geringste Geistesgegenwart behauptet, so wäre ihm nicht das mindeste Unangenehme zugestoßen. In diesem Lande der Vielweiberei würden seine beiden Frauen kein Aufsehen erregt haben. Seine häusliche Stellung war etwas verwickelt, aber keineswegs verzweifelt. Dennoch schien er, als er des Consuls Haus verließ, von einem eigenthümlichen panischen Schrecken ergriffen, der nicht mit Hülfe der Regeln der Logik verscheucht werden konnte.

Sein einziger Gedanke war, daß sein Schicksal ihn zwinge — Rebecca umzubringen!

Der arme Mensch, von dieser fixen Idee erfaßt, machte Vorbereitungen zur Ausführung derselben. Aber trotz des seltsamen Fanatismus und Aberglaubens, die einen Hauptzug in seinem Charakter bildeten und die dem feurigen Wesen jener Länder eigen ist, beschloß er, ihr eine Aussicht zu lassen, das Leben zu retten.

Er traf Veranstaltungen mit dem Capitän eines griechischen Schiffes, den er durch eine bedeutende Summe bestach, auf seine Pläne einzugehen. Er sprengte aus, er wolle nach Algier reisen, um dem lächerlichen Gerücht, das sich verbreitet habe, ein Ende zu machen, und die Ansprüche niederzuschlagen, die von seiner angeblichen Frau an ihn gemacht würden.

Er schiffte sich mit Rebecca auf dem griechischen Schiffe, das nach Algier bestimmt war, ohne Gefolge ein. Rebecca wurde in die Cajüte geführt, wo ihre Neugierde sich durch eine schwarze Kiste von sonderbarem Aussehen, die in einer Ecke stand, sichtlich angezogen fand. Die schwarze Kiste war groß und viereckig, und weit genug, um eine aufrecht sitzende Person darin zu beherbergen. Der Deckel war zurückgeschlagen, und sie sah, daß die Kiste mit Baumwolle gefüttert war und einen mit Wasser gefüllten Messingkrug und Brod enthielt. Während sie diese Sachen untersuchte, trat Ibrahim und der Capitän ein; keiner von ihnen sprach ein Wort; als sie jedoch hinter sie gekommen waren, hielt ihr Ibrahim die Hand vor den Mund, hüllte ihren Kopf in den Schleier, hob sie mit Hülfe des Capitäns in die Kiste und nagelte den Deckel zu. Dann trugen sie die Kiste mit einander auf das Deck und warfen sie über Bord. In dem Deckel der Kiste waren große Löcher; die Kiste aber war sehr stark und so gebaut, daß sie wie ein Boot schwimmen konnte.

Das griechische Schiff setzte seinen Curs nach Algier fort. — Hatte nun die Mannschaft wirklich nicht auf Ibrahims und des Capitäns seltsames Beginnen Acht gegeben, oder (was wahrscheinlicher) war sie erkauft, genug, sie machten keinen Versuch, sich dazwischen zu legen.

Am nächsten Morgen, als das französisches Dampfschiff, „Panama“ nach Tunis steuerte, entdeckte man etwas, das dem Wrack eines kleinen Fahrzeugs glich und ihnen entgegen trieb. Man holte es herauf, als es gerade am Kiel des Schiffes war, und erschrak, als man schwache Schreie hörte, die aus dem Innern hervordrangen. Rasch brach man es auf und fand die unglückliche Rebecca beinahe todt vor Furcht und Erschöpfung. Nachdem sie sich so weit erholt, daß sie sprechen konnte, erzählte sie dem Capitän,

Digitized by Google

wie ſie in dieſe ſeltſame Lage gekommen, und er beeilte die Fahrt nach Tunis ſo ſehr als möglich.

Der franzöſiſche Conſul entſandte ſogleich ein ſchnellſegelndes Dampfſchiff mit Rebecca und ihren nächſten Verwandten nach Algier und gab ihnen eine Depeſche an den Gouverneur mit, welche einen kurzen Bericht aller dieſer Begebenheiten enthielt. Das Dampfſchiff kam zuerſt an. Als das griechiſche Schiff in den Hafen lief, wurden Ibrahim und der Capitän augenblicklich beordert, einem Offizier zu folgen, und wenige Minuten ſpäter ſtand Ibrahim ſeinem Opfer von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber. Um die Verlegenheit vollſtändig zu machen, war die franzöſiſche Dame, die von einem Dampfſchiff hörte, das mit Depeſchen aus Tunis gekommen, nach der Gouvernementswohnung geeilt, um nach ihrem Gemahle Nachforſchungen anzuſtellen.

Anfangs war Ibrahim einer Ohnmacht nahe, aber er fand bald ſeine Faſſung wieder und geſtand in Ruhe ſein Verbrechen ein. Indem er ſich an Rebecca wandte, ſagte er:

„Ich übergab Dich dem Meere, denn ich dachte, es müſſe der Wille der Vorſehung ſein, Dich zu retten. Wäreſt Du geſtorben, ſo wäre es die Vorſehung geweſen, die mein Schickſal entſchieden, aber Du biſt gerettet und ich bin vernichtet.“

Beide Frauen weinten aus voller Seele. Ihr natürlicher Haß war in dem Wunſche aufgegangen, den Fanatiker von den Folgen ſeiner Thorheit zu retten. Rebecca ſuchte ihre früheren Angaben zu widerrufen und wandte alle Ueberredungsgabe an, um ihre Verwandten zu bewegen, von ihrer Rache abzuſtehen. Auch die franzöſiſche Dame ſuchte die Behörden umzuſtimmen, aber es war Alles vergeblich, Rebecca's Freunde waren unbeugſam und forderten Gerechtigkeit.

Ibrahim arbeitet nun auf der Galeere in Toulon. Der Capitän wurde gleichfalls beſtraft. Wir fürchten aber, daß der Magier ſein altes Handwerk fortſetzt.

Trieſt.

(Schluß.)

Im Süden befindet ſich der faſt 200 Klafter lange Molo, den Maria Thereſia bauen ließ und der nach ihr

Anſicht des Hafens von Trieſt.

den Namen trägt; auf der äußerſten Spitze trägt er den Leuchtthurm und gewährt dem Hafen Schutz gegen Südweſten und Weſten. Außer dieſen gehen noch fünf andere in's Meer hinaus, von denen jedoch nur drei einigermaßen bedeutend ſind. Der größte iſt der von San Carlo, 1797 errichtet.

Am Nordende des Hafens ließ Maria Thereſia einige Molo's um eine kleine Abtheilung des Hafens herumführen, die ſie für die mit der Peſt inficirten Schiffe beſtimmte. Dieſer Theil wurde daher Porto sporco (ſchmutziger Hafen, d. h. Peſthafen) genannt. An ſeinem Ufer lagen die Lazarethgebäude vereinigt, das Lazzaretto nuovo genannt, von einer Mauer umgeben und gleich einer Feſtung von der übrigen Stadt geſchieden. Jetzt ſteht dies Lazareth faſt leer. In ſeiner Nähe befinden ſich Schiffswerfte des Lloyd.

Außer den zahlreichen Dampfbooten des Lloyd, die die Verbindung mit allen Hafenplätzen des mittelländiſchen

Digitized by Google

Meeres unterhalten, und der Kriegsflotte liegen hier Hunderte von Handelsschiffen, von der Fregatte bis zum kleinsten Schooner abwärts, vor Anker. Die königl. Fregatte „Venere“ mit 44 Kanonen, war eben aus der Havanna zurückgekehrt. — Die griechischen Schiffe sind gewöhnlich sehr bunt, mit grellen Farben angestrichen und nicht selten auch auf der äußern Fläche mit Heiligenbildern geschmückt, besonders die der Griechen aus Constantinopel. Sie bringen Rosinen, Korinthen, Feigen und andere Früchte aus dem Orient, ferner Thierhäute, Getreide und Oel.

Der neue Stadttheil macht einen sehr wohlthuenden Eindruck, ist reinlich und hat gerade, breite, schön gepflasterte Straßen. Die prächtigen Häuser sind, wie die italienischen, meist noch mit Arkaden und Balkonen geziert, und in ihren unteren Stockwerken befinden sich Kaufläden und Kaffeehäuser. Die öffentlichen Gebäude und Kirchen sind von gelbem, dem Marmor ähnlichem, Kalkstein in großartigem Style ausgeführt, stehen aber natürlich denen aus dem Mittelalter nach, die in den großen Städten Italiens unsere Bewunderung erwecken. Zu den neuesten Prachtgebäuden gehört auch der Bazar mit glasbedeckten Hallen und zahlreichen eleganten Läden.

Der Börsenplatz, der Marktplatz, der am Hafen gelegene Fischmarkt und die hier einmündenden Straßen sind durch eine sich neben einander hindrängende Schaar von Fußgängern, Lastkarren und eleganten Equipagen belebt. Durch und durch Handels- und Seestadt sieht man nicht nur im Hafen, sondern auch auf dem Kanale mitten in der Stadt große Kauffahrteischiffe; überall ist ein reges Leben und eine rastlose Thätigkeit sichtbar. Waaren werden auf- und abgeladen, in die Magazine geschafft und aus diesen gehoit; eine Völkermischung, ein Sprachgewirr herrscht hier, wie es vielleicht beim Thurmbau zu Babel stattgefunden haben mag. Aus allen Himmelsgegenden

Ansicht von Triest mit dem Meere.

werden die verschiedenartigsten Produkte des menschlichen Fleißes, Rohstoffe und Fabrikate, auf dem Rücken des Oceans herbei- und fortgeführt; die Bewohner aller Erdtheile ordnen hier friedlich ihre Geschäfte, und der Unterschied der Religion und der Racen und abweichende politische Ansichten schwinden vor dem kleinen Worte „Geld.“ Hier steht ein Türke mit seinem rothen, hohen Turban und der dicken wollenen Jacke in der brennendsten Sonnenhitze; dort erblickt man mehrere Beduinen mit dunkelbrauner Gesichtsfarbe im eifrigen Gespräch, und auf der Spitze des Molo heftet ein Grieche in seiner gefälligen Nationaltracht, aus einer langen Pfeife mit einem Thonkopfe rauchend, die Blicke unverwandt auf die Meeresfläche, vielleicht nach einem, ihm werthvolle Waaren zuführenden Schiffe.

Ein Schwarzer rollt eine schwere Tonne den Molo hinab zum nächsten Fahrzeug, unbekümmert um die plumpen Scherze der ihm zuschauenden deutschen Hafenarbeiter, und auf jenem Kohlenschiffe winden englische Matrosen die Körbe mit dem schätzbaren Material aus der Tiefe herauf. Und mitten in diesem Gewirr und Geschrei zischt der Dampf aus den hohen schwarzen Essen der Dampfboote, ertönen die Böller von dem einlaufenden Kriegsschiff und dem es begrüßenden Wachtschiff, oder Signalschüsse von den nächsten Höhen.

Triest ist eine halb deutsche, halb italienische Stadt; man hört deutsch und italienisch sprechen; der Feigenbaum, Olivenbaum und die Cypresse wechseln mit der Eiche und Buche ab; die Stadt besitzt ein großes Amphitheater mit

Digitized by Google

14 Sitzreihen, in welchem 3600 Zuschauer Raum finden und wo bei Tage gespielt wird; in den Häusern trifft man Oefen und Kamine, und deutscher Fleiß und italienische Lebendigkeit gehen hier Hand in Hand. Man sitzt noch vor den zahlreichen Kaffeehäusern im Freien unter den von Leinwand gebildeten Dächern.

Ehe du Triest verläßt, versäume nicht, den Fischmarkt zu besuchen und dich an dem Anblick der mannigfaltigen, wunderbar geformten und in den prächtigsten Farben schillernden Seethiere, der Fische, Krebse, Krabben, Austern, Mollusken, Seesterne u. s. w. zu ergötzen. Die großen Thunfische liegen in kleine Stücke zerhackt neben dem Stör und der Steinbutte. Unter einem andern Schirmdache befinden sich Murenen, die aus dem edelsten Porphyr gebildet scheinen, neben rothen Triglien, Sepien und Meer-Aalen; in jenem Behälter bewegen sich die mächtigen Seekrebse mit ihren ungeheuern Scheeren. Auf dem Gemüsemarkte liegen hohe Pyramiden der köstlichsten Orangen aufgestapelt, um welche Datteln, Feigen, Haselnüsse, Melonen, Liebesäpfel und andere Früchte in reicher Fülle gruppirt sind. Mit singender, langgedehnter Stimme bietet Jeder seine Waaren feil. Frauen, stattliche, kräftige Gestalten, um den Kopf ein weißes Tuch in der Weise geschlagen, daß die Zipfel über Nacken und Rücken hinabfallen, tragen auf den Köpfen Körbe mit allerlei Früchten herbei; hier stehen Esel mit Geräthschaften aus Thon beladen, dort drängt sich ein mit Ochsen bespanntes Fuhrwerk durch die Menge, auf dessen Deichsel der Treiber zwischen den Thieren und den Rädern sitzt. Die Landleute haben eigenthümliche Trachten, z. B. lange Röcke ohne Aermel, die slavonischen Frauen rothe Strümpfe. Das Geschrei der ausrufenden Verkäufer, das Brüllen der zum Verkauf oder als Zugvieh herumstehenden Stiere, das Schreien der Esel bringt einen wahrhaft betäubenden Lärm hervor. Welcher Reichthum an Bildern bietet sich hier für einen Genremaler dar!

H. Helfft.

Die Tauschhändler am Senegal.

(Fortsetzung.)

Unglücklicherweise hatte Etienne die Bewegung beobachtet; er erhob sich rasch, ergriff den Marabout am Arm und riß ihm das Bracelet aus dem Gürtel.

„Ah, Straßenräuber!“ rief er, „Du wagst es, uns in dem Augenblick zu bestehlen, in dem du von deiner Ehrlichkeit sprichst!“ — „Es war bloße Unachtsamkeit“, sagte der Neger ruhig.

Loriol machte eine drohende Geberde.

„Man hatte mir schon früher gesagt, daß man weniger auf ihre Hände, als auf ihre Füße Acht haben müsse. Loriol, rasch, oder die Schufte plündern uns bis auf die letzte Perle.“

Michel las die herausgefallenen Sachen geschwinde auf und schloß das Felleisen.

„Aber die Bezahlung für die Mahlzeit?“ fragte der Marabout. — „Du hast dich selbst bezahlt gemacht“, rief Michel zornig. — „Wie?“ — „Du hast sicher noch etwas Anderes, als dieses Bracelet gestohlen.“ — „Nichts!“ rief der Neger. — „Nun gut! so wird das eine Lehre für dich sein.“

Sie waren wieder auf ihre Esel gestiegen; der Neger wollte sie an dem Lederstrick, der als Zügel dient, zurückhalten; aber Etienne stieß ihn heftig auf die Seite. Der Marabout ergriff in seinem Zorne ein Messer, das er im Gürtel trug; der Matrose spannte seine Pistole.

„Nimm dich in Acht, Schneeballe“, sagte er; „du weißt, daß es kein Gris-gris gegen die Puffs (Feuerwaffen) gibt. Weißt du nicht, daß man sie zu Zeiten Mohammeds noch nicht kannte und daß er deshalb auch keinen Talismann gegen das Pulver in den Koran setzen konnte? Sei darum zufrieden und laß uns ruhig unsern Weg fortsetzen.“

Der Neger, der schon bei dem Anblick der Pistole zusammengefahren war, ließ nun auch den Zügel los; als die beiden Matrosen sich jedoch entfernt hatten, machte er eine drohende Geberde, murmelte einige unverständliche Worte und begab sich wieder zu seinen Frauen unter die Bäume.

Unsere Reisenden sahen endlich gegen Abend die Stadt Sonka; sie bestand (wie alle, welche die Neger auf der Westseite Afrikas bauen) aus zwei bis drei hundert zerstreuten Wohnungen; jede umfaßte mehrere Kombeis oder runde, aus Rosenholz und röthlicher Erde gemachte Hütten. Eine doppelte Palissade mit Thürmen aus Zimmerwerk auf den Seiten vertheidigte die ganze Stadt gegen die wilden Thiere und die Einfälle der Feinde.

Die beiden Vettern waren bereits an den Lugans (cultivirtes Land) angelangt, welche die Nähe einer Stadt anzeigten, als sich hinter ihnen eine Staubwolke erhob und ihre Aufmerksamkeit fesselte: es war der Serakik oder König des Landes, der sich mit seinem ganzen Hofe nach Sonka begab.

Er saß zu Pferd, in einen rothen mit Elephantenschwänzen gezierten Rock gekleidet und trug eine mit Bockshörnern geschmückte Mütze aus Weiden. Hinter ihm kamen seine Frauen, welche in Tragkörben auf dem Rücken von Kameelen saßen, dann das übrige Gefolge auf Eseln und Ochsen; einige saßen sogar rittlings auf dem Rücken von Negersklaven, die sie hinter der Caravane drein galoppiren ließen.

Sobald die Höflinge, die dem Serakik vorausritten, die beiden Franzosen bemerkten, sprengten sie mit geschwungenen Zagaien auf sie los. Michel und Etienne, die die Gebräuche des Landes kannten, ritten, die Pistole in der Hand, ihnen entgegen. Die Neger hielten in einiger Entfernung an und Riou rief ihnen zu, daß sie dem Serakik ihre Aufwartung machen wollten. Man führte sie augenblicklich zu diesem, der sie wohlwollend aufnahm, und sie fragte, ob sie hübsche Waaren aus Europa brächten. Michel antwortete, der König könne nach dem Geschenke, das sie ihm bringen, selbst urtheilen. Das Gesicht des Serakik leuchtete bei diesen Worten; er forderte die beiden Matrosen auf, sich seinem Gefolge anzuschließen, und setzte seinen Weg nach Sonka fort.

Sie folgten dem Könige bis zu seiner Wohnung; es war dies ein ziemlich großes, von Palmbäumen beschattetes Gebäge, in welchem sich ungefähr fünfzig Hütten für den Hof befanden. Man stellte eine derselben zur Disposition der Tauschhändler; es war ein Kombet ohne Fenster, kaum einige Schritte im Durchmesser groß; die Thüre war so niedrig, daß man nur kriechend durchkommen konnte. Das Hausgeräthe bestand, wie gewöhnlich, aus einem kleinen Kasten, einer auf vier Pfosten ausgespannten Matte, die als Bett diente, einigen bölzernen Platten, Kürbissen und einem Mörser aus Kamiaholz um den Mais zu zerstoßen. Die Ankunft des Serakik war vorher ange-

Digitized by Google

zeigt, und deßhalb Alles zu seinem Empfang bereit; man hatte mehrere Hudiers- und Palmzweige abgeschnitten und daran Kürbisflaschen mit dem köstlichen Palmwein aufgehängt. Gheholakörbe voll von Orangen, Ananas und Limonen waren am Fuße der Bäume aufgestellt. An den Thüren der Kombets saßen die Frauen und zerquetschten die Palmfrüchte, um Butter daraus zu machen, oder zerstießen den Mais, der zum Nationalsanglet bestimmt war, während Einige Limonade aus Honig und Tamarinden bereiteten.

Der Serakif ließ sogleich die Matrosen holen, die er Kollanüsse knackend und umgeben von seinem Hofe erwartete. Die Kollas sind eine Frucht von der Größe der Kastanien und kommen von Sierra-Leone oder dem Innern Afrikas. Die Neger behaupten, sie stärken die Zähne, und das Wasser habe, wenn man sie gekaut, den Wohlgeschmack des Weines. Die Kollanüsse gelten in Afrika überall für Geld und haben so großen Werth, als ihr Gewicht in Gold.

Der Serakif gab einige den Matrosen, die ihm Messer, Glasschmuck und eine Pfeife darreichten. Sie wurden darauf zur Königin geführt und boten ihr ein Dutzend Glöckchen an, die sie begierig ergriff. Sie war eine noch junge Frau mit lebhaftem Auge und gescheutem Lächeln. Sie fragte die beiden Franzosen über den Zweck ihrer Reise, sprach ihnen von den Hindernissen, die sie zu überwinden hätten, und schlug, sich plötzlich anders besinnend, ihre Hände an einander.

„Der Serakif," sagte sie, „kann die Gefahr verringern!" — „Indem er uns begleiten läßt?" fragte Michel. — „Nein, denn eine Eskorte könnte die Grenzen nicht überschreiten. Aber er soll euch seinen Verbündeten empfehlen."

Bei diesen Worten winkte sie einem Höfling des Serakif und gab ihm einen Befehl, den die Tauschhändler nicht verstehen konnten. Der Beamte ging und erschien dann wieder mit einem kurzen Komozweig, der von schmalen Lederriemen umflochten war.

„Nehmt diesen Staatsstock," sagte die Königin zu Michel; „er wird euch als sicherer Führer bei allen Alliirten des Königs dienen: verbergt ihn aber vor seinen Feinden, damit sie euch seinen Schutz nicht als Verbrechen anrechnen."

Sie nannte ihm nun alle Häuptlinge der Nachbarländer, bezeichnete die Feinde und Freunde und entließ sie, gefolgt von mehreren Sklaven, welche Platten mit Kuskus und Kürbisflaschen mit Palmwein trugen.

Als sie ihre Mahlzeit beendigt hatten, ließ der Serakif sie auf den Abend zu einem Folgar (Feste) einladen, das er ihnen zu Ehren geben wollte.

Riou und Loriol fanden die Menge im Gehäge des Königs versammelt. Eine Truppe Guiriots (Negerbarden) umgab den Serakif. Die Einen hielten hölzerne, mit Leder bezogene Leiern, auf welchen drei Roßhaarsaiten aufgespannt waren, in der Hand. Andere bliesen auf Rosenholzflageoletten oder auf ungeheuren, aus einem Elephantenzahn gebildeten Clarinetten. Der Anführer der Guiriots sang mit lauter Stimme das Lob des Serakif, den er wegen seiner Reichthümer und seines Muthes rühmte. Als er vollendet hatte, warf ihm der König seinen buntgewirkten Mantel und seine Corallenbracelets zu. Die Eingeborenen setzten sich auf die Erde und bildeten einen großen Kreis, innerhalb dessen die Tänze ausgeführt wurden; dann ertönte der Balaffo.

Dieses Instrument, das wunderlichste und geschätzteste aller von den Negern erfundenen, ist eine Art grober Orgel, die aus einer Reihe immer kleiner werdender Kürbisse besteht. Ein Guiriot schlägt die Tasten mit Schlägeln, indem er zwei am Handgelenk befestigte Ketten zieht.

Zuerst erschienen die Tanzenden, deren taktmäßigen Schritte und seltsamen Stellungen mehrmals die Bewunderung der Versammlung hervorriefen; dann kamen die Krieger, die in der einen Hand ihre Ardillas (Wurfspieße), in der andern ihre Schilde aus Danfahaut (eine Art Kuh) hielten und die Haare mit Elfenbein, Kupfer und Zinn geschmückt hatten. Sie ahmten alle Stellungen des Kampfes nach, indem sie sich mit den Waffen bedrohten und im Vorüberkommen mit ihren Schilden an einander stießen. Die Zuschauer sahen sich dies Manöver plaudernd und lachend an, bis zu dem Augenblick, wo sie, von der Musik belebt, sich alle erhoben und einen gemeinschaftlichen Tanz begannen, an welchem selbst der Serakif Theil nahm.

Die beiden Tauschhändler verließen den Folgar erst gegen Mitternacht.

Als sie nach ihren Hütten gingen, bemerkten sie im Schatten einen Mann, der ihnen folgte, und glaubten den Marabout zu erkennen, den sie diesen Morgen getroffen. Dieser sah sie eintreten, machte eine drohende Geberde, und wandte sich dann nach dem Folgar, wo der Serakif geblieben war.

Etienne und Michel wurden vor Tagesanbruch von einem Guiriot der Königin geweckt, der sie ohne Verzug aufzubrechen ermahnte. Er erklärte ihnen, das der Marabout Touï sich über sie beklagt und den Serakif überredet, sie festzunehmen.

Riou raffte in aller Eile seine Habseligkeiten zusammen, während sein Kamerad die Esel suchte; dann brachte sie ihr Führer vor Sonka hinaus.

Er führte sie zuerst den Fluß entlang; bei Tagesanbruch aber begaben sie sich in den Wald, um den Verfolgungen zu entgehen.

Als die Gefahr jedoch minder drohender erschien, ließ sich Michel mit dem Führer in ein Gespräch ein. Er war wie alle seines Gleichen ein lustiger Kamerad und an die Freuden des Hofes gewöhnt; denn die Guiriots genießen bei den Negerkönigen beinahe eben so viel Vorrechte, als die Marabouts. Was diese als Bezahlung für ihre Gris-gris fordern, erhalten jene als Belohnung für ihre Lobgesänge, und die Eitelkeit nützt ihnen beinahe ebensoviel, als jenen die Furcht; ja es geschieht nicht selten, daß die Fürsten und die Großen sich nach und nach um ihretwillen von Allem entblößen.

Der Guiriot, welcher die beiden Tauschhändler führte, rühmte ihnen die Privilegien seines Amtes, als man plötzlich zur Linken des Waldes einen Widerhall hörte. Der Neger unterbrach sich und hielt an.

„Was bedeutet das Geräusch?" sagte Etienne.

„Es ist der Olomba (Tambour)," sagte der Guiriot.

„So werden wir also verfolgt?" —

„Nein, denn der Ton ist vor uns."

„Wer ist's aber?" — „Einer unserer Häuptlinge ist seit drei Tagen auf einer Expedition gegen die Bewohner von Felu und diese Kriegstrommel muß ihm gehören."

Er hatte noch nicht vollendet, als ein Reitervorrab am Zaun des Waldes erschien.

Dieser bestand ungefähr aus sechs hundert wohlberittenen Leuten, die zum größten Theile mit Gewehren bewaffnet waren. Jeder Reiter hatte sich, dem Gebrauche ge-

Digitized by Google

mäß, mit all' seinen Kleidern versehen, und trug darüber eine solche Menge von Büchsen und Behältern mit Grisgris, daß viele kaum ihre Waffen handhaben konnten. Einer derselben, welcher aus dem Sattel gehoben worden, blieb auf dem Rücken liegen, ohne sich wieder emporrichten zu können, und mußte die Ankunft seiner Kameraden erwarten, die ihn in den Sattel hoben. Diese trugen einen Köcher mit vergifteten Pfeilen, einen Bogen, Zagaien mit vier Spitzen und Sinahamas oder Wurfspieße mit einem Strick, an dem man sie wieder zurückzieht, nachdem man sie geschleudert hat. Jeder Soldat hatte überdieß über der Schulter einen Sack von der Dicke eines Armes und der Länge eines Fußes hängen, der mit Kuskus gefüllt war. Zuletzt kamen drei Kameele, von denen jedes zwei Kanonen kleinen Kalibers trug und eine große Anzahl Ochsen und Esel, die mit der Bagage beladen waren.

Diese kleine Armee zog eine Zeit lang am Rande des Waldes hin und bog dann plötzlich in den Kreuzweg, an welchem die Tauschhändler mit ihrem Führer hielten.

Die Flüchtigen waren sogleich umzingelt; aber Etienne zeigte den Staatsstock, den ihm die Königin gegeben und der Häuptling legte beide Hände mit tiefer Verbeugung an den Kopf. Dann stieg er vom Pferde, um die Franzosen einzuladen, einige Erfrischungen mit ihm einzunehmen. Sie wagten nicht es auszuschlagen, aber der Verzug richtete sie zu Grunde. Sie hatten die Mahlzeit noch nicht beendet, als zwei Reiter, die zu ihrer Verfolgung ausgesandt waren, im Galopp herbeisprengten und ihnen ankündigten, der Serakik befehle ihnen, augenblicklich zurückzukehren.

Jeder Widerstand wäre unnütz gewesen. Etienne und Michel ergaben sich deßhalb darein, zu gehorchen.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Die Gefühle sind wie die Sterne, — sie leiten uns, wenn der Himmel klar ist; aber der Verstand ist wie der Compaß, der auch durch die Dunkelheit uns den rechten Weg zeigt.

— Wie man oft am allergefährlichsten in der eigenen Stube fällt, so fällt man auch am allertiefsten im eigenen Herzen.

— Hunde und Schmeichler machen oft durch ihre Liebkosungen ihre Herren so schmutzig, daß sie Fußtritte von ihnen bekommen.

Der Silberberg.

Der Name, den dieser kleine Berg trägt, welcher unfern von Arawari, zwischen dem Apronage und dem Oya-

Der Silberberg in Cayenne.

pock liegt, erweckt Gedanken von Reichthum, die das französische Guiana nicht realisirt. Ein erfahrener Geologe, der Ingenieur Chapel, stellte zahlreiche Forschungen und Untersuchungen an, und fand nur, daß Guiana einen unerschöpflichen Reichthum an Eisen besitzt.

Der Silberberg verdankt seinen glänzenden Namen einem Gerüchte, das im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts sich verbreitete und aussagte: unter der reichen Vegetation seien beträchtliche Silberschätze verborgen, und die Holländer sollen auch wirklich große Nachgrabungen angestellt haben. Neuerdings ist jedoch nachgewiesen, daß der Boden kein Silber birgt.

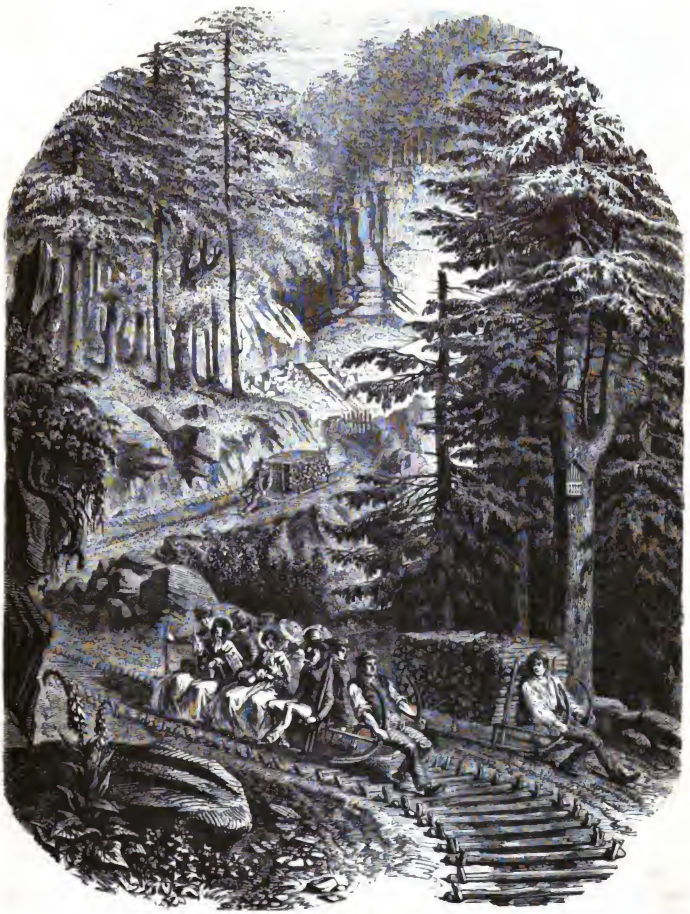
Der eigentliche Reichthum des Bodens, welchen der Arawari bespült, ist die große Fruchtbarkeit desselben, die Ueppigkeit und der Wechsel der Vegetation. Die ersten Versuche der Colonisation in diesem Theil des Landes wurde im Jahre 1787 durch die guianesische Compagnie des Senegal gemacht; im Jahre 1791 ward die Compagnie durch Dekret aufgehoben; ihre raschen Arbeiten blieben jedoch nicht ohne Früchte.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Filiale von Lawlor & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Jägmüller aus den Vogesen.

(Schluß.)



Holzschlitten in den Vogesen.

III.

Während man im Pachthofe tanzte, hatte Mad. Fournier die Reisenden, denen sie ein Rendezvous gegeben, auf der Höhe der Berge, die den See umsäumen, gefunden.

1854.

Der Wechsel von kurzen Regengüssen und hellen Sonnenblicken verlieh dem Berge einen unendlich wechselvollen Reiz. Das ganze Bild erschien wie die beweglichen Decorationen eines ungeheuren Panoramas, bei welchem das Spiel von Licht und Schatten, von heller Luft und

Digitized by Google

wogendem Nebel, das Auge immer auf's Neue anzog. Unsere Touristen überließen sich auch mit ganzer Seele dem Genuß dieser Naturschönheiten, während sie auf Baumstämmen, die statt Brücken dienten, über die Bergwasser setzten, an den Abhängen hinabrutschten, steile Felsenwände hinankletterten und in solchen Anstrengungen nur eine Verdoppelung der Lust fanden.

Sie hatten endlich den höchsten tannenbewachsenen Punkt erreicht und ließen sich mit ihren Mundvorräthen nieder. Das Mahl, durch die tausenderlei Dinge, die man vergessen, die unerwarteten Zwischenfälle und die Späße der Essenden gewürzt, dauerte bis zu dem Augenblick, da die Sonne hinter den Bergspitzen hinabzusinken begann. Die Schatten der Bäume, die immer länger wurden, mahnten die Gesellschaft endlich, an den Aufbruch zu denken. Man nahm die Körbe, die Flinten und die Sonnenschirme zur Hand und die Damen sahen mit einer gewissen Unruhe nach der steilen Felswand, an der man hinabsteigen mußte. Aber Mad. Fournier beruhigte sie und zeigte ihnen zur Rechten einen Fluß, auf dem man das hier oben gefällte Holz fortführte.

„Ich ließ Sie zu Fuß heraufklettern, um Ihnen Uebung zu machen", sagte sie; „aber Sie sollen alle Arten der Beförderung und des Verkehrs in unsern Bergen kennen lernen. Auf einem Voyton lassen die Holzhauer ihre Schlitten hinabgleiten; wir wollen einen solchen benutzen. Nachdem wir wie Ziegen hinaufgeklettert sind, wollen wir wie Holzscheite hinabrutschen. Wer mich liebt, der folgt mir."

Die ganze Gesellschaft setzte sich in Bewegung und nahm den Weg durch die Schlucht, auf deren Höhe mehrere Holzhauer damit beschäftigt waren, das im Berge gefällte Holz aufzuschichten und damit nach der Ebene zu fahren. Einer dieser „Voyton" genannten Wege zog sich durch die Schlucht selbst. Er bestand in einer Reihe von Stufen aus runden Holzprügeln, welche gleich weit von einander gelegt waren und mit Pflöcken festgehalten wurden. Das Holz, das man auf diesem Wege in das Thal hinabführen wollte, war auf eine Art Schlitten gelegt, auf welchem vorne der Führer saß, der die zu rasche Fahrt dadurch mäßigte, daß er sich mit den Absätzen abwechselnd gegen die Stufen des Voyton stemmte.

Der Anblick dieses rohen Fuhrwerks und die Schnelligkeit der Fahrt beunruhigte anfangs einige der Damen; Mad. Fournier versicherte sie jedoch, daß nichts zu fürchten sei, wenn man einen erfahrenen Schlittenführer habe.

„Zum Beispiel dieser", fügte sie hinzu; „hat er nicht das Ansehen eines der sieben Weisen Griechenlands? Wir werden auf seinem Schlitten so sicher sein, als in der Diligence von Colmar."

Der, den Mad. Fournier auf diese Art charakterisirte, war Niemand anders als Meister Hubert, dessen Schlitten gerade auf dem höchsten Plateau angekommen war. Die Wittwe fragte ihn, ob er sie nicht statt der Prügel auf den Schlitten nehmen und auf dem Voyton hinabführen könnte. Hubert antwortete lakonisch, es seien acht Plätze auf seinem Wagen, und unsere Touristen setzten sich, so gut es ging, nicht ohne einige Unruhe auf Seiten der Damen, die sich zum ersten Male dieser Vogesen-Eisenbahn anvertrauten. Als der Schlitten sich in Bewegung setzte, stießen sie einen Schrei des Schreckens und des Staunens aus. Mad. Fournier bat sie zu schweigen.

„Nun, was gibt es?" sagte sie; „was fürchten Sie denn?"

„Wir werden den Hals brechen!" antworteten mehrere Stimmen.

„Vorwärts, es hat keine Gefahr; fragen Sie nur unsern Führer."

„Für die Ladung, nein", antwortete Hubert; „nur der Führer ist der Gefahr ausgesetzt."

„Wenn er nicht mehr Herr des Zuges ist, kann er sich ein Bein brechen", warf Einer ein.

Der Bruder Lottens machte ein verneinendes Zeichen.

„Es zerbricht sich Niemand ein Bein auf dem Voyton", antwortete er; „wenn der Schlitten Sie fortreißt, so zerquetscht er Sie am nächsten Baum oder Felsen."

„Und das kommt oft vor?"

„Oft genug, um jedes Jahr ein paar Wittwen und Waisen zu machen. Ich weiß davon zu erzählen."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

Hubert zeigte bei einer Ausbiegung des Voyton auf eine riesige Tanne.

„Sehen Sie diesen Baum?" fragte er.

„An welchen ein Kreuz genagelt ist?"

„Ja!"

„Nun?"

„Hier wurde mein Vater getödtet."

Die Reisenden stießen einen Schrei aus.

„Ist das schon lange?" fragte Mad. Fournier.

„Im nächsten Winter dreizehn Jahre," antwortete der Sägmüller.

„Aber wie kam das?"

„Wie das immer kommt, durch die Bosheit eines Dämons und die Gleichgiltigkeit gegen die Warnungen von oben. Es hatte dem Vater nicht an Zeichen gefehlt! Seit drei Tagen hatte er sich zum öftern im Walde rufen hören und die Stimme unserer verstorbenen Mutter erkannt. Als er den Voyton hinabfuhr, liefen die Chandelottes vor ihm her und waren am Fuß der großen Tanne in die Erde geschlüpft; seine Glieder kamen ihm wie gebrochen vor, sein Kopf war schwer und ein unsichtbares Gewicht hing sich an seine Füße: es war der Tod, den er in sich trug."

„Das heißt, er war krank?" meinte Mad. Fournier.

Hubert lächelte ironisch.

„Ja, das haben ihm Viele gesagt, Andere aber ermahnten ihn: „Nimm dich in Acht, Hubert, es ist etwas in der Luft gegen dich." Der Vater glaubte ihnen wohl: aber er mußte sein tägliches Brod erwerben! Eines Abends, als er die Last größer denn gewöhnlich fühlte, fuhr er so rasch als möglich hinab, um sein Tagewerk zu beenden .... Es war dunkle Nacht .... die Holzhauer hatten Alle Feierabend gemacht. Plötzlich hört mein Vater hinter sich das Geräusch eines Schlittens, der von der Höhe des Berges herabfuhr. Er wendet sich um und sieht nichts .... Das Geräusch aber wird immer stärker; immer näher rückt es wie Donner. Plötzlich fühlt mein Vater, wie sich seine Füße biegen; sein von unsichtbarer Hand getriebener Schlitten schießt vorwärts und schleudert ihn endlich gegen die große Tanne. Als man ihn einige Stunden später fand, lebte er noch und konnte erzählen, was ihm geschehen. Sein letztes Wort war: „Horch auf die warnende Stimme, Hubert", dann umarmte er das Crucifix und schloß die Augen bis zum ewigen Gericht."

Digitized by Google

„Und Ihr habt ohne Zweifel seinen letzten Rath befolgt?“ fragte einer der Reisenden, der die Physiognomie des Sägmüllers aufmerksam studirte.

„So viel ich konnte“, antwortete Hubert; „die Zeichen haben Euch gut warnen, man muß der Nothwendigkeit gehorchen.“

„Ich hoffe, Ihr habt heute keine schlimmen Ahnungen, Freund?“ fragte Mad. Fournier lächelnd.

Der Sägmüller schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„Ihr habt uns selbst erklärt“, fügte die Wittwe hinzu, „daß keine Gefahr vorhanden sei . . .“

„Für die, die der Schlitten trägt“, versetzte Hubert, „nein, nein; die schlimmen Vorbedeutungen gelten nicht denen, die ich führe.“

„So gelten sie Euch?“

„Möglich.“

„Seid Ihr denn wie Euer Vater gewarnt worden?“

„Möglich.“

„Und wie?“

Hubert antwortete nicht augenblicklich.

„Es nützt nichts, davon mit denen zu sprechen, die den Glauben nicht haben.“

„Bah, ich wette, ich weiß, was es ist“, versetzte Mad. Fournier, indem sie sich an ihre Nebensitzer wandte; „er wird seine Art mit dem schneidenden Theil in der Erde gefunden oder den Hellequinzug gesehen haben.“

Der Sägmüller machte eine Bewegung.

„Was habe ich Ihnen gesagt?“ fuhr die Wittwe mit leiserer Stimme fort; „all' diese braven Holzhauer tragen den Kopf voll solcher Teufelophantasieen. Es ist, als ob sie noch nicht genug mit Elend, Anstrengung und Gefahr zu kämpfen hätten; sie träumen auch noch von einer Armee unsichtbarer Feinde.“

„Was mich in Erstaunen setzt“, warf eine der Reisenden ein, „ist das, daß unser Führer nach dem Unglück des Vaters denselben Beruf wählen konnte.“

„Und daß er nicht vorzog, in der Ebene zu wohnen“, fügte ihre Nachbarin hinzu.

„Das Leben der Holzhauer scheint doch ein sehr hartes zu sein.“

„Und das der Landleute so süß.“

„Sie denken wohl an Meister Baptiste, unsern jungen Pächter von diesem Morgen?“ rief Mad. Fournier.

„Sie kennen ihn?“ fragte die erste Dame.

„Von seinen Vettern, die bei unserem Dorfe Güter haben.“

„Es ist ein lustiger Patron“, bemerkte die Dame.

„Und ein vortrefflicher Mensch“, fügte die Wittwe hinzu: „ich hoffe, ihm heute einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.“

„Sah ich Sie ihm nicht ein Billet geben?“

„Allerdings, für den Notar von Luvigny.“

„Mr. de Bruat?“ unterbrach Hubert sie, der Alles gehört hatte.

„Allerdings!“ sagte Mad. Fournier; „er wird augenblicklich zu ihm gegangen sein, da die Sache Eile hatte.“

„Und diese Sache?“ versetzte der Führer mit einer gewissen Unruhe, „kennen Sie dieselbe?“

„Allerdings, mein Freund“, entgegnete die Wittwe; „aber ich kann nicht davon sprechen, da Baptiste sie geheim gehalten zu wissen wünscht.“

Hubert sagte nichts; aber seine Stirne faltete sich und seine Lippen preßten sich auf einander. Offenbar war ein schmerzlicher Zweifel in ihm erwacht.

Er wollte sich wahrscheinlich so bald als möglich Aufklärung darüber verschaffen und beschleunigte deßhalb die Fahrt des Schlittens, der wie eine Lawine durch die Schlucht hinabschoß. Zuweilen begegneten sie anderen Schlitten, deren Führer ihnen ein Wort der Warnung oder des Grußes zuriefen und wie der Blitz wieder verschwunden waren. Mad. Fournier und ihre Gesellschaft hatten auf diese Weise bald den Fuß des Berges erreicht und bezahlten den Führer reichlich für seine Mühe.

Hubert empfing das Geld, ohne darauf zu achten, zog den Schlitten auf die Seite und schlug den Weg nach dem Pachthof ein.

IV.

Als Hubert im Pachthof ankam, neigte sich der Tag zu Ende; das Fest war in vollem Glanze und die Raketen ließ die Schenne von ihren kreischenden Melodieen widerhallen.

Der Sägmüller blieb stehen und besann sich, ob er jetzt mitten im Balle eintreten sollte, und suchte mit dem Blicke Jemanden, an den er sich wenden könnte.

Im selben Augenblick gewahrte er ein junges Mädchen, das hinter dem eben heimgebrachten Heu stand; es war Lotte, welche sich fortgeschlichen hatte, um ihrem in Thränen gebadeten Herzen Luft zu machen. Sie trocknete rasch ihre Augen, suchte ihrem Gesichte einen heiteren, freundlichen Ausdruck zu geben und trat lächelnd ihrem Bruder entgegen.

Hubert machte, als er sie sah, eine Bewegung der Zufriedenheit, lief auf sie zu und fragte sie, ohne auf ihre Verlegenheit zu achten, wo Baptiste sei. Lotte antwortete, er sei während des Tanzes einen Augenblick hereingekommen, so eben aber wieder fortgegangen.

„Und weißt Du, wohin er gegangen?“ fragte der Sägmüller.

„Ich glaube“, stotterte das junge Mädchen, „daß er . . . . den Weg nach Luvigny eingeschlagen.“

„Ja, ja“, murmelte Hubert, „er ist zu Herrn de Bruat.“

„Dem Notar!“ wiederholte Lotte, deren Gesicht sich aufhellte; „glaubst Du das, mein Bruder? . . . . wenn das möglich wäre!“

„Ich bin's gewiß“, versetzte Hubert aufgeregt;“ er muß ihm einen Brief bringen.“

„Ach, Du erinnerst mich da, daß man einen Brief für Dich gebracht hat“, sagte das Mädchen, und suchte in ihrem Brustlatze.

„Für mich? Gib!“

„Auch erinnere ich mich, daß er vom Notar ist.“

Der Sägmüller, der das Billet rasch durchlesen, konnte einen Ausruf nicht zurückhalten.

„Ja“, rief er, „die Hölle soll ihn verschlingen! Er ist freilich von ihm und wie ich erwartet! Die Warnungen haben nicht gezogen! Es ruht ein Fluch auf mir.“

„Was gibt es denn?“ fragte Lotte erschrocken.

„Was es gibt?“ wiederholte Hubert mit auf einander gebissenen Zähnen. „Nein, Du ahnst nicht, Unglückliche? . . . . Wir gehören zu Denen, die Weizen säen und

Digitized by Google

Spreu ernten! All' unser Mühen ist umsonst! Der Notar verweigert die Fonds des Annes, da er ohne Zweifel einen bessern Pachter gefunden."

„Jesus! noch ein Unglück!" sagte Lotte, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ.

„Ja", wiederholte Hubert, der den Brief noch einmal las .... „Er sagt, ich böte nicht genug Garantieen, die Güter könnten unter meinen Händen leiden ... er wolle sie lieber einem Landmann anvertrauen. O, ich verstehe; einer von denen, die die Güter wollen, wird ihm von mir gesprochen haben."

„Wer mag nur der schlechte Mensch sein?" rief Lotte.

„Ich weiß es", murmelte Hubert, indem er den Brief faltete und in die Westentasche steckte. „Bei den Leiden Christi! Ich werde meinen Feind erfahren."

„Aber wie?"

„Ich werde die Marcou fragen!"

„Wann?"

„Sogleich."

„Ich gehe mit dir", sagte sie, „ich will sie ebenfalls um etwas befragen."

„Vorwärts also!"

Und ohne sich nach dem Pachthofe umzuwenden, wo die Musik und das Freudengeschrei noch immer fortdauerte, ging er mit Lotten nach dem Dorfe, dessen Kirchthurm in den Abendnebel tauchte.

Sie schritten stumm neben einander her. Hubert ließ seine Pläne, deren letzter so schändlich zu nichte gemacht worden war, noch einmal an seinem innern Blick vorüberziehen. Er versprach sich eine glänzende Rache. Lotte ihrerseits dachte an die Mittheilung Jsabeau's. Sie wurde von einem Zweifel zum andern gedrängt, und war unfähig, einen festen Punkt der Hoffnung zu fassen.

Als sie an das Dorf kamen, war es schon tiefe Nacht. Der Sägmüller kannte die Hütte der Marcou und begab sich unmittelbar dahin.

Sie lag ganz abseit und war schon von weitem durch einen Pferdeschädel kenntlich, der gleichsam als Talisman auf dem Dache aufgepflanzt war. Marcou trieb zum Schein eine den Vogesen eigenthümliche seltsame Hantirung — nämlich die einer Pfennigwerferin; aber sie stand im Verdacht, daß sie damit die minder unschuldige einer Zauberin verbinde. Die alten Leute, welche das Andenken der Traditionen bewahrt hatten, machten häufig die Bemerkung, daß sie die Gesellschaft der übrigen Frauen vermeide, daß man sie ihre Kuh mit einem Besen in der Hand nach der Tränke führen sehen, und daß sie auf dem Gesichte die neun Zeichen des Sabbaths-Habe. Auch Lotten schien etwas unheimlich zu Muthe zu werden, als sie die einsame Hütte sah. Sie verlangsamte den Schritt und fragte mit halblauter Stimme ihren Bruder, ob es nicht zu spät sei, um die Hexe zu fragen; aber Hubert zeigte eine zornige Ungeduld, die Allem Trotz geboten hätte. Er setzte seinen Weg fort, ohne zu antworten, ging durch den Hof und pochte an die Thüre der Marcou.

Einen Augenblick später rief eine Stimme von drinnen:

„Tritt ein, Sägmüller! Ich erwartete dich!" Hubert zitterte und seine Schwester wurde blaß.

„Sie hat dich erkannt, ohne dich zu sehen!" sagte sie ganz leise.

„Es beweist dieß, daß sie weiß, was ich wissen will", versetzte Hubert, bei dem die Neugierde den Schrecken beherrschte. Und er trat ein.

Die Marcou war eine alte Frau von großer Gestalt, mit harten Zügen und grauen Haaren, die aus der Haube hervorhingen. Hubert grüßte sie mit großer Höflichkeit.

„Endlich kommst du", sagte die Pfennigwerferin mit einem durchbohrenden Blicke: „es hat dich viele Mühe gekostet, bis du dich entschlossen!"

„Ich hatte nichts zu fragen", antwortete der Sägmüller, der sich anstrengte, seine ruhige Miene zu behalten.

„Oder vielmehr, du hattest Angst für deine Seele", sagte die Alte mit Bitterkeit; „denn es gibt Leute, die mich böser Zauberei verdächtigen ... als sähen sie mich nie in die Kirche gehen, und als hätte ich keinen Heiligen und kein Weihwasser!"

Bei diesen Worten zeigte sie mit den Blicken nach einem grob geschnitzten Christusbilde an der Mauer, neben einem porzellanenen Weihwassergefäß. Hubert beugte sich zum Zeichen seines Respekts, schien jedoch verlegen. Die Frage, die er an die Marcou richten wollte, streifte an das, was sie eben böse Zauberei nannte, und er begann zu fürchten, die Zauberin werde sich beleidigt fühlen. Er bat sie jedoch nach einigem Zögern, die Pfennige zu werfen, um ihn das Mittel kennen zu lehren, womit er seinem bösen Schicksal trotzen könnte.

„Es sei, wie du willst", sagte die Alte, „im Namen Gottes."

Sie verschloß die Thüre mit dem Riegel, nahm eine irdene Schüssel, die sie mit Wasser füllte, machte das Zeichen des Kreuzes und murmelte einige Beschwörungsformeln; dann begann sie, die linke Hand auf einen Besen gestützt und mit einem Knie auf der Erde, leise die Heiligenlitanei, indem sie bei jedem Namen einen Pfennig in das Weihwasser warf, der ihr jedesmal wieder zurück in die Hand sprang. Endlich, beim Namen des h. Johannes sprang der Pfennig über ihre Schulter und prallte von der Mauer zurück.

Augenblicklich stand sie auf.

„Du hast die Antwort", sagte sie zu Hubert; „der Pfennig befiehlt dir eine Pilgerfahrt zur Kapelle des h. Johannes zu machen, und wie er fünfmal zurückgesprungen, befiehlt er, fünf Opfer darzubringen: Wachs, Leinwand, Silber, Eier und Zwiebeln."

„Ist das Alles?" fragte der Sägmüller.

„Dazu noch eine Messe, die du bei jedem Jahreswechsel wiederholen lassen sollst."

Hubert dankte ihr und drückte ihr ein Stück Silbergeld in die Hand. Das Geschenk war ohne Zweifel reicher, als sie erwartet hatte, denn ihre finstern Züge hellten sich auf, und sie lächelte Lottens Bruder zu.

„Gut, gut", sagte sie, indem sie das Geldstück verschwinden ließ; „wer belohnt, wird belohnt werden! Folge dem Befehl des Pfennigs, und dein böser Geist wird im Rauche verschwinden."

„Ich habe also einen Feind, der mich verfolgt?"

„Alle Christen haben einen", antwortete die Zauberin."

„Aber man kann ihn wohl auch kennen?" fügte Hubert leise hinzu: „Ihr könnt das, Marcou?"

Sie wollte protestiren.

„Ihr wißt ihn", unterbrach er sie heftig: „der Wiedertäufer, der gestorben ist, hat Euch den Zauberspiegel vermacht, in welchem man den Dieb oder Feind erkennen kann. Laßt mich ihn sehen, und das gehöre Euch."

Er zeigte ihr alles Geld, was ihm Mad. Fournier

Digitized by Google

und die Geſellſchaft gegeben. Die Augen der alten Frau leuchteten.

„Alles?“ wiederholte ſie, indem ſich ihre krummen Finger wie Geierkrallen verlängerten.

„Alles!“ ſagte der Sägmüller, der die Münzen in der Hand klingen ließ.

„Wer kann dir widerſtehen, mein Sohn“, rief die Alte; „gib, gib!“

„Wenn ich geſehen“, verſetzte Hubert, der das Geld mit einigem Mißtrauen zurückhielt.

„Komm' doch“, ſagte Marcou; „hier im Hintergrund. Der Spiegel darf nicht von zwei Getauften zugleich geſehen werden.“

Sie zog den Sägmüller an das Bettende hinter einen großen Vorhang von blauem Zeug, indeß Lotte unbeweglich auf demſelben Platze ſitzen blieb. Es entſtand eine lange Pauſe, während welcher die Zauberin verwirrte Worte murmelte.

„Siehſt du?“ fragte ſie bisweilen.

„Noch nicht“, antwortete Hubert.

Die Vogeſendere.

Plötzlich ſtieß er aber einen Schrei aus:

„Ich ſehe, ich ſehe“, ſagte er. „Ah! verdammt!“

„Nenn' ihn nicht, oder Alles iſt verloren!“ unterbrach ihn die Zauberin.

„Nein, nein!“ rief der Sägmüller. „Ihr habt Recht; aber ich ſeh' ihn und kenne ihn: er iſt's ... nehmt, nehmt, Marcou! Ah, ich weiß nun genug!“

Er hatte das Silber in die Schürze der Alten geworfen, und ſtürzte zur Hütte hinaus. Lotte eilte ihm erſchrocken nach; aber er war bereits verſchwunden.

Er lief ganz außer ſich vor Wuth und unter den heftigſten Flüchen nach Luvigny.

„Er, immer er!“ wiederholte er ... „Immer vor mir, um mich auszubeuten! ... Vergangenes Jahr war es das Gehölz, das er mir vorwegnahm .... dann das Fuhrunternehmen für die Fabrik ... heute ſind's die Fonds des Aunes! ... Jetzt iſt's genug .... Die Marcou hat's geſagt: wo er iſt, packt mich mein böſer Geiſt an der Gurgel! Das muß ein Ende nehmen!“

Als er dieſe letzten Worte ſagte, kam er vor der Thüre des Notars an, und ſtieß auf Einen, der gerade über die Schwelle trat. Als ſein Name laut genannt wurde, hob er den Kopf: es war der junge Pachter.

Bei ſeinem Anblick ſtieß er einen Schrei aus.

„Du!“ ſagte er, indem er den Stock feſter faßte. „Dich ſchickt mir der gute Gott in den Weg. Woher kommſt du?“

„Siehſt du's nicht“, antwortete Baptiſte heiter: „von dem Notar!“

„Und haſt den Pachthof der Fonds des Aunes bezahlt?“ rief der Sägmüller.

Digitized by Google

„Sieh! Du weißt also?“ entgegnete der Pächter.

„Und es ist dir gelungen?“

„Hier ist die Schrift!“ rief Baptiste freudig, indem er ein entfaltetes Papier ihm entgegenhielt.

Der Holzhauer wich zurück.

„Du sollst bei Gott keinen Nutzen davon haben!“ rief er außer sich.

Er erhob mit beiden Händen seinen Stock und brachte dem jungen Mann einen starken Schlag damit bei. Baptiste fiel zu Boden.

Hubert wollte den Hieb verdoppeln, als Lotte laut schreiend sich zwischen sie stürzte und beide Hände um den Hals ihres Bruders schlang. Dieser machte einen Versuch, sich loszureißen.

„Laß“, rief er außer sich vor Zorn; „bei meinem Leben, laß. Ich muß mit dem Räuber ein Ende machen.“

„Höre mich doch!“ antwortete das junge Mädchen, die ihn noch immer festhielt .... „Hubert ... Unglücklicher! ... was hast du gethan?“

„Du fragst noch“, rief der Sägmüller, „während er mir die letzte Hoffnung nimmt ..... den Pacht der Fonds des Aunes?“

„Ich?“ sagte Baptiste, der wieder zu sich kam. „Armer Mensch! ich brachte ihn ja dir.“

Der Sägmüller wandte sich um.

„Was sagst du da?“ fragte er zitternd.

„Nachdem ich durch ein Versehen den Brief gelesen, der dir den Pacht abschlug, begegnete ich glücklicher Weise einer braven Frau, die Herrn de Bruat kannte und sich bereit erklärte, ihm zu schreiben; dadurch ist es mir gelungen, daß er meine Caution annahm und ich dir den Pachtbrief einhändigen konnte.“

Er gab Hubert das gestempelte Papier; dieser nahm es mechanisch, näherte sich dem Fenster des Parterre, durch welches die Lampe des Notars leuchtete, und las seinen Namen an der Spitze des Actes.

Da, wo er die böswillige Concurrenz eines Nachbars gefürchtet, fand er nur die eifrige Dienstwilligkeit eines Freundes.

Man ahnt das Uebrige, ohne daß wir es zu erzählen brauchten. Nach den Neuebezeugungen des Sägmüllers und dem edeln Verzeihungsact Baptiste's eilten Alle nach dem Pachthof, wo sich das Uebrige aufklärte. Der junge Mann erklärte indeß, daß sein Verfahren nicht ganz so uneigennützig gewesen, als es aussehen: er habe, dem Bruder dienend, sich der Freundschaft der Schwester versichern wollen. Lotte warf sich in die Arme des Sägmüllers, der Baptiste seine beiden Hände darbot und die Hexe verfluchte.

„Verzeiht ihr“, sagte der Pächter sanft; „es ist eine alte Frau, und ihr habt sie versucht: Die wahre Ursache alles Unglücks besteht in dem Glauben: daß die Menschen das wissen könnten, was Gott ihnen verbergen wollte. Laßt euch nicht mehr durch Visionen oder Zauberer beunruhigen: lebt ehrsam unter dem Schutze des Herrn des Himmels und eures Gewissens.“

„Ich meine“, schloß Lotte, „man muß dem Sprichwort trauen, das sagt: Die Geister sind weniger zu fürchten, als die Menschen, die keinen haben.“

Die Tauschhändler am Senegal.

(Fortsetzung.)

Sie fanden den Serakik auf einer Matte vor der Thüre seines Kombet sitzend und eine Lehmpfeife rauchend; der Marabout Toni stand hinter ihm.

Als er der Matrosen ansichtig wurde, warf er ihnen einen finstern Blick zu.

„Warum seid ihr so plötzlich wie Diebe davongegangen?“ fragte er in strengem Tone.

Rion stotterte einige Entschuldigungen.

Der Serakik unterbrach ihn.

„Wer hat euch erlaubt, Handel zu treiben?“ rief er: „wißt ihr nicht, daß ich allein dazu die Vollmacht geben kann, und daß ihr mir von Allem eine Steuer schuldet!“

Die Tauschhändler sahen sich erstaunt an und schützten dann ihre Armuth vor.

„Ihr seid Lügner“, versetzte der Fürst zornig, „ich weiß, daß ihr Sangara habt.“

Die beiden Vettern besaßen allerdings einige Kürbisse mit Branntwein, die sie sich für ihren eignen Gebrauch reservirt hatten und deßhalb sorgfältig verbargen. Der Marabout Toni hatte sie in ihrer Bagage bemerkt und den Serakik davon in Kenntniß gesetzt. Trotz ihres Widerstrebens, das kostbare Getränke auszuliefern, antworteten sie dem schwarzen König, sie seien bereit, ihm ihre Sangara kosten zu lassen.

„Augenblicklich“, rief er entzückt.

Lorioi suchte eine der Kürbisse, die in der Bagage verborgen war, und gab sie ihm. Er brachte sie gierig an seine Lippen, verschlang die Hälfte des Liqueurs auf einen Zug, ließ mit einem thierischen Lächeln die Hand über die nackte Brust laufen und murmelte:

„Sonne für die Eingeweide!“

Und er trank von Neuem.

Die Augen des Marabouts leuchteten; er beugte sich zum Serakik herab.

„Was in der Kürbis übrig ist, reichte hin, einen Gris-gris gegen den Schlangenbiß zu kaufen“, sagte er.

Der Serakik drückte die Flasche an sich und rief:

„Es sind keine Schlangen in meinen Kombets: ich fürchte die Schlangen nicht.“

Und er trank von Neuem.

„Ich kann einen Talisman gegen die Pfeile machen“, begann der Marabout wieder. — „Ich gebe nicht in den Krieg“; unterbrach ihn der Fürst, der die Kürbis auf's Neue an die Lippen setzte. — „Gegen das Fieber.“ — „Ich fühle mich wohl.“ — „Gegen das Gift.“ — „Gegen das Gift!“ wiederholte der Serakik, welcher aufmerksam geworden war: „warum hast du das nicht früher gesagt? Die Kürbis ist leer.“ — „Es sind noch andere vorhanden“, bemerkte Toni, mit einem Winke auf die Felleisen. — „Andere! So sollen sie sie hergeben“, rief der Fürst schon halb berauscht. .... „Alle her und ich will mit dir theilen, um einen Gris-gris gegen das Gift zu haben.“

Die beiden Matrosen setzten sich auf ihre Bagage.

„Der Serakik kann doch seine Gäste nicht beranben wollen?“ rief Michel. — „Willst du mir etwa Rath ertheilen?“ versetzte der Fürst. — „Aber bedenkt doch“. . . . — „Ich bin ein großer Fürst!“ — „Dann wollt ihr auch nicht.“ . . . — „Und ich kann Alles nehmen, wenn ich will.“ — „Aber“ . . . — „Und ich nehme Alles.“

Digitized by Google

Etienne versuchte seine Bagage zu vertheidigen: auf ein Zeichen des Serakik jedoch stürzten sich einige Beamte auf ihn und warfen ihn zu Boden.

„Man tödte ihn, wenn er sich rührt", sagte er. — „Und ihre Waaren gehören uns", fügte Toni hinzu. „Ja ich confiscire Alles, ich bin ein großer Fürst. Mir zuerst diese Kürbisse; diese dir, Marabout! Und diese Halsbänder, Messer, Bänder. . . Ich bin ein großer Fürst!"

Und als Riou und Loriol sich noch immer um ihr Gepäck stritten, befahl er, ihnen die Hände zu binden, den Mund zu stopfen und sie fortzuführen, was auch geschah.

Der Marabout triumphirte und trank allen Branntwein der Tauschhändler mit dem Serakik aus, dem er überdies den besten Theil der Waaren für einige Gris-gris abschwatzte.

Etienne und Michel wurden in eine Hütte gebracht, wo sie bis zur Nacht eingesperrt blieben. Der Guiriot, der ihnen als Führer gedient, kam, um sie im Namen der Königin von ihren Banden zu befreien. Seinerseits brachte er ihnen eine Schüssel mit Reis und eine Sangletplatte mit Honig.

Beide aber hatten den Appetit verloren; die Heftigkeit, deren Opfer sie geworden, hatte sie um so verzweifelter gemacht, als sie vollständig unvorhergesehen war. Nichts hatte sie darauf vorbereitet. Alles war bis zu diesem Augenblick glücklich gegangen. In wenigen Tagen hatten sie mehr Gold zusammengebracht, als ihnen ebensoviele Jahre auf dem Wasser eingetragen, und dies Gold war ihnen nun ohne alle Gründe genommen! Nahe daran, ihre schönsten Träume realisirt zu können, sahen sie sich nun so plötzlich gefangen genommen; sie verloren eine Chance sichern Glückes, die einzige vielleicht, die ihnen jemals angeboten war, und das alles durch die Schändlichkeit eines elenden Heuchlers.

Dieser Gedanke versetzte sie in verzweiflungsvolle Wuth. Da sie ihrem Zorne nicht anders Luft machen konnten, entluden sie ihn unter einander und klagten sich gegenseitig an, die Ursache des Unglücks zu sein, das sie betroffen.

Die Tauschhändler begannen sich zum hundertsten Male zu streiten, als sie plötzlich durch ein Lachen unterbrochen wurden.

Es war der Marabout selbst, der in den Kombei eintrat.

Bei seinem Anblick machten die beiden Vettern eine Bewegung, um sich auf ihn loszustürzen; aber Toni, den die Sangara muthig gemacht, hielt sie mit einer Bewegung zurück und sagte:

„Meine weißen Freunde, beruhigt euch; ich komme, euch zu trösten." — „Verräther! Dieb! Hund!" riefen die beiden Matrosen zu gleicher Zeit. — „Frieden!" begann der Marabout wieder, indem er sich auf die Matte setzte und eine noch ziemlich volle Flasche Branntwein vor sich stellte; „und ich habe euch einen Theil aufbewahrt; trinkt, dann wollen wir sprechen." — „Fort von hier, Verbrecher!" versetzte Etienne. „Fort, augenblicklich, wenn dir dein Leben lieb ist." — „Ich will euch die Mittel an die Hand geben, euch zu bereichern", versetzte Toni in geheimnißvollem Tone. — „Uns zu bereichern; jetzt, da wir durch dich unsrer Waaren, unsres Goldes beraubt sind!" — „Was thut's, wenn ich euch tausendmal mehr finden lasse!" — „Was willst du damit sagen?"

Der Marabout gab ihnen ein Zeichen, die Stimme zu dämpfen, trank aus der Kürbis und sagte, indem er sie ihnen darbot:

„Trinkt Sangara!"

Sie tranken einer nach dem andern: Toni gab ihnen ein Zeichen, sich neben ihn zu setzen, und fuhr fort:

„Meine Freunde, die Weißen bewohnen ein Land, wo das Eisen, das Kupfer und das Blei sich im Ueberflusse befindet."

„Das ist wahr," antwortete Michel. — „Es ist ein großer Segen des Himmels; aber wie machen sie es, um diese Metalle zu finden und aus der Erde zu holen?" — „Wir haben dazu leichte und sichere Mittel." — „Und wenn es bei euch Goldminen gäbe, wüßtet ihr sie gleichfalls zu entdecken und auszubeuten?" — „Wer zweifelt daran? Aber wozu diese Fragen?"

Der Marabout sah um sich und fuhr mit immer leiserer Stimme fort:

„Was meine Freunde, die Weißen, bei sich thun würden, könnten sie hier auch thun." — „Wie das?" — „Ich kenne eine Tagreise von Sonka ein Thal, das voll Gold ist." — „Wirklich!" riefen Michel und Etienne. — „Ich habe selbst vor einem Monate welches gesammelt." — „Du?" — „Ja; aber wir besitzen nicht die Geschicklichkeit der Weißen, um das zu finden, was unter der Erde ist. Ich konnte mich deßhalb auch nur solchen Goldes bemächtigen, das sich auf der Oberfläche fand." — „Und dessen war viel?" — „So viel als mein kräftigster Sclave tragen konnte."

Die Tauschhändler erholten sich; jedoch besann sich Etienne wieder eines Andern.

„Das ist eine Lüge," sagte er. — „Ich schwöre . . ." — „Wo ist dein Gold?" — „Ich gab es einem arabischen Kaufmann." — „Und was erbeutetest du dafür? — „Etwas Kostbareres als Gold", versetzte Toni, indem er aus seinem Busen einen ledernen Beutel holte; „nun sieh'".

Er hatte den Beutel geöffnet. Die beiden Tauschhändler sahen einen Diamanten von ungehenrer Größe, dessen Seiten im Schatten leuchteten. Sie konnten sich eines Ausrufes nicht enthalten.

„Glaubt ihr mir jetzt?" sagte der Marabout mit triumphirendem Lachen. — „Das ist ja ein Diamant, der der Krone eines Kaisers würdig wäre!" rief Etienne, „wir geben dir all' unsere Waaren dafür." — „Eure Waaren!" wiederholte Toni lachend, „der Serakik hat sie euch ja genommen."

Die Tauschhändler hatten es vergessen; sie ballten die Faust und fluchten vor Wuth.

„Aber ihr könnt Alles wieder haben, wenn ihr in das Goldthal kommt," versetzte der Marabout; „ich werde euch dort hinführen, ihr findet die Mine und wir theilen."

Es war dies das letzte Rettungsmittel: nach einigem Zögern gingen die Matrosen auf den Vorschlag ein.

(Schluß folgt.)

Der Baseler Münster.

Der Baseler Münster zeichnet sich eben so sehr durch seine Architektur, als durch seine Lage aus. Er liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt und ist von einer Terrasse umgeben, von welcher man eine prachtvolle Aussicht über den Rhein und die fruchtbaren Länder genießt, welche die beiden Ufer bilden.

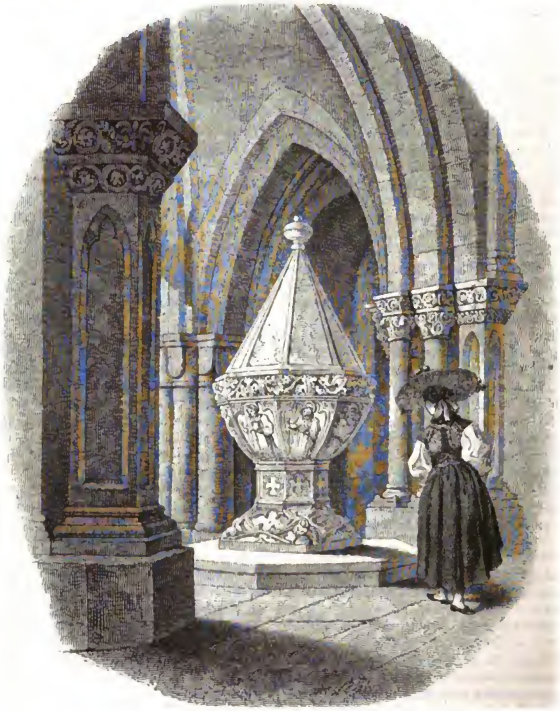
Der Bau ist in rothem Sandstein aufgeführt, wie die Kathedrale von Straßburg und der größere Theil der Kirchen des Elsasses. Das Portal, das Schiff, der Taufstein zeigt die herrlichsten Details; aber das Ganze entbehrt der

Digitized by Google

Leichtigkeit. Die beiden Thürme, welche sehr hoch sind (der eine 200 und der andere 203 Fuß), haben durchaus nicht die Eleganz, die man sonst an Werken gothischer Architektur findet. Der protestantische Cult hat der Kirche den letzten Rest innern Schmuckes genommen.

Aber die Münsterkirche besitzt einen großen historischen Werth durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Hier findet sich das Grabmal des Erasmus, jenes spöttischen Philosophen, der sich der Reformation mit der Feder, aber nicht im offenen Kampfe anschloß. Ebenso findet sich dort das Grabmal der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, des Begründers der östreichischen Monarchie. Unter dem Eingang ist das Grabmal des Oecolampadius, des Reformators von Basel.

Eine Treppe führt von der Münsterkirche in den Saal, wo das berühmte Baseler Concil während der Jahre 1431 — 1448 gehalten und auf welchem die berühmte Hussitenfrage verhandelt wurde. In dem Saale sind noch heute die hölzernen Bänke, auf welchen jene furchtbaren Kämpfer saßen, die einen Augenblick die Waffen niederlegten, um die Bibel zu ergreifen, und die dann, als das Concil zu keiner Ausgleichung führte, die Waffen wieder ergriffen, um in den Kampf zurückzukehren. Man trennte sich nach siebenzehnjährigen Debatten, entschlossen, die zu tödten, die man nicht hatte überzeugen können.



Taufstein im Münster von Basel.

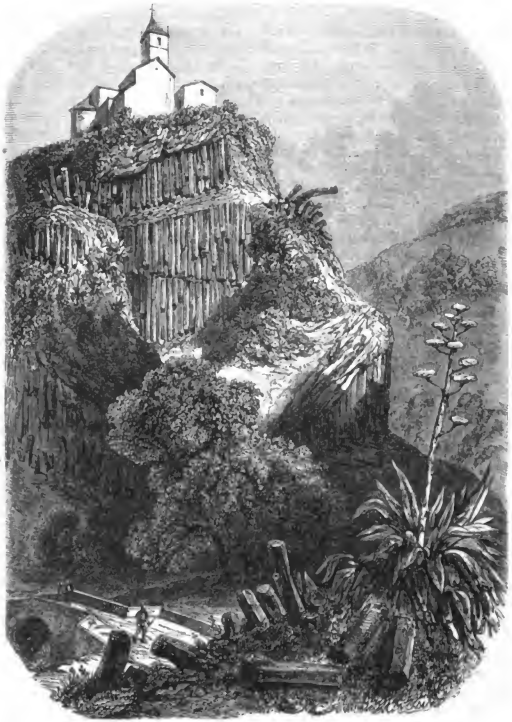
Der Taufstein der Baseler Kathedrale gehört zu den schönsten, die wir besitzen. Die ältesten mittelalterlichen Taufbrunnen (Fons baptismalis) befanden sich in besondern Taufhäusern; es waren Bassins mit lebendigem Wasser, an deren Stelle nach und nach die Taufsteine traten, welche, vorschriftsmäßig aus Stein oder Erz verfertigt, ihren Ort bald in der Kirche selbst erhielten: sie standen an der Abendseite, beim Eintritt in die Kirche, und wurden erst seit dem 14ten Jahrhundert in das hohe Chor versetzt.

Auch die Kanzel im Baseler Dom verdient wegen ihrer Steinskulpturen besonderer Erwähnung.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris

Digitized by Google

Castel Follit, in Catalonien.



Der Felsen von Castel Follit.

Castel Follit, ein elender und armer Flecken in Catalonien, an der Fluvia, erhielt im Jahre 1822 eine traurige Berühmtheit. Im Kriege der Carlisten und Constitutionellen waren die Einwohner dem Beispiele der Insurgenten gefolgt und hatten für Don Carlos Partei genommen. Gegen Ende des Monats October bemächtigte sich einer der berühmten Anführer der Constitutionellen des Platzes. Der Flecken wurde angezündet und das feste Schloß dem Boden gleich gemacht. Mina schrieb darüber in einem Bülletin: „Die Stadt ist nur noch eine Wüste. Die Wohnungen, die Mauern sind verschwunden; und um den übrigen Städten das tragische Ende zu zeigen, das ihr tolles Treiben finden wird, wenn sie ihr Ohr den falschen Eingebungen leihen, wurde an dem Mauerrest, der am weitesten sichtbar ist, folgende Inschrift angebracht: „Hier stand Castel Follit: Städte, lernt an diesem Beispiel, daß ihr die Feinde des Vaterlandes nicht begünstigen sollt."

Die Reste dieses Fleckens gewahren wir auf einem schroff emporsteigenden, scheinbar unzugänglichen Felsen, der aus Basaltsäulen besteht, die an die Orgelpfeifen der Grotte von Staffa erinnern. Das umliegende Terrain ist durchaus vulkanischer Natur: die Geologen verlegen hierher die ersten vulkanischen Ausbrüche, welche die Pyrenäenkette gebildet haben.

Ueber das Wort Castel Follit ist viel gestritten. Die wahrscheinlichste Ableitung ist die von Castellum Fultum, befestigtes Castell.

Digitized by Google

Die Jahreszeiten.

II.

Der Sommer.

Glühend brennt die Sonne über unserem Scheitel und die heißersehnte Jahreszeit, die die Früchte zur Reifung bringen soll, steht in ihrem vollen Glanze. Die Temperatur ist nicht überall gleich glühend; zwei Climate müssen wesentlich unterschieden werden: das des Continents und das der Inseln. Auf den letztern ist der Sommer nie so warm, als auf dem ersten. Nordamerika bietet beide Extreme in eclatanten Beispielen. Außerdem sind die Inselclimate weit wechselvoller, als die des Continents. So haben z. B. in England nur die Monate Juni und Juli eine etwas stetige Temperatur; diese sind dann aber auch um so herrlicher. „Und wenn die Tage des Juni schon glänzend und üppig sind, sagt William Howitt, um wie viel prachtvoller und wohlthuender ist eine Juninacht. Was gleicht jenem angenehmen Dunkel, das noch nicht Finsterniß ist! Was gleicht der ruhigen, klaren Schönheit des Himmels, an dem der Mond zittert, und der Abendstern in seiner unsterblichen Jugend leuchtet!“ Muddie bemerkt mit Recht, daß die balsamischen Nächte weit charakteristischer für den Sommer seien, als die hellen Tage. Wir haben nichts Aehnliches in allen andern Jahreszeiten. Wir blicken mit ungläubigen Gefühlen von ihnen zurück auf die langen düstern Winternächte. Und doch ist der Contrast viel werth, und wir können kaum jene tropischen Gegenden beneiden, wo die Tage beinahe das ganze Jahr gleich lang sind. So sehr uns die heitere Wärme erfreut, so wenig können wir uns nach der gleichmäßigen Temperatur sehnen, wo, wie Humboldt erzählt, zwischen Januar und August nur ein Unterschied von zehn Graden ist. Und wenn unser Juni bisweilen etwas vom tropischen Charakter annimmt, so ist die Erfahrung nicht der Art, daß wir den Climaten den Vorzug geben möchten, in welchen die Jahreszeiten gewöhnlich zwischen brennender Trockenheit und Regenüberschwemmungen schwanken, und wo der Sommer nur eine größere und der Winter eine geringere Trockenheit hat. Folgende Schilderung eines Sommertags in Südafrika gibt uns ein klares Bild davon. „Der Morgen beginnt mit entzückendem Reiz; man glaubt die Gärten „Edens“ umgeben uns, so prachtvoll und üppig ist die Scene; die Luft ist kühl und balsamisch; Alles badet sich in dem Genusse. Plötzlich ändert sich die ganze Scene; die Sonne beginnt ihre verticalen Strahlen herabzuschießen, und der Europäer, der die stolze Pracht dieses herrlichen Lichtes wie die Pestilenz fürchtet, zieht sich in sein Haus zurück, während der Neger vor seiner Hütte sitzt, Tabak raucht und sich sonnt; aber man hört weder Tanz, noch Gesang. Die zahllosen Vögel verschwinden, der kleine Papagei und die afrikanischen Kolibris suchen den dichtesten Schatten; die Waldsänger sind stumm und die Pflanzen, die kurz vorher noch kräftig und frisch aussahen, lassen nun ihre Blätter hängen. Die Pulse der Natur scheinen zu stocken; jeder Klang ist erstorben, kein Lüftchen, keine Bewegung auf der Erde oder in der Luft. Todesstille herrscht ringsumher; das Auge kann die Helle nicht ertragen und doch ist die Sonne immer in Nebel gehüllt. Ruhig kann man nun die einsamsten Gegenden durchwandern, denn kein wildes Thier erhebt sich von seinem Lager und keine Schlange zischt aus ihrem dunkeln Schlupfwinkel hervor.“ Dann kommt die Nacht mit dem unheimlichen Geheul der Hyänen und Gebrüll der Löwen, die nach Beute suchen; nicht selten findet man Morgens vor seiner Schwelle einen Schädel, den die Hyäne hergeschleppt; glücklicher Weise hat die Vorsehung den Eingebornen in den Stand gesetzt, inmitten solcher Scenen zu wohnen; sie kennen jene europäische Furcht und Empfindlichkeit gegen Hitze nicht. In der unheimlichen Stille des Nachmittags hört man nur den Klang der Ketten von Sclaven, welche frisches Wasser für ihre weichgebetteten weißen Herren holen. — Die furchtbaren Donnerwetter kommen in einzelnen tropischen Gegenden häufiger vor, als in andern; so im Rio-Plataſtaat in Südamerika, wo Darwin im Jahre 1833 das Haus des Generalconsuls vom Gewitter wie von Pulver in einzelne Stücke sprengen sah. — Wenden wir uns nun von diesem äußersten Extreme zum andern, wo man den Sommer nur an den gefrorenen Dünsten erkennt, die so hoch steigen, daß sie als Hagel, Regen oder Schnee herabfallen. Europa allein zeigt alle diese Arten von Phänomenen.

Der Sommer im südlichen Spanien ist so heiß, daß nur wenige Reisende die Tour um diese Zeit unternehmen; in Sevilla z. B. ist es unmöglich, vor acht Uhr Abends auszugehen, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man um vier Uhr Morgens aufsteht, eine oder zwei Stunden spazieren reitet oder geht und dann sich wieder zu Bette begibt. Der andalusische Sommerhimmel ist indeß mit der schönste auf der Welt. In andern südlichen Theilen hat die sonnige Atmosphäre jenes eigenthümliche Zittern, jene unregelmäßige und nebelartige Vibration, die dem Westen und Norden ganz unbekannt ist. Der Himmel des südlichen Frankreichs ist außerordentlich glänzend und klar, aber ungemein monoton; und manche Reisende ziehen den umwölkten Himmel des Nordens vor.

Ich gehe nun zu einigen lokalen und partikulären Erscheinungen des Sommers über. Der Gesang der Vögel ist stets das Accompagnement zum Nisten, welches im Frühling beginnt und bis in den Sommer hinein fortdauert. In den Wäldern von Aranjuez in Südspanien möchte man glauben, sie hätten die beiden Castilien ihrer Singvögel beraubt, so voll und entzückend ist der Abendchorus der Nachtigallen. Die heimlichen Thäler von England, durch welche die Flüsse Severn, Wye, Dove, und Themse fließen, sind Lieblingsplätze der Singvögel. So erzählt ein Amerikaner, daß er von der langen und gefahrvollen Reise todtmüde bei Nacht in die Severnmündung eingefahren sei, „als das Schiff jedoch in die Nähe des Flusses kam, ging der Mond auf; es war die Zeit der Nachtigallen, die ihren reizenden Gesang in vollen Klängen durch die Nacht hineinschmetterten. Dem müden Weltfahrer erschien es wie ein Traum aus Tausend und Eine Nacht — er vergaß seiner Mattigkeit, und dachte einzig nur daran, welch' herrliches Land voll Gesang und Naturschönheiten er betrat.“ Die Scene änderte sich bald; aber niemals vergaß er den prachtvollen Eindruck, den der Einzug bei Mondlicht und der entzückende Gesang der Vögel auf ihn gemacht. „In Nordamerika“, sagt Jamesion, „haben wir keine andere Musik in den Hainen, als die der Frösche“, und Darwin erzählt, daß er nur die Misteldrossel in Südamerika, und auch diese nur im Frühling habe etwas trillern hören. Wenn die amerikanischen Vögel aber auch keinen Gesang haben, so haben sie doch ausdrucksvolle Stimmen. Manche Vögel ändern ihre Töne, wenn die Brut halb ausgeschlüpft ist, z. B. der Kukuk. Wenn das

Digitized by Google

Nisten vorbei, ungefähr im Juli, beginnen die Wandervögel Abschied zu nehmen. Im südlichen Deutschland ist die Wanderzeit im August und Anfangs September. Die Singvögel bleiben noch einige Zeit, nachdem sie zu singen aufgehört.

In England allein hat man bis jetzt zehn tausend verschiedene Sommerinsekten entdeckt, von denen ein volles Drittel Käfer sind. Nach einem trockenen Frühling sind die sehr kleinen Arten ungemein fruchtbar. Die Schönheit der verschiedenen Käfer in ihrem glühenden Panzer, der mehligen Motten, die bei Nacht fliegen, der Schmetterlinge, die ihre prächtigen Flügel bei Tag ausbreiten, bildet eines der charakteristischsten Kennzeichen des Sommers. Diese zarten Geschöpfe findet das bewundernde Auge des Naturfreundes überall: auf dem Ben Nevis, „dem Himmelsberg," in Schottland und dem Montblanc in der Schweiz schwärmt der Schmetterling so gerne, wie in den tiefen Thälern am Fuße derselben.

Die wohlriechenden Pflanzen, die bei uns blühen, sieht man in reichster Ueppigkeit und in größter Schönheit im südlichen Europa. Die Geraniums von Gibraltar und Sevilla bedecken ganze Felsen; sie bilden Hecken und Dickichte, ziehen sich an den Wegen hin, schlingen sich hoch an den Bäumen hinauf und breiten sich über den ganzen Boden aus. Aber nicht nur Geraniums, sondern auch alle andern aromatischen Blumen blühen in wilder Ueppigkeit.

Die Sommerfrüchte sind in Spanien bei Beginn des Juni reif. In den biscaischen Provinzen, zwischen der Grenze und Tolosa, sind die Seiten der Berge nicht mit Waldbäumen, wie in den Pyrenäen, oder mit Föhren, wie in den Alpen, sondern mit Fruchtbäumen bedeckt. Soweit das Auge reichen kann, sieht es auf einen bunten Teppich von den herrlichsten Farben, die schönsten Früchte entfalten. Der Reichthum an Früchten spricht sich in dem geringen Preise derselben aus. Statt Blumen, wie es in Frankreich üblich, werfen die Kinder Früchte in die Reisewagen und sind mit jedem Pfennig zufrieden. — In Norwegen findet man Anfangs Juli reife Erdbeeren und Kirschen.

In England wird das Heu im Mai abgeschnitten. Im Juni fällt der Hafer und die Gerste unter der Sichel, der Weizen im Juli. Im Allgemeinen ist jedoch die Ernte im Süden später, und natürlich im Norden noch später.

Ein italienischer Bischof.

Ein Bischof in Italien, der ein gottesfürchtiges Leben führte und seinen Nebenmenschen höher, als sich selbst achtete, wurde nichts desto weniger verkannt und beneidet und hatte geheime und offene Feinde, die ihm in seinem Berufe manches Hinderniß in den Weg legten. Er fand sich indeß mit großer Geduld in dies Treiben seiner Feinde und vergalt, wo er konnte, Böses mit Gutem. Einer seiner vertrauten Freunde fragte ihn einst: wie er immer so ruhig bleiben und gute Miene zum bösen Spiel machen könne? — „Ich will Dir sagen, worin das Geheimniß bestehr", antwortete der Bischof; „daß ich immer guten Muthes und zufrieden bin, habe ich zum Theil meinen Augen und der Art, wie ich sie brauche, zu danken." — „Wie das?" fragte der Freund. — „Bei jeder Gelegenheit", antwortete der Bischof, „erhebe ich sie erst gen Himmel und erinnere mich dabei, daß mein Hauptgeschäft und mein eigentliches Ziel dort oben ist; dann sehe ich herab auf die Erde und bedenke, wie wenig Raum ich brauche, wenn ich mal begraben werde; endlich sehe ich mich um und bedenke, wie Vielen geht es schlimmer, als mir. All' dies lehrt mich, wie wenig Grund ich habe, mich über die Plagen des Erdenlebens zu beklagen."

Blätter aus dem Buche der Weisheit.

Manche Menschen gleichen dem Teufelsbaum in Amerika; sie öffnen ihre Frucht unter lautem Knall, sobald sie reif ist — oft lange vorher schon.

— Wie bei totalen Sonnenfinsternissen die Dunkelheit größer, als bei der tiefsten Nacht ist, so ist auch die intellectuelle und moralische Finsterniß größer zu Zeiten und an Orten, wo es Tag sein sollte.

— Viele sind in ihrer Jugend heiter, lebendig, witzig, verlieren aber ihr Salz, wenn des Lebens Winterstürme drüber gehen, wie das Meerwasser das seinige verliert, wenn es friert.

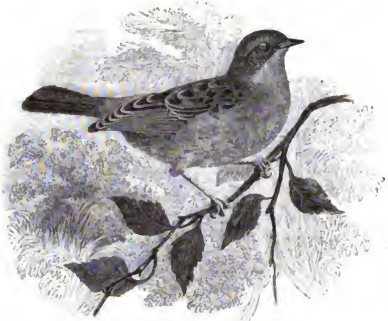
— Mache Dir nicht zu häufig Vergnügungen, damit sie nicht ihren Werth verlieren, wie die Holländer Zimmtbäume ausreißen, damit der Zimmt nicht im Preise fällt.

Der Flüevogel.

Hoch auf den Alpen, den Pyrenäen und den Spitzen der österreichischen Gebirge nistet ein munterer kleiner Vogel, der mit seinem Tritti die stille Einsamkeit belebt und auch drunten in den Thälern, in den heimlichen Stuben der Schweizer Alpen sich angesiedelt — wir meinen die Flüelerche (Accentor alpinus), die zur großen Familie der Singvögel gehört und mit der Nachtigall nahe verwandt ist, in noch näheren Beziehungen aber zu den Grasmücken steht und deßhalb wohl auch die Alpengrasmücke heißt. In großer Menge sieht man sie im Sommer auf den malerischen Triften am Abhange der Schweizer Gebirge. In ihrem Gefieder herrscht etwas mehr Mannigfaltigkeit, als bei andern Grasmücken. Die Flüelerche ist oben weißgrau mit dunkelbraunen Flecken; an der Kehle trägt sie schwarze Muschelflecken, während die Brust eine aschgraue, die Seiten eine rothbraune Farbe haben. Durch einen an den Seiten eingedrückten Schnabel unterscheidet sie sich von andern Gliedern ihrer Gattung. Ihr Gang ist leicht und gewandt; dabei bewegt sie die Flügel und den Schwanz ganz wie ihre Basen, die Bachstelzen. Sie ist etwas größer als der Haussperling. Fast immer hüpft sie auf dem Boden umher und selten fliegt sie auf Bäume: aber sie ist eine tüchtige Schnellläuferin und nimmt es in dieser edlen Kunst mit dem Rebhuhn und der Wachtel keklich auf. Da sie das Leben auf dem Baume, in Ast und Zweig nicht liebt, so treibt sie starker Schnee gewöhnlich aus dem Gebirge herab in die Ebenen und Thäler und sie stattet dann wohl auch den Dörfern und den vollgefüllten Scheunen ihren freundlichen Besuch ab. Ihr zierliches Nest, das wir hier vor Augen haben, baut sie auf die Erde, in Ritzen und Felsenlöcher. Ihr Gesang ist angenehm, aber noch melancholischer, als der tief-ernste Schlag der Nachtigall. Ihr

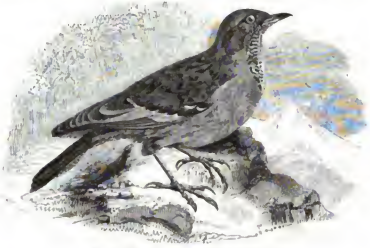
Digitized by Google

Fleisch — und wer dächte nicht bei einer Alpenlerche an etwas besonders Delicates? — wird von den Feinschmeckern dem besten wilden Geflügel, dem Ortolan, an die Seite gestellt. — Dem Alpenflüevogel steht eine andere Art zur Seite, die von



Die Braunelle (Accentor modularis).

ihrer Farbe den Namen schieferbrüstiger Flüevogel oder Braunelle (Accentor modularis) trägt. Der Rücken dieses schönen und leichten Vogels ist hell rostfarben und braun gefleckt, die Flügelfedern haben zarte weiße Ränder; Unterhals und Brust sind schieferblau, wie beim Dompfaffen. Die Braunelle unterscheidet sich von dem ihr nah' verwandten Alpen-



Der Flüevogel (Accentor alpinus).

flüevogel nicht nur durch die Farbe, sondern mehr noch durch die Lebensweise: denn während jene am Boden nistet, auf dem Boden geht und springt, lebt diese gerne in den Ge-

Nest des Flüevogels.

büschen, schaukelt sich auf hohem schwanken Zweige, baut sich ihr Nest in's Dunkel des Laubes, und scheint sich so behaglich in ihrer Heimath zu fühlen, daß sie manchmal den Winter ganz vergißt und nicht in den heißen Süden zieht. Der Gesang ist ein viel heiterer, als der des Alpenflüevogels: sie lockt mit einem deutlichen Tiu. Ihr köstliches Fleisch, das vielverwandtschaftliche Aehnlichkeit mit dem der Flüelerche hat, entgeht der lüsternen Zunge des Gour-

Bein und Brustknochen der Braunelle.

mands nicht und ist unter Kennern hochgeschätzt. — Gemeinschaftlich haben beide Vögel starke Füße und einen krumm gebogenen langen Nagel an der Hinterzehe. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und Samen.

Digitized by Google

Die Tauschhändler am Senegal.

(Schluß.)

Es wurde verabredet, daß sie sich bei Tagesanbruch auf den Weg machen wollten. Toni übernahm es, den Serakik aufzusuchen und ihn zu bewegen, ihnen die Waffen und die Esel wiederzugeben.

Als er gegangen, saßen die beiden Matrosen lange schweigend da. Endlich stampfte Etienne zornig auf den Boden und rief:

„Ein solcher Schatz in den Händen des Elenden, während wir nicht mal ein paar mühselig zusammengeraffte Unzen Goldes behalten können."

„Meine Mutter hatte einen Juwelier zum Nachbar," versetzte Michel, „und ich hörte ihn oft von dem Werthe des Diamanten reden; der des Marabout ist Millionen werth." — „Wir brauchten nicht mehr, um gleich nach Frankreich zurückzukehren." — „Und dort als Herren zu leben." — „Wenn wir nicht herabst worden wären, hätten wir vielleicht einen Tausch mit diesem Straßenräuber machen können." — „Ja, nun hat er unser ganzes Gepäck." — „Beim Himmel, es wäre gerecht, von ihm eine Entschädigung zu verlangen." — „Und es wäre leicht, weil er mit uns geht."

Sie betrachteten sich! . . . sie hatten sich verstanden.

„So sei's," murmelte Etienne mit einer sprechenden Geberde; „es mag kosten, was es wolle, morgen haben wir unser Glück in der Tasche." — „Und übermorgen sind wir auf dem Weg nach St. Louis."

IV.

Am andern Morgen waren die beiden Matrosen auf dem Punkte, mit dem Marabout fortzuziehen, als sie unheimliche Töne von draußen hereindringen hörten. Toni lauschte und schien ärgerlich.

„Was gibt es?" fragte Riou unruhig. — „Es ist Jemand im Dorfe gestorben," antwortete der Marabout, „und sie werden mich zur Leichenceremonie holen." — „Was uns zu bleiben zwingt." — „Ich fürchte, ja." — „So wollen wir sogleich gehen." — „Es ist zu spät. Da kommen schon die Leute, die mich suchen."

Mehre Neger gingen an dem Kombet vorüber, welche nach Toni riefen; einer von ihnen trat ein und sah den Marabout, der ihm folgen mußte.

Da die Tauschhändler nichts Besseres zu thun hatten, so beschlossen sie, der Menge zu folgen, um der Ceremonie beizuwohnen.

Die Nachbarn, durch das Geschrei der Familie herbeigelockt, umgaben bereits die Hütte des Gestorbenen, den die Marabouts zu waschen und mit seinen schönsten Kleidern zu schmücken beschäftigt waren. Toni ließ die beiden Fremden eintreten. Eine Truppe Griviots stand am Fußende des Leichenbettes und sang beim Klang der Luth und der Trommel das Lob des Todten. Als sie geendet hatten, traten die Freunde hinter einander ein, um mit dem Leichnam zu sprechen.

„Warum bist du von uns gegangen, du, den wir liebten? Hattest du auf deinen Feldern nicht genug Mais? Trug der Palmbaum nicht reichlich seinen verlenden May (Wein)? Liebtest du nicht mehr den Geruch des Taffio?"

„Warum bist du von uns gegangen, da doch deine Frauen für dich die Innuma (Wolle) so weiß woben, als die Zähne des Elephanten? da du doch in deinem Kombet noch Kollanüsse hattest und die Christen dir Korallenbänder und Silberspeisen bringen wollten?"

„Warum bist du von uns gegangen? Sind die Geister deiner Väter in Gestalt von Eidechsen zu dir gekommen, um dich zu sich zu holen, oder hattest du Eile, zu sterben, um unter den Weißen wieder aufzustehen und wie sie den Tauschhandel mit deinen Brüdern von ehedem zu treiben?"

Nach diesen Fragen, die je nach der Phantasie des Sprechers mehr oder weniger ausführlich waren, wurde der Todte vor die Stadt hinausgebracht und bei der Hütte niedergestellt, wo er begraben werden sollte, und deren Dach bereits abgenommen war. Die Marabouts gruben das Grab, in das er gesenkt wurde; an der Seite stellte man Kürbisse mit Wasser und Kuskus auf, damit der Gestorbene trinken und essen könne, ehe er in das Land der Geister hinüberwanderte. Das Dach wurde jetzt wieder an seinen Ort gebracht; man schmückte es mit einem Waffenbündel, dann wurde eine Daube um die Hütte gezogen, um den Leichnam vor den wilden Thieren zu schützen, und nun begab sich die ganze Masse der Trauernden zu dem Folgar, der zu Ehren des Todten gefeiert wurde.

Toni benützte den ersten Augenblick des Tumultes, um sich mit seinen beiden Kameraden zu entfernen; aber die Leichenceremonie hatte einen Theil des Tages absorbirt; sie waren noch nicht halbwegs, als die Nacht sie überraschte.

Man mußte am Fuße eines Hügels campiren. Das Land war wild und kaum einige verdorrte Grasbüschel sah man in dem rothen Sande. Die Tauschhändler bemerkten mehrere Gräben, die bei der Aufsuchung des Ghinghan gegraben worden. Sie hatten kaum drei Fuß Tiefe, denn die Neger kennen den Gebrauch der Leitern nicht; sie begnügen sich, mit der Schaufel nachzugraben, waschen dann die Erde, die sie aufgeworfen haben, um das Gold daraus zu scheiden, und machen bisweilen hundert vergebliche Versuche, ehe sie finden, was sie wollen.

Toni und seine Kameraden, welche in dem Sand die Fußspuren mehrerer Löwen entdeckt hatten, sammelten so viel trockenes Gras, dürres Holz und Gesträuch, als sie finden konnten, zündeten ein Dutzend Feuer um sich her an und legten sich dann mit ihren Thieren nieder. Das Gebrüll, das rings umher ertönte, bewies ihnen, wie klug ihre Vorsicht gewesen. Tiger und Löwen schlichen um die Feuermauer, die sie schützte; gegen Morgen verschwanden sie jedoch und Alles wurde still.

Toni, welcher bis dahin gewacht hatte, um die Feuer zu unterhalten, schlief jetzt gleichfalls ein und die beiden Vettern waren allein.

Beide warfen zu gleicher Zeit einen Blick auf den Marabout. — „Die Gelegenheit kann nicht günstiger sein", sagte Etienne mit bewegter Stimme. — „Das ist wahr", antwortete Michel, ohne sich von der Stelle zu bewegen. — „Wer von uns nimmt ihm die Büchse?" — „Du bist der Stärkere, Riou." — „Poltron!" — „Ich fürchte nur, daß er uns entkömmt." — „Steckt der Diamant im Gürtel seiner Juba?" — „Ja." — „Nun denn! — Wir müssen ihn um jeden Preis haben!"

Er hatte sich mit einer gewissen Anstrengung erhoben; Michel sagte:

„Wenn er sich vertheidigte!" — „Sind wir nicht zu Zwei?" — „Aber er hat einen Stutzsäbel." — „Zieh' den deinen!" — Loriol zog ihn. — Riou näherte sich vorsichtig dem Marabout, kniete ihm plötzlich hart auf die

Digitized by Google

Brust und griff mit beiden Händen in den Gürtel seiner Juba.

Toni, welcher so unerwartet aufgeweckt wurde, stieß einen Schrei aus und suchte sich seines Angreifers zu entledigen. Seine Bewegung warf auch wirklich Riou um; dieser erhob sich jedoch augenblicklich wieder und ergriff den Neger. Beide kämpften einen Augenblick, fielen von Neuem und rollten bis zu dem noch brennenden Gesträuch. Toni hielt an, Etienne lag auf ihm.

„Zu mir, Michel!“ rief der Matrose.

Michel wollte den Marabout zwingen, loszulassen, aber vergeblich; die Flamme ergriff die Kleider und Haare Riou's, welcher brüllte: „Deinen Säbel!.... nimm deinen Säbel!....“

Loriol schien zu schwanken.

„Elender Hund!“ rief Etienne, „tödte ihn oder gib mir die Waffe.“

Michel gab sie ihm; er machte einen Arm frei, ergriff den Säbel und stieß ihn dem Marabout in den Hals, der mit einem Seufzer verschied.

V.

Die Tauschhändler hatten Anfangs keinen andern Gedanken, als von dem Orte fortzukommen, wo sie ihr Verbrechen begangen. Sie wanderten Tag und Nacht, trotzten der Hitze, den Sümpfen und den wilden Thieren und nahmen ihren Weg nach dem Meere. Endlich, als sie sich vor jeder Verfolgung sicher glaubten, dachten sie erst wieder an den Schatz, den sie bei sich trugen, und beschäftigten sich mit der veränderten Lage, in die sie dadurch gekommen.

Der Verkauf des Diamanten sicherte ihnen einen Reichthum, den sie auch in ihren kühnsten Träumen nicht hatten hoffen können. Sie entwarfen tausenderlei Pläne mit einander, die eben so rasch wieder durch andere ersetzt wurden. Beide wollten sich die Genüsse des Luxus und der Unthätigkeit verschaffen, aber unter verschiedenen Formen; und da sie nicht einig werden konnten, beschlossen sie, sich zu trennen, sobald der gemeinschaftliche Schatz in Geld verwandelt worden.

Es blieb nur noch eine Schwierigkeit, nämlich über die Art der Umwandlung sich zu vereinigen. Michel wollte den Diamanten im Comptoir von St. Louis verkaufen, wenn der Direktor der Compagnie einen guten Preis dafür bezahlte; Etienne dagegen wünschte ihn nach Frankreich zu bringen, wo er mehr dafür zu bekommen hoffte. Dadurch entstanden Streitigkeiten, die sie immer gereizter gegen einander stimmten. Ihrem intimen Verhältniß folgte eine Art stummer Feindseligkeit. Jeder begann seinen Kameraden mit Mißtrauen anzusehen, und als der Zufall sie eines Tages trennte, klagte Etienne Michel an, er habe ihm durchgehen wollen. Es entstand daraus eine Gehässigkeit, die blutig enden mußte; man kam überein, daß der Diamant abwechselnd von Jedem aufbewahrt werden sollte.

Der Gedanke der Theilung wurde ihnen nach und nach unerträglich, denn die Habgier war mit ihrem Reichthum gewachsen. Jeder von ihnen dachte, der Schatz würde ohne den Andern ihm ganz allein gehören, und wenn ein Wunsch hingereicht hätte, sich seines unglücklichen Kameraden zu entledigen, so hätte längst Keiner mehr gelebt. Die Mitschuld verband sie allein noch, während sie sich gegenseitig haßten und verachteten.

Michel war krank geworden, Etienne hatte einen Augenblick die Hoffnung, Herr des Diamanten zu werden, und Loriol, dem seine eigenen Gefühle sagten, was sein Kamerad von ihm denke, ließ ihn sehen, daß er es errathen. Die Scham, die bis jetzt ihre schlechten Gedanken verschleiert, verschwand, um der offenen Feindseligkeit Platz zu machen. Beide kamen nun zum Ausdruck ihrer verdorbenen Natur; die verbrecherischen Leidenschaften hatten den Damm, der sie bisher zurückhielt, durchbrochen. Das Blut Toni's schien plötzlich Keime befruchtet zu haben, die bis dahin in den Gemüthern geruht; einmal in den Kreis des Verbrechens getreten, fühlten sie sich auch bald darin zu Hause.

Die Anstrengungen des Weges regten sie noch mehr auf; denn das Leiden, das die Herzen der Guten milder stimmt, vergiftet die der Bösen. Ihrer Waaren beraubt, sahen sie sich gezwungen, um nicht Hungers zu sterben, nach und nach ihre Kleider gegen Reis, Mais oder Scharnot, eine Art Weizen, auszutauschen. Aber die Theilung dieser seltenen Lebensmittel hatte immer einige heimtückische Gedanken im Gefolge. Jeder der Flüchtlinge gab ungern, was der Andere beanspruchte; jeder war ungehalten über diese Nothwendigkeit der Gütergemeinschaft, die für ihre Armuth schon hart war und noch härter werden mußte, wenn die Stunde des Reichthums kam. Der Hunger unterstützte auf diese Weise die Habgier und machte den Einen dem Andern verhaßter.

Sie erreichten endlich die Ufer des Senegal, und beschlossen, sich um jeden Preis in den Besitz eines Bootes zu setzen, um nach St. Louis hinab zu segeln. Sie rinten zu diesem Ende mehrmals durch die Fluthen des Flusses und wandten sich an die verschiedenen Völkerschaften der beiden Ufer. Endlich kamen sie in ein Fulisdorf, dessen Häuptling ihnen eine Almadie von Katyholz für ihre beiden Ledertaschen anbot. Nach einigem Zögern willigten sie ein und der Handel war geschlossen.

Die Pirogue, welche einige Zeit keinen Dienst mehr gethan, wurde mit Magotrinde gekalfatert: die Fugen rieb man mit Palmbutter, in die man ungelöschten Kalk gemischt, und die Tauschhändler schifften sich nach dem französischen Comptoir ein.

Unter den Gefahren, die zu jener Zeit die Schifffahrt auf dem Senegal mit sich brachte, war eine der größten die Begegnung mit Flußpferden, die sich in jenem Wasser in großer Masse fanden. Mehr als einmal hatte der Stoß eines solchen Thieres die solidest construirten Barken umgeworfen, und die Neger konnten den Fluß in ihren Amaldieen nicht befahren, ohne Gefahr zu laufen, ins Wasser geschleudert zu werden.

Diese Gefahr wurde dadurch noch vermehrt, daß die Krokodile den Senegal gleichsam bedeckten. Man sah sie auf allen Seiten ohne Bewegung, wie Baumstämme, schwimmen; beim geringsten Geräusch im Wasser jedoch schienen diese unbeweglichen Körper wieder aufzuleben und stürzten sich mit Ungeduld auf ihre Beute.

Die Furcht vor der Gefahr hatte Etienne und Michel veranlaßt, nur bei Tag zu schiffen. Wenn die Nacht hereinbrach, warfen sie inmitten des Flusses Anker und bedienten sich dazu zweier großen Steine.

Ihr Ungemach vergrößerte sich jedoch, je näher sie den Gegenden kamen, welche von den Europäern besucht waren und wo man sich an ihren Handel gewöhnt hatte. Die Lebensmittel waren immer schwieriger zu bekommen, da sie nur noch Knöpfe und elende Tuchlappen besaßen; und Jeder beneidete dem Andern, was er bekam. Sie spra-

Digitized by Google

chen nichts mehr mit einander, jeden Tag bedrohten sich jedoch ihre hungrigen Blicke deutlicher. Beide schienen auf einen Vorwand zum Bruche oder Streit zu warten, und ein solcher hätte sich wohl auch schon lange geboten, wenn sie nicht die Veranlassung dazu gleich ängstlich gemieden. Die Anstrengung hatte ihren Körper gebrochen und ihrem Haß mangelte die Kraft.

Eines Morgens war Etienne, wie gewöhnlich, in der Pirogue schlafen geblieben, während Michel ans Land stieg, um sich einige Mundvorräthe zu verschaffen; aber der Hunger weckte ihn früher als sonst auf. Er hob langsam den Kopf über die Barke empor, schöpfte Wasser aus dem Flusse, und wollte es trinken; der Bisamgeschmack zwang ihn jedoch, es wieder auszuspeien.*) Er kleidete sich dann an, sah, ob Michel noch nicht zurückkäme, und gewahrte ihn in einiger Entfernung am Ufer.

Eine Negerin hatte ihm seine Kürbis mit Milch gefüllt, welche er gierig trank.

„Elender!“ rief Etienne mit einer Verwünschung.

Michel wandte sich weg und zitterte bei dem Anblick seines Vetters.

„So! du glaubtest mich wohl eingeschlafen, Straßenräuber!“ rief Jener, indem er ihm die Faust zeigte; „so hältst du unsern Vertrag? Wenn der Hunger mir die Eingeweide verdreht, schwelgst du auf meine Kosten! Ich soll auf ewig verdammt sein, wenn du mir diese Schufterei nicht bezahlst!“ — „Schon recht, Schreier“, versetzte Loriol verächtlich. „Steure doch mal näher ans Ufer.“ — „Zum Teufel; ich werde dir's doch nicht so bequem machen sollen: geh' an einer seichten Stelle herüber!“ sagte Etienne zornig. — „So verzichtest du also auf das Frühstück“, rief Michel; „denn ich werde nicht durch das Wasser waten, um dir die Bananen zu bringen.“ — „Und du verzichtest auf den Diamanten“, erwiderte Riou, „denn wenn du nicht sogleich herüberkommst, so schiffe ich weiter.“

Bei diesen Worten begann der Matrose die Stricke emporzuziehen, welche die Ankersteine hielten.

„Bei deinem Kopf, laß das!“ rief Michel, indem er in das Flußbett trat.

Aber kaum hatte Riou die früher erwähnte Drohung ausgesprochen, als er sie auch ins Werk setzte. Einer der Steine war bereits herausgezogen, als Loriol auf die Pirogue losstürzte, um sie noch zur rechten Zeit zu erreichen.

Er war nur wenige Schritte entfernt, als ein nur zu bekanntes Quacken sich hinter ihm hören ließ; er wandte rasch den Kopf um: ein ungeheurer Caiman schwamm mit glühendem Auge und offenem Rachen auf ihn zu! Michel fuhr mit einem gräßlichen Schrei zurück.

Dieser Schrei wurde von Etienne wiederholt, der im ersten Augenblick eine Zagaie ergriff, die in der Almadie lag, um seinem Vetter zu Hülfe zu eilen; aber ein neuer Gedanke durchzuckte ihn plötzlich: er war ja im Besitz des Diamanten — unterlag Michel, so blieb er alleiniger Eigenthümer. Die Habgier, der Haß, die Furcht ließen ihn einen Augenblick unentschlossen bleiben.

Der Caiman hatte sich mit dumpfem Brüllen auf ihn gestürzt. Riou hörte seinen Vetter einen Schrei ausstoßen, sah ihn einen Augenblick kämpfen: dann verschwanden Mensch und Unthier unter dem Wasser.

Von einer Art Schwindel ergriffen, schnitt er den Strick ab, der die Pirogue noch festhielt, und ließ sich von dem Flusse forttreiben, ohne zurückzublicken.

. . . . . .

Einige Tage später sahen die Grumettes (Neger im Dienste der Compagnie), welche Lebensmittel nach St. Louis brachten, eine Almadie den Senegal herunterkommen. In dem Boot befand sich ein einziger Mensch, welcher ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, sie möchten ihm zu Hülfe kommen: er war von Hunger und Krankheit ganz erschöpft.

Sie brachten ihn halb todt nach dem Fort. Der alte Chirurg erkannte ihn.

„Etienne Riou!“ rief er, „und in welchem Zustande? Ich hatte es vorausgesehen! Aber was ist mit deinem Vetter? Unglücklicher!“ — „Er ist todt“, murmelte Riou.

Und er wurde ohnmächtig.

Jollard ließ ihn alle erdenkliche Sorgfalt angedeihen; aber die Aufregungen, Anstrengungen und Entbehrungen des letzten Monats hatten seine moralischen Kräfte erschöpft: er war gebrochen. Das Uebel nahm noch zu, und schon am Tage nach seiner Ankunft hatte der Chirurg alle Hoffnung aufgegeben.

Er glaubte den Kranken veranlassen zu müssen, nach einem Priester zu schicken; bei dem Worte „Priester“ fuhr jedoch Riou ungeduldig auf:

„Einen Priester! . . . bin ich denn schon dem Tode nahe? Das ist unmöglich. Sie werden mich heilen, Père Consolation! . . . versprechen Sie es mir!“ — „Ach! ich kann nichts versprechen, als Pflege und Arznei“, versetzte Jollard. — „Sterben!“ fuhr Etienne fort; „nein, nein! Ich will leben! Ich muß leben! . . . . Hören Sie mich, Père Consolation! Ich habe Ihnen noch nichts gesagt . . . aber ich bin jetzt reich . . . . . reich wie ein Fürst . . . . . Ich setze Ihnen eine Pension aus, wenn Sie mich retten; ich gebe Ihnen jede Summe, die Sie verlangen . . . . Aber lassen Sie mich nicht sterben!“

Der Chirurg glaubte, er liege im Delirium, und suchte ihn zu beruhigen.

„Sie glauben mir nicht“, rief Etienne; „aber ich kann Ihnen beweisen . . . . Sie sind ein zuverlässiger Mann, Sie . . . . hören Sie . . . .“

Er erhob sich mit Mühe auf seinem Kissen, sah sich um, ob sie auch wirklich allein seien, und begann:

„Sie staunen seit gestern über die Hartnäckigkeit, mit der ich die Hand auf der Brust festhalte; aber wissen Sie auch, was dort ist? . . . Ein Diamant!“ — „Wie?“ — „Ein Diament, der nach dem, was Sie mir selbst gesagt, ein Herzogthum werth ist.“ — „Wär' es möglich?“ — „Sehen Sie selbst.“

Er hatte aus dem Busen die kleine Ledertasche hervorgezogen und öffnete sie. Jollard betrachtete den Stein aufmerksam und schüttelte dann den Kopf.

„Gib deinen Wahn auf, armer Freund!“ sagte er; „es ist kein Diamant.“ — „Was sagen Sie?“ — „Es ist ein einfacher Kristall.“

Riou wurde beinahe ohnmächtig.

„Kristall? . . . das ist falsch!“ rief er. — „Ich sage die Wahrheit!“ — „Das ist falsch! Das ist falsch! Es ist ein Diamant! ich weiß es gewiß . . . — „Meinetwegen!“ versetzte Jollard lächelnd; „du wirst später zur Einsicht kommen.“

Aber Riou war außer sich und rief:

„Nein, nein! ich will es jetzt wissen! O, ich beschwöre Sie, Père Consolation, scherzen Sie nicht, . . . sagen Sie, daß es ein Diamant ist.“ — „Was nützt es dir

*) Dieser Geschmack kommt von der Anwesenheit der Krokodile und Flußpferde.

Digitized by Google

jetzt?" unterbrach ihn der Chirurg, der die Aufregung des Sterbenden mit Unruhe gewahrte. — „Was es mich nützt?" wiederholte Etienne; „es iſt mein ganzes Glück, meine ganze Hoffnung! .... Es muß ein Diamant ſein! ... So betrachten Sie ihn doch! ... Sehen Sie, wie er glänzt .... Wie viel iſt er werth?" — „Den gewöhnlichen Preis von Glaswaaren."

Rion ſah ihn mit einem wirren Blicke an.

„So iſt es alſo wahr?" ſtotterte er .... „was ich für einen Schatz hielt ... iſt nichts, nichts! Und der Marabout! .... und Michel! Unglücklicher, der ich bin!"

Er ſank, von Convulſionen erfaßt, zurück.

Jollard gelang es, ihn zu beruhigen, aber die Entdeckung, die er ſo eben gemacht, hatte den Kranken auf den letzten Punkt gebracht. Der Todeskampf begann. Es war ein langes und ſchmerzenvolles Delirium. Er erzählte in abgebrochenen Phraſen Alles, was ſich ereignet hatte, klagte ſich des Mordes ſeines Vetters an und zerraufte ſich die Haare, daß er ſich ſo ſchmerzlich getäuſcht. Gegen Abend ließ ſeine Aufregung nach; ſeine Stimme wurde immer ſchwächer. Er ſprach noch einige Worte, unter welchen Jollard nur Diamant ... Michel ... Kriſtall! verſtehen konnte, und hauchte dann den letzten Seufzer aus.

„Ach!" ſagte der alte Chirurg, indem er ihm die Augen ſchloß, „ich habe es ihm oft geſagt, die Kühnheit ohne Pflichtgefühl ſei ein Schwert, deſſen Scheide man weggeworfen, gleich gefährlich für Andere, wie für uns ſelbſt."

Der gerettete Knabe.

Marmorgruppe von Lechesne.

Auf der Pariſer Kunſtausſtellung von 1853 ſtanden zwei Marmorgruppen von Lechesne, welche die allgemeinſte Anerkennung fanden, obgleich ſie ein Sujet behandelten, das nicht gerade neu genannt werden konnte: einen Knaben, der von einer Schlange angegriffen und von einem Hunde beſchützt wird, welcher ihm ſpäter die Wunde beleckt. Die Leichtigkeit und Anmuth in der Behandlung des Gegenſtandes mußte jedes für die Plaſtik empfängliche Auge anziehen. Die beiden Gruppen, welche als die poetiſchen Embleme der Wachſamkeit und Treue gelten können, werden einen herrlichen Schmuck für das Entrée eines Schloſſes, Veſtibules, Parkes oder eines großen Gartens bilden.

Marmorgruppe von Lechesne.

Intereſſant iſt das Streben der heutigen Bildhauerkunſt, das Thier möglichſt häufig in den Bereich der Darſtellung zu ziehen: nicht wenig mag der Mangel an Anſchauung des menſchlichen Körpers in dem für die Kunſt günſtigſten Zuſtande, wie er dem Alterthum ſo reichlich zu Gebote ſtand, dazu beitragen. Canova hat, wie wir kürzlich erwähnten, den Löwen bevorzugt, der ausgezeichnete däniſche Bildhauer Jerichau ein herrliches Tigerbild in Marmor verfertigt, Kiß in Berlin und Danneker in Stuttgart den Panther im Kampf und in ruhiger Stellung durch die Amazonengruppe und die Ariadne, Hofer und Güldenſtein in den königlichen Parks von Stuttgart Pferd und Wild in Marmor- und Erzgruppen dargeſtellt. Eine Menge ſolcher Beiſpiele ließen ſich zuſammenſtellen: die Thatſache aber bietet einen intereſſanten Punkt für die Geſchichte der Bildhauerkunſt.

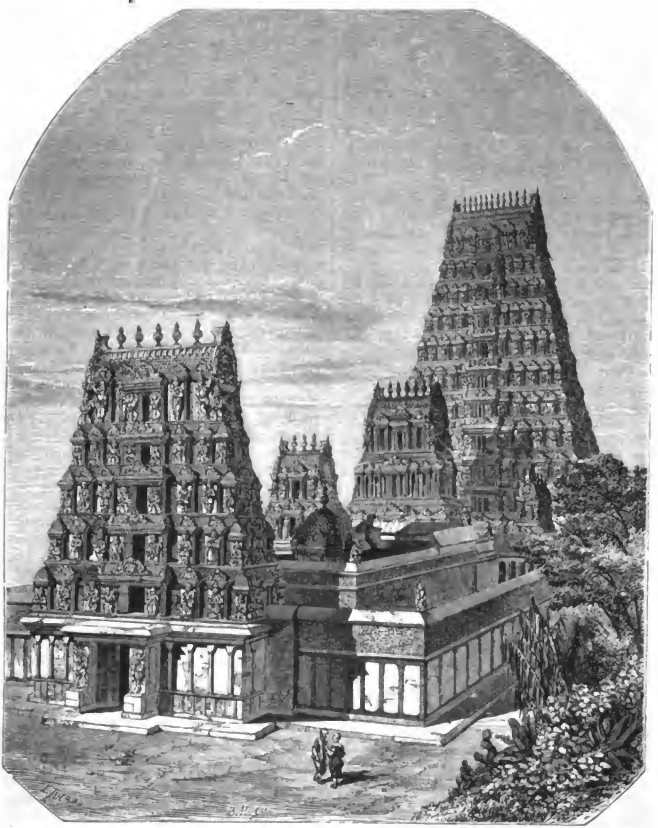
Von den Marmorgruppen Lechesne's haben wir die dramatiſchſte ausgewählt, um ſie unſern Leſern zu veranſchaulichen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Kunſt von Lowien & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Tollar, der Indianer.

Erzählung.



Der Tempel des Pſchaggernaut in Indien.

I.

Unter den unzähligen religiöſen Feſten der Indianer kann ſich keines an Glanz mit denen vergleichen, die zu Ehren des Dſchagatnatha oder Pſchaggernaut (Gott der Welt) in der kleinen Stadt dieſes Namens, welche zwiſchen Calcutta und Pondichery liegt, gefeiert werden. Das ganze Land, zehn Meilen im Umkreis, gilt für heilig. Eine Umfaſſungsmauer ſchließt ungefähr fünfzig dem Dſchaggernaut oder ſeiner Familie geweihte Tempel in ſich, deren bedeutendſter der Form nach an jene großen Porzellanvaſen der franzöſiſchen Tabakverkäufer erinnert. Er hat ungefähr 200 Fuß Höhe und iſt auf allen Seiten mit den bizarrſten Figuren geſchmückt. Hier befindet ſich die Statue Pſchaggernauts, ein grob gearbeiteter Torſo, der keine anderen Glieder hat, als einige unförmige Stümmel, an welche die Bramanen bei gewiſſen Gelegenheiten goldene Hände fügen. Man

Digitized by Google

erneuert dieses Idol von Zeit zu Zeit, und die Priester müssen zu diesem Zweck im Walde einen Baum fällen, den kein Raubvogel berührt hat. Diesen benutzen sie, um eine neue Statue daraus zu schnitzen, in welche sie den Geist des frühern übergehen lassen.

Der Tempel Dschaggernauts, den wir im Bilde vorlegen, umfaßt vier tausend Familien, unter denen sich hundert Töpfer und fünfzig Köche befinden, welche die Geschirre und die Speisen fertigen, die man an die Pilger verkauft; denn die Priester haben sich das beinahe ausschließliche Monopol der Beköstigung der Letztern verschafft, indem sie erklärten, die Speisen, die im Tempel bereitet würden, hätten den Vortheil vor allen andern, daß sie durch keine Berührung irgend einer Art verunreinigt werden könnten. *)

Es werden jährlich zwölf Feste in Dschaggernaut gefeiert, aber das bedeutendste ist das Ruth-Jatrra, das gegen Ende des Monats Juni stattfindet: und man befand sich zur Zeit des Beginns unserer Erzählung gerade in den letzten Tagen desselben.

Der große Ruth **) mit sechs Rädern, welcher den Gott Dschaggernaut trägt, hatte seine Fahrt beendigt und nahm seinen Weg nach dem Tempel: ihm folgten andere kleinere Wagen, welche für die Idole seines Vaters Boloram und seiner Schwester Shabudra bestimmt waren. Alle drei wurden von mehren hundert Menschen gezogen, welche grüne Zweige in der Hand trugen und, das Haupt nach dem Götzenbild gewendet, im Takte gingen. Hintendrein kam der Rajah von Kurdah mit einer Armee von Elephanten, welche bunte Kudahs trugen, und die zahllose Masse von Pilgern eilte von allen Seiten herbei, um Rupien, Pagoden, Cocosnüsse vor den Gott zu werfen, den heiligen Ruth eine Zeitlang zu ziehen oder sich unter seine massiven Räder zu stürzen und im Anblick des Götzenbildes zu sterben. Eine enthusiastische Begeisterung hatte sich nach und nach der ganzen Menschenmasse bemächtigt, die die Ebene, so weit man sehen konnte, bedeckte und eine Art von Ocean bildete, in dem jede Woge ein Kopf war. Von Zeit zu Zeit hörte man den Schrei von Frauen oder Kindern, die gestoßen oder getreten worden, aber er erstarb sogleich wieder in dem Geschmetter der Silbertrompeten der Bramanen, dem Gebrüll der Elephanten, dem Jubel der Pilger und dem Geheule der Fakirs.

Endlich erreichten die drei Wagen die Mauern des Tempels und verschwanden vor den Augen der Zuschauer. Die heilige Musik verstummte augenblicklich. Die Strickschaukel mit eisernen Ketten, in welchen die Priester die goldenen Idole schwangen, indem sie sie mit rothem Pulver und Rosenwasser begossen, hielt plötzlich an, die Dederassi ***) unterbrachen ihre Tänze am Eingang und die Menge zerstreute sich unter Freudengeschrei.

Die Sonne war bereits im Sinken; die bislang unsichtbaren Dünste begannen sich zu verdichten und versprachen eine jener kalten Regennächte, deren gefährlicher Einfluß jedes Jahr die von dem Ruth-Jatrrafeste angelockten Pilger decimirt. Auch die reichen Indianer, denen ihre Geschenke ein kleines Gemach innerhalb der geheiligten Mauer verschafft, und die Europäer, die sich einer Wohnung in der Stadt vergewissert, beeilten sich, unter Dach und Fach zu kommen, während die in der Nähe der Tempeleingänge, in den Pipalbosketten oder unter Zelten campirende Menge langsamer ihre Nachtlager aufsuchte und sich gruppenweise um die Verkaufsbuden drängte, welche von der Ebene Besitz ergriffen: denn die religiösen Feste der Indier sind zugleich Melas (Märkte), welche von den Verkäufern aller Provinzen besucht werden, da man alle Zeit, die nicht von den religiösen Ceremonien in Anspruch genommen ist, auf Ein- und Verkauf der Waaren des reichen Landes verwendet.

Die einen Augenblick vorher mit Priestern, Musikern, Tänzern und Götzenbildern bedeckte Ebene war jetzt mit kleinen Buden übersäet, in welchen Negerschürzen von Madras, chinesische Seidenwaaren, Attarsäckchen (Rosenessenz) von Chayppur oder Delhi ausgelegt waren. Einwohner von Sonderbond boten Tiger und Löwen, die an einer Tamarinde angebunden waren, zum Verkauf an; Landleute riefen ihre Tauna *), ihr Toll **) und Katchil ***) aus; alte Frauen trugen Sandelholz, Palmzucker, Agapen oder zubereiteten Betel umher; junge Mädchen boten Körbchen mit Früchten und Palmblätter, sogenannte Olleo, an, auf denen man mit einem Eisenstilet schreibt. Ueberall hörte man das Geschrei der Tätowirer, welche die Kunst, Figuren oder Emblème in den Körper zu stechen, verstehen, das Geleier der Sannassis mit ihren Cymbeln, die Glocken der Pundaris, welche dem Volke die Legenden der indischen Götter vorsingen, und die Gebete der Fakirs, die sich ganz nackt zwischen den Pilgern hin- und herbewegten, von denen sie sich Gaben erbettelten. Endlich erschienen da und dort in der Masse Banianen, die das Geschäft von Banquiers oder Geldwechslern versehen und zwischen den Buden mit ihrem Stein, der die Metalle prüft, ihren Waagen und Säcken mit Caschen, Rupien und Fanams †) umherlaufen.

Diese bunte Scene war in voller Bewegung, obgleich die Nacht bereits hereinbrach, als einer der malabarischen Wagen, die man Gadis nennt, um die heilige Mauer fuhr und langsam in die Ebene hinabsog.

Dieser Gadis, der auf vier vollen Rädern ruhte, war von einem Sammetdach überwölbt, mit einer vergoldeten Balustrade umgeben und von verschiedenfarbig bemalten Ochsen gezogen, die um die Hörner goldene Ringe trugen. Vorans gingen vier Pions ††), die das Rohr mit Silberäpfeln trugen und hintendrein kamen zwei Sonnenschirmträger.

Das Innere des Wagens bildete eine Art Divan, auf welchem ein Europäer und seine erwachsene Tochter saßen. Miß Eva zählte jedoch erst dreizehn Jahre; ihr Geist und ihre frühreife Schönheit ließen sie die Schwelle der Jugend keck überschreiten und so glich sie bereits der aufgeblühten Rose. Kürzlich erst aus England zu Doctor Dumfries gesandt, wohnte sie zum ersten Male einem der großen indischen Feste bei und konnte ihr Staunen nicht verbergen. — „Sie finden das hübsch?“ fragte Doctor Dumfries lächelnd. — „Mehr seltsam, mein Vater,“ antwortete sie; „der Tempel erinnert mich an die phantastischen Bauten,

*) Die Indianer glauben, die Berührung eines Muselmannes oder eines Christen reiche hin, um eine Speise unrein zu machen.

**) Wagen.

***) Bayaderen.

*) Korn, das beinahe ohne Kultur wächst.

**) Eine Art Erbse.

***) Katchil vertritt in Indien die Stelle unserer Kartoffeln.

†) Indische Münzen.

††) Indische Diener, die die Stelle der Jäger unserer vornehmen Häuser versehen.

Digitized by Google

die ich in England bisweilen in den Wolken zu sehen glaubte." — „In der That, man findet darin alle Launen der Einbildung. Die religiöse Architectur der Indier gleicht ihrem Glauben, der aus erhabenen Schönheiten und elenden Verirrungen zusammengesetzt ist. Sie konnten heute über die fanatische Leichtgläubigkeit dieses armen Volkes urtheilen lernen, Eva, und doch sehen Sie nur seine geringsten Thorheiten. Beim Feuerfeste laufen Pilger auf glühenden Kohlen; beim Kallyfeste werfen sie sich auf Matratzen, aus denen Dolche hervorstehen, und die Zahl dieser Fanatiker ist so groß, daß die Erde von ihrem Blute genäßt wird. Und was die Torturen der Fakirs betrifft, die sich um jeden Preis den Titel von Heiligen erwerben wollen, so sahen Sie bereits ein Beispiel davon."

Während der Doctor dem jungen Mädchen den Unterschied von Bramaismus und Buddaismus auseinanderlegte, setzte der Wagen seinen Weg durch die Menge fort, und er hatte gerade ein Bosket von Mangos und Pipals erreicht, als sie einen Palanquin gewahrten, welcher von Boes getragen wurde, die sich zuweilen mitten im Laufe, ohne anzuhalten, ablösten; voraus marschirte eine große Zahl Pions. Der Doctor erkannte einen Indier, mit dem er in täglichem Verkehre stand und der für einen der solidesten und reichsten Kaufleute Calcuttas galt, Bundoo gehörte zur dritten Menschenklasse, zu der der Vaiscias*). Er trug auf seinem Munde ein Stück Glas, das die Insecten abhalten sollte, die er sonst unwillkürlich verschluckt hätte, und hielt in seiner Hand eine Büchse mit Zucker und Mehl, um es den Thieren anzubieten, denen er begegnete.

Beim Anblick des Doctors ließ er seinen Palanquin näher bringen und grüßte ihn mit der Hand.

„Möge Alles nach den Wünschen des weisen Dumfries gehen," sagte er englisch. — „Und nach denen des würdigen Bundoo," fügte der Doctor hinzu. — „Kehrst Du bereits zur Stadt zurück?" — „Ich fürchte für meine Tochter die Feuchtigkeit des Abends." — „Du erlaubst mir, Dich zu begleiten?"

Dumfries gab eine wohlwollende Antwort: der Palanquin setzte sich neben dem Gadis in Bewegung und Beide begaben sich nach der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Capri.

Reiseblätter.

Sie meinen, ich sei nun einmal für Capri eingenommen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es allen Umgebungen Neapels vorziehe. Es ist freilich eine schwierige Sache mit solchen Neigungen und Abneigungen. Oft hängen sie vom bloßen Zufall, von unserm Humor, unserer augenblicklichen Stimmung ab, wenigstens bei den Reisenden, die eine Gegend nur einmal besuchen können oder wollen.

Nein, vergönnen Sie mir, daß ich die frischen, gesunden Meerlüfte Capri's preise. Zwar mangeln hier die Orangen Sorrents, die Kastanien von Castellamare, die Ruinen Pozzuoli's, die Wälder La Cava's, die Uferstraße von Salerno, die Costüme Procida's und die Bäder von Ischia, aber ich vermisse keines von allen, wenn ich von den Ruinen Tiber's hoch über schauerlichem Meeresabgrund die Sonne in die Fluthen sinken sehe.

Am meisten Interesse erregt St. Maria oder der Palast des Tiberius. Ein interessanter, nicht gar bequemer Weg führt von Capri aus in einer halben Stunde auf den Felsgipfel, wo der Tyrann hauste. Je höher man steigt, desto gewaltiger bildet sich im Rücken die wilde, schauerliche Masse des Monte Solaro, man gewinnt den Ueberblick über die grünen Strecken, die mit trefflichen Reben bepflanzt sind, man sieht darüber weg an der Felswand empor die Treppe, die mit sechs hundert Stufen nach Anacapri, oder der auf dem höheren Gebirge gelegenen Stadt, führt, es enfaltet sich der Golf mit seinen Inseln, und die niedern Berge von Misen und Bajä, Gauro und Posilip treten mehr aus der Linie des Wassers vor; in Neapel unterscheidet man, trotz der Entfernung von 30 Miglien, das Castell St. Elmo ganz deutlich, und der Vesuv, der leider von hier aus eine nicht sehr schöne Form hat, zieht unsere Augen wenigstens durch die weißen Rauchsäulen an, die aus dem Krater emporsteigen. Man trifft die indianische Feige in ganzen Gärten an, der Wein und die Olive erscheint nur spärlich auf dem steinigen Erdreiche. So gelangt man an die Felsspitze, wo sich der Meerbusen von Salerno aufschließt, und das Auge, schwindelnd vor dem entsetzlichen Abgrunde, in dem die wilde, grüne Woge der Meerenge an die Klippen schlägt, schweift lieber zu dem sanfteren Bilde der Berge von Pästum und der prachtvollen Linie der tyrrhenischen See hin. So viel auch noch von dem Palast des römischen Ungeheuers übrig ist, so möchte es doch schwer sein, sich einen deutlichen Begriff von seinem Umfange, seiner Eintheilung zu machen. Noch trifft man große Gewölbe, Nischen, Treppen, Säle mit wohlerhaltenem Mosaikboden, viele kleinere Zimmer, die zirkelförmig gebaut sind; man hat angefangen, nachzugraben, einen schönen Fußboden entdeckt, ist aber bald wieder satt geworden. In den Vignen, welche terrassenförmig von der Kapelle St. Maria hinabsteigen, findet man viel Mosaik. Willkommener als die Erinnerung jener Greuel, die hier nicht blos zur Schande eines Individuums, sondern des Geschlechts selbst verübt wurden, und interessanter als die mit Recht der Zeit anheimgefallenen Paläste, de en verworrene Reste wir noch um uns herum sehen, ist die Aussicht von der Höhe des Felsens, wo man von den Bergen Terracina's und dem Vorgebirge der Circe, von den Inseln Ponza und Ventilene bis weit nach Calabrien sieht und zwei prachtvolle Meerbusen ihre Naturwunder vor uns entfalten.

Wenn man hier auch keinen Gesammtüberblick über die Insel hat, wie auf dem Solaro, so geht man doch öfter und lieber nach St. Maria, weil es näher liegt, der Weg bequemer ist und man im Grunde fast so viel sieht, als oben.

Denn für einen Spaziergang eignet sich allerdings die Treppe von Anacapri nicht. Zeigt man einem Fremden seinen senkrecht jähen Felsen, in den der Weg in etwa 600 großen beschwerlichen Stufen eingehauen ist, von weitem, etwa von Capri oder der Marine aus, so scheint es Einem unmöglich zu sein, eine solche schreckliche Höhe zu erklettern, und man hat Noth, nur den Weg zu erkennen, der im Zickzack hinauf führt. Es läßt sich aber herrlich ausruhen, man verweilt mit Freuden, wenn man einige Dutzend Treppen erstiegen, man schaut über den östlichen

*) Brama theilte die Menschen in vier Klassen: Bramanen, die er aus seinem Kopfe zog; Kattenas, die er aus seinem Arme zog; Vaiscias, die aus seinem Bauche kamen, und Soudras, die von seinen Füßen stammten.

Digitized by Google

Theil der Insel weg, der mit den Felsen des Tiberius endet, und steht diese immer niedriger werden, bis endlich das Meer und die Sireneninseln drüben hervorschauen. Schon beinahe oben, gelangt man an eine Zugbrücke, mit der man jedes Fortschreiten unmöglich machen kann, und nun hat man mit wenigen Schritten den freundlichen Weg erreicht, der an den Höfen, Wein- und Oelgärten Anacapri's vorüber führt.

Zuerst besteigt man die Burgruinen Barbarossa's, die auf einen wilden, von einer Seite schrecklich jähen Felsen gleich einem Vogelnest gebaut sind und von Süden, aus der Tiefe angesehen, ein verwegenes abenteuerliches Bild geben. Sodann spaziert man, beständig den Golf von Neapel und über Ischia hinaus die hohe mittelländische See vor Augen, zwischen den armseligen Masserien nach Anacapri oder gleich auf den Monte Solaro, den höchsten Punkt der Insel.

Der Weg ist einer der beschwerlichsten und sauersten, der menschliche Beine ermüden kann, und geht immer über nackte Felstrümmer weg, so daß ich fast lieber auf den Vesuv steigen will, weil ich dort doch wenigstens in einigen Minuten auf's Leichteste und Lustigste zum Fuß des Kegels hinunter laufe, von Solaro aus aber ein solches Herabsteigen unmöglich ist. Hat man endlich den Gipfel erklommen, wo man gewöhnlich von heftigem Winde beunruhigt wird, so überschaut man nun auch die westliche, zum Theil ganz nackte, zum Theil nur spärlich mit Oliven bepflanzte höhere Seite der Insel und genießt ein Meer-

Der Barbarossafelsen auf Capri.

panorama, das seines Gleichen nur auf dem Epomeo findet, aber an Wirkung und Größe diesen wohl übertrifft, weil man dem Elemente näher ist, weil man fast vom Gipfel des senkrechten, 1600 Fuß hohen Felsens sich in das Meer hinabstürzen könnte. Die Tiefe des Abgrundes wird Einem erst recht zum Schwindel anschaulich, wenn ein Fischerkahn unten vorbei rudert und kaum als ein schwarzer Punkt sichtbar ist, ja dem schwächern unbewaffneten Auge ganz entgeht.

Das Städtchen Capri selbst ist von verschiedenen Seiten malerischer Vorwurf, am meisten aber gewiß vom Wege aus, der nach St. Maria hinauf führt, wo es in Breite und Länge zwischen den Castellen ausgestreckt und von der grandiosen Felsmasse des Solaro überbaut ist. Hübsch nimmt es sich auch von dem Felsen aus, der die große Marine schließt, von der Treppe von Anacapri und von Tracara. Schaut man aber nur vom Balkon meines Hauses über die Orangengärtchen weg, so genießt man den Anblick einer allerliebsten Gruppe von Häusern, die Capri's Eigenthümlichkeiten eben so anmuthig als großartig charakterisirt.

Felsstudien, wie sie der Maler nicht so leicht am Meere trifft, kann er an der großen Marine, aber noch besser an der kleinen, welche gegen Süden liegt, und über ihr in Tracara machen. Allenthalben bietet die Insel wieder ein neues Bild großartiger, höchst eigenthümlicher Natur dar, die oft an's Schauerlichste grenzt.

Kein Fremder soll unterlassen, die kleine Marine zu besuchen, wo die gewaltigste Felsenwelt von dem einsamen Element umrauscht wird, und besonders der Mondschein,

Digitized by Google

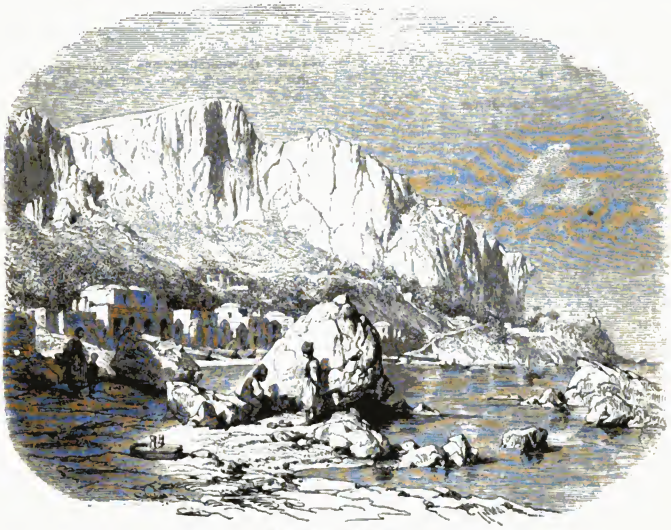
wenn er die jähen Massen dieser furchtbaren Klippen mit seinem Zauber vergrößert, eine ungeheure Wirkung hervorbringt. Ferner spaziere er an dem Cento camarelle vorbei, die Tracara hin, zum Orte, wo Julia in der Verbannung lebte, und wo man die Farigliони, oder die abgerissenen, mitten aus dem Meere hervorsteigenden Klippen, übersieht, die gegen Süden stehen und ein natürliches Thor bilden.

In den sehenswerthesten Merkwürdigkeiten der Insel gehören aber die vielen Grotten.

Unterlassen Sie ja nicht, die Inseln zu umschiffen. In drei Stunden machen Sie die ganze Tour, und haben so Gelegenheit, die Ufer genau zu beobachten und die Grotten zu besuchen. Sehr interessant ist die Strecke von Damicuta bis über die Farigliони und die kleine Marine hinaus, indem man den Felsen des Tiber umschifft: eintönig, öde, leer und traurig sind hingegen die westlichen Ufer.

Die Capritaner sind ein armes, und darum oft aus Noth keckes und verwegenes Völkchen. Sieht man die vom festen Land abgerissenen, wie Dome aus dem Meer hervorragenden Klippen der Farigliони, so scheint es unmöglich, sie zu erklettern, und dennoch thun es die armen Insulaner, steigen bis auf die Spitze, holen Holz und die guten Spargel, welche oben wachsen.

Auf diese Weise geschieht denn manches Unglück. So hörte ich von einem Anacapritaner eine That der verzweifeltsten Kühnheit erzählen. Ohne Begleiter ging er aus, um in den Felsenklüften, in Höh' und Tiefe Holz zu suchen,



Die Marine von Capri.

gerieth an einen tiefen Abgrund, der sich zwischen senkrechten Felsen einklemmte, und bemerkte etwa in der Mitte desselben ein Vogelnest, das ihm, wenn er's erreichte, drei Caroline eintragen konnte. Wer riskirte auch für dreißig elende Grane sein Leben! Der Capritaner bindet sich oben an einem Felsen einen Strick an, windet ihn um den Leib und läßt sich in die schreckliche Kluft keck hinunter. Wie er in die Nähe des Vogelnestes kommt, schwingt er sich zu dem Felsriff, auf dem seine Beute befindlich, mit aller Kraft hinüber und erreicht ihn. Aber indem er sich hier anklammert, tief unter der Stelle, wo er den Strick angebunden, und hoch über den Zacken des Abgrundes, und eben sich über die Beute hermacht, verliert er unglücklicher Weise das Seil aus der Hand, und es schwingt sich so weit zurück, daß es unmöglich wird, es mit den Armen zu erreichen. Was soll der Verzweifelnde thun? Hülfe ist hier nicht zu erwarten! Sein Schrei dringt nicht hinauf, und dräng' er auch, so hört' ihn Niemand; auch hat er nur die Wahl zwischen dem Hungertode und einem Sprunge der Verzweiflung. Er wagt ihn, stürzt sich auf gerathewohl auf's Seil zu und — — erfaßt es! So hängt er wieder glücklich über dem Abgrunde, klettert am Stricke hinauf und kommt unverletzt oben an.

Wie gesagt, die Capritaner sind ein armes, aber ziemlich regsames, fleißiges Völkchen. Ihre einzigen Erwerbzweige sind Fischfang, Wein- und Obstbau, Vögeljagd und Marktschifferei. Was den ersten anbetrifft, so ist das Meer von Capri reich an den schmackhaftesten, geschätztesten Fischen, ungeheuern Krebsen und andern Leckerbissen, von denen man so reichlich zu schmausen bekommt, daß Einem die classischen Muränen gewöhnlich werden. Die Seespinnen aber und Seesterne und andere pflanzenartige See-

thiere wollen Fremde nicht so leicht angenehm finden. Ganz häufig ist der Schwertfisch, der zu einer gewaltigen Größe anwächst. Auch der Delphin, oder La Fiera, wie sie ihn nennen, zeigt sich um Capri herum.

Der Weinbau wird ziemlich getrieben, und ein edles, feuriges Getränk erzeugt, das minder dick und schwerfällig ist, als die schwarzen neapolitanischen Weine, und von den Fremden, nebst dem Ischier, gerne getrunken wird.

Die Jagd besteht aus Vögeln. Berühmt sind die Wachteln, welche im September auf Capri geschossen werden. Zahllos sind die Marvitzen, die in Rom unter dem Namen Tordi ungemein beliebt sind.

Rabbi Nathan Clausener.

Novelle von M. Goldschmidt.

I.

Zwei junge Juden.

Der junge Wulf Israel, Sohn des reichen Wechslers Israel, kam eines Freitag Nachmittags auf das Handelscomptoir des Großhändlers Gerson und fragte nach Aron Jacobsen, dem ersten Commis.

Einer der Comptoiristen sagte ihm, daß Aron Jacobsen in dem kleinen Zimmer neben dem Comptoir sei, und bat ihn einzutreten. Als er herein kam, lag Aron auf dem Sopha, fuhr jedoch rasch auf, um ihn zu begrüßen.

„Guten Tag! — Bist Du krank?“ fragte Wulf Israel.

„Nein. Aber ich bin nicht recht wohl, weil ich meine gewohnte Nachtruhe vermisse; ich schlummerte ein wenig.“

„Ach, das gibt sich, wenn man sich daran gewöhnt. Hast Du Dich gestern unterhalten?“

„Ja; aber ich kann nicht so viel Wein ertragen.“

„Du bist ein reines Kind! Nichts kannst Du ertragen. So trinkt nicht mehr, als Du brauchst, um Dich munter zu erhalten.“

„Ja, das ist leicht gesagt; aber wenn ich erst mal munter werde, so denke ich nicht an den morgenden Tag.“

„Gehst Du heute Abend mit? Ich habe zwei hübsche Jungens eingeladen und lasse meinen Wagen vor der Stadt halten; ich thu's um Deinetwillen, denn ich kümmere mich nichts um die Juden.“*)

„Heute Abend?“ sagte Aron und kämpfte etwas mit sich selbst; „nein, heute Abend kann ich nicht.“

„Was ist das für Zeug! Weßhalb kannst Du nicht?“

„Bedenke doch, daß ich letzten Freitag Abend auch nicht zu Hause war bei meinem Vater. Zwei Freitage hinter einander — das geht nicht.“

„Du bist wirklich ein Kind . . . laß mich Dich ansehen — Kreuz! Du siehst ja schrecklich aus, Du bist krank!“

„Wulf!“ sagte Aron und Thränen traten in seine Augen, „es nagt an mir, daß ich gestern Abend Beefsteak aß.“**)

*) Es ist verboten, am Sabbath zu fahren; dieser beginnt Freitag Abends, wenn die ersten Sterne am Himmel erscheinen.

**) Nämlich bei den Christen, also nach jüdischem Gesetz Unreines.

„Ha, ha! nun muß ich lachen! Bist Du noch nicht weiter in der Aufklärung gekommen? Ei, du mein Gott und Erlöser.“

„Ich bin drei und zwanzig Jahre geworden“, sagte Aron, „und nichts Unreines war über meine Lippen gekommen. Ein Unglück wird mich strafen. Weßhalb kann man sich nicht in Unschuld freuen, ohne die Gebräuche der Väter zu übertreten!“

„Ich höre nicht gern solchen Schnickschnack! Ich bin zu erleuchtet, um mich an die alten Rabbiner zu kehren“, sagte Wulf Israel.

„Aber Moses?“ fragte Aron mit ängstlichem Blick.

„Ach, Moses war auch ein alter Rabbiner. Er ist zu Ehren und Ansehen gekommen, wie Rheinwein, weil er so viele hundert Jahre gelegen — ha! ha! das war ein guter Einfall! Du brauchst nicht zu schauern, ich meinte es nicht so schlimm. Na, laß die Grillen fahren, Aron, und geh' heute Abend mit. Wenn wir heimkommen, gehen wir nach der Kronprinzenstraße und spielen ein wenig; dort treffen wir zwei Schauspieler, mit denen ich Bekanntschaft gemacht.“

„Schauspieler?“ fragte Aron eifrig; „Nyge, Frydendahl?“

„Nein, so weit ist es noch nicht gekommen; es sind nur Eleven, aber sie haben viel Talent. Ich sah sie vorgestern Abend spielen, ganz vortrefflich.“

„Es waren gestern Abend ja auch zwei Eleven mit; es ärgerte mich, daß sie immer sagten: „Herr Jschrael!“

„Ach, das thut nichts.“

„Du warfst doch kürzlich einen Schuhmacherjungen die Treppen hinunter, weil er sagte: Jschrael.“

„Ja, das war, weil er nicht sagte: Israel — — hörst Du, das ist der Unterschied.“

„In einer halben Stunde ist Schabbas“, meldete ein eintretender Comptoirdiener; „sollen die Briefe nach Hamburg bis Sonntag warten?“

„Nein, ich werde sie sogleich schreiben“, sagte Aron und stand auf.

„Du gehst also mit, Aron? In einer halben Stunde hole ich Dich“, sagte Wulf Israel, indem er nach der Thüre ging.

„Nein, heute Abend keinen Falls!“ sagte Aron.

„So krieg die Nerpe!“*) rief Wulf erbittert und eilte fort.

Aron ging in das Comptoir und schrieb. Eine halbe Stunde später, als die Sterne am Himmel aufgingen, entließ er die übrigen Comptoiristen und ging dann selbst, nachdem er das Comptoir geschlossen.

II.

Erev Schabbas. Freitag Abend.

Als Aron heimkam, stand seine Mutter vor dem Schabbastische und weihte die Lichter, indem sie die Hände gegen sie ausstreckte und die Segnung sprach.

„Warst Du heute Abend in der Schule**)?“ fragte sie den Sohn, als das kurze Gebet zu Ende war.

„Nein, Mutter, ich komme gerade vom Comptoir und hatte nicht Zeit, mich umzukleiden. Der Vater ist wohl schon zu Hause?“

*) Es geschehe ein Unglück!

**) Synagoge.

Digitized by Google

„Nein, aber sie sind gewiß jetzt beim Bemeh matlin*), wir können ihn ehestens erwarten; ich will die Mahlzeit bereiten."

Aron ging, um sich umzukleiden, und als er kurz darauf wieder in das Zimmer trat, kam der Vater.

„Gut Schabbas!" sagte er vergnügt, indem er in die Thüre trat.

„Gut Schabbas!" antworteten Frau und Sohn; der Letztere bedeckte den Kopf und empfing die Handauflegung und den Segen des Vaters.

„Es war ein rechter Naches**), heute Abend in der Schule zu sein!" sagte der Hausvater, indem er den Hut mit einem Sammetkäppchen vertauschte, und setzte sich in das Sopha; „wir hatten den fremden Hasan***); oh, wie wohl! wie ein Koll †)! Mein Kind, ich hab' Hunger; Aron, geh' zu Tische!"

„Ich danke, Vater", sagte Aron: „ich wollte Dich blos Kiddisch thun sehen ††); dann gehe ich fort."

„Wie, Du willst gehen, Aron? Willst Du uns allein speisen lassen?"

„Ich gehe einen Augenblick zu Rabbi Nathan", sagte Aron verlegen.

„Erst Schabbas bleibt man bei seinen Eltern, Aron! Du warst verflossenen Freitag Abend auch nicht bei uns."

„Na, laß ihn nur gehen!" sagte die Mutter mit listigem Lächeln.

Der Vater sah es, lächelte dann auch und sagte: „Nu nu, gut Schabbas, grüß' Rabbi Nathan!"

„Und seine Frau und seine Tochter!" fügte die Mutter hinzu, während Aron hinausging.

Rabbi Nathan Glausener, nach dessen Hause sich Aron nun begab, war einer von den Männern, die die gläubigen Juden hoch in Ehren halten und bei denen sie sowohl in zweifelhaften Religionsfragen, als in häuslichem Kummer und öffentlicher Noth sich Raths erholen. Er war Glausener, das heißt: er war einer von den Männern, die von der Gemeinde dafür belohnt werden, daß sie in der Schrift forschen. Und wie zu Jerusalems Zeiten der Hoheprieſter, wenn er am großen Versöhnungstage in das Allerheiligſte trat und die sieben Bintstropfen sprengte, Etwas sah, was Andere nicht sehen durften, so schauen diese Männer, während ihrer nächtlichen Forschungen, in den heiligen Büchern eine geheime Weisheit, ja, in alten Tagen haben einige von ihnen die Auflösung der dunkelsten Räthsel gefunden und Leben und Tod binden können. Aber sie Alle umgibt etwas Eigenthümliches in ihrem stillen, lautlosen Leben; man kann bisweilen hören, wie es flüstert um sie, ohne daß sie sich davon stören ließen, und man merkt vorher, wenn sie sterben werden. Sie sind ungefähr für die Juden, was die christlichen Heiligen in früheren Zeiten waren; nur ist der Unterschied, daß, während die christlichen Heiligen die Dogmen verändern und den religiösen Satzungen neue Deutungen geben konnten, das ganze Ansehen des jüdischen Heiligen auf der Genauigkeit, mit der er nach dem Gesetze lebte beruhte. Er ist der Spiegel des Gesetzes, und sobald seine ängstlich wachenden Glaubensbrüder merken, daß er ihn nicht rein abspiegelt, ist sein Ansehen vorbei, und der Spiegel läuft Gefahr, in Stücke zerschlagen zu werden.

Als Aron bei Rabbi Nathan eintrat, saß dieser bereits beim Schabbasmahl, umgeben von seiner ganzen Familie: seiner Frau und Tochter und seinen verheiratheten Söhnen mit ihren Frauen und Kindern. Als er den Gast sah, rief er munter: „Je später der Abend, je größer der Gast! Kommt, setzt Euch!"

Seine Frau reichte Aron die Hand und fragte freundlich: „Wie lebt Ihre Mutter? — Setzen Sie sich, Aron, und nehmen Sie mit uns vorlieb."

Man rückte zusammen, so daß, wie verabredeter Maßen, an Esthers Seite Platz wurde.

„Wir glaubten beinahe, wir hätten Sie beleidigt", sagte Esther, während die Andern ihr abgebrochenes Gespräch laut fortsetzten; „weßhalb blieben Sie so lange fort?"

„Sie dürfen glauben, liebes Fräulein Esther, es that mir leid genug," sagte Aron.

„Der Vater hat mehrere Male nach Ihnen gefragt: er hält große Stücke auf Sie."

„Gott sei Dank!" flüsterte Aron und berührte Esthers Hand, welche diese ihm gab, ohne daß die Andern es sahen.

„Sie haben ja beinahe nichts gegessen," sagte die Hausmutter, als das Mädchen die Teller wegnahm.

„Danke, ich bin satt," antwortete Aron.

„Na, aber ein Stückchen Kuchen können Sie doch noch essen? Ja, Sie sollen zur Strafe noch ein tüchtig Stück essen!" fuhr Fruminde fort.

Sie schnitt zuerst für ihren Mann, dann für Aron ab; aber Arons Kuchen fiel in Stücke.

„Sie haben in dieser Woche nicht fromm gebetet," sagte sie spottend, indem sie ihm den Teller reichte.

Aron wurde roth und fragte rasch einen von den Söhnen, ob es wahr sei, daß man von Joel Salomon ruddle.*)

Joel Salomon war ein sehr reicher Mann, und es verwunderte deßhalb die Gesellschaft in hohem Maße, daß man von ihm ruddle.

Es begann nun ein eifriger Disput über Joel Salomons Vermögenszustand, und als man einander mehr und mehr in der Ueberzeugung bestärkte, daß er über jeden Zweifel erhaben sei, sagte Aron: „Ich täusche mich; es war nicht Joel Salomon, sondern Amsel Salomon."

„Amsel Salomon! der Gascht! der Dalphe**)!" rief man lachend; „kann denn Jemand von dem ruddeln? Er hat ja fallirt. Aron, wo warst Ihr denn in Gedanken?"

Aron wußte in seiner Verlegenheit nicht, was er antworten sollte, da sagte Rabbi Nathan mit einem Lächeln indem er seinen Blick auf Esther und Aron ruhen ließ: „Aron hat ganz Recht."

Keiner von den Söhnen konnte begreifen, wie ihr Vater Aron Recht geben mochte; aber dem Wort eines Rabbi darf man nicht widersprechen, es wohnt immer eine Wahrheit darin, und so trat plötzlich Stille ein.

---

*) Eine Abhandlung, die beim Schluß des Gottesdienstes vorgelesen wird.

**) Genuß.

***) Vorsänger.

†) Welche Stimme! Früher reizten die Vorsänger, wie die Musikvirtuosen, umher und ließen sich für Bezahlung hören. Einige derselben sangen so hübsch, daß sie hätten Concerte geben können.

††) Das Brod brechen und segnen.

*) Schlimmes sagen; bei einem Kaufmann, wenn man Zweifel an seiner Solidität äußert.

**) Bettler.

Digitized by Google

„Rebbausem, wir wollen benschen!“ *) sagte der Alte und übertrug es Aron, Vorsänger bei dem Dankgebet zu sein.

Aron wurde blutroth, als Rabbi Nathan ihn für würdig erkannte, dem Gebet in einem so frommen Hause zu präsidiren; aber nie hatte man mit solcher Innigkeit, so mejuscheff, wie die Juden sagen, das Gebet zum Gott der Juden gesprochen.

Als das Gebet beendigt war, lehnte sich Rabbi Nathan im Sopha zurück und stimmte einen von den Sabbathgesängen an, worauf er in eine Lobrede über den Sabbath ausbrach.

„Wie glücklich ist doch der gute Jude, der das Gesetz des Herrn hält! Bei ihm ist Friede und Stille, wie auf den Bergen, wenn die Cedern auf den Abendwind harren, wie am Ufer, wenn die Sonne hinter den Inseln untergeht. Sein Herz freut sich beim Anblick von Kindern und Kindeskindern wie beim Duft von Aloen und Myrrhen! Er theilt seine Mahlzeit mit ihnen, und es ist genug für sie Alle, denn der Segen des Herrn ist bei der Reinheit. Wenn die Mahlzeit vorüber und das Gebet gesungen ist, ruht seine Seele wie auf Rosenblättern und er singt freudig:

„Gesegnet sei der Herr, der Gott Israels, der uns den Sabbath geschenkt!“

„Omein (Amen)!“ sagte die Gesellschaft, wie es Pflicht ist, wenn man Gott dankt.

„Seht, meine Kinder!“ fuhr der Rabbi fort: „wie halten die Christen ihren Schabbas heilig? Die Reichen suchen ihre prachtvollen Kleider hervor und die Armen leiden Noth, wie an andern Tagen, oder trinken starke Getränke und zanken sich. Wenn wir uns aber am Ruhetag des Herrn gütlich thun, hören wir kein Hungergeschrei unserer Brüder; wir haben getheilt mit unsern Armen, ehe die Sterne funkeln, und wir wissen, daß Frieden und Glück ist in ganz Israel an diesem Abend! — Gelobt sei der Herr, Israels Gott; der die Wohlthaten und Almosen austheilt.“

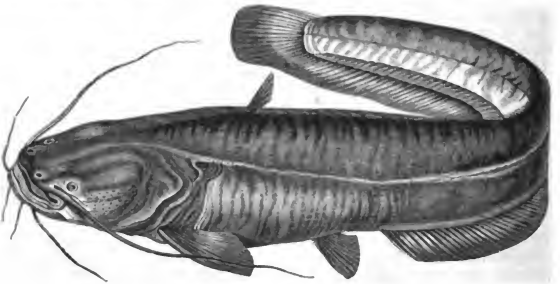
„Omein!“ sagte die Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Meine Herren, wir wollen Gott danken!

Der Wels.

Der gemeine Wels (Scheid-, Pudelfisch) ist ein glatter, schwarz-grünlicher, dunkel gefleckter und unten gelblicher, dickköpfiger Süßwasserfisch, der größte Europas, denn er wird bis zu 300 Pfund schwer und so fett, daß ein Exemplar, das in der Donau gefangen wurde, nicht von zwei Männern umspannt werden konnte. Die süßen Wasser, besonders die großen Ströme fast aller Welttheile, sind sein Aufenthalt; in den Schweizer Seen und dem Haarlemer Meer findet er sich nicht selten, beinahe nie in der See. Der Wels zeichnet sich neben seiner Schwere durch seine Länge aus. In seinem Schwanze liegt eine solche Stärke, daß er bisweilen schon Fischerboote mit demselben umgeworfen. Nur langsam bewegen im Uebrigen die kleinen Flossen den dicken, schwerfälligen Körper. Ihn macht sein Fett zum Wallfisch der Flüsse, wie seine Trägheit zum Faulthier derselben. Alles geht bei ihm höchst langsam



Der Wels.

seine Vermehrung wie sein Wachsthum, und er ist so indolent und fühllos, daß er oft stundenlang daliegt und nur von Zeit zu Zeit seine Bartfaser bewegt. Er macht nicht Jagd auf seine Beute, sondern lauert behaglich in einem Loche, zwischen faulen Pfählen und versunkenen Kähnen; nur seine Bartfasern machen wurmartige Bewegungen. Diese aber sind das Unglück des harmlos vorüberhuschenden Fisches; er hält sie für einen Wurm und schnappt darnach; indeß öffnet sich der Welsrachen und verschlingt ihn. Auch soll sich der Wels seines Schwanzes wie einer Hand bedienen, um die kleinen Fische heerdenweise in seinen Rachen zu scheuchen. Nur die Karpfen verschont er aus einem unbekannten Grunde. Schwüle Gewitterluft und die Laichzeit anderer Fische lockt ihn aus der Tiefe. Das weiche, fette, wohlschmeckende Fleisch, namentlich des Schwanzes, ist sehr beliebt, aber wenig verdaulich. Er wird gekocht und marinirt genossen; aus seiner Blase und Haut Leim gemacht.

Redaction Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lorilleux & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Ecce homo von Titian.

Dieſes herrliche Bild entnehmen wir der Galerie des Louvre in Paris. Die Figuren deſſelben ſind lebensgroß, das Gewand Chriſti und die Kopfbedeckung des Henkers iſt roth, der Helmbuſch des Kriegers weiß. Obgleich die Farbe der Perſonen ſelbſt nicht ſaftig gehalten, ſind ihre Charactere doch ſcharf und prägnant ins Licht gehoben. Man lieſt auf den Zügen Chriſti die ſchmerzvollſte Reſignation; die des Henkers tragen einen gemeinen, frechen und ſpöttiſchen Ausdruck. Der Krieger iſt roh gehalten; er entblößt mit plumper Hand den Körper des erhabenen Dulders und man glaubt ihn rufen zu hören: Ecce homo! („Seht, welch' ein Menſch!") Das Einzige, was man an dieſem effectvollen Bilde vielleicht tadeln könnte, iſt, daß in der Perſon Chriſti die phyſiſche Kraft die moraliſche zu überwiegen ſcheint; die ſtarken Muskeln dieſes Halſes, dieſer Arme, dieſes Torſo gehören mehr einer heidniſchen Gottheit, als dem geiſtigen Erlöſer der Chriſten an. Dennoch aber iſt der Ausdruck ein tief ergreifender.

Ueber den Maler des Bildes iſt viel geſtritten. Einige ſchreiben es Paris Bordone, Andere Schiavone zu. Bekannt iſt es jedoch unter dem Namen Titian's Ecce homo.

Digitized by Google

Tollar, der Indianer.

(Fortsetzung.)

II.

Der Doctor und der Banian sprachen seit einiger Zeit von den letzten Opiumernten und dem Preis der Guineen*) zu Madras, als sie durch einen Ausruf von Miß Eva unterbrochen wurden. Sie waren bei einer Gruppe Fakirs angekommen, die ihre Andacht verrichteten. Die Zahl dieser Büßer ist in Indien so groß, daß sie bisweilen in Truppen von Hundert betteln gehen und dies in einer Weise thun, daß man ihnen nichts abschlagen kann. Der Respect, den ihnen das Volk erweist, steht mit den Torturen, die sie sich auferlegen, in gleichem Verhältniß. Es gibt welche, die immer auf einem Fuße stehen; andre, die sich dazu verdammen, auf den Knieen zu gehen oder vollkommen unbeweglich dazustehen. Wieder andere halten die Finger so lange geschlossen, bis die Nägel durch die Hand dringen und zur andern Seite herauskommen. Mlß Eva erfaßte ein Schauer bei dem Anblick dieser hagern Gestalten und der mißgestalteten und verstümmelten Körper, die ihre Unförmigkeiten möglichst zur Schau stellten; sie rief dem Wagenführer, die Ochsen, die den Gadis zogen, zu rascherem Fahren anzutreiben.

„Dies Schauspiel erschreckt Sie, Eva," sagte der Doctor; „was würden Sie aber denken, wenn man Ihnen sagte, daß der größere Theil dieser Unglücklichen weit weniger aus religiöser Ueberzeugung, als aus Berechnung sein Wesen treibt? Ihre Torturen sind Speculationen; sie unterwerfen sich denselben im Auftrage von reichen Indiern, die auf diese Weise ihre Sünden abkaufen zu können glauben. Bundoo hält eben, um mit einem der Fakirs zu sprechen, ich wette, er erkauft von ihm eine Buße." — „Allerdings," sagte der Kaufmann, der wieder zu ihnen stieß und die letzten Worte gehört hatte. „Ein kluger Mann kann nicht genug Mundvorrath für eine Reise mit sich nehmen und ein frommer nicht genug gute Werke aufhäufen für den Tag der Seelenwanderung. Ich suche jede unreine Berührung zu vermeiden, alle befohlenen Waschungen vorzunehmen und meines Gleichen zu unterstützen; aber wer kann sagen, daß er nicht auch ins Böse fallen werde? Wenn es auf der Welt drei hundert Millionen Deotas**) gibt, die unter allen Formen und die irdische Prüfung bestehen helfen, so gibt es auch, wie Du weißt, acht hundert Millionen Delli***), die den guten Einfluß der Ersteren zu nichte zu machen suchen: und so muß selbst der Weiseste am Ende Gefahr laufen." — „Nun gut!" antwortete der Doctor lächelnd, „wenn Du einst um Deiner Sünde willen verdammt wirst, die Gestalt eines niederen Thieres anzunehmen, so suche Deine Seele wenigstens in eines der Thiere fahren zu lassen, für die Du in Surate ein Hospiz errichtet." — „Ein Hospiz?" wiederholte Eva erstaunt. — „Wo man Thiere aller Gattungen, mit Einschluß des häßlichen Gewürmes, aufnimmt und unterhält, um sich zuletzt von ihnen fressen zu lassen."

Der Banian machte eine Bewegung des Abscheues.

„Uebrigens," beeilte sich der Doctor hinzuzufügen, „man darf diese Uebertreibung von Güte nicht verspotten. Wenn die Banianen die Thiere mit zu viel Respect behandeln, so behandeln die Europäer sie mit zu viel Verachtung, und bei diesen beiden Extremen ist der Vortheil nicht auf unserer Seite."

Während dieser Plaudereien hatten sie die Ebene durchzogen und ein Bambusgehölz erreicht, das vor den ersten Häusern stand. Hierher hatten sich die ärmsten Pilger, viele Tausend an der Zahl, zurückgezogen, — ohne Obdach, ohne Kleider, ohne Nahrung, bereits zum größten Theil von jenen schrecklichen Fiebern ergriffen, die die Sommerregen herbeiführen.

Eva sah mitleidig auf diese wirre Masse von Männern, Frauen, Kindern, die unter den Bambusbäumen saßen und die Vorübergehenden um Gaben anflehten. Der Doctor und der Banian leerten ihre Börsen; aber über jedes Geldstück, das in ihre Mitte fiel, stürzten sie sich wie wilde Thiere und entrissen einander die Almosen, die immer dem Stärksten blieben. Die Frauen namentlich wurden mit bestialischer Brutalität zurückgestoßen. Auch Eva wandte zuletzt ihren Blick weg.

„Das sind die Parias," sagte der Doctor: „sie sind von den übrigen Kasten ausgestoßen und ihre Berührung beschmutzt; sie dürfen nicht aus den gewöhnlichen Quellen schöpfen; ihre Brunnen sind mit Bäumen umgeben, damit Niemand sich nahe. Sie verrichten die unreinen Geschäfte des Schlächters, Gerbers und Schuhmachers."

Bei diesen letzten Worten kam der Wagen am Ende des Bambusboskets an. Eva warf zögernd einen letzten Blick nach jener Seite: ihr Auge blieb auf einer Frau haften, die neben einem Knaben von ungefähr fünfzehn Jahren kauerte, der, auf einer dicken Matte ausgestreckt, in heftigem Fieber dazuliegen schien. Die Frau, welche an dem schmerzvollen Ausdruck ihres Gesichts leicht als die Mutter des Kranken zu erkennen war, trug zwar dürftige Kleider, die Elfenbeinspangen aber, welche Arm und Fuß umgaben, und namentlich der goldene Ring in der Nase, deuteten auf ehemaligen Reichthum. Eva bat ihren Vater, der Frau ein Almosen zu geben; während der Doctor seine Börse öffnete, ließ der Bundoo seinen Palanquin anhalten und warf eine Pagode zu den Füßen des Kranken. Als die Indierin das Geldstück fallen sah, erhob sie den Kopf und murmelte ein Wort des Dankes; plötzlich aber hefteten sich ihre Blicke auf den Banian, und die Arme weit ausstreckend, rief sie:

„Bundoo!"

Der Kaufmann zitterte bei dem Tone dieser Stimme: er betrachtete die arme Frau aufmerksamer.

„Wäre es möglich?" sagte er halblaut . . . „Irrady! . . . " — „Ich bin es, Deine Verwandte, Bundoo! . . . "

Sie hatte eine Bewegung gemacht, als wollte sie auf den Palanquin zueilen; der Banian hielt sie aber mit einer Geberde zurück.

„Die Parias haben keine Verwandten unter den Vaisciaś," sagte er kalt. „Du wolltest einen Sudras zum Manne nehmen; Du und er haben das Gesetz verletzt, und darum gehörst Du keiner Klasse mehr an. Ich habe Dir ein Almosen gegeben, erwarte nicht mehr von mir."

Bei diesen Worten gab er seinen Boes ein Zeichen, und er verschwand unter dem lauten Geschrei seiner Diener.

Eva war ganz verdutzt.

„Der Elende, Herzlose!" rief sie endlich entrüstet.

*) Blaue Kattune.
**) Gute Geister.
***) Böse Geister.

Digitized by Google

— „Nein," versetzte der Doctor, „Bundoo hat kein schlechtes Herz; aber die Vorurtheile haben die natürlichen Gefühle in ihm erstickt. Was Sie so eben gesehen, ist nicht der Fehler des Bundoo, sondern der Fehler eines ganzen Systems." — „Aber die Frau und ihr Sohn!" unterbrach ihn Eva, die nur auf die Stimme ihres Herzens hörte.

„Man wird ihnen helfen!" — „Sogleich, mein Vater."

Der Doctor gab die nöthigen Befehle, daß die Indierin unter Dach und Fach gebracht werde. Als er jedoch sah, daß der Nebel dichter wurde, ließ er die Ochsen tüchtig anspornen, um seine Tochter dem bösen Einfluß desselben nicht länger auszusetzen.

III.

Der Pion führte Irrady zu einem nahen Tchauvadi. Er vermochte mittelst einiges Geldes einen der Pilger, die dort wohnten, seine Zelle an sie abzutreten, und nachdem er den Kranken und seine Mutter untergebracht und ihr eine hinlängliche Summe für die nächsten Bedürfnisse gegeben, kehrte er zurück, um dem Doctor von Allem Rechenschaft abzulegen.

Die Tchauvadis sind die Karavanserais Indiens: von den Reichen gegründet, welche dadurch ihre Vergehen sühnen wollen, wie ehedem im Mittelalter die Klöster und Kirchen, ersetzen sie die Wirthshäuser. Der Reisende findet dort eine unentgeltliche Freistatt, Gangeswasser und bisweilen sogar Kost und Holz. Man baut diese Häuser in die Nähe von Boskets und verbindet damit eine Pagode und einen Teich, wo die Indier ihre Andacht verrichten.

Irrady verschaffte sich Alles, was ihren Sohn erquicken konnte: etwas Stroh, um darauf zu liegen, eine Matte, um ihn zu bedecken, Krüge, das Wasser darin aufzubewahren, und einige Früchte; endlich wurde nach einem Arzte geschickt, der den Kranken besuchen sollte. Seine Wissenschaft war, wie die aller seiner Collegen, sehr elementarisch; denn die indische Medizin ist auf drei Prinzipien gebaut, welchen eben so viele Mittel entsprechen. Alle Krankheiten, sagen die Aerzte, kommen von der Erkältung, der Erhitzung oder dem Wind: die Erkältung wird mit Kali oder Milch vom blätterlosen Baum, die Erhitzung durch aufregende Mittel und der Wind durch Kneten oder Schröpfköpfe curirt. Dem zufolge ordnete der Malabare, nachdem er den Kranken untersucht, einen Trank aus jamaischem Pfeffer und wohlriechenden Blumen an.

Die erste Wirkung war, daß das Fieber Tollars verdoppelte sich; aber nach einer Krise von einigen Stunden sank der junge Kranke in einen todtenähnlichen Schlaf.

Während dieses Schlafes hatte er einen Traum, in welchem alle Erinnerungen seiner Vergangenheit in weit deutlicheren und glänzenderen Bildern an ihm vorüberzogen, als während des Wachens.

Er sah sich Anfangs als ganz kleines Kind, eine von Bäumen umgebene Aldee bewohnend. Seine Mutter war jung, schön und glücklich; sie führte ihn jeden Morgen singend an den Fluß und sammelte Blätter an den Abhängen, während sein Vater Jagdgarne flocht.

Diesem reizenden Bilde folgte das einer großen Stadt, die von dem Rufen der Kaufleute, dem Gewieher der Pferde, den Hörnern der Braminen und den Trommeln der Taschenspieler belebt war. Er ging noch immer mit seiner Mutter aus und kam an großen weißen Häusern vorüber, deren Thüren und Fenster mit geblümten Vorhängen und bunten Rouleaux verschlossen waren, während vom Dache tausenderlei bunte Tücher wehten. Er sah große Massen von heiligen Affen an den Häusern auf und ab laufen; er folgte mit dem Auge den Kräben, die sich auf dem Markt niederließen und die köstlichsten Pasteten und die schönsten Früchte davontrugen; er hörte das Gebrüll des heiligen Ochsen, auf dessen Seite der Dreizack des Tempels eingepreßt war und der über den Markt hinging und geringschätzig nahm, was man ihm anzubieten sich beeilte; er blieb vor den Truppen der Jongleurs stehen, die, nachdem sie ein Mango-Saatkorn in die Erde gesteckt, den Baum vor den Augen der Zuschauer aus dem Boden emporwachsen und Blätter, Blüthen und Früchte entfalten ließen. Sein Vater war damals ein reicher Kaufmann und seine Mutter trug am Fußknöchel zwölf goldene Ringe, deren Geräusch man bei jedem Schritte hörte.

Eines Tages jedoch waren viele Leute in ihre Aldee gekommen; man hatte seiner Mutter vorgeworfen, daß sie sich außer ihrer Kaste verheirathet, ihrem Vater, daß er den Stand seiner Vorfahren verlassen; was sie besaßen, wurde genommen, und man jagte sie wie Bettler fort, indem man ihnen den schrecklichen Namen Parias nachschleuderte.

Seit dieser Zeit war lauter Elend und Jammer. Der Vater hatte sie verlassen und war nicht mehr gesehen worden; fragte man Irrady, ob er todt sei, so gab sie keine Antwort. Aber sie trug noch immer das Elfenbein und den Corallenschmuck, den die Wittwen ablegen müssen.

Bei diesem Punkte wurde der Traum des Knaben undeutlicher und unbehaglicher. Er erinnerte sich dunkel der langen Fahrten durch Karnatik und Bengalen; seine Mutter und er hatten in einer Fähre und später bei einem Kaufmann in Europa gedient, zuletzt aber nahmen sie ihr Wanderleben wieder auf . . . Endlich wurden die Erinnerungen ganz unklar; der Jüngling öffnete seine Augen, gewahrte seine Mutter und nannte ihren Namen.

Irrady stieß einen Freudenschrei aus.

„Er erkennt mich wieder!" rief sie. — „Ja", antwortete Tollar, indem er sich aufrichtete; „ich fühle meinen Kopf frei, ich habe kein Fieber mehr, mein Uebel ist vorbei." — „Wischnu hatte Mitleid mit uns", sagte die Indierin, weiche Thränen der Dankbarkeit vergoß; „er wollte Dich mir nicht nehmen, denn wir sollen noch glückliche Tage erleben." — „Wir, meine Mutter?" — „Ja, ja, faße Muth, mein Sohn! Das Korn, das man verächtlich weggeworfen und mit Füßen getreten, kann ein früchtereicher Baum werden. Kommen wir nur bis Calcutta, so wird sich schon Alles ändern."

Tollar sah sie an.

„Ich weiß", sagte er, „daß eine Bhil*) vor acht Tagen in Taknau Dir diese Hälfte einer Goldrupie, die Du am Halse trägst, gegeben und Dir befohlen, vor Ende des Monats nach Calcutta zu gehen; aber was hofft Du dort zu finden?" — „Du wirst es erfahren, Tollar, wenn es Zeit ist. Frage mich solange nicht mehr. Du bist beinahe noch ein Kind und kennst die Gefahren der Welt nicht. Die Welt gleicht der Jumma, die jungen Mädchen steigen singend hinab, tragen Krüge auf der flachen Hand, und da, wo sie Wasser suchen wollen, finden sie häufig

*) Eine Art Zigeuner.

Digitized by Google

nichts, als den Caiman, der sie verschlingt. Mache deßhalb keine Fragen mehr, sondern sammle Deine Kräfte, damit wir uns der ersten Karavane anschließen können, die nach Calcutta geht."

Der Jüngling antwortete, er fühle sich im Stande, die Wanderung anzutreten, und um es zu beweisen, erhob er sich von seinem Strohlager und lief wankend durch die Säulenhalle vor dem Gemache.

(Fortsetzung folgt.)

Bolonchen.

Bolonchen ist ein indisches Dorf unweit von den Minen von Chunhuhu und Yssimpe in Yukatan. Sein Name ist aus zwei mayischen Worten zusammengesetzt und bedeutet „neun Brunnen". Seit undenklichen Zeiten haben neun Brunnen dazu gedient, den Durst der zahlreichen Bevölkerung zu stillen, die diese trockenen Gegenden bewohnen, und man sieht auf dem Platz des Dorfes die Oeffnungen derselben. Der Ursprung dieser köstlichen Behälter ist un-

La Señora escondida in Yukatan.

bekannt. Die größte Sorge der Behörden von Bolonchen besteht darin, die neun Brunnen in gutem Zustande zu erhalten. Trotz ihrer Wachsamkeit mangelt jedoch während sieben bis acht Monaten des Jahres das Wasser, und die Leute des Dorfes sehen sich daher genöthigt, sich dasselbe aus einer Höhle zu verschaffen, die eine halbe Stunde entfernt ist und die man nicht mit den bekannten Cisternen verwechseln darf.

Digitized by Google

Dieser Quellenzusammenfluß trägt einen spanischen Namen: la Señora escondida (das verborgene Mädchen), und eine indische Legende erzählt, daß sich hier ein junges Mädchen vor ihrer Mutter verborgen habe. Im Jahre 1841 besuchte Mr. Stephens diese imposante Grotte. Um hinein zu gelangen, muß man alles überflüssige Gepäck bei Seite legen und sich mit Fackeln versehen. Die ganze Tiefe beträgt nicht weniger als zwei hundert und zehn Fuß, und wenn man an die grob gearbeitete Treppe kömmt, die in die Tiefe führt, so muß man sechzig bis achtzig Fuß tief hinabsteigen, wobei große Vorsicht anzuwenden ist. Die Breite dieser Stufen beträgt ungefähr zwölf Fuß. Man erzählt in Bolonchen eine Menge von Unglücksfällen in Folge dieser gefährlichen „Einfahrten". Die gigantischen Stalaktiten und die ungeheuren, mit einer gewissen Regelmäßigkeit übereinander gethürmten Steinmassen der Höhle machen einen imposanten Eindruck. Eine zweite, schwerer zugängliche Grotte enthält die neun Brunnen, welche das Trinkwasser liefern. Auf der rechten Seite unseres Bildes befindet sich der Eingang zu dieser zweiten Grotte.

Rabbi Nathan Clausener.

(Fortsetzung.)

Nach einer Pause fragte Aron mit leiser Stimme: „Rabbi! wenn nun in eine fromme Gesellschaft sich Einer einschliche, der von den verbotenen Speisen gegessen, — was dann?"

Rabbi Nathans Gesicht wurde ernst und er antwortete: „Es könnte geschehen, daß ein solcher Abtrünniger heimlich gesündigt, so daß Niemand seine Sünde wüßte. Aber in der Gesellschaft müßte ihn sein Gewissen peinigen, und das wäre Strafe genug. Ich würde ihn zwar nicht aus meinem Hause stoßen, damit die Sünde nicht ganz über ihn Macht bekäme; aber" fügte der Rabbi mit strengem Blick hinzu, „meine Tochter würde ich ihm nicht zur Frau geben."

Aron saß mit gesenktem Haupte da; einer von den Söhnen jedoch, der die Gedanken des Vaters von diesem unbehaglichen Gegenstand ablenken wollte, sagte: „Rabbi, ich habe eine Chale*) an Euch: „Ist es wahr, daß geschrieben steht, man müsse sein letztes Eigenthum verkaufen, um den Schabbas zu feiern?"

Rabbi Nathans Antlitz klärte sich auf und er antwortete: „Es steht geschrieben: „Es gibt nichts Gutes für den Menschen, ohne daß er speise und trinke und lasse seine Seele genießen Gutes in seiner Mühe!" — Aber die Rabbinen, die dies so auslegen, wie Du sagst, mein Sohn, sind spitzfindig und halten sich an das bloße Wort; denn sie sind in Bitterkeit und Verdruß gesagt, und derselbe Weise spricht: „Es gibt nichts Gutes für des Menschen Herz, es sei denn, daß er sich freue und thue das Gute in seinem Leben." Damit Ihr jedoch die Wahrheit recht sehet, will ich Euch die Geschichte von Rabbi Hranino und seiner Frau Deborah erzählen."

Man rückte näher zusammen und der Rabbi begann: „Es lebte einmal ein frommer Rabbi mit Namen Hranino und seine Frau hieß Deborah. Rabbi Hranino war sehr arm; denn er verwandte den größten Theil des Tages zum Beten und Forschen in den heiligen Schriften. Aber seiner Frau that es wehe, daß andere jüdische Hausmütter jeden Freitag reichere Einkäufe für den Schabbastisch machen konnten, als sie. „Ist mein Mann nicht Rabbi?" sagte sie häufig bei sich selbst, „kommt es ihm nicht zu, eine eben so gute Mahlzeit zu halten, wie unsere Nachbarn?" Eine Woche war der Verdienst besonders gering gewesen und diesen Freitag hatte Deborah nichts Anderes auf den Tisch zu setzen, als ein Brod und einen Krug Milch. Als Rabbi Hranino sich gewaschen und zu Tische gesetzt, um mit derselben Innigkeit Kiddisch zu thun, als wäre es die reichste Mahlzeit, konnte Deborah nicht länger an sich halten, sie brach in Thränen und Klagen über ihre große Armuth aus. „Wie lange," rief sie, „sollen wir Noth leiden und unsern Nachbarn zum Spott dienen, welche keinen Rauch aus unserem Schornstein aufsteigen sehen und unsere Armuth kennen?" — „Liebe Frau!" — sagte Rabbi Hranino — „so lange es Gott gefällt." — „Wehthat bittest Du denn Gott nicht um Reichthum? Gott erhört eines Rabbi Gebete, und er wird Dich sicher in eine bessere Lage bringen." — „Liebe Frau," erwiederte der Rabbi, „ich will Dir eine Geschichte erzählen. Heute Nachmittag, kurz vor Schabbas, hatte ich einen Traum; mir war, als ginge ich zu Tische, wie jetzt, und der Tisch sei armselig und Du weinest und klagtest, ganz wie jetzt. Da ließ ich mich bewegen von Deinen Thränen und bat Gott um Güter und Reichthum, und siehe! ein großer Edelstein fiel durch den Schornstein vor uns nieder. Du wurdest heiter und wir verkauften den Edelstein und bekamen dafür eine so große Summe, daß wir all' unsere übrigen Tage und am Schabbas gütlich thun konnten und von unsern Nachbarn und Allen, die uns sahen, beneidet wurden. Dann, so träumte ich weiter, starben wir und wir kamen in den Himmel zwischen die andern Rabbinen und ihre Frauen. Jeder Rabbi hatte seine Frau an seiner Seite und sie speisten an einem goldenen, mit Edelsteinen besetzten Tisch; aber die Frommen flüsterten mit einander und ihre Frauen warfen spottende Blicke herüber zu uns. An unserem Tisch fehlte der größte und schönste Edelstein. Da weinest Du und fragtest den Engel, der uns hereingeführt, warum unser Tisch nicht eben so schön, als der Anderer sei, und weßhalb der große Edelstein fehle? Aber der Engel antwortete, daß wir ja bereits den Edelstein auf Erden bekommen und uns nun mit dem Tisch begnügen müßten, wie er wäre. Da weintest Du noch stärker und wünschtest, daß Du ihn nie auf Erden gesehen, und Du wurest ganz unröstlich und wolltest fort; aber es war nicht möglich. Mich schmerzte Deine Verzweiflung so, daß ich aufsprang, und daran erwachte ich." — Rabbi Hranino schwieg, und Deborah saß eine Zeitlang ganz stille da; dann trocknete sie ihre Thränen, ging hin, küßte ihren Mann und theilte die arme Mahlzeit. Rabbi Hranino erzählte ihr dann andere Geschichten, und als sie beteten, waren sie so vergnügt, als ob sie die prächtigste Mahlzeit gehalten."

„Meine Kinder!" so schloß Rabbi Nathan: „aus Rabbi Hranino's Geschichte lernt Ihr, daß es besser ist: Gott mit frommem Sinn, als mit Speise und Trank zu dienen. Doch ist eine wohlschmeckende Mahlzeit auch gut, denn sie erfreut den Menschen, und Gott sieht gerne heitere Menschengesichter."

Das Gewitter, das schon lange gedroht, war indessen über der Stadt heraufgezogen und in diesem Augenblick erdröhnte ein gewaltiger Donnerschlag.

Rabbi Nathan fuhr vom Sitze auf, seine Augen funkel-

*) Frage in Religionssachen.

Digitized by Google

ten, und er rief: „Es spricht Adonnoi Elauheinu!*) Rebbausew, wir wollen beten!“

Und während die Frauenzimmer die Fenster schlossen, sprachen die Männer das vorgeschriebene Gebet zum Herrn, der den Donner sendet.

Rabbi Nathans Antlitz behielt den strahlenden, muthigen Ausdruck, und als das Gebet vorbei war, sang er laut hebräische Lobgesänge, die er mit begeisterten Worten unterbrach:

„Hört!“ rief er, als ein neuer Donnerschlag erdröhnte und eine blaßblaue Flamme vor den Fenstern leuchtete, während ein schwerer Regen herniederströmte. „Höret! Die Wolken gehen tief und der Herr Jehova wandelt auf ihnen! Um sein Haupt strahlt Sinais Feuer und seiner Füße Tritt ist wie das Rollen der Kriegswagen. Gelobt sei der Herr!“

„Omein!“ flüsterten Söhne und Töchter.

Wieder sang der alte Rabbi und wieder unterbrach er den Gesang: „Hinter dem Herrn wandern die starken Riesen Israels. Da ist Juda, Jakobs Sohn, und seine elf Brüder. Siehe, eine blasse Schwefelflamme beleuchtet die Tracht des milden Benjamin. Siehe, da kommen die starken Maccabäer! Wie sie stolz schreiten in den Fußspuren des Herrn! Ha, meine Augen sind geblendet! Da fährt Elias hin auf seinem Feuerwagen. Gelobt sei der Herr, der uns einst seinen Messias sendet!“

„Omein!“ sagten die bleichen Söhne und Töchter.

Einer von den Söhnen, der die Aufmerksamkeit des Vaters von dem Gewitter ablenken wollte, sprach: „Die Kemech glauben, wir öffnen beim Donnerwetter die Fenster und bitten den Propheten Elias, hereinzukommen.“

Aber der Vater hörte ihn nicht, er verharrte in seinem Entzücken, bis das Gewitter nachließ; da versank er in Schlaf und sachte schlich man sich fort.

III.

Der Sabbath.

Die Schule oder Synagoge, welche Rabbi Nathan besuchte, lag an der Ecke der Gammelmynt- und Regenstraße. Wenn man den Hof des Kupferschmieds passirt hatte, der gewöhnlich mit Spritzenschlangen und Saugwerk angefüllt war und wo man den ganzen Tag einen starken Lärm hörte, so kam man durch einen langen Gang in einen Saal, dessen tiefe Stille glauben machen konnte, man befinde sich außerhalb der Welt.

Einzelne grauhaarige Juden, die Gottes wegen sehr zeitig gekommen waren, standen leise betend in ihren Ständen oder grüßten demüthig die heilige Lade, indem sie mit einer tiefen Verbeugung den Seidenvorhang küßten; die heilige Lampe brannte vor der Lade und die Flamme schien in stillem Stolze sich nach den Gesängen zu sehnen; ein kleiner Knabe war auf einen Stuhl gekrochen und schabte das niedergeschmolzene Wachs von den Lichtern ab, um es für das Hanukolicht**) aufzubewahren, während die großen schwarzen Augen ängstlich nach dem Kirchendiener sahen, der ihm drohte, sich aber nicht von der Stelle bewegen durfte, da er in einem frommen Gebete begriffen war.

Nach und nach füllte sich der Saal mit der leise eintretenden Gemeinde und hinter der vergitterten Oeffnung, die sich an der einen Wand des Saales befand, konnte man ein einzelnes weibliches Gesicht sehen: denn dort war das Gemach der Frauen.

Die Gemeinde verrichtete ihre Andacht in der Stille; die großen Bitten aber wurden von dem Hrasan (Vorsänger) laut wiederholt, und die Gemeinde bildete den Chor, der nach jeder Anrufung Gottes in die Worte einstimmte: Boruch hu uvoruch schemau (gesegnet sei er und gepriesen sein Name), Omein! Der Hrasan wandte an diesem Tag lekovaud Schabbas (zur Ehre des Sabbath) seine schönsten Brusttöne an und zur Ehre des Sabbath wurde auch eine von den schönsten Thorarollen benutzt. Als diese, in Sammet und Seide gehüllt und mit goldenen Ketten und Silberplatten bedeckt, in Prozession aus der heiligen Lade geholt und gegen die Gemeinde emporgehalten wurde, sah es aus, als ob ein fürstliches Kind vom Balcon des Schlosses den jubelnden Volke gezeigt würde. Und dieses Volk jubelte seinem Herrscher, Gottes Gesetz, entgegen; während der Vorsänger sie hoch über seinen Kopf hob und rief: Thauros Mausche Emmes (Moses Gesetz ist Wahrheit), wiederholte die Gemeinde: Thauros Mausche Emmes! mit donnernder Begeisterung, die des Kupferschmieds Hämmern übertäubt hätte, wenn es bis dahin gedrungen wäre.

Keine Störung kam während der ganzen Ceremonie vor und heitere Zufriedenheit stand auf allen Gesichtern geschrieben, als man nach dem Schlußgebet: Oleinu leschabeach (uns Juden kommt es zu, Gott zu preisen)! rücklings und mit tiefen Verbeugungen vor der heiligen Lade die Synagoge verließ. Im Gange konnte man die beständige Wiederholung von Jeschkauach Rabbi Hrajim (Dank, Rabbi Heimann)! hören, womit man dem Vorsänger dankte, und dazwischen erscholl es: Oi, wie wohl (o, wie schön)! das Männer und Frauen einander zuriefen, als sie sich vor dem Betsaal der Letzteren trafen.

In der Thüre zur Straße stieß Rabbi Nathan und seine Frau auf Aron Jacobsen und seine Eltern. Es war für beide Theile ein wahres Kunststück, in Gegenwart so vieler Leute den passenden Gruß zu finden. Sie wußten wohl von einander, daß sie an eine Verlobung zwischen Aron und Esther dachten: aber noch war kein officielles Wort ausgesprochen, und es galt deßhalb, weder zu wenig, noch zu viel Herzlichkeit zu zeigen, nicht eine Miene zu machen, durch die man später prostituirt war, im Falle nichts aus der Partie wurde, und alles dies war keineswegs leicht, da beide Partieen bereits die Innigkeit der Verwandtschaft für einander fühlten.

Rabbi Nathan machte den Anfang, indem er mit beiden Händen seinen dreieckigen Hut vor Madame Jacobsen abnahm, während der alte Jacobsen, der genau seinen Bewegungen folgte, dasselbe mit Frummit that. Dann bückten sich die beiden Männer vor einander und die beiden Damen neigten sich, indem man gegenseitig sagte: „Gut Schabbas!“ Bei Aron that man, als ob man ihn nicht bemerkte, da es den Gruß gar zu complicirt gemacht, wenn man ihn auch mit einbegriffen.

Gerade in dem Augenblick, als die Männer sich bückten und die Damen sich am allertiefsten verneigten, kam ein Schuhmacherjunge vorbei und schrie beim Anblick der Ceremonie mit gellender Stimme: „Ha, seht, wie die Judenschmauze dastehen und wackeln!“ Die beiden alten Männer erblaßten; man konnte sehen, daß sie von Kindesbeinen an dergleichen gewöhnt waren, und daß sie die Furcht zu überwinden gelernt, wie ein scheues Pferd, das endlich an

*) Der Herr unser Gott.
**) Weihnachtslicht.

Digitized by Google

der Wassermühle vorbeigeht und nur die Ohren zurücklegt. Aron aber rief: „Hätte ich einen Stock! ich wollte den Jungen lehren!“

„Am Schabbas, Aron!“ sagte Rabbi Nathan; „wenn nun der Stock entzwei ginge?“ *) Aron schwieg, aber ein älterer Jude, der hinzugetreten war, sagte: „Was man bei der Nisches**) leidet! Hört, wie der Knabe uns noch immer verspottet!“

„Das ist nichts!“ meinte Rabbi Nathan; „was würden erst die Juden in Godzesen haben sagen müssen!“

„Was geschah denn da?“ fragte man, erfreut, daß man das Rufen des Knaben überhören und zugleich mit Rabbi Nathan die Straße hinabgehen konnte.

„In Godzesen, in Kleinpolen“, begann Rabbi Nathan, „mußten die Juden alles mögliche Geseiraus***) ertragen. Man verfolgte sie auf der Straße nicht blos, wie hier, mit Scheltworten, sondern mit Steinwürfen; man verbot den christlichen Dienstmädchen, bei ihnen zu dienen, so daß sie Freitag Abends ohne Licht und Wärme sitzen mußten, und dergleichen mehr. Endlich beschloß der Bäcker, die Stadt von allen Juden auf einmal zu befreien. Ihr wißt, wie gierig die Juden am letzten Paschatag nach Roggenbrod greifen, wenn sie acht Tage nichts als Matzaus †) gegessen. Mit eben so großer Freude, als man am ersten Paschaabend die Matzen weiht, bricht man am letzten Abend das Roggenbrod. So sind wir Menschen! Veränderung macht uns Freude, und wir würden es selbst im Paradies, in Edens Garten, nicht aushalten können, wenn wir unsern unruhigen und sterblichen Körper mitbrächten. Darauf gründete der Bäcker seinen Plan, und am letzten Abend vergiftete er alles Roggenbrod. Aber nun wollte unser Herr, der sein Volk nicht verläßt, daß Etwas, was sonst in seinen Augen ein Greuel ist, zum Guten dienen sollte. Es lebte in Godzesen ein junger Jude, ein Pascho Isroel ††), der alle Gesetze übertrat und den Juden ins Gesicht lachte, wenn sie ihm seine Sünde vorhielten. Zuletzt war er so weit gegangen, daß er sich mit dem Dienstmädchen des Bäckers verlobte. Am Pascha war er natürlicherweise nicht in der Schule; er kam sogar nicht mal dahin, als seiner Eltern Name unter den Todten genannt wurde. Als er am letzten Paschaabend das Mädchen besuchen wollte, traf er sie in der Vorrathskammer: er war hungrig und nahm ein gesäuertes Brod; als er es jedoch zerschneiden wollte, hielt das Mädchen ihn zurück und bat ihn um Gotteswillen, das Brod nicht anzurühren. Wie es zu gehen pflegt, wurde er nun hartnäckig, und endlich gestand sie ihm, daß das Brod für die Juden bestimmt und vergiftet sei. Sobald er dies hörte, stürzte er fort und kam wie ein Wahnsinniger mit unbedecktem Kopf in die Kirche. Die Juden glaubten, es sei ein neuer schlechter Streich, den er ihnen spielen wollte, und riefen: „Werft ihn hinaus! werft ihn hinaus!“ Aber er eilte zum Priester hin und erzählte ihm, was er gehört. Da stieg der Priester auf den Predigerstuhl und befahl, daß das letzte Gebet, womit das Pascha endigt, nicht gesprochen werde, sondern daß die Gemeinde heimgehe und noch einen Tag Pascha halte. Dies geschah und es wurde dem König geklagt und der Bäcker gehängt. Seit der Zeit halten die Juden in Godzesen neun Tage Pascha. — Ueber den jungen Goi †††) aber ist zu berichten, daß er am nächsten Tag Buße that und von Stunde an einer der frömmsten Juden in Godzesen ward.“

„Da fällt mir eine andere polnische Geschichte ein“, sagte der alte Jacobsen; „aber Ihr habt sie wohl früher schon gehört, Rabbi Nathan?“

„Nun, erzählt sie nur“, sagte der Rabbi, indem er heimlich einen Blick nach dem Schuhmacherjungen zurückwarf.

„Soll ich mich Euer Parapluie tragen, Rabbi Nathan?“ fragte Aron.

„Dank, mein Sohn“, sagte der Rabbi.

„Es lebte in Polosez“, so begann Aron's Vater, „ein Harandar, Kaufmann und Branntweinbrenner, der sehr wohlhabend war und mit den christlichen Beamten der Stadt auf gutem Fuße stand. Dieser Mann hatte das Unglück, daß alle Kinder, die ihm seine Frau schenkte, kurz nach der Geburt starben. Er war ganz untröstlich über das böse Schicksal, das sein Haus sich ausersehen. Was hilft mich all' mein Besitzthum? — pflegte er mit Thränen in den Augen zu sagen — ich arbeite ja für Fremde, ich habe kein Kind, dem ich es hinterlassen kann. — Endlich bekam er das siebente Kind, und diesmal einen Sohn, und da das Kind gesund und stark aussah, faßte der Harandar Hoffnung, unser Herr würde es ihn behalten lassen. Am Tage, als das Pidjann ha Ben*) war, gab er ein großes Fest, und dabei fand sich, wie bei früheren feierlichen Gelegenheiten in seinem Hause, der Bischof der Christen ein. Am selben Tag kam in der Stadt ein alter, ärmlich gekleideter Polak an, der natürlich sogleich zum Feste geladen wurde und bei dieser Gelegenheit hörte, wie es früher mit den Kindern in diesem Hause gegangen war. In dem Augenblick nun, als der christliche Bischof zur Wiege hinging und sich über das Kind herabbeugte, erhielt er von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige, daß er weit von der Wiege wegtaumelte. Sobald er zur Besinnung kam, zog er den Harandar in eine Ecke und fragte ihn, ob nicht irgendwo im Hause ein Rabbi Mausche (Moses) sei. Der Wirth antwortete, daß das bald zu erfahren sein werde, und begab sich in die Versammlung der Männer und fragte: Ist hier ein Rabbi Mausche? — Jau, jau (ja, ja)! hieß es von mehren Seiten; aber Einer drängte sich vor, und das war der ärmlich gekleidete Fremde, welcher sagte: Mich meint der Bischof; laßt mich zu ihm, dem Anser Isroel**). Als der Bischof ihn sah, eilte er auf ihn zu, und sie sprachen heimlich zusammen, und das Resultat war, daß sie sich an einem bestimmten Tage zum Kampf auf Leben und Tod treffen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Am Schabbas darf man nichts zerbrechen.

**) Judenverfolgung.

***) Ungemach.

†) Ungesäuertes Brod.

††) Einer, der die Juden höhnt.

†††) Heide.

*) Wenn ein jüdischer erstgeborner Knabe einen Monat alt ist, findet das Pidjann ha Ben (die Loskaufung) statt. Diese Ceremonie besteht darin, daß der Vater einige Juden und unter diesen einen Kohenim (einen vom Hohenpriestergeschlechte) einlädt und in Gegenwart der Andern zu demselben sagt: „Dies ist mein erstgeborner Sohn!“ Der Kohenim nimmt das Kind und sagt: „Das Kind gehört mir!“ Der Vater sagt: „Ich habe Lust, es zu kaufen; wie viel willst Du dafür?“ — „Wie viel willst Du dafür geben?“ Der Vater bietet ihm z. B. fünf Silbermünzen, und der Kohenim antwortet: „Damit bin ich zufrieden; hier hast Du das Kind; es ist Dein.“ Das Geld fällt der Kirche zu und die Ceremonie endigt mit dem Essen. Dies hat seinen Ursprung von der Zeit, da Moses den Leviten(dem Priester werden ließ und die übrigen Stämme davon freisprach. Deshalb wird auch kein Sohn vom Leviten(stamme losgekauft, und es ist z. B. von dieser Ceremonie in dem nächstens erscheinenden interessanten Roman desselben Verfassers: Ein Jude, deutsch von C. Zoller, nicht die Rede, da Benjamin ein Levit ist.

**) Verderbter Israels.

Digitized by Google

Bahia.

I.

Wir verließen Rio Janeiro und kamen nach einer Fahrt von dreizehn Tagen vor Bahia an. Da das Land auf diesem Küstentheile sich nur einige Hundert Fuß über den Meeresspiegel erhebt, so sieht man es nicht in so weiter Ferne, als das Hochland von Rio. Wir hielten uns, indem wir die Bai hinansegelten, dicht am Ufer, und ich hatte Gelegenheit, den üppigen Pflanzenwuchs desselben zu bewundern. Es gibt hier eine reiche Anzahl von Cocosbäumen und anderen großen Palmen, und die Mangobäume sind hier größer und zahlreicher, als um Rio. Die Stadt Bahia hat beim ersten Anblick ein sehr imposantes Aussehen, da der größere Theil derselben auf dem Abhange eines Berges erbaut ist, der sich gegen fünfhundert Fuß über das Meer erhebt, und alle Häuser, meist aus mehren Stockwerken bestehend, weiß übertüncht sind. Das Bild gewinnt noch einen höheren Reiz durch die dazwischen stehenden Pisange-, Orangen- und Cocosbäume, deren dunkelgrünes Laub zu dieser weißen Farbe einen angenehmen und für das Auge erquicklichen Contrast bildet.

Die Stadt Bahia, zuweilen San Salvador genannt, liegt in der Bai, die unter dem Namen „Todos os Santos“ bekannt ist. Sie theilt sich in die obere und untere Stadt; die untere ist auf dem schmalen Landstreifen zwischen dem Meere und der Höhe erbaut, auf welcher die obere liegt, und besteht aus einer einzigen langen und engen, schlecht gepflasterten und schmutzigen Straße. Die

Der Hafen von Bahia in Brasilien.

Häuser sind meist hoch, und die am Ufer stehenden erstrecken sich weit in das Meer hinein. Nachdem wir diesen kaufmännischen Theil der Stadt in Augenschein genommen, begaben wir uns nach dem oberen. Die Verbindungsstraßen zwischen beiden sind zu abschüssig, als daß man sie mit Wagen befahren könnte; wer daher nicht zu Fuß gehen will, läßt sich in einer Art Sänfte tragen, die, an einem Tragbaume hangend, auf den Schultern von zwei Negern ruht. Diese „Cadeiras“ werden von Damen wie von Herren benutzt, und man miethet sie auf der Straße. Wir aber zogen es vor, zu Fuß zu gehen, und nachdem wir durch einige der Hauptstraßen gewandert und in einer der großen Kirchen gewesen waren, nahmen wir unseren Weg ins Freie hinaus und freuten uns des reichen und anmuthigen Anblicks, der sich hier darbot. Des Abends besuchten wir das Lesezimmer der literarischen Gesellschaft, wo wir einige Zeitungen und viele literarische und wissenschaftliche Journale Frankreichs, Englands und Amerikas fanden. Von hier begaben wir uns nach kurzem Aufenthalt in ein großes Gasthaus, dem Theater gegenüber, wo wir übernachteten.

(Schluß folgt.)

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lemlein & Comp. in Paris

Digitized by Google

Der Zahnauszieher, von Gerard Dow.

Gerard Dow, geboren 1613, iſt der Sohn eines Glasmalers und der Schüler Rembrandts, dem er namentlich die großen Licht- und Coloriteffecte ſeiner Bilder verdankt. Alle ſeine Arbeiten verdienen Meiſterwerke genannt zu werden, davon zeugt auch das Sprüchwort: „Vollendet wie ein Gerard Dow.“ Seine Bilder ſind bis ins Minutiöſeſte ausgearbeitet, ſo fein, daß man das Vergrößerungsglas brauchen müßte, wollte man die Arbeit darin genau erkennen. Um ſeinen Farben mehr Glanz zu verſchaffen, rieb er ſie auf Cryſtall ab und machte ſich ſeine Pinſel ſelbſt. Zu ſeinen vorzüglichſten Gemälden gehört: der von uns mitgetheilte Zahnauszieher, ein alter Mann, die Feder ſchneidend, eine alte Frau, die mit der Katze ſpielt, ſeine Mutter, in der Bibel leſend, und vor Allem die waſſerſüchtige Frau, im Louvre zu Paris (um 30,000 fl. angekauft). Größte Treue in der Nachahmung der Natur, ſorgfältige und gleichmäßige Ausführung des Einzelnen und ſehr geſchickter Farbenauftrag zeichnen die humoriſtiſchen und gemüthlichen Darſtellungen des Künſtlers aus. Dow ſtarb im Jahre 1680 und hinterließ ein großes Vermögen, denn ſeine Werke wurden zu hohen Preiſen bezahlt, wie ſie noch jetzt zu den theuerſten gehören.

Digitized by Google

Das Zimmer, das der Künstler auf unserem Bilde darstellt, scheint das eines Magiers: die seltsamen Muscheln, der große Destillirkolben, die Arzneipflanze, und mehr im Hintergrund die Pokale, die große am Plafond hängende Eidechse, der Schädel — Alles deutet auf Geheimniß und mysteriöse Wissenschaft; Alles, bis auf die wunderliche Miene des Alten mit dem weißen Bart und dem Sammetkleid, der den kranken Zahn ausgiebt, und bis auf den Ausdruck der alten Frau, die der Operation mit ängstlichem Blick und gefalteten Händen anwohnt, als ob sie im Stillen betete. Auch die Bewegungen des Patienten sind dem Leben abgelauscht und von frappanter Wirkung, die durch die geschickte Vertheilung des Lichtes noch erhöht wird.

Tollar, der Indianer.

(Fortsetzung.)

Ein Theil der Pilger beschäftigte sich mit Waschungen, die jeder Mahlzeit vorangehen müssen, während Andere, die sie bereits beendigt, vor ihren Kalyplatten saßen und die Form eines Vierecks, Dreiecks, Kreises oder Halbmondes nachahmten, je nachdem es den Kattriyas, Vaisčias oder Sudras vorgeschrieben ist. Irrady ging nach dem Thor des Tchawadi, wo sich die ambulanten Garköche mit ihren ungeheuren dampfenden Fleischtöpfen befanden, und brachte ihrem Sohne eine Platte mit Reis, die sie ihn zu essen aufforderte, damit er wieder zu Kräften käme. Dann ließ sie ihn noch einige Schlücke des geistigen Saftes trinken, der unter dem Namen Toddy- oder Pariasarak aus der Cocosnuß gewonnen wird. Als er sich endlich gegen Mittag hinlänglich gekräftigt fühlte, belud sie sich mit dem leichten Gepäck, das ihr ganzes Vermögen war, und schloß sich einer Karavane an, die den Weg nach Calcutta einschlug.

Die Truppe, welcher sich der junge Parla und seine Mutter angeschlossen, bestand aus Indiern der letzten Kasten, lauter armen Leuten, die zu Fuße gingen, mit einer Menge Kindern und Frauen: sie legten an diesem Tage nur eine geringe Strecke zurück und erreichten nicht einmal den nächsten Tchawadi. Sie campirten deßhalb am Ufer eines mit Rohr und Mangos bedeckten Sumpfes.

So langsam die Karavane auch ging, Tollar, der vom Fieber geschwächt war, konnte nur mit Mühe folgen, und sobald die Truppe hielt, sank er erschöpft auf die Matte, die seine Mutter auf die Erde ausgebreitet, und bat sie mit matter Stimme um einen Schluck Wasser. Irrady, die ihren Vorrath erschöpft, sah um sich und eilte nach einem Mangobaum, um einige Früchte zu holen. Unglücklicher Weise waren die nächsten durch die Pilger bereits geleert, und sie mußte daher nach einem etwas entfernteren Bosket gehen.

Aber kaum war sie verschwunden, als man ein dumpfes Gebrüll in dem Sumpfe hörte; das Schilf bewegte sich, ein ungeheurer Tiger sprang heraus, stürzte sich nach den Mangobäumen und erschien augenblicklich wieder mit Irrady in den Zähnen.

Auf Tollars furchtbaren Schrei hin liefen alle Pilger herbei, blieben aber bei dem Anblick des Tigers erschrocken stehen.

„Meine Mutter! rettet meine Mutter!“ rief der Jüngling, indem er sich erhob und eine Waffe um sich her suchte.

Die Indier blieben unbeweglich.

„Der Tiger hat sein Mahl“, sagten sie ruhig, „wir können diese Nacht ruhig schlafen.“ *)

Tollar hatte außer sich vor Wuth das wilde Thier verfolgt; schon fürchtete er ihn aus dem Gesichte zu verlieren, als der Tiger plötzlich hielt und seine Beute fallen ließ. Eine Truppe Europäer auf Elephanten erschien in der Nähe des Sumpfes.

Beim Anblick ihres Feindes ließen diese ein helles Wiehern hören, das immer ihrem Angriff vorangeht, und liefen dann alle zugleich auf den Tiger los, der mit blutigem Auge und offenem Rachen, laut brüllend die Gegner erwartete. Der Kampf war schrecklich, aber kurz. Einige wohlgezielte Schüsse der Europäer streckten den Tiger zu Boden, worauf ihn die Elephanten den Garaus machten, und als Tollar auf dem Schlachtfelde erschien, zertraten sie gerade das wilde Thier unter ihren Füßen.

Der junge Indier lief auf seine Mutter zu, die in ihrem Blute gebadet in einiger Entfernung lag. Er sank neben ihr auf die Kniee und hob sie laut schreiend in seine Arme. Diese Stimme und die Umarmungen weckten Irrady aus ihrer Ohnmacht: sie schlug die Augen auf, erkannte ihren Sohn und gab ihm die Hand.

„Mutter, Mutter, erwache!“ rief Tollar weinend; „der Tiger ist todt.“ — „Auch ich werde sterben“, stammelte die Indierin. — „Nein, nein!“ unterbrach sie der Sohn; „es gibt Malabaren, welche die Wunden und die zerbrochenen Glieder zu heilen verstehen.“ — „Ich werde sterben“, wiederholte Irrady, deren Worte durch ein unheimliches Röcheln unterbrochen wurden. „Ach, warum darf ich nicht nur noch einige Jahre leben! . . . Alles ist vorbei . . . es wird mir schon schwarz vor den Augen . . .“

Sie unterbrach sich und suchte mit zitternder Hand die halbe Goldrupie, die an ihrem Halse hing.

„Nimm das“, sagte sie mit kaum hörbarem Tone. „Wenn Du in Calcutta bist, so suche den Tadin Kalln auf . . . er ist es . . . zeige ihm das Goldstück . . . die andere Hälfte . . . aber nimm Dich in Acht . . . wenn man erführe . . . Tollar, mein Sohn . . .“

Die Hand der Sterbenden ergriff die des jungen Knaben; sie warf ihm einen ängstlich besorgten Blick zu, dann sank ihr Haupt zurück; sie hatte zu athmen aufgehört.

Tollar, der durch die Krankheit, die Anstrengung des Marsches und die Gemüthsbewegungen der letzten Augenblicke ganz erschöpft war, konnte diesen schweren Schlag nicht mehr ertragen und sank ohnmächtig neben der Leiche Irrady's nieder.

Als er die Augen wieder öffnete, lag er auf einem reichen Teppich in einem eleganten Zelte. Doctor Dumfries und Miß Eva waren um ihn beschäftigt.

„Er erholt sich wieder!“ rief sie; „bitte, sprechen Sie mit ihm, Vater.“

Der Doctor hatte die verschiedenen indischen Dialecte zu seinem besonderen Studium gemacht und konnte deßhalb mit den Bewohnern der meisten Provinzen leicht verkehren. Er sprach zuerst uriganisch, dann carnatisch, malabarisch, marattisch, und endlich gaurisch. Die letztere Sprache verstand der Jüngling, der dem Doctor auf alle Fragen antwortete: und je mehr er sprach, desto deutlicher traten die

*) Die Indier versuchen nicht, sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen.

Digitized by Google

Erinnerungen vor seine Seele, bis er zuletzt in ein heftiges Schluchzen ausbrach.

Doctor Dumfries suchte vergeblich ihn zu trösten. Tollar bat inständig, die Leiche seiner Mutter sehen und ihr die letzte Ehre erweisen zu dürfen.

„Ich kann sie freilich nicht beim Klang der Instrumente begraben, noch sie mit Reis, Früchten, Betel und dem Koth einer geheiligten Kuh auf den Scheiterhaufen legen; dieser Pomp ist den ersten Kasten und den reichen Todten vorbehalten, aber ich will sie wenigstens in ihr bestes Gewand hüllen und mit eigener Hand ins Grab legen; es wird der letzte Dienst sein, den ihr der Sohn erweist."

Der Doctor respektirte diesen frommen Wunsch und ließ den jungen Indier gehen, nur sagte er, daß er ihn nach der Leichenceremonie wieder zu sehen wünsche.

Tollar kam nach Verlauf von zwei Stunden blaß und erschöpft zurück.

„Alles ist vorbei", sagte er mit dumpfer Stimme; „meine Mutter empfängt nun den Lohn für all' das Gute, das sie gethan." — „Und Du, Du bleibst allein?" fragte der Doctor. — „Allein!" antwortete der Jüngling. — „Du hast nicht mal einen Beschützer?" — „Niemand." — „Gut, so will ich es sein", versetzte Dumfries gütig; „von heute an gehörst Du zu meinem Hause."

IV.

Doctor Dumfries war einer der Agenten der ostindischen Compagnie, welche die Engländer gewöhnlich mit dem Namen Civilians bezeichnen, um sie von den militärischen Beamten zu unterscheiden. Er nahm in Calcutta eine sehr bedeutende Stellung ein und lebte dort auf fürstlichem Fuße.

Sein Hotel, das im Chowringiquartier lag, war eine Art von Palast mit einem doppelten Peristyl von griechischen Säulen und einem Giebel aus behauenem Marmor. Vor ihm breitete sich eine Rasenesplanade aus, die durch mehre Wasser erfrischt wurde, auf welchen sich die rothen Kelche der Corosblume wiegten; die Rückseite des Palastes ging auf einen von weißem Jasmin, purpurnen Iroren und herrlichem Tschambaga prangenden Garten.

Das Innere war nicht minder prächtig. Die Mauern, überall mit indischem Stuck bekleidet, dem selbst der Marmor nicht an Glanz gleichkommt, waren mit Gemälden und Statuen, die um theures Geld aus Italien herbeigebracht worden, geschmückt. Persische Teppiche in den herrlichsten Farben breiteten sich unter den Füßen aus; polirte Möbel, Porzellan, Ebenholzarbeiten aus China und Japan zierten die Zimmer und waren der Sorgfalt von hundert und zwanzig Bedienten anvertraut, die je nach ihrer Beschäftigung verschiedene Livreen trugen. Ungeheure Sunkas*), die immer in Bewegung waren, verbreiteten eine angenehme Frische, während die Luft von draußen durch die unaufhörlich befeuchteten Rollvorhänge von Kuskus drang.

Der Doctor ließ seinen Elephantenzug einige Meilen von Calcutta zurück, da diese Thiere die Stadt nicht betreten dürfen, und begab sich mit seiner Tochter in einem Palanquin dahin. Tollar, der nur die Städte im Innern kannte, war entzückt über den Anblick dieser Hauptstadt der britischen Besitzungen.

Die Mischung der Bevölkerung der Stadt verleiht ihr ein ganz eigenthümliches Interesse. Man findet dort sozusagen Proben aller Völker von ganz Asien, vom Türken und Tungusen bis zum Japanesen. Die Einwohnerschaft jedoch, die sechsmalhunderttausend Seelen zählt, besteht hauptsächlich aus Hindus, Chinesen, Arabern, Persern, Malaien, Juden und Engländern. Die herrschenden Religionen sind, wie in ganz Hindostan, der Bramaismus, Buddaismus, Mahomedanismus und der Sonnencultus.

Von Calcutta aus beherrscht die englische Compagnie den größten Theil von Indien diesseits des Ganges durch Gouverneure und Nabobs (mongolische Fürsten) oder Rajahs (Hindufürsten), die von einem englischen Residenten überwacht werden.

Doctor Dumfries hatte Anfangs Tollar beim Gartendienst verwendet; aber der Jüngling verblieb nicht lange dabei. Einige Monate genügten für ihn, die Sprache seiner neuen Herren zu lernen, und er machte sich durch seine Intelligenz, seinen Eifer und seine Dankbarkeit gleich bemerklich.

Miß Eva erschien ihm wie eine wohlthätige Göttin, der er einen stummen Cult widmete. Er erriet ihre Wünsche an der leisesten Bewegung und erfüllte sie, ehe sie Zeit hatte, dieselben auszusprechen. Unglücklicher Weise griff er bei diesen Aufmerksamkeiten häufig in die Functionen der Diener des jungen Mädchens ein, die sich darüber bitter beklagten, so daß sich der Doctor, um beiden Theilen gerecht zu werden, gezwungen sah, den jungen Indier dem Dienste von Miß Eva zuzutheilen, welche ihm die Aufsicht über ihr Vogelhaus anvertraute.

Nebenbei wurde Tollar einem der Gurus von Calcutta übergeben, der ihn unter seine Schüler aufnahm. Aber die Wissenschaft seines Lehrers war bald erschöpft. Der Doctor schickte ihn daher zu einem Brama, der im Umgang mit den Europäern seine Kastenvorurtheile aufgegeben.

Hiro erklärte Tollar die Hauptstellen der Vedas, ließ ihn die Fabeln von Hotopadesa lesen und unterrichtete ihn in den verschiedenen Dialecten. Der Doctor, der sich in ihm einen nützlichen Gehülfen heranziehen wollte, und ihm deßhalb diese indische Bildung geben ließ, hatte schon nach kurzer Zeit sein Ziel erreicht, denn der Jüngling war bald im Stande, alte Manuscripte abzuschreiben und Notizen für die Studien seines Herrn zu sammeln.

Neben diesen neuen Functionen versah Tollar mit Eifer seinen lieben Dienst bei dem Vogelhaus von Miß Eva. Diese Voliere, die auf seine Bitten vergrößert und nach seinem Geschmack mit Bäumen, Pflanzen und Fontänen geschmückt worden, war eines der Wunder Calcuttas und von nun an ein Lieblingsaufenthalt von Miß Dumfries. Hier verbrachte sie ihre schönsten Stunden, den süßen Duft der Blumen einathmend, mit den Vögeln plaudernd oder auf den Gesang derselben mit noch schöneren Liedern antwortend.

Tollar war ein stummer Zeuge all' dieser Freuden. Seitdem er seine Mutter verloren, war Miß Eva das einzige Ziel seiner Gedanken und Handlungen. Von ihr allein kam ihm Trauer oder Freude; sie war seine Gegenwart und Zukunft.

War sie nicht die Einzige, die sich um ihn kümmerte? Er dachte freilich bisweilen an den geheimnißvollen Auftrag, den ihm seine Mutter im Augenblick des Todes gegeben, an die halbe Goldrupie, die er auf seiner Brust trug, an der Tadin Kallu, dessen Mittheilungen seinem Schicksal eine andere Wendung geben sollten; aber alle Bemühungen,

*) Riesenhafte Fächer, die vom Plafond herabhängen.

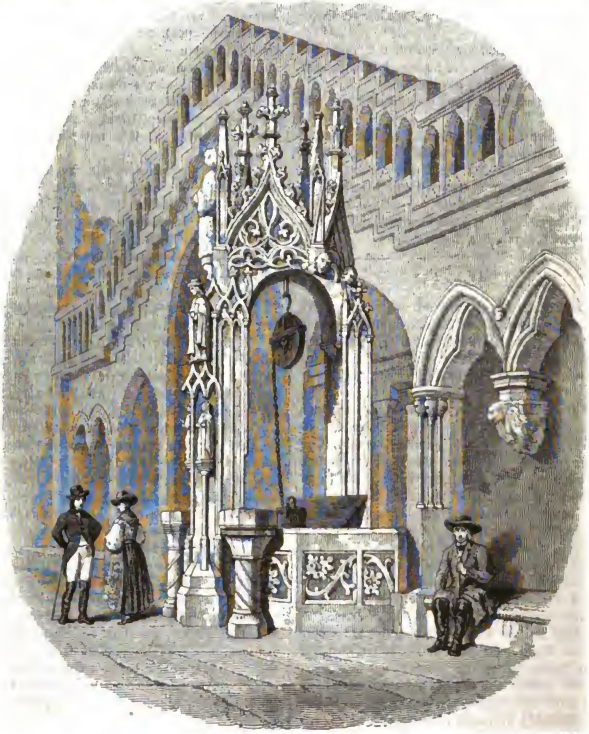
Digitized by Google

den Letztern zu finden, waren vergeblich, und es blieb im Zweifel, ob die letzten Worte Irrady's nicht ein Ausbruch des wirren Todeskampfs gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Regensburg.

Regensburg, im Königreich Bayern, liegt am Zusammenfluß des Regen und der Donau inmitten eines umgemein malerischen und fruchtbaren Landes, und ist heutzutage Hauptstadt des Regenkreises. Regensburg gehört zu den ältesten Orten der obern Donaugegend. Unter den Römern trug es den Namen Reginum oder Castra regina; Kaiser Tiberius legte hierher die vierte Legion. Später war Regensburg Hauptstadt von Bayern und Residenz der Könige und Herzöge von Bayern, 1180 wurde es reichsfrei und gewann dadurch bedeutend an Ausdehnung; während des ganzen Mittelalters war die Stadt einer der wichtigsten Handelsplätze von Deutschland. Namentlich



Gothischer Brunnen im Dom von Regensburg.

stand sie mit Venedig in Verbindung, das ihr die Schätze des Orients lieferte und dafür Pelzwaaren bezog. Selbst mit Rußland soll starker Verkehr gewesen sein, und Regensburg bildete lange Zeit die Rivalin der fleißigen Nachbarin, nämlich der Stadt Nürnberg.

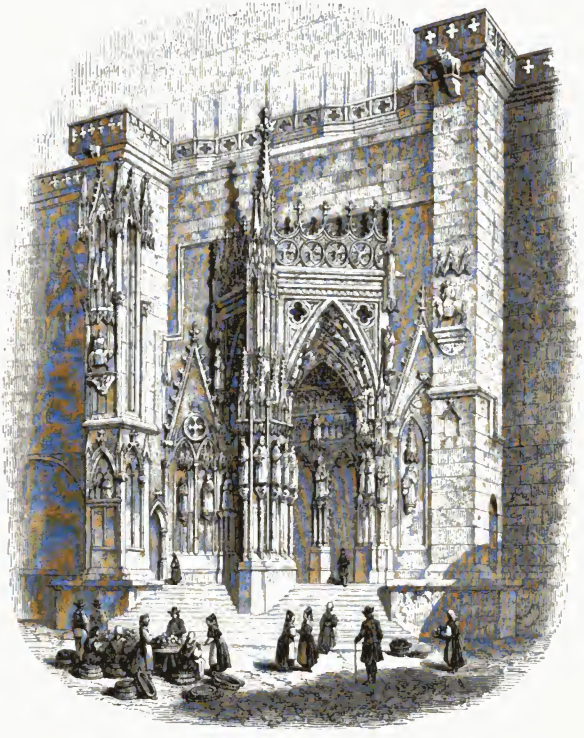
Die Entdeckung eines neuen Weges nach Ostindien gab dem Handel jedoch eine andere Richtung und Regensburg verlor seine Bedeutung. Der Reichstag, der von 1663—1806 seinen Sitz dort aufgeschlagen, vermochte ihm wohl einigen Glanz zu verleihen, es konnte sich jedoch nie mehr von dem Schlag, der seiner Wohlhabenheit beigebracht worden, erholen.

Seine gegenwärtige Bevölkerung beträgt 25,000 Einwohner. Die von den Resten alter Befestigungswerke und von einem breiten, tiefen Graben umgebene Stadt hat unregelmäßige, düstere und schlecht gepflasterte

Digitized by Google

Straßen. Die Häuser deuten auf hohes Alter. Von Zeit zu Zeit begegnet man neben den gewöhnlichen Häusern massiven gothischen Thürmen, den letzten Spuren einer Zeit, in der sich die Bürger von Regensburg hinter dicken Mauern verschanzten, um sich gegen die Feinde von Außen und Innen zu vertheidigen. Unter den Denkmalen aus barbarischer Zeit zeichnen sich der goldene Thurm und der Goliath aus, ein Bau, an dessen Façade der Kampf Davids mit dem Riesen dargestellt ist. Das großartigste Bauwerk Regensburgs ist jedoch der Dom von St. Peter, eines der Meisterwerke gothischer Architektur.

St. Peter stammt aus verschiedenen Zeiten und die Thürme sind noch nicht ganz vollendet: der erste Grundstein ist 1275 gelegt worden; der Chor ward 1283, das Langhaus 1436, die Façade 1486 vollendet. Der ganze Dom aber zeichnet sich eben so sehr durch den guten Geschmack der Ornamente im Innern, als durch die imposante Majestät des Aeußern aus. Die Façade zeigt die schönsten



Portal des Doms von Regensburg.

Proportionen, und vorzüglich zieht das Portal die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes auf sich. Der Plan desselben weicht von dem aller übrigen Kirchen ab: es ist im Dreieck vorgeschoben und bildet eine Art Baldachin, an dem die Kunst des Bildhauers ihren ganzen Glanz entfaltet hat. Nicht minder prächtig geschmückt sind die beiden Nebenportale. Auf den Seiten der Kirche erhebt sich ein ganzer Wald von Pfeilern, Pyramiden und Thürmchen, unter welchen eine Galerie mit offener Ballustrade hinläuft, von der man eine herrliche Aussicht auf Stadt und Umgebung genießt. Auf der Nordseite der Cathedrale befindet sich der Eselsthurm, so genannt, weil während der Erbauung die das Material herbeischleppenden Esel durch diesen Thurm gehen mußten. Im Innern entzückt uns die leichte und lebendige Gliederung des Ganzen, die schönen Säulen, die sich in schlanken Spitzbögen zu ein-

ander neigen: die hohen Schiffe werden durch mächtige Spitzbogenfenster erhellt, welche König Ludwig von Bayern durch die ersten Künstler Münchens malen ließ. Die ganze Kirche verdankt überhaupt dem kunstsinnigen Monarchen unendlich viel. Er ließ Vieles restauriren, um den innern Schmuck in größere Harmonie zu bringen. Das Mittelschiff hat 300 Fuß Länge und 120 Fuß Höhe; besonders interessant durch ihre Stuhlreihen und die tabernakelartige Einrichtung sind die Altäre in den Seitenschiffen. Der zum Schöpfen des Weltwässers dienende Brunnen, den wir oben mittheilen, ist eine Eigenthümlichkeit, die Regensburg nur mit wenigen Kirchen (Straßburg, Freiburg, Paderborn) gemeinsam hat. In der Cathedrale gehört ein daran gebautes Kloster mit vielen merkwürdigen Grabmälern.

St. Peter ist jedoch nicht die einzige Sehenswürdigkeit Regensburgs. Man besucht ferner die Parochialkirche von St. Ulrich, das Benedictinerkloster von St. Jacob, die St. Emeranskirche und den Palast des Fürsten Thurn und Taris, der Kunstwerke von Schwanthaler und Dannecker enthält. Unfern davon sieht man die schwarzen Mauern des Rathhauses, in welchem der Reichstag seine Versammlung hielt und in dessen Hauptsaal sich noch der kaiserliche Stuhl befindet.

Die im zwölften Jahrhundert erbaute steinerne Brücke über die Donau war ihrer Zeit ein bewundernswerthes Werk; jetzt aber sind ihre Bogen zu niedrig. Jenseits der Brücke liegt Stadt am Hof, eine eigene Stadt, die aber doch wesentlich eine Vorstadt von Regensburg bildet.

Den interessantesten Ausflug um Regensburg bildet die Fahrt zur Walhalla, der großen Schöpfung Ludwigs, der Deutschland und sich mit diesem Werke ehrte.

Rabbi Nathan Clausener.

(Fortsetzung.)

Am bestimmten Tage fand sich denn auch Rabbi Mausche mit dem Roef*) des Ortes und einigen anderen heiligen Juden ein, und der Bischof erschien mit seinen Freunden. Rabbi Mausche zog drei Kreise um sich und seine Freunde, der Bischof machte eben so viele um die Seinen und begann darauf seine Beschwörungen. Da kam ein heulender Wolf aus dem Walde; dieser eilte vorbei an des Bischofs Kreis und näherte sich Rabbi Mausche; als er jedoch an den äußersten Kreis kam, kehrte er um und lief heulend zurück in den Wald. Der Bischof wurde unruhig und begann aufs Neue seine Zauberformel; da kam ein großer Bär aus dem Walde und suchte Rabbi Mausche; er brach durch den ersten Kreis; aber bei dem zweiten wandte er sich plötzlich um und lief brummend fort. Der Bischof erblaßte, der Angstschweiß floß ihm über das Gesicht; und zum dritten Male begann die Beschwörung. Da kam ein wilder, mächtiger Eber aus dem Walde, schoß über den ersten und zweiten Kreis und schien bereits dem Rabbi sich nahen zu wollen; er wandte sich jedoch um, eilte zum Bischof, sprang über seinen Kreis und zerriß ihn."

Rabbi Nathan lächelte stumm; aber der ältere Jude, der ihnen gefolgt war, rief, indem er zurücksah: „So soll es allen Feinden Israels ergehen! Ihr eigener Haß soll sie verzehren!"

Sie waren zu Rabbi Nathans Wohnung gekommen. Unter der Thüre wandte sich der Rabbi um und sagte: „Wir wollen uns am lieben Schabbas nicht in einer bittern Stimmung trennen, ich will Euch noch eine kleine Geschichte erzählen: Ein Polak hatte einem andern Juden ein Pferd verkauft und war dafür eingestanden, daß es keinen Fehler habe. Am nächsten Tag kam der Käufer zurück mit dem Pferde und beklagte sich bitter, er sei betrogen worden, da das Pferd einen großen Fehler habe, es sei blind. — „Was?" sagte der Verkäufer, „nennt Ihr das einen Fehler? das ist kein Fehler, das ist ein Unglück!" — Man sachte und nahm Abschied von einander. Aber Aron vergaß absichtlich, dem Rabbi seinen Regenschirm zurückzugeben, und hatte dadurch einen passenden Vorwand, am Abend das Haus noch einmal besuchen zu können.

Er kam, gerade als Rabbi Nathan, begleitet von seinen Söhnen, von dem Abendgebete heimkehrte und Avdolo*) thun wollte.

Es ist Sitte, daß einer von den jüngsten Knaben der Familie dem Hausvater bei dieser Ceremonie assistirt; da die Kinder jedoch in einem Seitenkabinet spielten und man ihre lärmende Munterkeit hören konnte, so sagte Rabbi Nathan: „Nun, laßt die Kinder spielen. Aron, Ihr seid der jüngste von den Männern hier in der Stube; kommt!"

Arons Herz klopfte laut vor Freude, daß der Rabbi ihn so sichtlich zur Familie rechnete und ihm Hoffnung auf seine Tochter gab.

Rabbi Nathan segnete das Licht, den Wein und die duftenden Kräuter, die Aron ihm reichte; segnete den Festtag und die Arbeitstage der Woche, das Haus und das Geschlecht. Der Becher mit Wein wurde den Männern umhergereicht, damit sie daraus trinken sollten, ebenso ging die Silberbüchse mit den wohlriechenden Kräutern bei Allen umher. Endlich löschte man unter dem Gesang: Hamavdil beim Kandesch lechaul die Lichter im Weine aus. Der Sabbath war zu Ende, und Rabbi Nathan und Aron wünschten sich: „Gut Woche und gut Jahr!" worauf Aron sich benahe und die Handauflegung erbielt. Dann kam ein Sohn nach dem andern und wurde gesegnet.

Während der Ceremonie saß Esther abseits in einer Fenstervertiefung und sah auf Aron vielleicht eben so stolz, als eine christliche Ritterdame auf den Ritter, der eine Lanze zu ihrem Ruhme bricht.

IV.

Schlaumo Zwicker.

Am Sonntag kam Schlaumo Zwicker zu Rabbi Nathan, um ihn, wie gewöhnlich, zu zwicken (rastren), denn ein frommer Jude läßt kein Messer über sein Gesicht gehen. Schlaumo Zwicker hieß eigentlich Schlaumo Leib; er war nämlich ein Sohn von Leib Zwicker, der jene Profession getrieben, bis er ein großes Erbe aus England bekam. Der Sohn, der die Kunst in seiner Jugend gelernt, machte darans ein Mitzvo, d. h. ein Gott wohlgefälliges Geschäft; er zwickte nämlich gratis die frömmsten Männer, wodurch er selbst in den Geruch der Heiligkeit kam und bei den Aelteren hoch angesehen war. Aber die Jugend liebte ihn weniger. Diese sagte von ihm, daß er ein Spie-

*) Priester.

*) Die Schluß-Ceremonie des Sabbaths.

Digitized by Google

ler sei und die Spielhäuser besuche. Verlangte man Beweise, so konnten die Jungen keine beibringen: denn sie konnten ihn ja doch nicht selbst in Spielhäusern sehen; aber sie behaupteten, man könne es deutlich an Schlaumo's kleinen Augen und großem, bleichem Munde sehen. Schlaumo hatte wirklich einen großen Mund; aber er schien ihn für eine Schönheit zu halten; denn er machte ihn noch größer, indem er die Lippen zusammenkniff, daß der Mund beinahe bis zu den Ohren reichte; die böse Jugend meinte freilich, er thue das nur, um zu verbergen, daß er keine Zähne habe. Indessen räumten doch Alle ein, daß Schlaumo Zwicker tüchtig beißen könne, wenn es gelte, und im Ganzen einen gefährlichen Mund habe.

Schlaumo Zwicker band Rabbi Nathan die Serviette um und begann unter tiefem Schweigen zu zwicken; denn Schlaumo hatte die Eigenheit, daß er schwieg, bis er gefragt wurde, wie eine wohlgefüllte Tonne festhält, ehe man den Zapfen dreht.

Endlich machte Rabbi Nathan den Anfang mit der gewöhnlichen Frage: „Was gut Hriddisch *) in der Stadt?"

„Neues?" sagte Schlaumo: „gut Neues? Was weiß ich. Böses Neues gibt es genug, obgleich es bereits alt ist."

„Um Gotteswillen!" rief Rabbi Nathan, „was ist geschehen?"

„Ihr waret gestern nicht in der Schule? Es war ein Schmerz, zu sehen, wie wenig die jungen Menschen sich jetzt um Gottes Wort kümmern. Kaum, daß wir Minjan **) hatten!"

„Oi, oi! — Na, sie werden nächsten Schabbas kommen!" sagte Rabbi Nathan.

„Gott gebe es!" rief Schlaumo und wandte andächtig die Augen zum Himmel. „Aber die Religion geräth bei der Jugend in Verfall! Seit die Neumodischen ihren eigenen Leichenwagen mit tuchenem Vorhang haben, fallen immer mehr und mehr vom alten Glauben ab. Ich gönnte ihnen Allen zusammen einen Leichenwagen!"

„Et, Et! Das ist nicht gut gesprochen. Das sind weder Juden, noch Christen, sondern Helden, sie kennen keinen Gott."

„Da ist dieser Wulf Israel", begann Schlaumo nach einer Pause; „das ist ein rechter Poscho Jisroel! Vergangenen Schabbas begegne ich einem jungen Juden auf der Osterstraße, der bei hellichtem Tage eine Cigarre rauchte. — Wer war es? Wulf Israel! Ausgerottet werde sein Name! Wenn er rauchen will, warum bleibt er nicht zu Hause? Werdet Ihr es glauben, Rabbi Nathan: er blies mir den Rauch ins Gesicht!"

„Der arme Vater!" sagte Rabbi Nathan; „was würde er sagen, wenn er es erführe!"

„Der Vater? Der alte Meschummet***). Der Sohn raucht am Schabbas auf der Straße, er schmaucht wohl auch zu Hause in seiner Stube."

„Habt Ihr's gesehen?" fragte Rabbi Nathan.

„Nein, das habe ich nicht; aber es ist keine Scheiker †)!"

„Ich würde es an Euer Stelle doch nicht sagen. Es steht geschrieben: Des Gerechten Zunge soll blühen von Weisheit, aber des Ungerechten Zunge vernichtet werden."

Schlaumo Zwicker zwickte still fort; dann begann er wieder:

„Das Schlimmste ist, daß dieser Wulf Israel andere reine Jünglinge verführt. Freitag vor acht Tagen kam ich vor das Osterthor: es war beinahe Nacht, und ich eilte, um nicht zu spät zur Kirche zu kommen. Da fährt ein Wagen an mir vorbei, nach dem Walde hinaus, und im Wagen sitzen zwei junge Juden. Wer war es? Der Eine war Wulf Israel, der Andere, wer glaubt Ihr, Rabbi Nathan? — Aron Jacobsen!"

„Aron Jacobsen?" schrie Rabbi Nathan und fuhr auf.

„Wie ich Euch sage: Aron Jacobsen!" antwortete Schlaumo Zwicker und legte die Serviette wieder zurecht.

„Rabbi Schlaumo!" sagte Rabbi Nathan, „habt Ihr nicht falsch gesehen? Erinnert Euch, daß es eines von den zehn Geboten ist: „Du sollst nicht falsches Zeugniß reden." Es ist eine Todessünde, wenn Ihr so lügt."

„So wahr Gott lebe! Gott laß mir verdorren auf der Stelle."

„O, o," stöhnte Rabbi Nathan.

„Und was thaten sie dort im Walde? Weßhalb sagte ich Sonntags nichts? Ich wollte erst Gewißheit haben. Ich bin kein leichtsinniger Mann, Rabbi Nathan. Ich war draußen im Walde und habe mich erkundigt; ich sprach auch mit einem von ihren Trinkkameraden. Was speisten sie? Eine Kleinigkeit: Beefsteak! Und in weißer Gesellschaft? Mit Schauspielern und Gauklern. Gott soll meine und meiner Eltern Neschomo (Seele) am Gerichtstage verstoßen, wenn ich lüge, Rabbi Nathan."

(Fortsetzung folgt.)

Bahia.

(Schluß.)

II.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages besuchten wir ein Kloster auf der Westseite der Stadt, dessen Nonnen aus Vogelfedern künstliche Blumen zum Verkauf fertigen. Man wies uns in ein kleines Gemach, das von dem eigentlichen Gebäude durch eine dicke Mauer getrennt ist, worin sich ein großes, vergittertes Verkaufsfenster befindet. Wir waren bald von allerlei Kränzen umgeben, die man uns theils in Körben anbot, theils einen nach dem andern an einem Stabe durch das Gitter steckte. Es muß der Reihe nach jede Nonne den Dienst der Verkäuferin übernehmen, so oft Käufer ins Kloster kommen, und die Blumen werden ihr von schwarzen oder braunen Dienerinnen zugetragen. Diejenige, die bei unserem Besuche diesen Dienst zu versehen hatte, war weder jung, noch schön, und zerstörte all' meine romantischen Ideen von Nonnen und Nonnenklöstern. Meine Gefährten machten verschiedene Einkäufe, um sie als Geschenke nach England mitzunehmen.

Nachdem ich das Kloster verlassen hatte, miethete ich ein Boot, um einige Meilen weiter die Bai hinaufzufahren, und landete an einer Halbinsel, Namens Bomfim, über welche ich, von zwei zu dem Boote gehörigen Schwarzen

*) Neues.

**) Die hinlängliche Anzahl (zehn Erwachsene), um den Gottesdienst zu halten.

***) Schlingel.

†) Lüge.

Digitized by Google

begleitet, eine kleine Wanderung machte. Vom Ufer aus ging ich über ein Moor, wo ich mehre mir neue Pflanzengattungen entdeckte. Jenseits desselben führte der Weg durch eine trockene sandige Höhlung, wo sich kein Lüftchen regte und die Strahlen der Mittagssonne so glühend heiß auf den weißen Sand brannten, daß ich fast erstickte, ehe ich eine kleine Anhöhe erreichen konnte. Auf dem Spaziergang bemerkte ich einige ungemein große Mangobäume, deren viele doppelt so groß als diejenigen waren, welche ich bei Rio gesehen hatte. Diese Bäume gewähren in der Ferne, um die zahlreichen weißen Landhäuser gruppirt, einen reizenden Anblick. Der häufig sehr dicke Stamm erhebt sich selten mehr als acht bis zehn Fuß über den Boden und theilt sich dann in viele, weit sich verbreitende Verästungen, welche hoch emporsteigen und so dicht mit Laub bedeckt sind, daß sie die brennenden Sonnenstrahlen nicht durchlassen und auf diese Weise einen höchst erquicklichen Schatten gewähren. Um drei Uhr erreichten wir beutebeladen unser Boot.

Auf dem Rückwege nach der Stadt kamen wir an der Kapelle San Goncalo vorüber. Kaum ist ein Jahrhundert vorüber, seit man die letzten Steine seiner Façade einsetzte, und schon wuchern die Agaven, Palmen, Bananen und selbst die Cocosbäume längs der Mauerwände hin und verbergen dem Auge den Eingang. Tausenderlei andere Parasitenpflanzen schlingen sich durch die Ritzen der Mauer und beschleunigen die Zerstörung. Niemand sucht dem Ruin Einhalt zu thun; freilich ist die herrlich gelegene Kapelle nur sechs Jahre vor der Auflösung des

Die Kapelle San Goncalo in Bahia.

Ordens von den Jesuiten erbaut worden und mußte deshalb mit ihnen stürzen. Immerhin bilden aber noch heute die Ruinen ein ungemein malerisches Bild, dessen Wirkung durch den herrlichen Rahmen der Umgebung bedeutend gehoben wird. Zuletzt kamen wir noch durch ein kleines, dicht am Meere liegendes Dorf, dessen größtentheils schwarze Einwohner sich hauptsächlich mit Wallfischfang beschäftigen, indem der Wottfisch an diesem Theile der Küste sehr häufig ist; und als wir in die Bai kamen, fuhren eben mehre mit Negern bemannte Wallfischboote aus. Den Fremdling überrascht in Bahia, selbst wenn er aus den anderen Provinzen Brasiliens kommt, vorzüglich die Erscheinung der Schwarzen, welchen er in den Straßen begegnet; es sind die schönsten im Lande, Männer sowohl als Frauen sind groß und wohlgebildet, und meist auch geistig nicht vernachlässigt. Einige von ihnen verstehen sogar Arabisch. Sie stammen fast alle von der Goldküste und sind nicht nur wegen ihrer größeren Körperkraft und ihres hellen Verstandes, sondern auch wegen ihrer Einigkeit unter einander mehr zu aufrührerischen Bewegungen geneigt, als die gemischten Racen in den anderen Provinzen. Vierzehn Tage, nachdem ich Bahia verlassen hatte, brach hier auch wirklich ein ernstlicher Aufstand aus, der zwar von einigen weißen Brasilianern geleitet, aber vom größten Theile der schwarzen Bevölkerung unterstützt wurde. Die Insurgenten nahmen auf viele Monate von der Stadt Besitz und wurden erst, nachdem es viele Menschen und vieles Eigenthum gekostet hatte, völlig wieder vertrieben.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Karte von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Coblenz.

Ansicht von Coblenz vom Ehrenbreitstein aus.

Coblenz liegt am Zusammenfluß des Rheins und der Mosel, und die Römer, welche hier ein Fort bauten, nannten den Ort Confluentia (Zusammenfluß). Nachdem es frühzeitig Residenz fränkischer Könige gewesen, wurde es von Heinrich IV. dem Hochstift Trier geschenkt. Später kam es an die Rheinpfalz, durch Heirath an das Haus Nassau und zuletzt wieder an Trier. Erzbischof Arnold II. umgab es mit Mauern; früher schon war Ehrenbreitstein gegenüber erbaut worden. Während des 30jährigen Krieges kam Coblenz nach und nach in die Hände der Schweden, der Franzosen und der Kaiserlichen. 1688 wurde die Stadt bei einer Belagerung verbrannt. Durch den Frieden von Campo Formio kam Coblenz an Frankreich und war Hauptort des Dep. Rhein und Mosel, 1814 an Deutschland, und ist jetzt Hauptstadt der preußischen Rheinprovinz. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000. In militärischer Hinsicht ist Coblenz ein bedeutender Punkt. Seine drei Forts sehen nach allen Richtungen hinaus: die Karthause beherrscht den Weg von Mainz, der Petersberg den Weg von Trier und Cöln, der Ehrenbreitstein den

Digitized by Google

Rhein und den Weg von Nassau. „Eine Brücke von sechsunddreißig Schiffen über den Rhein, eine Brücke von sechzehn Bogen über die Mosel; die berühmte Feste Ehrenbreitstein; ein Brunnen von 580 Fuß Tiefe, der vom Markgrafen Johann von Baden gegraben worden; ein schönes, altes Franziskanerkloster, das in ein Hospital umgewandelt wurde; eine romanische Liebfrauenkirche; die St. Castorkirche mit dem herrlichen Geländte; — keine Bibliothek. Das ist Coblenz!“ sagt V. Hugo.

Das Innere der Stadt bietet allerdings weniger Interesse. Die Altstadt, meist eng und finster, hat nur wenige schöne Straßen, dagegen ist die Neu- oder Clemensstadt hübsch und freundlich und zeichnet sich namentlich durch den großen Clemensplatz aus. Es genügt nicht, Coblenz vom Verdeck des Dampfbootes zu sehen, man muß aussteigen, das königliche Schloß, den Regierungspalast und die prachtvollen Hôtels besuchen; ferner den Ehrenbreitstein oder die nahen Höhen von Pfaffendorf besteigen. Von diesen natürlichen und künstlichen Belvederen genießt man eine der schönsten Aussichten über den Rhein. Kaum aus den Bergen herausgetreten, nimmt dieser die Mosel auf und zieht in den anmuthigsten Krümmungen die Wasser derselben, Anfangs unvermischt, fort bis in die Bergkette hinein, wo er sich verliert. Von Viertelstunde zu Viertelstunde öffnet sich die Schiffbrücke, bald für ein Dampfschiff, bald für eine Flottille von Segelschiffen, die durch einen Remorqueur gezogen werden. Zur Linken steht man das Fort Alexander und das Fort Constantin, zur Rechten, auf dem linken Moselufer, das Fort Franz; jenseits der Mosel und des Rheins breitet sich eine weite Ebene aus, die von Dörfern übersäet ist. Während wir die reiche Cultur dieser Ebene bewundern, gedenken wir unwillkürlich auch der zahlreichen Schlachten, die von den Tagen Cäsars bis zu den Zeiten Marceau's hier geschlagen worden.

Auf diesen Höhen ruft Byrons Childe Harold:

Bei Coblenz, wo der Grund so lieblich schön,
Steht eine Pyramide schlicht und klein,
Umkrönt des begrünten Hügels Höh'n,
Des Helden Asche senkte man hier ein.

In der Nähe ruhen die Gebeine des französischen Generals Marceau (soldat à 16 ans, général à 22 ans), der auf der Straße von Ehrenbreitstein 1796 in einem Gefechte fiel.

Tollar, der Indianer.

(Fortsetzung.)

V.

Eines Abends, als Doctor Dumfries ihn beauftragt hatte, Bundoo ein Manuscript, das ihm gehörte, zurückzubringen, nahm er den Weg durch die schwarze Stadt und kam nach dem von den reichen Babus*) bewohnten Quartiere, an dessen Ende das Haus des Kaufmanns stand. Er war noch weit von diesem entfernt, als er deutlich den Lärm eines indischen Orchesters vernahm.

Tollar sagte sich sogleich, Bundoo werde einigen Freunden ein Natche**) geben.

Wirklich fand er auch das Haus offen, wie zur Zeit des Durgah-Pujah*), und Bedienten in dem ersten Zimmer, welche die Besuchenden empfingen und mit Rosenwasser besprengten. Da Tollar nie ein solches Fest gesehen, so machte er sich die Verwirrung, die immer mit einer solchen Gesellschaft verbunden ist, zu Nutzen, und näherte sich dem großen Saale, in welchem sich die Eingeladenen befanden und in den die halbgeöffnete Portiere einen Blick gestattete. Der Saal war mit Seide tapezirt und von Stuckſäulen getragen; im Hintergrund befand sich eine Galerie, auf welcher die Damen dem Feste anwohnten, ohne gesehen zu werden. Die Nuundjenies begannen ihre Tänze. Sie trugen große silberbordirte Röcke, weite Pantalons und Schärpen, die sie auf tausenderlei Arten zu drapiren wußten. Ihr Ballet war eine Art Pantomime, verbunden mit langsamen Schritten, Stellungen und Sprüngen. Als sie ihre Tänze beendigt, wurden die Devedaſſis eingeführt.

Obgleich es nicht Sitte ist, daß sie bei den Natches erscheinen, ließ sie Bundoo doch auf den Wunsch einiger zum Feste geladenen Europäer kommen. Die Devedaſſis werden sehr jung von den Priestern ausgewählt, die ihnen mit einem rothen Eisen das Siegel des Tempels aufdrücken, sie lesen, schreiben, tanzen lehren und sich ihrer bei religiösen Festen bedienen. Wenn ein reicher Indier sie für ein Fest zu haben wünscht, so miethet er sie von der Pagode, die sie unterhält und deren Eigenthum sie bleiben, bis sie ihre Jugend und ihre Schönheit verloren. Die Hindupriester schicken sie dann wieder in ihre Kaste zurück, wo sie heirathen.

Bundoo hatte vier solcher Devedaſſis kommen lassen, welche die Anwesenden durch ihre Tänze in solches Entzücken versetzten, daß ein lauter Jubel ausbrach, als sie geendet und fünfzig Hände sich breiserten, ihnen Rupien und Caschern in großer Menge zuzuwerfen.

Andere Unterhaltungen folgten. Sängerinnen, Jongleurs, Zauberer lösten sich ab und verscheuchten die Stunden. Da jedoch einige Gäste aufstanden, dachte auch Tollar daran, sich wieder auf den Weg zu machen.

Als er durch das erste Vestibule ging, kam ein Büßer von wildem Aussehen in Begleitung Bundoo's an ihm vorüber; alle Diener des Kaufmanns traten respectvoll auf die Seite.

„Wer ist dieser Joghis?“ fragte Tollar einen neben ihm stehenden Diener. — „Um Joghis zu sein, muß man zu einer der beiden ersten Kasten gehören“, bemerkte der Diener, „und dieser ist in der letzten geboren.“ — „Das wäre ein einfacher Tadiu?“ — „Ja.“ — „Weßhalb erzeigt ihm dann Bundoo so große Achtung?“ — „Für die Dienste, die er ihm leistet, indem er die größten Bußen für ihn übernimmt.“

„Der Tadin ist also ein großer Heiliger?“

„So groß, daß er einst ein Nichi wird.“

„Und wie heißt er? . . .“ — „Kallu.“

Der junge Indier trat einen Schritt zurück.

„Er heißt wirklich Kallu?“ — „Ja, und bewohnt die Tchawadi der großen Pagode von Chiva.“

Tollar hörte nicht weiter und eilte ungesäumt nach dem bezeichneten Ort. Der Tadin war noch nicht wieder gekommen; nach mehreren Stunden vergeblichen Harrens sah sich der Sohn Jrrady's gezwungen, in seine Woh-

*) Reiche Indier.
**) Besonderes Fest.

*) Eine Art Carneval, das vom 7. bis 10. October im indischen Quartier von Calcutta gefeiert wird und während welches die Häuser der reichen Kaufleute allen Gutgekleideten offen sind.

Digitized by Google

nung zurückzukehren, ohne etwas weiter erfahren zu haben.

Andern Tages theilte er Miß Eva seine Begegnung mit; diese eilte ihrem Vater zu bitten, er möge bei Bundoo Erkundigungen nach Kallu einziehen; der Kaufmann antwortete, derselbe sei auf eine Pilgerfahrt gegangen, die mehre Monate dauern werde.

Diese Abreise verzögerte natürlich die Möglichkeit, etwas zu erfahren, bis zum Winter. Der Doctor suchte ihm Muth einzusprechen; und als die Zeit gekommen, zu welcher der reiche Indier seine Sommerresidenz bezieht, schickte er ihn mit einem Theil des Gepäcks und der Dienerschaft voraus.

VI.

Der größte Theil der Wege in Indien verdient kaum den Namen Wege: es sind mehr die Geleise oder Richtungen, in denen sich die Karavanen bewegen. Der Straßenbau ist hier eine völlig fremde Sache; man legt die Wege nicht an und unterhält sie nicht, sie sind deßhalb auch für Wagen beinahe ganz unzugänglich; aus diesem Grunde wurden Saumthiere zum Transporte des Gepäckes verwendet. Das Schwerste trugen Elephanten, vor welchen ein Indier ging, der ihnen mit der Stimme die Richtung angab, und sie auf die Hindernisse und Geleise aufmerksam machte, während Cornaks, die auf dem Halse der Thiere saßen, sie mit dem Stachel zu rascherem Gange antrieben oder mit einem Schlage auf den Rüssel anhielten.

Tollar, welcher den Pony von Miß Eva ritt, mußte schon am zweiten Tage darauf verzichten, gleichen Schritt mit der Karavane zu halten, und sortan allein hintendrein reiten.

Am vierten Tage erreichte er die Sommerresidenz, wo Miß Eva mit ihrem Vater bereits angekommen war, und wo er seine gewöhnlichen Beschäftigungen wieder aufnahm. Dazu gehörte, da die Wälder die beste Gelegenheit boten, das Einfangen von Vögeln für die Voliere von Miß Eva. Tollar durchstreifte die ganze Gegend und setzte sich dabei mancher Gefahr aus, da der Ganges durch Crocodile und die dicht bewachsenen Ufer durch Tiger und Boas unsicher gemacht werden; gewöhnlich trug er keine andere Waffe bei sich, als einen malayischen Dolch.

Eines Morgens ging er an den Fluß hinab, der die Mauern des Gartens bespülte, und fuhr in einem Massuli*) nach einem Punkte des andern Ufers, den er noch nicht besucht hatte. Miß Eva war seit einigen Tagen leidend, und der junge Indier suchte ihr so viel als möglich dienstlich zu sein, um sie zu zerstreuen.

Nachdem er seine Barke an das Ufer gebunden, bahnte er sich durch das Schilf einen Weg und gelangte endlich an den Wald, den er vom andern Ufer gesehen. Er bestand beinahe ganz aus Teck- oder Poumas, deren Blätter einen riesenhaften Dom bildeten.

Tollar wagte sich nur zögernd in diese tiefschattigen Arkaden. Unheimliche Töne drangen an sein Ohr. Bei jedem Schritt fuhr eine Antilope, ein Hirsch oder ein wilder Stier erschrocken auf und floh waldeinwärts. Der junge Indier sah bald, daß er Unrecht gehabt, sich in diese Schattenwelt hinein, zu wagen. Die Bäume waren so hoch, daß eine Flintenkugel den Wipfel nicht erreicht hätte, und der Gesang der Vögel kam wie aus den Wolken. Er wollte zurückkehren; aber seine Fußspuren waren auf dem feinen Gras des Waldes schon verschwunden. Er glaubte aber doch den rechten Weg zu erkennen, verirrte sich und verlor endlich jede Richtung.

Die Stunden verflossen in vergeblichem Suchen nach einem Ausweg. Der Tag neigte sich; Hunger und Durst begannen sich einzustellen. Tollar sah ein, daß, wenn es ihm nicht gelänge, die Ufer des Ganges zu erreichen, er verloren sei. Endlich kam er an eine Lichtung des Waldes.

Aber seine Kräfte waren erschöpft, er sank auf die Erde und blieb einige Zeit halb ohnmächtig liegen.

Der frische Wind, der vom Flusse her kam, belebte ihn endlich wieder; er erhob den Kopf und suchte sich zu orientiren. Zu seiner Rechten war das Schilf, durch das er am Morgen gedrungen, zu seiner Linken eine Pagode und vor ihm der Fluß, auf welchem eine große Barke schwamm. Dieser Anblick erinnerte ihn an den Massuli, den er am Ufer zurückgelassen. Er wollte eben aufstehen, um ihn aufzusuchen, als er in ganz geringer Entfernung Stimmen hörte. Zwei Männer erschienen an dem Ufer des Teiches der Pagode, und Tollar, der nur durch das Rohrgebüsch, hinter dem er lag, von ihnen getrennt war, glaubte sie den Namen des Doctor Dumfries aussprechen zu hören. Leise drückte er das Rohr zur Seite und gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen den Tadin Kallu und einen Abenteurer, der sich während seines Rittes nach der Sommerresidenz an ihn gemacht und über seine Verhältnisse auf höchst verdächtige Weise ausgeforscht.

„Denke an den Lohn, den Du von mir erhalten", sagte der Abenteurer zu dem Fakir. — „Und glaubst Du, daß ich ihn etwa nicht verdient?" versetzte Kallu emphatisch. „Ich habe um Deinetwillen den Lotus der Welt, Benares, besucht und bin neunmal auf meiner Brust um seinen Tempel geruttscht; ich war bei dem Kalifeste mit einem glühenden Eisen in jeder Hand und einem Dolch in der Zunge; endlich ließ ich mich bei dem großen Herdonar (Feste) von Ellora bis an den Gürtel einscharren: drei Tage hielt ich so aus, ohne andern Schutz gegen die Vögel des Himmels, als die Bewegung meiner Augenlider." — „Gut", unterbrach ihn Lantou mit zufriedener Miene, „diese Bußen werden meine Vergangenheit sühnen; aber ich will eine solche, die mir eine straflose Gegenwart erkaufen kann." — „Du beharrst also auf Deinem Plane?" — „Mehr als je. Alle Vorsichtsmaßregeln sind getroffen; ich habe in dieser Barke dreißig wohl bewaffnete Lascaris bei mir, und die Diener des Engländers befinden sich beim Mrrchedabadfeste; nur die Frauen sind zu Hause und diese ergreifen sicher die Flucht!" — „Und wann willst Du den Angriff machen?" — „Sobald es Nacht ist." — „Die Thüren werden geschlossen sein." — „Ich habe einen Plan. . . ."

Hier hörte Tollar nichts mehr; die beiden Unterredner waren weiter gegangen.

Was er jedoch erfahren, genügte. In jedem andern Augenblick hätte er die Begegnung mit Kallu für eine Wohlthat des Himmels angesehen und an nichts Anderes gedacht, als ihn um die Enthüllungen zu bitten, von denen seine Mutter gesprochen; diesmal war die Erinnerung daran wie ausgelöscht: die Gefahr, in der Doctor Dumfries und vor Allem Miß Eva schwebte, beschäftigte seine ganze Seele. Er stand rasch auf, schlich leise durch das Rohrgebüsch und suchte unbemerkt zu dem Flusse zu gelangen.

(Schluß folgt.)

*) Kerbarke.

Digitized by Google

Der Staubbach.

Eine der lieblichſten Naturſcenen iſt der herrliche Staubbach, der gegen 925 Fuß von der Höhe herabſtürzt. Wenn auch kein impoſantes Schauſpiel entfaltend, gibt es doch nichts Anmuthigeres, als dieſe durchſichtige, einem ſilbernen Gazeſchleier ähnliche Waſſermaſſe herabfallen zu ſehen, die ſich unten in mächtigen Staubwolken auflöst. Hier zeigt ſich, wie jeder der zahlreichen größeren und kleineren Waſſerſtürze ſeinen eigenen Character hat, und ein gefühlvoller Beobachter eines ſolchen Anblicks nie müde wird, ſondern jedem dieſer ſchönen Naturſpiele neue Reize abzugewinnen vermag. Wie ſehr aber der Eindruck von der Umgebung, der Vegetation, der Form des Bodens u. ſ. w. abhängt, hat uns v. Humboldt ſehr ſchön in ſeinen Anſichten der Natur geſchildert. „Der Eindruck der Waſſerfälle," ſagt er, „hängt von den Umſtänden ab. Die Waſſermaſſe, die ſich herabſtürzt, muß im richtigen Ver-

Das Lauterbrunner Thal und der Staubbach im Canton Bern.

hältniß zur Höhe ihres Falles ſein. Die Piſſevache und der Staubbach in der Schweiz haben eine ſehr große Höhe, aber ihre Waſſermaſſe iſt unbeträchtlich. Der Niagara- und der Rheinfall hingegen zeigen eine ungeheure Waſſermaſſe, aber ihr Fall beträgt nicht über 150 Fuß Höhe. Eine Caſcade, die nur mit wenig erhabenen Hügeln umgeben iſt, macht weniger Wirkung, als die Waſſerfälle, die man in den tiefen Thälern der Alpen, der Pyrenäen und beſonders der Anden und Cordilleren ſieht. Außer der Höhe und dem Umfang der Waſſerſäule, außer der Geſtaltung des Bodens und dem Anblick der Felſen, gibt die Kraft und die Form der Bäume, der Contraſt zwiſchen den Steinmaſſen und der friſchen Vegetation ſolchen großen Naturſcenen einen beſonderen Character. So würde der Sturz des Niagara noch viel ſchöner ſein, wenn ſeine Umgebungen, ſtatt ſich in einer nördlichen Zone, in der Gegend der Pinien und Eichen, zu befinden, mit Helikonien, Palmen und bananartigem Farrenkraut geſchmückt wären."

Das Lauterbrunner Thal ſelbſt iſt eng, von einer doppelten Mauer vollkommen ſenkrecht aufſteigender Felſen-

Digitized by Google

massen eingeschlossen, deren mittlere Höhe 1000—1200 Fuß beträgt, und wird im Hintergrund von einem unermeßlichen Walle übereinander gehäufter Gisberge begrenzt, die zu den Seiten des Mönchs- und Gleischerhorns herabsteigen. Ueber die riesigen Terrassen erhebt sich der Gipfel der Jungfrau majestätisch in ihrem weiten Fels- und Schneegewand, mit ihren in dem reinsten Schnee strahlenden Silberhörnern. Das blaue Lichtband der Lüfschine schlingt sich malerisch durch den blumigen Wiesengrund und die hier und da zerstreut liegenden Hütchen hindurch. Unter diesen zeichnen sich besonders die stattliche Kirche und das Pfarrhaus aus. Alles trägt die Zeichen der Ruhe und des Friedens.

H. Helfft, Berg und Thal.

Rabbi Nathan Clausener.

(Fortsetzung.)

Rabbi Nathan preßte die Hände zusammen und Thränen des Unwillens und Verdrusses traten ihm in die Augen. Plötzlich rief er: „O, nun erinnere ich mich! . . . Er fragte mich . . . o! o! Und ihn hieß ich an meinem Tische das Gebet sprechen! Ihn habe ich wie meinen Sohn aufgenommen und ließ ihn sitzen an der Seite meiner Tochter."

„Rabbi Nathan!" sagte Schlaumo mit theilnehmender Stimme, während er die Serviette zusammenlegte und das Messer in das Futteral schob: „Ihr solltet bei Zeit auf Eure Tochter Acht haben und sie verheirathen. Sie hat ein Auge auf diesen Aron geworfen."

„Ach!" stöhnte der Rabbi, „Ihr habt Recht. Aber wo findet sich ein Mann? Mein Vermögen ist nicht groß."

„Na, na, Rabbi Nathan, ich wünsche mir eine Dalles*), wie die Eure. Uebrigens komme ich heute als Schadchen**) zu Euch."

„Ihr, Schlaumo Leif?"

„Ich weiß einen Mann, der Eure Tochter begehrt."

„Ist er fromm?" fragte Rabbi Nathan.

„Er ist so fromm, daß er in Kurzem Clausener wird. Ihr wißt, Rabbi Nathan, daß eine Clause offen ist."

„Ja. Hat er Vermögen?"

„Ja; er steht sich gut und ist ein Mann in seinen besten Jahren."

„Wer ist es, Schlaumo Leif?"

„Ich bin es selbst", antwortete Schlaumo.

„Ihr?" rief Nathan; „Ihr seid zu alt, meine Tochter ist erst achtzehn."

„Und ich bin etwas über vierzig, das beste Alter. Und ich werde Clausener, das ist gewiß."

„Es wäre eine große Kovand***) für meine Tochter, einen Clausener zu heirathen", sagte der Rabbi ausweichend.

„Wollt Ihr mir sie geben?"

„Na, nu, wir wollen sehen . . . . Kommt wieder, heute steht mir der Kopf nicht wie sonst . . . . Ich glaube es wohl, aber bestimmt kann ich es nicht sagen."

„Rabbi Nathan, es steht geschrieben: „Sage nicht zu deinem Nächsten: Gehe, komme morgen wieder, wenn du's hast."

„Es steht auch geschrieben", antwortete der Rabbi: „Laß deinen Mund sich nicht übereilen und dein Herz nicht ein Wort vor Gott unvorsichtig aussprechen", und: „Besser, du versprichst nicht, als daß du versprichst und nicht hälst." — Aber kommt in acht Tagen wieder . . . . Dieser Aron! . . . . ich glaube es nicht, ich kann's nicht denken."

„Na, Ihr werdet mein Schwiegervater! Lebt wohl, Schwiegervater!" rief Schlaumo Zwicker vergnügt.

Als er gegangen, saß Rabbi Nathan einen Augenblick gedankenvoll und betrübt da, dann faltete die Hände und begann zu beten.

Esther.

Den ganzen Tag blieb Rabbi Nathan in seinem Studirzimmer; nur beim Mittagstisch kam er mit Frau und Kindern zusammen, aber er war still.

Am nächsten Vormittag ließ er die Tochter zu sich hereinrufen. Mit bangem Herzen ging Esther zum Vater und neigte sich vor ihm: der Rabbi sah zu ihr auf, senkte aber sogleich die Augen wieder.

Endlich sagte er: „Esther! heut' über acht Tag' wirst Du 'ne Kalo*)".

„Ja, Ette**)", antwortete Esther erröthend.

„Esther", fuhr der Rabbi fort, „Du fragst nicht, mit wem?"

„Mit wem, Ette?"

„Mit Schlaumo Leib", sagte Rabbi Nathan.

Die Röthe wich von den Wangen Esthers, und sie wankte, indem sie sagte: „Ja, Ette."

„Esther", sprach Rabbi Nathan, „Du bist 'n gut' Kind Nun kannst Du gehen."

Esther ging. Als sie jedoch hinauskam zu ihrer Mutter, brach sie in heftiges Weinen aus und warf sich mit den Händen vor dem Gesicht in das Sopha.

„Was sagte der Rabbi?" fragte die Mutter.

„Mutter! er befahl, ich solle Schlaumo Zwicker heirathen."

„Ich wußte es wohl", sagte Frummit mit Thränen in den Augen. „Der Rabbi sprach mir gestern Abend davon."

„Und Du hast mir nichts gesagt, Mutter?" sagte Esther und hob vorwurfsvoll das thränenbenetzte Antlitz zur Mutter auf.

„Der Rabbi sagte, ich solle schweigen", antwortete Frummit.

„Mutter, Mutter, ich glaube, ich sterbe, wenn ich Schlaumo Zwicker heirathen muß. In dem Augenblick, da der Vater es sagte, war mir, als berührte der Tod mein Herz."

„Tröste Dich, mein Kind", sagte Frummit, „was der Rabbi beschließt, ist richtig. Wenn es Gottes Wille ist, wirst Du glücklich werden."

„Ach, Mutter!" antwortete Esther; „der Vater ist ein weiser Mann und sehr schriftgelehrt; aber von solchen Dingen versteht er nichts."

„Versündige Dich nicht, mein Kind!" sagte die Mutter.

*) Armuth.
**) Beerdigungs-Commissär.
***) Ehre.

*) Braut.
**) Vater.

Digitized by Google

In diesem Augenblick ging die Thüre vom Gang auf und Aron Jacobsen sprang jubelnd in das Zimmer.

„Mausan! Berocho! Glück! Hurrah!“ rief er; „unser großer Ostindienfahrer ist mit reicher Ladung heimgekommen. Ich bin Compagnon des Handelshauses geworden! Mit diesen Wechseln soll ich auf die Börse. Esther, nun können wir heirathen, wenn Sie mich haben wollen!“

„Stille, daß der Rabbi Sie nicht hört!“ sagte Esther.

„Was ist geschehen?“ fragte Aron mit leiserer Stimme; „weßhalb weinen Sie, Esther? was gibt's denn, Memme*)?“

„Ich soll Schlaumo Zwicker heirathen!“ sagte Esther und brach aufs Neue in das Weinen aus.

„Heirathen, Schlaumo Zwicker?“ rief Aron und stand wie eine Bildsäule da. „Ist es wahr, Memme?“

„Es ist wahr, Aron Jacobsen“, sagte Frummit.

„Mutter!“ rief Aron, „gebt Ihr Eure Zustimmung dazu?“

„Sollte ich, eines Rabbi Gattin, meinem Manne ungehorsam sein?“ sagte Frummit stolz.

„Wozu nun all' mein Glück? Weßhalb freute ich mich, daß ich kaum athmen konnte? Meine Sonne ist untergegangen. Was kümmert mich der Bettel!“

Mit diesen Worten warf er die Wechsel auf den Boden; als er sie jedoch liegen sah, bückte er sich, um sie rasch wieder aufzuheben. Einen Augenblick war Esther trotz ihres Kummers nahe daran, zu lachen; aber im nächsten Moment, als Aron sich erhob, sah sie große Thränen über seine Wangen rollen. Da sprang sie auf, eilte hin zu ihm und küßte ihn.

Und Aron rief in hohem Selbstgefühl: „Gebenschet sei Du, mein Nekeivo! Du sollst mein Kalo werden! Du sollst es sein, und Gott wird mir helfen!“

„Omein!“ rief Frummit mit erhobenen Händen und Aron eilte fort.

Aron.

Am folgenden Nachmittag trat Aron Jacobsen in Rabbi Nathans Studirzimmer.

„Aron Jacobsen!“ rief der Rabbi und streckte die Hand aus, um ihn zurückzuhalten.

Aber Aron näherte sich und sagte nach einer kleinen Pause mit bebenden Lippen: „Rabbi, ich habe gesündigt.“

„Ich weiß es, Aron Jacobsen.“

Aron fuhr fort: „Ich habe verbotene Speisen gegessen, ich habe den Sabbath übertreten, und in Eurem Hause war ich ein Heuchler.“

„Kommt Ihr, um mich armen Mann zu kränken, mich, der Euch nur Liebe erzeigt hat?“ fragte der Rabbi zornig.

„O, Rabbi Nathan!“ sagte Aron und hielt mit Mühe die Thränen zurück, „glaubt Ihr mich so schlecht? Ich komme zu Euch als ein Unglücklicher und Bittender: habt Ihr kein freundliches Wort für mich?“

„Aron Jacobsen! was Ihr gegen mein Haus gesündigt, vergebe ich Euch. Geht in Frieden; mein Groll wird Euch nicht folgen. . . . Was Ihr gegen Gott gesündigt, bleibt eine Sache zwischen ihm und Euch. Der Herr ist gerecht.“

„Rabbi!“ sagte Aron, „ich kann nicht mit Gott selbst sprechen. Ich komme zu Euch, da Ihr ein heiliger Mann seid, der sein Gesetz kennt. Ist es nicht wahr, Rabbi, daß man am Pascha Kupfergeschirr im Feuer glüht und das Glas ins Wasser legt, damit es festlich rein werde? Kann ein Mensch, der unrein gewesen, nicht wieder rein werden? Ist nicht Reue das Feuer, worin er geläutert wird, und Buße das Wasser, das seine Sünde abwäscht?“

„So ist es, Aron Jacobsen. Wenn Ihr von Herzen bereuet und Buße thut, wird Gott Euch vergeben. Aber wir Menschen können nicht ins Herz schauen, wir wollen Zeichen sehen.“

„Ich weiß es, Rabbi; der Roef*) wird mich verurtheilen und ich werde mich vor die Kirchenthür legen und die glaubige Gemeinde soll mich treten und mit Peitschen schlagen. Ich bin bereit.“

„Aron Jacobsen“, sagte Rabbi Nathan und Thränen traten ihm in die Augen: „solches geschieht nicht in diesem Lande und in dieser Stadt. Wenn Einer abgefallen, geht er straflos umher. Hier darf Niemand richten, als die Leute des Königs, und diese speisen selbst Unreines und übertreten den Sabbath. Wie können sie einen Juden richten?“

„So werfe ich mich nieder vor Euch!“ rief Aron schluchzend und sank vor Rabbi Nathan zu Boden, „setzt Euren Fuß auf meinen Nacken und tretet mich in den Staub! Ich will meinen Rücken entblößen, schlagt ihn blutig!“

Rabbi Nathans Lippen verweigerten ihm den Dienst und es dauerte eine Zeitlang, ehe er ein Wort vorbringen konnte. „Mein Fuß reinigt nicht Eure Seele von Sünde, und ich alter Mann bin selbst ein Sünder vor Gott und ich will Euch nicht mit Peitschen züchtigen.“

„Rabbi Nathan!“ rief Aron, „bringt mich nicht in Verzweiflung! Verstoßt nicht den Bußfertigen! Nie hing ich so innig am jüdischen Glauben, als jetzt, nach meiner Sünde, und Ihr stoßt mich fort! Erinnert Euch, Rabbi, daß geschrieben steht: „„Gott will nicht des Sünders Tod, sondern seine Bekehrung!““

(Schluß folgt.)

*) Mutter.

Eine Hinrichtung.

Von Alex. Dumas.

Ein neapolitanischer Soldat war auf Grund eines Verbrechens, das er begangen, in Palermo, der Hauptstadt Siciliens, zum Tode mittelst Erschießens verurtheilt worden.

Da die neapolitanischen Soldaten, namentlich bei den Sicilianern, nicht gerade im Rufe großer Tapferkeit stehen, so warteten die Sicilianer mit großer Ungeduld auf den Tag der Hinrichtung, um zu sehen, wie der Neapolitaner dem Tode entgegengehen würde.

Die Neapolitaner, welche in der Hauptstadt Siciliens wohnten, waren ihrerseits nicht minder unruhig. Tapfer, wie jedes andere Volk, wenn es von Leidenschaft erhitzt ist, wissen die Neapolitaner dagegen nicht mit derselben Ruhe dem Tode ins Auge zu sehen; wenn nun ihr Landsmann sich auf seinem Todeswege feig zeigte, so konnten die Sicilianer triumphiren, und sie waren Alle durch einen Menschen gedemüthigt. Die Sache wurde so ernst genommen, daß die vornehmsten Neapolitaner in Palermo Vorstellungen beim

*) Priester.

Digitized by Google

König eingaben, er möchte die Strafe des Soldaten mildern. Aber sein Vergehen war groß: er hatte einen Vorgesetzten beleidigt, und wenn der König auch ein guter Mann ist, so ist er doch streng gegen solche Verbrechen; er antwortete, die Gerechtigkeit müsse ihren Lauf nehmen.

Man berieth sich, was zu thun sei, und schlug vor, den Soldaten im Innern des Castells zu erschießen; aber damit umging man die Schwierigkeit nicht — denn eine geheime Hinrichtung mußte noch mehr Stoff zu fatalen Vermuthungen geben. Hunderte von Vorschlägen wurden verworfen.

Der Unglückliche geberdete sich überdies auf eine Weise, die die Furcht seiner Landsleute sehr vergrößern mußte. Von dem Augenblick, da ihm sein Todesurtheil vorgelesen wurde, weinte er beständig, bat jammervoll um Gnade und befahl seine Seele dem heiligen Januarius.

Unter verschiedenen Vorwänden hatte man die Hinrichtung hinausgeschoben; zuletzt aber war jeder weitere Aufschub unmöglich. Man beschloß nach vergeblichem Hin- und Herrathen, die Vorsehung walten zu lassen — da schlug sich der Feldprediger plötzlich vor die Stirn und rief, er habe das Mittel gefunden, das die Anderen so lange vergeblich gesucht.

Die Hinrichtung wurde auf den folgenden Tag, Morgens 10 Uhr, festgesetzt. Sie sollte zwischen dem Pellegrino und Castellamare auf einer Ebene stattfinden, die Raum genug für die ganze Bevölkerung von Palermo bot.

Abends erschien der Feldprediger im Gefängnisse. Der Verurtheilte schrie laut auf, als er ihn sah; denn er wußte, daß nun der Augenblick gekommen, vom Leben auf immer Abschied zu nehmen. Statt ihn jedoch zum Tode vorzubereiten, verkündete ihm der Feldprediger die Begnadigung.

„Ich bin begnadigt!“ rief der Gefangene, indem er die Hände des Geistlichen ergriff. — „Ja, der König hat Euch begnadigt.“ — „Wie! ich soll also nicht erschossen werden? Ich soll nicht sterben?“ fragte der Unglückliche, der noch immer nicht recht an die Nachricht glauben wollte. — „Ich bringe Euch Eure vollständige Begnadigung!“ antwortete der Prediger: „Seine Majestät knüpfte nur eine Bedingung daran.“ — „Und welche?“ fragte der Soldat erblassend. — „Alle Vorbereitungen zur Hinrichtung müssen getroffen werden, gerade, als ob sie wirklich stattfinden sollte. Ihr werdet heute Abend zur Beichte geführt, morgen früh holt man Euch ab und führt Euch zum Richtplatz, ganz so, als ob Ihr erschossen würdet, und endlich wird man auf Euch anlegen und schießen; aber die Gewehre sind nur mit Pulver geladen.“ — „Ist das auch wirklich wahr, was Ihr mir da sagt?“ fragte der Verurtheilte, dem ein solches Schauspiel höchst unnöthig erschien. — „Aus welchem Grunde sollte ich Euch wohl betrügen, mein Sohn?“ antwortete der Priester. — „Das ist wahr!“ stammelte der Soldat. „Also, mein Vater, ich bin begnadigt, sagt Ihr. Nun, dann soll der König leben und mit ihm der heilige Januarius, und die ganze Welt soll leben!“ jubelte der kaum noch zu Tode Betrübte und tanzte im Gefängniß umher. — „Was thut Ihr?“ rief der Mönch; „sagte ich Euch nicht, daß das ganze Verfahren ein Geheimniß ist, und daß namentlich der Gefangenwärter nichts davon wissen darf. Kniet nieder und beichtet.“

Der Verurtheilte sah ein, daß er gefehlt; er kniete nieder und beichtete. Der Mönch gab ihm Ablaß seiner Sünden; ehe der Priester ihn jedoch verließ, verlangte der Gefangene noch einmal die Versicherung von ihm, daß Alles, was er gesagt, wahr sei. Dies geschah und der Priester ging fort. Dann kam der Gefangenwärter herein und hörte, wie der Gefangene eine Melodie summte.

„Na, na!“ sagte er, „Ihr wißt wohl nicht, daß man Euch morgen erschießt?“ — „O ja“, antwortete der Soldat, „aber Gott hat mir meine Sünden vergeben und nun bin ich sicher auch erlöst.“ — „Ah, das ist etwas Anderes; habt Ihr einen Wunsch?“ — „Ich bin hungrig“, sagte der Soldat.

Seit zwei Tagen hatte er Nichts zu sich genommen. Er aß mit ausgezeichnetem Appetit und trank zwei Flaschen Syrakuserwein, warf sich auf sein Bett und schlief fest und ruhig. Am folgenden Morgen mußte man ihn tüchtig schütteln, um ihn wach zu kriegen.

Das Gerücht verbreitete sich in der Stadt, der Gefangene wolle sich zu Fuße nach dem Richtplatz begeben. Die Sicilianer bezweifelten die Wahrheit des Gerüchtes, und mit der ihnen eigenen verneinenden Bewegung sagten sie: „Wir wollen sehen!“

Punkt sieben Uhr holte man den Gefangenen ab. Er kleidete sich gerade an, und da sein Hemd frisch gewaschen und seine Kleider gebürstet waren, sah er so hübsch aus, wie ein neapolitanischer Soldat nur immer sein kann.

Er verlangte, zur Richtstätte gehen und seine Hände frei behalten zu dürfen. Unterwegs grüßte er das versammelte Volk mit großer Freundlichkeit; seine Züge waren vollkommen ruhig. Die Sicilianer konnten sich von ihrem Staunen kaum erholen.

Der Verurtheilte ging festen Schrittes durch die Straßen der Stadt, bewacht von einem Corporal mit 9 Mann, die zur Hinrichtung commandirt waren. Hier und da auf dem Wege begegnete er einem Kameraden, und mit der Erlaubniß der Escorte reichte er ihm die Hand; wenn diese ihn bedauerten, antwortete er ihnen mit dem einen oder andern tröstenden Worte, wie: „Das Leben ist nur eine Reise!“ und setzte seinen Weg fort.

Die Neapolitaner triumphirten.

Bei eines Weinhändlers Thüre bemerkte er zwei von seinen Kameraden, die auf einem Eckstein sich postirt hatten, um ihn vorbeigehen zu sehen. Er trat zu ihnen: sie baten ihn, das letzte Glas Wein mit ihnen zu trinken. Der Verurtheilte nahm das Anerbieten an und ließ sich das Glas bis zum Rande füllen, leerte es aus und rief mit fester Stimme: „Seine Majestät der König lebe lange glücklich!“ Die Sicilianer wie die Neapolitaner klatschten ihm Beifall: denn so viel Muth ist bewundernswerth selbst beim Feinde!

Man nahte dem Richtplatz. Dort, glaubten die Sicilianer, würde der künstliche Muth, den das eine oder andere erbitzende Mittel gehoben, zusammenbrechen. Im Gegentheil: als er die bezeichnete Stelle sah, schien der Muth des Verurtheilten noch zu wachsen. Er blieb freiwillig auf dem Platze stehen, der ihm angedeutet wurde, und bat nur, daß man ihm die Augen nicht verbinde und erlaube, selbst „Feuer!“ zu commandiren.

Diese beiden Bitten werden, wie man weiß, selten einem Verbrecher abgeschlagen.

Da trat sein Beichtvater hin zu ihm, umarmte ihn, ließ ihn das Kreuz küssen, und richtete einige Worte des Trostes an ihn, dann gab er ihm den Ablaß und trat zur Seite, damit das Urtheil vollzogen werden könnte.

Digitized by Google

Der Verurtheilte richtete sich auf, wandte das Antlitz nach Palermo und den Rücken nach dem Berge Pellegrina. Der Corporal und die 9 Mann stellten sich zehn Schritte von ihm.

In der tiefsten und ängstlichsten Stille commandirte der Verurtheilte mit ruhiger und fester Stimme.

Bei dem Worte „Feuer" fiel er todt zu Boden, von sieben Kugeln durchbohrt, ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Seufzer auszustoßen.

Die Neapolitaner jubelten triumphirend. Die Ehre der Nation war gerettet.

Die Sicilianer ließen die Köpfe hängen, als sie einen Neapolitaner so heroisch hatten sterben sehen.

Der Mönch aber mag seine Unwahrheit vor Gott verantworten.

Washington.

I.

Washington stammt aus einer alten englischen Familie. Sein Vorahne, der Europa im Jahre 1657 verlassen und sich an den Ufern des Potowmak angesiedelt, gehörte zu der politischen und religiösen Partei, aus der Cromwell hervorgegangen war. Er sah, wie so viele Andere, die Wiederkehr des Königthums voraus und suchte ein Asyl in Amerika. Er kaufte Ländereien und starb als einfacher Pflanzer. Das wäre auch wohl sein unsterblicher Urenkel (geboren 1732 in Virginien) sein ganzes Leben lang geblieben, wenn die Interessen seines Vaterlandes ihn nicht aus dem friedlichen Kreise und dem Dunkel des Privatlebens gerufen hätten.

Washington besaß großen Sinn für Mathematik und war ein geschickter Feldmesser, was bei Ausrodung von Urwäldern und Urbarmachung von Wüsten vielen Vortheil gewährte. Dieser Beruf lehrte ihn Anstrengung und Gefahr kennen, der er in den Kriegen so oft ins Auge blicken sollte. Mit neunzehn Jahren war er bereits Major in der Miliz seines Distriktes und nahm an mehren Expeditionen Theil; rasch stieg er zum Oberstlieutenant und Regimentscommandeur in der Armee, welche Virginien an seinen Grenzen gegen die wilden Indianer und die Franzosen brauchte. Er war ein guter Officier, Klugheit mit kalter Unerschrockenheit verbindend. Schon bei diesem ersten Auftreten im öffentlichen Leben zeigt sich bei

Mont-Vernon, Wohnung und Besitzung Washingtons.

Washington überall das Streben, seine persönliche Würde zu behaupten; durch all' seine Handlungen zieht sich das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, selbst wenn er in Gemeinschaft mit Anderen handelt; sein moralisches Uebergewicht bewährte sich überall; und wo er auch war, wurde er bald der Erste und sein ganzes Wesen machte auf Alle den Eindruck, daß er zu großen Dingen berufen sei.

(Schluß folgt.)

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Farbe von Lawson & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Der Wasserfall des Itamarati.

Ansicht des Itamaratifalls.

George Gardener, der berühmte Reisende, behauptet, die zwei schönsten Monate seines Lebens seien die gewesen, welche er im Orgelgebirge zugebracht, wo der Itamarati sein klares Wasser entfaltet. Und der gewandte Botaniker hatte mehr als einen Punkt der Vergleichung in seiner Erinnerung; denn nachdem er Brasilien bewundert, übernahm er die Direction des botanischen Gartens von Ceylon, vielleicht der üppigsten Insel Indiens.

Der Itamaratifall ist eine der zahlreichen Cascaden, welche die Serra dos Orgaos belebt, deren Spitzen die eigenthümliche Gestalt einer Orgel bilden. Der kleine Fluß, der ihm seinen Namen gegeben, entspringt ungefähr zwölf Meilen von Rio de Janeiro und bewässert, nachdem er die Granitfelsen durchbraust, die bevölkerte Gegend von Inhomirim und fällt endlich in den Rio Piabanha.

Vor drei Jahrhunderten widerhallten diese schönen Wälder, die an die Urwälder des Innern von Brasilien erinnern, von dem Kriegsgeschrei oder den religiösen Gesängen der Tamoyos, und die Region, in der sich die majestätische Kette des Orgelgebirges erhebt, war ehedem ein

Wallfahrtsort der Indianer. Heutzutage bilden diese herrlichen Gegenden, mit ihren mehr als dreitausend Fuß hohen Felsspitzen, das Ziel von Vergnügungspartien, und an die Stelle der Urwälder sind prachtvolle Wohnungen getreten, welche von Brasilianern, Engländern und Schweizern erbaut und mit allen Reichthümern moderner Gartenkunst geschmückt sind. Die reizenden Obstgärten, welche in der Serra dos Orgaos zerstreut liegen, versehen das reiche Rio de Janeiro mit den meisten europäischen Früchten: die beständige Frische der Temperatur gestattet dort, neben Bananen und Orangen, Aepfel, Birnen, Wein, Pfirsiche, Oliven, Quitten, besonders aber eine vorzügliche Sorte von Feigen zu pflanzen; auch Erdbeeren wachsen in großer Masse.

Tollar, der Indianer.

(Schluß.)

Er war überglücklich, als er den Ort fand, wo er am Morgen gelandet, und dort auch sein Masfuli wieder traf. Da ihn jedoch die Piraten sehen konnten und er ihr Mißtrauen rege zu machen fürchtete, so that er, als ob er nicht die geringste Eile hätte, und ließ seine Barke mit einer gewissen Sorglosigkeit am Ufer hinabtreiben.

Plötzlich aber hörte er eine starke Stimme seinen Namen rufen; das Masfuli schwankte unter der Last eines neuen Passagiers und er sah sich Lantou gegenüber, der eines der Ruder ergriff.

Seine erste Bewegung war, daß er nach dem malayischen Dolche griff.

„Wie?" rief der Pirat laut lachend, „erkennst Du Deinen Reisegenossen nicht mehr?" — „Doch", stotterte Tollar, der sich plötzlich besann, daß er eine unschuldige Miene annehmen müsse. — „Ich hoffe, daß Du unsere Begegnung auf dem Wege von Calcutta nicht vergessen?" — „So wenig, als unsere unerwartete Trennung." — „Aber wohin gehst Du jetzt?" — „Zu meinem Herrn." — „Nach der andern Seite des Flusses? . . . So gehen wir zusammen."

Er setzte sich bei diesen Worten neben den Indier und begann zu rudern.

Sie sprachen lange Zeit Beide nichts, Tollar beobachtete den Piraten, dessen Absichten er zu errathen suchte; dieser aber wandte sich plötzlich nach dem jungen Mann um.

„Du weißt nicht, wohin ich gehe?" fragte er ihn heiter. — „Nein", antwortete Tollar. — „Zu Deinem Herrn." — „Du?" — „Ich weiß, daß er einen Gornak für seine Elephanten braucht." — „Und Du wolltest Dich ihm anbieten?" — „Ja." — „Ich bezweifle, daß Dich der Doctor annimmt, ohne Dich zu kennen." — „Er wird es wenigstens mit mir versuchen", versetzte Lantou, „und mehr verlange ich nicht."

Tollar sah ein, daß der Pirat sich nur auf diese Weise in die Wohnung des Doctors einschmuggeln wollte, um sie dann an seine Mitschuldigen auszuliefern: das war ohne Zweifel der Plan, den er dem Tadin anvertraut; ein glücklicher Zufall kehrte nun die Spitze gegen ihn selbst.

Das Masfuli legte an. Tollar nahm die Ruder heraus, führte seinen Begleiter nach der Wohnung des Doctors und ließ ihn in einem der untern Zimmer warten.

Dann begab er sich nach dem Zimmer seines Herrn, erfuhr jedoch von einem Diener, daß der Doctor mit seinen Gästen nach einer benachbarten Stadt gefahren sei und wohl nicht vor dem nächsten Abend zurückkommen werde. Er begab sich rasch nach dem Bedientenzimmer; aber die indischen Diener hatten sich die Abwesenheit des Herrn zu Nutze gemacht und das Haus verlassen; er fand nur Einige von der weiblichen Dienerschaft, die ihm mittheilten, daß Miß Eva sich unwohler fühle und deßhalb zu Bette gegangen sei.

Tollar war einen Augenblick ganz unschlüssig und wußte nicht, was er thun sollte; da kamen zwei Pions zurück. Er erzählte ihnen rasch, was geschehen, und sagte, was zu thun sei; dann begaben sich alle Drei in den Wartesaal, wo sie Lantou fanden, ergriffen und banden.

Einer von ihnen stieg augenblicklich zu Pferde, um den Doctor davon zu benachrichtigen, während der Andere sich auf die Terrasse postirte und Tollar den Gefangenen bewachte.

VII.

Die Nacht war angebrochen, eine jener schönen Nächte Indiens, die ein wunderbar sanftes Licht erhellt und ein würziger Wind erfrischt. Die Barke der Piraten befand sich noch am selben Platze, still und unbeweglich; kein Geräusch war ringsum zu vernehmen und die Sommerresidenz lag in tiefes Schweigen begraben.

Lantou, der sich unvermuthet gebunden sah, schwieg Anfangs: als er jedoch mit dem Jüngling allein war, begann er mit einem wilden Blicke:

„Du hälst Dich für gerettet; freue Dich nicht zu frühe, daß Du einen Tiger in der Schlinge hast, denn die Uebrigen sind nicht ferne." — „Ich weiß es; auch habe ich nach Verstärkung gesandt, und wir werden bald im Stande sein, den Kampf mit ihnen aufzunehmen." — „Ihr werdet nicht Zeit haben." — „Warum das?" — „Dein Herr kann vor Mitternacht nicht kommen." — „Nun?" — „In einigen Augenblicken ist das Haus in unserer Gewalt." — „Das wollen wir sehen!" — „Du wirst es ehestens erfahren; und dann wehe dem, der mich verrathen."

Tollar zuckte die Achseln.

„Du wilst mich schrecken", sagte er, „aber denke lieber an Dich, Lantou; denn, was auch kommen mag, Du bist für mich eine Geisel und eine Schutzwehr. Dringen Deine Genossen hier ein, so werden sie Dich nicht lebend wieder finden."

Lantou betrachtete den jungen Mann, seine Züge hatten einen Ausdruck von Entschiedenheit, der ihn frappirte. Es entstand eine Pause.

„Und welchen Lohn hoffst Du für Deine Treue?" fragte der Pirat. — „Keine andere, als seine Dankbarkeit", antwortete Tollar. — „Nun denn! Ich biete Dir Reichthum an", versetzte Lantou; „löse diese Bande, fliehe mit uns und die Hälfte der Beute ist Dein."

Tollar lachte verächtlich.

„Habe sie zuerst, ehe Du sie vertheilen kannst", sagte er, und trat an das Fenster, da er etwas zu hören glaubte.

Plötzlich aber wandte er sich um und sah, daß es dem Piraten gelungen war, eine seiner Hände loszumachen.

Tollar stürzte auf ihn zu, um ihn an weiteren Versuchen zu hindern, und es entstand ein heftiger Kampf. Lantou hatte den jungen Mann mit einem Arm umfaßt; aber Tollar, der die Stärke durch Gewandtheit ersetzte, wußte sich wieder loszureißen; in der Hand seines Gegners blieb jedoch ein Theil der seidenen Schnur, an der er die halbe Rupie um den Hals trug.

Digitized by Google

Bei dem Anblick derselben stieß Lantou einen Schrei aus und blieb unbeweglich. „Halt", sagte er zu Tollar, der seinen Dolch erhoben hatte: „halt und antworte! Wer hat Dir dieses Goldstück gegeben?"

„Was brauchst Du das zu wissen?"

„Antworte, Unglücklicher .... Irrady?"

„Du kennst den Namen meiner Mutter?" rief Tollar erstaunt.

„Deiner Mutter!" wiederholte Lantou; „ist das wahr? .... Wo ist sie?" — „Todt!" — „Was sagst Du?" — „Sie starb vor sechs Monaten auf dem Wege nach Calcutta, wohin sie sich begab." — „Und wo ich sie erwartete." — „Du?" — „In einer Aldee, die ihr der Tadin Kallu zeigen sollte." — „Wirklich?" — „Sieh diesen Theil der Rupie."

Er holte aus seiner Tasche ein Stück hervor, das vollkommen zu dem andern paßte.

„Dich also suchte meine Mutter?" fragte Tollar mit bangem Tone. „Und wer bist Du?" — „Ahnst Du es nicht? Dein Vater!"

Der Schrei, den der junge Indier ausstieß, war eine Mischung von Staunen, Zweifel und Schrecken. Er blieb einen Augenblick wie versteinert vor dem Piraten stehen, der ihm die Hand entgegen hielt. Endlich aber löste er die Bande des Gefangenen, der mit einem Sprunge sich erhob.

„Irrady todt .... Brama war ihr gut .... vielleicht genießt sie jetzt das Glück, das meine Sühnung ihr erwarb. Aber Du lebst und ich habe einen Sohn."

Er zog Tollar zu der Lampe hin und betrachtete ihn halb schmerzlich, halb freudig: der junge Indier blieb verlegen.

„Du ein Sclave; das soll nicht lange dauern: morgen bist Du frei und reich." — „Ich?" sagte Tollar erstaunt. — „Ja, mein Kind. Sie hatten mir Alles genommen, was ich besaß; aber ich fand Wege, mehr zu gewinnen, als ich verloren." — „Und welche Wege?" fragte Tollar mit Abscheu: „etwa Raub und Mord." — „Beruhige Dich, mein Kind, der Tadin hat Alles für mich gebüßt." — „Du wirst auf Dein Vorhaben verzichten", sagte Tollar streng. — „Ich sollte einen Kuhesser*) verschonen, während ich mit den Rechtgläubigen kein Mitleid hatte." — „Ich beschwöre Dich ...." — „Schweige", unterbrach ihn Lantou, der ans Fenster trat und einen eigenthümlichen Schrei ausstieß, auf welchen ihm von draußen geantwortet wurde. „Sie sind da!" rief Tollar zitternd. „Sie warteten nur auf das Signal." — „Aber bedenke doch, daß der Doctor benachrichtigt ist. Man wird Euch verfolgen und erkennen." — „Meine Begleiter lassen nichts Lebendes zurück." — — „Gott!" — „Das ist ein Gesetz, dem ich mich selbst unterwerfen muß. Bleibe deßhalb bei mir; sieh!"

Tollar sah zum Fenster hinaus und gewahrte eine Flammensäule, die sich aus den innern Gemächern erhob. Er konnte einen Schrei nicht zurückhalten.

„Das Feuer ist unser bester Freund," bemerkte Lantou ruhig; „es öffnet uns den Weg."

Und zum Fenster hinauslehnend, rief er: „Durch die Galerie, Kameraden, rasch, rasch!"

Plötzlich gewahrte Tollar ein Dutzend Bewaffnete, die an den Säulen hinaufkletterten, welche die nahe Galerie trugen. Der Gedanke an Eva durchzuckte ihn, wie ein Blitz: dort wohnte sie! Er eilte nach der Thüre, stürzte durch die Corridore, die er kannte, und kam an das Zimmer des jungen Mädchens, das er ohnmächtig in den Händen ihrer Frauen fand.

Jede Zögerung konnte ihr das Leben kosten. Er stieß die Frauen heftig zur Seite, hob Miß Eva in seine Arme und stürzte nach der entgegengesetzten Galerie; als er jedoch an das Ende derselben kam, versperrten ihm die Flammen den Weg. Er wollte zurückkehren, aber das Geschrei der Lascars zwang ihn, einen dritten Ausweg zu suchen, von dem er aufs Neue durch den Brand zurückgehalten wurde. So von dem Feuer und den Piraten eingeschlossen, irrte er von Corridor zu Corridor und sah jeden Augenblick den Tod vor Augen. Er wollte sich gerade durch das Feuer stürzen, als ein wirres Geschrei und Flintenschüsse an sein Ohr drangen. Ein Haufen Menschen griff den Eingang an, den die Lascars besetzt hatten, und der junge Indianer erkannte den Doctor an ihrer Spitze.

Diese unerwartete Hülfe nahm ihm jede Ungewißheit. Er umschlang Eva mit seinen Armen und eilte seinen Befreiern entgegen.

Die Piraten hatten sich zerstreut und flohen nach allen Seiten. Tollar hörte bereits die Stimme des Doctors Dumfries, der seine Tochter rief; er gewahrte ihn von ferne, als ein Schatten rasch an ihm vorüberkam, und im selben Augenblick fühlte er sich in die Schulter getroffen. Er wandte sich um; ein Feuerstreif beleuchtete das Gesicht Lantou's, der ihn erkannte und heftig erschrocken zurückfuhr.

In diesem Augenblick stürzte der Doctor, der an der Thüre des Saales erschien, auf seine Tochter zu. Als er sie ohnmächtig und blutend sah, stieß er einen Schrei aus; aber Tollar beruhigte ihn mit einer Bewegung und stammelte, indem er das junge Mädchen in seine Arme legte:

„Fürchte nichts, Herr, es ist mein Blut."

Und er sank vor den Füßen des Doctor nieder.

VIII.

Am andern Tage waren der Tadin und der Piratenhäuptling Lantou in einer der einsamsten Buchten des Ganges, einige Meilen unterhalb der Sommerresidenz des Doctors Dumfries, beisammen. Zu ihren Füßen lag ein Leichnam, der, nach indischem Gebrauch den Wellen des heiligen Flusses übergeben, eben angeschwemmt worden. — Es war die Leiche Tollars, des Retters von Miß Eva.

In der Ferne sah man noch die Barke mit den Lascars, welche rasch den Ganges hinabfuhr.

„Du hast also von Deinen Kameraden Abschied genommen?" sagte Kallu nach langem Schweigen.

Lantou machte ein bejahendes Zeichen.

„Und was ist nun Dein Plan?" — „Ich habe keinen." — „So bist Du entschlossen, in Ruhe zu genießen, was Du gewonnen?"

Lantou warf ihm einen wilden Blick zu.

„Was ich gewonnen, befindet sich in Deinen Händen und in den Händen Derer, die mich so eben verlassen. Ich bin allein, meine Unternehmungen können Niemanden mehr nützen: sie haben ihr Ende erreicht."

Mit diesen Worten bückte er sich, nahm mehre mit einem Strick verbundene Krüge, und hing sie sich an den Hals. Der Fakir sah ihm ruhig zu.

„Du hast die versprochenen Büßungen alle pünktlich für mich verrichtet?" fragte der Pirat noch zuletzt.

Kallu bejahte.

*) So nennen die Indier die Europäer.

Digitized by Google

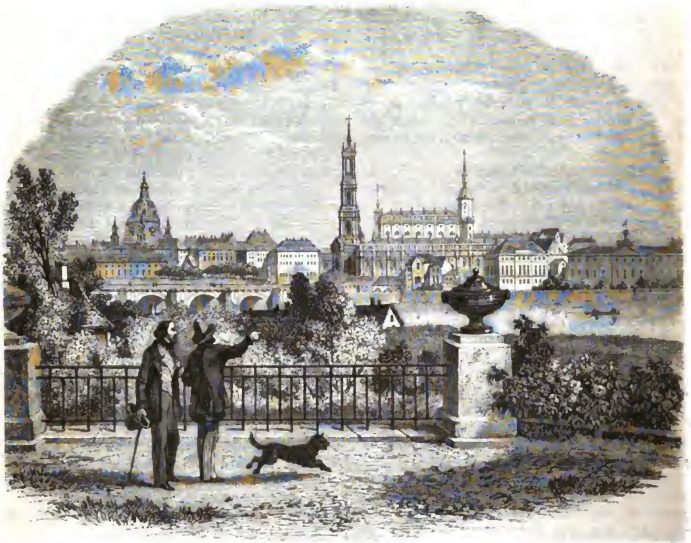
„So habe ich von dem Urtheil des Para-Brama nichts zu fürchten", versetzte Lantou, „und ich kann mich vor seinen Richterstuhl stellen. Ein Bramane hat mich diesen Morgen an Bord der Barke rasirt und mich wiederholt versichert, daß jedes meiner Haare, das er in den Fluß fallen lasse, mir tausend Jahre im Paradiese sichere. Ich werde sie nun von Trimorti fordern."

Bei diesen Worten schleppte er den Leichnam seines Sohnes bis zu einem kleinen Vorsprung, umschlang ihn und stürzte sich mit ihm in den Fluß. *)

*) Diese Selbstmorde sind häufig. Die Indier glauben sich durch den Tod im Ganges ihre künftige Seligkeit zu sichern. Die irdenen Krüge, die sie sich an den Hals binden, füllen sich rasch mit Wasser und ziehen sie so in die Tiefe.

Dresden.

Unsere beiden Reisenden befinden sich in dem schönen Garten des japanischen Palais, welches August II. errichtet hat, und das auf dem rechten Elbufer, unfern von dem Leipziger Thor liegt. In diesem Gebäude stehen im Erdgeschoß die Porcellanarbeiten aus Sachsen, Italien, China und Japan, sechzigtausend an der Zahl, die etruskischen Vasen, die antiken Sculpturen, unter welchen man einen Torso der Minerva, eine Frau aus Herculanum mit ihrer Tochter, vier Römer ballspielend, einen Faun und einen Niobekopf bewundert. Der größte Reichthum des Gebäudes besteht jedoch in der großartigen Bibliothek, welche 300,000 Bände gedruckter Werke, 2000 Incunabeln und 3000 Handschriften enthält.



Eine Ansicht von Dresden.

Einer der Reisenden deutet mit der Hand nach dem Quai des linken Ufers, wo sich die herrlichsten Bauten Dresdens gruppiren: vor Allem die schöne katholische Hofkirche, die wir früher (I. S. 193) mitgetheilt, das Schloß und der Palast des Prinzen. Unter den neueren Bauten zeichnet sich dort das Theater, ein in schönem Style erbauter und im Innern eben so bequem eingerichteter, als elegant ausgestatteter Musentempel, sowie das neue Museum aus, das die herrliche Gemäldegalerie in sich aufnehmen soll. Den Reisenden zur Linken befindet sich die 1800 Fuß lange Elbebrücke. Für die Eisenbahn wurde eine besonders prachtvolle Brücke erbaut, welche auch von Spaziergängern benützt werden kann und den böhmischen und sächsischen Bahnhof verbindet. Ganz im Hintergrund befindet sich der Dom der Frauenkirche, der den Bomben Friedrichs des Großen 1760 widerstanden; diese Kirche schmückt eine Orgel mit 6000 Pfeifen, ein Meisterwerk Silbermanns. Das Ensemble dieses Theils der Stadt hat etwas Elegantes und bildet einen hübschen Vorwurf für den Maler; aber Dresden hat noch manche andere, eben so reizende Punkte; wer es einmal gesehen, wird es nie vergessen.

Rabbi Nathan Clausener.

(Schluß.)

Als der Rabbi noch immer stumm und gedankenvoll dasaß, erhob sich Aron plötzlich, trocknete die Thränen

Digitized by Google

und rief: „Ich sage Euch, Rabbi, daß ich bereue! Ich fühle, daß Angst und Kummer, die ich gelitten, Buße für meine Sünde sind. Ja, in diesem Augenblick bin ich rein und stehe vor Euch, wie ein Bruder, und ich verlange Eure Tochter. Gebt sie mir, daß ich mit ihr ein Gott wohlgefälliges Leben führen kann! Oder stoßt mich hinaus in die Verzweiflung, wenn Ihr es über Euch vermögt, Ihr, Rabbi Nathan, der Ihr seid ein Diener des milden und barmherzigen Gottes. Herr, Israels Gott, zu dem ich gebetet die ganze Nacht, halte Gericht über uns in diesem Augenblick! Ich bekenne in meinem Herzen deinen heiligen Glauben: Schema Jisroel, Adaunoi Elauheinu, Adaunoi echod!*)"

Rabbi Nathans Augen begannen zu funkeln, er stand auf und sagte: „Im Namen des allmächtigen Gottes! Mein Bruder, lege Deine Hand in die meine und schwöre, daß Du leben willst als ein treuer Diener des Herrn."

Aron rief: „Ich schwöre bei meiner Mutter Haupt und bei meines Vaters Leben."

Rabbi Nathan sagte: „Adaunoi, mein Herr, Israels Gott! Demüthig tritt dein Diener auf deine Wege, die Scheidewand zwischen deinem Volk und den Christen ist niedergerissen; es ist wie ein Garten, dessen Zaun umgestürzt worden, und in den nun Alles hineingehen und die Blumen niedertreten kann. Eine kleine Zufluchtsstätte ist uns in unserer stillen Kammer geblieben; in deinem Namen und um deinetwillen führe ich diesen Jüngling hinein und binde ihn an dein Gesetz, indem ich ihm meine Tochter zur Frau gebe. Herr, Israels Gott, gib deinen Segen! Aron, bedecke Dein Haupt!"

Aron gehorchte und Rabbi Nathan sprach den Segen.

In diesem Augenblick trat Schlaumo Zwicker ein.

Bei seinem Anblick war es, als ob das Licht in den Augen des Rabbi ausgelöscht würde; er setzte sich still in einen Lehnstuhl.

„Scholaum aleichem!"**) sagte Schlaumo.

„Leichem Scholaum!" antwortete Rabbi Nathan.

„Es ist heute gutes Wetter!" sagte Schlaumo, nachdem er vergebens auf die Einladung, Platz zu nehmen, gewartet hatte. „Recht ein Wetter, um in den Wald zu fahren", fügte er mit einem Seitenblick auf Aron hinzu.

Rabbi Nathan sah lange zum Himmel auf, als wollte er das Wetter genau untersuchen, ehe er antwortete: „Ja, wirklich, gut Wetter! Sehr gut Wetter!"

Es entstand wieder eine Pause; Schlaumo begann ungeduldig zu werden und sagte: „Rabbi Nathan, die beiden Tage sind verflossen; ich komme, um mit Euch über die Sache zu sprechen, die Ihr kennt."

„Nun", sagte der Rabbi und holte tief Athem, „sprecht, Schlaumo Leif."

„Es sollte unter vier Augen geschehen; bittet den Fremden, daß er geht."

„Er ist nicht fremd; es ist mein Schwiegersohn", sagte Rabbi Nathan und schloß nach diesen Worten die Augen.

„Euer Schwiegersohn?" rief Schlaumo, „habt Ihr denn mehre Töchter?"

„Nein, ich habe nur eine; der Herr beschütze sie."

„Aber Ihr habt sie ja mir versprochen, Rabbi Nathan!"

„Ich versprach es nicht bestimmt; Ihr habt also keinen Grund, so zornig zu werden."

„Rabbi Nathan, hütet Euch! Es steht geschrieben: „„Eines Rabbi Wort darf nicht zweimalig sein.""" Ihr sagtet, Ihr glaubt es wohl, Ihr dächtet so. Ihr dürft Euer Wort nicht brechen."

„Ich war unvorsichtig, und es steht geschrieben: „„In unvorsichtiger Rede liegt eine schlimme Falle; aber nur ein böser Mann zieht daraus Nutzen.""

„Ich bin kein böser Mann!" rief Schlaumo; „aber ich werde es gegen Euch, Rabbi Nathan! Die Welt soll erfahren, daß Ihr hinterlistig seid; daß Ihr nicht handelt, wie es einem Rabbi, einem Clausener geziemt."

Rabbi Nathan sah bittend auf Aron, als wollte er ihm sagen, er solle das Feld räumen. Da trat Aron vor und sagte: „Seid manchel*), Rabbi! steht nicht geschrieben, daß, wenn zwei Männer um eines Mannes Tochter werben, man sie selbst wählen lassen solle?"

„Ich weiß nicht . . . . mein Gedächtniß läßt mich im Stich . . . . vielleicht steht es geschrieben," sagte Rabbi Schlaumo.

Aron fragte geduldig: „Steht nicht auch geschrieben, daß ein Mann seine Tochter nicht zwingen darf, den zu heirathen, den sie verabscheut?"

„Sie verabscheut mich nicht!" rief Schlaumo.

„Wenn Ihr dessen gewiß seid," sagte Aron, „so könnt Ihr sie ja selbst wählen lassen."

„Laßt sie selbst wählen!" rief Schlaumo außer sich; „aber keiner von Euch darf vorher zu ihr gehen, und Ihr mögt rufen, Rabbi Nathan."

„Esther," sagte Rabbi Nathan, als seine Tochter ängstlich eintrat; „welchen von diesen beiden Männern wählst Du zu Deinem Gatten?"

Esther sah ihren Vater an, der vor sich hin stierte, und machte dann Miene, sich Schlaumo Zwicker zu nähern.

„Meine Tochter!" rief Rabbi Nathan angstvoll: „kümmere Dich nicht um das, was ich Dir gesagt, wähle, wie Du willst!"

Da ging Esther hin und verbarg sich hinter Aron.

„Ihr habt mich betrogen," rief Schlaumo Zwicker; „Ihr habt Euch in die Entscheidung gemischt. Eure Tochter würde mich gewählt haben, aber Ihr bietet sie zurück! Ihr werdet selbst Zeuge sein, Aron Jacobsen! Ich gehe unmittelbar zum Noel, Rabbi Nathan, und verklage Euch, und Ihr müßt Knaß**) bezahlen. Und die ganze Welt soll erfahren, welchen Schwiegersohn der tugendhafte Rabbi Nathan wählt. Fahrt Ihr nicht selbst am Freitag Abend im Walde —"

Aron hatte sich Schlaumo Zwicker genähert und sagte zu ihm: „Ein Wort im Vertrauen. — Sagt mir, ist der Käse, den man im Spielhaus in der Kronprinzenstraße bekommt, koscher?"

„Woher wißt Ihr das?" fragte Schlaumo und wurde leichenblaß.

„Was weiß ich? Ich frage blos."

„Es war ein Fehlgriff. Ich dachte an das Spiel und achtete nicht darauf, daß Käse auf dem Butterbrod war."

„Na, Ihr wolltet also bloßes Butterbrod essen? War das koscher? Darf ein heiliger Mann Butterbrod essen, das mit einem tereiphо***) Messer geschnitten ist?"

*) Die Glaubensformel und das höchste Gebet des Juden: Höre, Israel, der Herr dein Gott ist ein einiger Gott!

**) Friede sei mit Euch.

*) Mit Eurer Erlaubniß.

**) Die Geldbuße für den Bruch eines Verlöbnisses.

***) Ukrein.

Digitized by Google

„Wenn Ihr ein Wort sagt, meimise*) ich Euch! Auch waret Ihr selbst auf dem Speisehaus, Ihr dürft nichts sagen."

„Um Vergebung, ich bin nicht Zwicker und will nicht Clausener werden. Rabbi Schlaumo, laßt uns Freunde sein! Ich will schweigen, wenn Ihr Rabbi Nathan die Hand bietet und das Haus mit einem Segenswort verlaßt."

Schlaumo Zwicker kämpfte noch einen Augenblick, endlich ging er auf Rabbi Nathan zu und sagte: „Rabbi! es stehet geschrieben: Besser ist ein Stück trocken Brod mit Ruhe, als ein Haus voll Zank. Was nützt mich Eure Tochter, wenn Ihr sie mir nicht gutwillig gebt! Aron Jacobsen ist ein braver Jüngling, ich gebe Euch Euer Wort zurück. Zu Masaul! Viel Glück, Jungfer Esther! — Wie ich es Euch man, soll es Euch bekommen!" fügte er hinzu, indem er wegging.

Als er zur Thüre hinaus war, sprang Rabbi Nathan auf: „Gebenscht sei Gott!" rief er. „Da, ich gebe sie Dir. Zu Masaul, zu Glück und zu Berocho! Frummit, sende zu Aron Jacobsens Eltern und zu allen meinen Söhnen! Freitag Abend, welch' ein Schabbes!"

Und der alte Mann tanzte in der Stube umher, indem er aus dem Hohenliede Salomonis den Vers sang:

„Siehe, meine Freundin, Du bist schön, siehe, schön bist Du!"

*) Werde.

Eine Löwenjagd.

Der berühmte Löwenjäger Jules Gerard erzählt in einem Brief aus Constantine vom 16. August 1853:

Ich verließ Constantine, um mich nach dem Aureßegebirge zu begeben, wo, wie ich gehört, ein großer Löwe in der Nähe von Kreuchela die Gegend unsicher machte. Empört durch die Verluste, welche er ihnen verursacht, hatten die Eingebornen sich eines Tages zu zwei- bis dreihundert versammelt, um ihn entweder zu schießen oder aus der Gegend zu verjagen: die Araber zählten einen Todten und sechs Verwundete; der Löwe behielt den Wahlplatz. Bei meiner Ankunft im Urtenthale empfing ich eine Deputation von allen Landbewohnern der Umgegend, welche sich meine Hülfe gegen den fürchterlichen Feind erbaten.

Nachdem ich die Wege des Löwen und den Ort, wo er sein Lager hatte, ausspionirt, zog ich um 7 Uhr Abends mit meinem Spahi Hamida und zwei Arabern aus. Das Lager des Thieres war an der südlichen Böschung eines Hügels, nicht hundert Schritte von einem Abgrund. Auf einer gegenüberliegenden Böschung, gerade am Rande derselben Kluft, war ein offener, von hohen Bergen umgebener Platz. Als ich dort hinkam, sah ich den Löwen kaum 150 Schritte von uns auf dem Bauche liegen. Während Einer von den Leuten eine Ziege, die ich mitgenommen, um den Löwen zu locken, an einen Baumstamm band, der mitten auf dem Platze stand, und die Andern mir die Waffen reichten, erhob sich der Löwe und betrachtete uns. Ich stellte mich rasch neben einen der Bäume, das Gesicht gegen den Löwen gerichtet, und ungefähr sechs Schritte von der Ziege, die, als sie die Leute sich zwischen die Bäume zurückziehen sah, zu blöcken begann und die unglaublichsten Anstrengungen machte, um zu mir zu kommen. Der Löwe war verschwunden. Ohne Zweifel näherte er sich uns durch das Gehölz. Kaum hatte ich mit meinem Dolch einige Zweige abgehauen, die mich hätten hindern können, sicher zu zielen, als die Ziege plötzlich schrie und an allen Gliedern zu zittern begann, während sie bald nach mir, bald nach der Seite sah, wo die Kluft war, als wollte sie sagen: „Der Löwe ist da, ich fühle es, ich höre es, ich sehe es, er kommt." Anfangs hatte sie wirklich nur seine Ausdünstung riechen können; die rasche Bewegung der Ohren sagte mir später, daß sie den Tritt des Löwen höre; endlich sah sie den Löwen zur selben Zeit, wie ich. Er stieg langsam die Kluft herauf und blieb zwölf Schritte von mir entfernt auf dem offenen Platze stehen. Er wandte mir das Antlitz zu, und seine breite Stirne bot eine herrliche Zielscheibe dar; zweimal senkte ich die Büchse, zweimal zielte ich auf ihn zwischen beide Augen, zweimal drückte mein Finger am Hahn, aber der Schuß ging nicht los, und ich freute mich darüber; denn in zwei Jahren hatte ich keinen so großen, so schönen, so majestätischen Löwen gesehen, und ich sollte ihn tödten, ohne ihn zuerst mit Muße bewundert zu haben? Was ist ein todter Löwe? Was ist eine schöne Frau im Sarge? Schönheit ohne Leben wird zur Häßlichkeit. Als ob es meine Gedanken verstanden, hatte sich das edle Thier auf den Bauch gelegt, die ungeheuren Pfoten gekreuzt, und ließ den Kopf, wie auf einem Kissen, darauf ruhen. Ohne der Ziege, die von Furcht gelähmt war, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, betrachtete er mich mit großem Interesse, indem er bald die Augen zusammenkniff, was seiner Physiognomie ein unbeschreiblich gutmüthiges Aussehen gab, bald sie wieder zu ihrer vollen Größe öffnete, so daß ich unwillkürlich die Hand fester um den Carabiner drückte. Er schien zu sich selbst zu sagen: „Die Menschen gingen fort, die Ziege blieb zurück; aber bei meiner Ankunft treffe ich einen Menschen bei ihr, der eine rothe Tracht hat, die ich nie vorher gesehen, und der, statt vor mir zu fliehen, mich betrachtet, als wollte er mit mir sprechen." Indessen, während die Dämmerung sich immer mehr ausbreitete, schien er hinzuzufügen: „Was soll ich fressen? die Ziege schmeckt wohl nicht so gut, als der Ochse von gestern, aber zu den Ochsen ist's weit. Die rothen Menschen schmecken vielleicht gut, aber der Mann da steht etwas mager aus." Diese letzte Betrachtung entschied vielleicht seine Wahl, denn plötzlich erhob er sich mit einer entschiedenen Miene und ging drei Schritte vorwärts, die Augen auf die Ziege geheftet. Mit dem Carabiner an der Wange und dem Finger an dem Drücker folgte ich jeder seiner Bewegungen, um im rechten Augenblick zu feuern. Zweimal schien er auf die Ziege losspringen zu wollen, während diese sich wie eine Katze zusammenzog. Ich glaubte Anfangs, der Strick, mit dem die Ziege angebunden war, beunruhige ihn und er fürchte eine Falle; aber er ging bald ruhig hin und her am Rande der Kluft und zeigte mir die Zähne, so oft er stehen blieb.

Das Spiel begann ernst zu werden: es war Zeit, demselben ein Ende zu machen. Ich benützte einen Augenblick, als er in einem Abstand von zwölf Schritten am Rande des Felsens mir die Seite darbot, und schoß eine Kugel ab, die ihn in die Schulter traf, und sogleich eine zweite, die ihm die Weichen verletzte. Wie eine Lawine rollte er in die Kluft hinunter.

Während ich wieder lud, kamen meine Leute herbei. Ich ging mit ihnen nach dem Orte, wo ich den Löwen geschossen, und fand neben einer Masse Blutes die Spuren seiner Klauen. In der Meinung, er sei todt, gingen meine Begleiter fort, um Leute herbeizurufen, die ihn tragen könn-

Digitized by Google

ten. Indessen folgte ich der Blutspur auf dem Boden der Kluft und fand, daß sie in ein dichtes, beinahe undurchdringliches Gehölz führte. Um sogleich Gewißheit davon zu haben, warf ich einen Stein hinein. Ein bald klagendes, bald drohendes Gebrüll, das tief aus der Gurgel hervorkam, antwortete mir aus dem Gestrüpp. Dies Gebrüll machte mein Blut erstarren; denn es glich ganz dem Gebrüll eines Löwen, der vor sechs Jahren unter denselben Verhältnissen vor meinen Augen und trotz meiner Kugeln meinen Spahi Ruftan und zwei Araber zerrissen.

Ich legte mich nieder auf die Knie, gerade vor das Gehölz, suchte jedoch vergeblich etwas darin zu erspähen; ich konnte nichts als die vordersten Zweige sehen, die roth von des Löwen Blut waren. Als ich einige Zweige abgebrochen, um den Ort wieder zu finden, und gerade fortgehen wollte, kamen mein Spahi, meine zwei anderen Begleiter und vier bewaffnete Araber herbei. Sie wollten in das Gehölz eindringen, wo sie sicher glaubten, daß der Löwe liegen müsse. Vergeblich versicherte ich ihnen, daß ich überzeugt sei, der Löwe müsse noch leben, und es würde unmöglich sein, ihn zu sehen, ehe er auf einen von uns losspränge, und daß ganz sicher Einige von uns des Todes wären, wenn wir jetzt auf ihn eindrängen, während ich dafür stehen wollte, daß wir ihn andern Tages todt finden würden. Sie antworteten mir damit, daß sie ihre Burnusse auszogen und auf der Erde ausbreiteten, damit ich mich darauf setze und ihrer Zurückkunft harre. Zwei Minuten später hatte ich mich der Kleidungsstücke entledigt, die mich hätten hindern können, Gewehre an mein Gefolge ausgetheilt und meinem Spahi eine Flinte gegeben, die er geladen behalten sollte, um sie mir zu reichen, wenn ich sie verlangte. Nachdem ich ihnen befohlen, dicht bei mir zu bleiben, drang ich mit ihnen in das Gehölz. Als wir vierzehn bis fünfzehn Schritte zurückgelegt, kamen wir an eine offene Stelle, wo die Blutspur, die uns bislang den Weg gezeigt, verschwand. Die Dunkelheit hatte bedeutend zugenommen; um keine Zeit zu verlieren, suchte Jeder in einer andern Richtung die Blutspur, ohne jedoch den offenen Platz zu verlassen. Aber durch Unvorsichtigkeit geht das Gewehr eines Arabers los, und in der Entfernung von einigen Schritten hören wir den Löwen brüllen. Alle meine Leute sammeln sich um mich, mit Ausnahme von Amar-ben-Sipha, der bei einem Baum, sechs Schritte von mir, stehen blieb. Kaum hatte sich der Löwe mit offenem Rachen und emporstehender Mähne gezeigt, als acht Schüsse zugleich abgefeuert wurden; aber keiner trifft ihn. Ehe der Rauch des unnütz verschossenen Pulvers sich verzogen, in kürzerer Zeit, als ich dies niederschreibe, ist Amar-ben-Sipha, der gleichfalls geschossen, zu Boden geworfen, sein Gewehr zerbrochen und sein linker Schenkel zerschmettert; im selben Augenblick, als ich hinzukomme, um ihn zu retten, erblicke ich seinen Kopf in dem Rachen des Löwen. Der Löwe sieht die Mündung meines Gewehrlaufes gegen sich gerichtet, mein Carabiner berührt seine Mähne, und doch verläßt er das Opfer nicht, das er sich auserwählt. Aus Furcht, den Kopf Amar-ben-Sipha's zu treffen, wagte ich nicht auf den des Löwen zu zielen, und schoß ihm daher ins Herz. Der Löwe ließ Amar los, der vor meine Füße rollte, die er so gewaltsam umklammerte, daß er mich beinahe umgerissen. Das Thier, das sich an einige Weiden lehnte, die unter seiner Last krachten, fiel noch nicht. Ich zielte wieder, dießmal nach den Schläfen, und drückte am Hahnen, aber der Schuß ging nicht los. Da stand der Löwe am Busche, den er mit Zähnen und Klauen zerriß, während er fürchterlich brüllte und sich in Todesschmerzen wand, nur einen Schritt von mir und beinahe über Amar, der wie ein Rasender schrie. Meine Leute waren hinzugekommen und schwangen Dolche und Gewehre in der Luft. Meine erste Bewegung war, die Hand nach dem Spahi auszustrecken, der mit verzogenem Gesicht, aufgerissenen Augen und am ganzen Leibe schauernd kaum das Wort „verschossen" hervorbringen konnte. Mein anderes Gewehr war leer. Der Unvorsichtige hatte es abgeschossen, und uns so in die Gewalt des Löwen gegeben. Zum Glück stürzte dieser endlich todt zusammen. —

Aus Verons Memoiren.

— Der geistreiche Chirurg Desgenettes, den Napoleon gewöhnlich auf dem Wahlplatz an seiner Seite hatte, war ein äußerst witziger Mann. Bei einem Examen über die Gesundheitslehre fragte er einen Candidaten, wo die Verdauung beginne. „Im Munde, beim Kauen!" lautete die Antwort des Studenten. Aber ernst und gravitätisch antwortete ihm der Examinator: „Nein, mein Herr, die Verdauung beginnt in der Küche."

— Der ebenso gewissenhafte, als humane Arzt Recamier wurde einst zu einer armen Frau gerufen. Müde und hustend erreichte er endlich ihre Dachkammer in der sechsten oder siebenten Etage. Die alte Frau bat ihn, als er wieder gehen wollte, um Entschuldigung, wegen des schlechten Zustandes ihrer Stube und der beschwerlichen Treppen. „Ja, das ist wahr," sagte der Arzt, „Sie wohnen hoch; ich konnte kaum heraufklettern." Neue Entschuldigungen, neue Verlegenheit. „Aber wissen Sie auch," fügte er hinzu, „daß ein solcher Besuch seine zehn Franken werth ist. Um geringeren Preis steige ich nicht so hoch." Mit diesen Worten ließ er zehn Franken in die Hand der armen alten Frau gleiten. Recamier starb, wie er selbst vorausgesagt, an einem plötzlichen Lungenschlag.

— Marjolin erzählte Dr. Veron folgende wunderbare Heilungsgeschichte. Er verließ eines Abends einen an Brustentzündung leidenden Kranken im heftigsten Fieber, und als er ihn am nächsten Morgen wieder besuchte, fand er ihn aufrecht sitzend im Bette und mit sichtlichem Appetit ein Beefsteak verzehrend. Nachts war der Kranke in der Fieberphantasie aus dem Bette gesprungen und, ehe die schlaftrunkene Wärterin es verhindern konnte, in einen Park gegangen, der sich hart am Krankenzimmer befand; wieder zu Bette gebracht, kam er in einen tüchtigen Schweiß und — das Fieber war gewichen.

— Der Arzt Portal, ein Gascogner, kannte seine Leute. Er wußte, daß die unwissende Menge oft die Tüchtigkeit des Arztes nach seinem Alter schätzt, und nahm deßhalb schon als junger Mann die Haltung eines alten Mannes an; daneben trug er eine Perrücke mit weißem Haar und machte sein Gesicht alt. Ein Rock mit breiten Schößen, ein Stock mit goldenem Knopf und im Winter ein seidener Ueberrock vervollständigten die Täuschung. So zeigte er sich vor der Revolution von 89, unter dem Directorium, unter dem Consulat, dem Kaiserthum, der Restauration und Louis Philipp. Ludwig XVIII. und die Emigrirten fanden ihn ganz so wieder, wie sie ihn verlassen. Seine List hatte ihm zu einer jährlichen Einnahme von 30,000 Franken verholfen.

Digitized by Google

Washington.

(Schluß).

II.

Washington saß seit mehren Jahren in der gesetzgebenden Versammlung Virginiens, als England seinen nordamerikanischen Colonien die Stempelabgabe auferlegte. Diese neue Steuer wurde für inconstitutionell erklärt, da sie in einem Parlamente decretirt worden, in welchem die Colonien nicht vertreten waren. Man protestirte, und England gab nach. Aber das englische Ministerium suchte sich durch andere, ebenso inconstitutionelle Steuern zu rächen und behandelte die Colonien wie die übrigen Unterthanen Englands, d. h. man regierte sie nach dem Gutdünken des Parlaments, ohne sich um die gesetzgebende Versammlung jeder Colonie zu kümmern. Dies legte den Grund zu dem Groll Amerikas gegen England, welcher sich in jeder Art von Renitenz Luft machte. Washington nahm an all' diesen politischen Kundgebungen den lebhaftesten Antheil. Vom ersten Momente an war er entschieden, England müsse nachgeben und Amerika Genugthuung für diese Kränkungen erhalten; er scheute selbst vor dem Gedanken an eine Revolution keinen Augenblick zurück. Als endlich eine Armee gebildet wurde, trat er an die Spitze derselben. Washington zwang nach achtjährigem Kampf, der eine Reihe von Zeugnissen seines hohen Geistes, seines großen Feldherrmalents und seines edlen Charakters aufweist, die Engländer in Boston zur Capitulation. Nach dem Frieden legte Washington seine Stelle nieder und ging auf sein Gut Mont-Vernon, nahe bei Potowmak zurück. Aber dem Befreier seines Vaterlandes war nicht der stille Genuß eines friedlichen Lebens unter dem Lorbeer vergönnt, den er sich selbst gepflanzt: er sollte sein Vaterland zum zweiten Male retten. Die bedenkliche Lage der Freistaaten, in

Grabmal Washingtons und seiner Frau in Mont-Vernon.

welchen nahezu Anarchie herrschte, machte eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig, und Washington ward 1787 von dem Congreß zu Philadelphia zum Präsidenten erwählt. Nach langem Kampfe und heftigen Discussionen zwischen den streng geschiedenen Parteien entwarf diese Versammlung die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten, welche noch heute gilt, und 1789 ward Washington zum ersten Präsidenten auf vier Jahre gewählt. Wir können hier nicht die Geschichte seiner Regierung schreiben: den besten Beweis ihrer Vortrefflichkeit liefert seine Wiedererwählung nach Verfluß der ersten vier Jahre. Nordamerika hob sich aus der tiefsten Zerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß auf eine hohe Stufe der Macht. Nach Verlauf dieser Zeit zog sich Washington auf seine Farm zurück und wurde wieder Pflanzer. Er starb in Mont-Vernon hochbetagt am 14. December 1799, seinen Zeitgenossen ein erhabenes Beispiel hoher Bürgertugend, seinen Nachkommen eine ernste Mahnung, ihm nachzueifern.

Ihm zu Ehren trägt die Bundesstadt den Namen Washington.

Sein und seiner Gattin Grabmal in Mont-Vernon ist einfach und bescheiden. Es liegt zwischen dem Hause und dem Flusse. Die Thüre ist von Holz und ohne Inschrift

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Agent für Frankreich A. Bossange in Paris.

Digitized by Google

Das Concil zu Clermont.

Papſt Urbán II. und Peter der Eremit, den Kreuzzug predigend. November 1095.

Der niemals unterbrochene Zug der Chriſten nach dem heiligen Lande und dem Orte, wo der Erlöſer der Menſchheit gelitten, war im 11. Jahrhundert durch die Innigkeit ſinnlicher Andacht und durch die Unzufriedenheit mit den heimiſchen Verhältniſſen noch mächtiger geworden. Schon Sylveſter II. hatte im Namen der verwüſteten Stadt die allgemeine Kirche um Hülfe angerufen, und Gregor ſah ſich in Gedanken bereits an der Spitze eines Heeres zur Befreiung des chriſtlichen Morgenlandes. Als die Türken aus dem Geſchlechte der Seldſchucken ihr Reich

Digitized by Google

in Kleinasien gegründet und 1074 Syrien erobert hatten, wehklagten die Pilger nach dem heiligen Grabe und die Christen in Palästina über unerträgliche Mißhandlungen. Der griechische Kaiser rief die Hülfe der kriegerischen Völker des Abendlandes an, um den gänzlichen Untergang des Christenthums im Morgenlande abzuwenden. Der Eremit Peter von Amiens durchritt auf einem Esel, mit einem Crucifix in der Hand und einen unmittelbaren Befehl Christi vorzeigend, eine Provinz nach der anderen und erwarb dem Flehen der morgenländischen Christen überall Gehör.

Der Papst freute sich dieser Stimmung sehr; solche Wirkung hatte er selbst nicht erwartet. Er eilte, sie zu benutzen, und schrieb für den 1. März 1095 eine Kirchenversammlung aus, die in Piacenza in Oberitalien gehalten wurde. Er selbst wohnte ihr bei, und die Menge der Zuströmenden — man schätzte sie gegen 40,000 — war so groß, daß kein Gebäude sie zu fassen vermochte, und die Sitzungen auf freiem Felde gehalten werden mußten. Auch griechische Gesandte erschienen hier und unterstützten die Angelegenheit durch ihre Bitten. Als der Papst seine Rede beendigt hatte, riefen Alle freudig aus: „Ja, ja! wir müssen uns erheben! Wir müssen die Fesseln der gedrückten Christenheit sprengen!“.

Noch in demselben Jahre, im November, hielt Urban eine zweite Versammlung in Clermont, einer Stadt in der Mitte von Frankreich. Zahllose Schaaren strömten herbei, die Worte Urbans und Kukupeters zu vernehmen. Der ganze große Platz war dicht mit Menschen bedeckt; in der Mitte sah man ein hohes Gerüst, auf diesem den für den Papst errichteten Thron. Zuerst trat Peter auf. Eine tiefe Stille zeigte die Aufmerksamkeit, mit welcher man auf jedes seiner Worte lauschte. Seine Rede ergoß sich wie ein Feuerstrom; mit solcher Kraft hatte er noch nie geredet; die Zuhörer schauderten bei der Schilderung der Martern, welche die Christen von den Ungläubigen anzusehen hätten, und heiße Thränen entquollen ihren Augen. Jetzt schwieg Peter; Urban trat auf mit dem ganzen Pomp der päpstlichen Würde und hielt eine Rede, welche alle Zuhörer tief erschütterte. Sie ist uns aufbehalten worden. „Ich werde sie nicht trocknen, diese Thränen,“ so begann er, „welche diese schrecklichen Bilder in unsere Augen locken. Lasset uns weinen, meine Brüder! Lasset euren Wehklagen freien Lauf! Aber wehe uns, wenn wir nichts als diese Thränen hätten, wenn wir den Gedanken ertragen könnten, das Erbe des Herrn noch länger in den Händen der Ruchlosigkeit zu lassen. Jenes Land, das wir mit Recht das heilige nennen; jener Hügel, wo er für unsere Sünden blutete; jenes Grab, von dannen er als Sieger des Todes hervorging; jener Berg des Friedens, von dem er sich in den Himmel emporhob; jene heiligen Mauern, welche die Versammlung der Apostel in sich geschlossen, und deren Bezirk das kostbare Blut der seligen Märtyrer getrunken hat; — alle, alle diese Gegenstände unserer Verehrung, wollen wir sie, ein feiges, verworfenes Volk, noch länger der Barbarei, der Ruchlosigkeit und der Unreinigkeit zum Raube überlassen? Von Zion ging das Wort des Herrn aus! Auf denn, ihr Bäche, die ihr von daher fließet, kehrt zu eurer Quelle zurück! Soll sich denn Gott andere Krieger erwecken? — Nein, o nein! ihr werdet aus eurer Trägheit erwachen! Auf! wider den Feind des christlichen Namens wendet die Schwerter, die ihr ohne Aufhören gegen einander schärft! Dort ziehet hin, dort! gegen den Aufgang! da sind gerechte Beleidigungen zu rächen. Da büßet nun so manchen Raub, so manchen Brand, so manchen an dem Unschuldigen ve übten Todtschlag. Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, Räuber, hungrige Geier, die ihr euch am liebsten im Blute eurer Brüder badet! eilt nach Palästina, und adelt eure befleckten Schwerter im Sarazenenblute! Soldaten des Teufels, werdet Soldaten des lebendigen Gottes, und fürchtet nichts unter seiner glorreichen Fahne! Als Sieger werdet ihr zurückkehren, oder die Märtyrerkrone erringen; denn vollkommener Ablaß eurer Sündenschuld und das gewisse Loos himmlischer Freuden begleitet euch in den heiligen Streit! — So ziehet denn hin, und nichts halte euch! Wir beschwören euch, doch nicht wir, sondern der Herr durch uns. Ritter oder Soldaten, Reiche oder Arme, Alle, die ihr hier zugegen seid: erhebet euch, und keine Bande, nicht eheliche Lab-, nicht kindliche Pflicht müsse euch an die Heimath fess ln. Die Abbildung des heiligen Kreuzes sei euer erwrdiges Zeichen. — So schmücke sich denn Jeder, der diesem verdienstlichen Zuge sich zugesellt, auf seiner rechten Schulter mit einem Kreuze. Den Christen sei es ein Band der allgemeinen Verbrüderung, den Sarazenen ein Schrecken. Jeder raffe schnell zusammen, was er zur Reise bedarf; der Reiche biete dazu dem Armen die Hände, und so macht euch mit Zuversicht und Freude auf den Weg, sobald euch die milden Strahlen des Frühlings leuchten; denn: Gott will es!“

Als Urban die Hände zum Segen emporhob, empfingen ihn Alle kniend und mit Andacht.

Damit war der erste Kreuzzug eröffnet! Mag auch weltliche Noth und Begierde, romantische Lust und abergläubische Hoffnung ihr Theil an dieser ersten Bewegung gehabt haben: der Geist, der diese Massen zwei Jahrhunderte hindurch beseelte, war ein Gedanke, der nicht von dieser Welt ist, und nicht allein der Sehnsucht nach einem heiligen Grabe galt die Unternehmung, sondern auch der christlichen Ehre, dem Siege der Unterdrückten im Morgenlande, der Herrschaft Europas über Asien.

Der Aussätzige von Aosta.

Von Xavier de Maistre.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurde in der piemontesischen Stadt Aosta auf Befehl der Regierung ein Thurm wieder hergestellt, der bei dem Volke unter dem Namen der Schreckensthurm bekannt war. Er sollte einen Aussätzigen beherbergen, den man von der Gesellschaft absondern wollte. Das St. Moriz-Hospital erhielt den Befehl, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen; man lieferte ihm einige Möbel und mehre Werkzeuge, um den Garten zu bebauen. Hier lebte er viele Jahre, ganz auf sich selbst angewiesen und nie Jemand bei sich sehend, als den Geistlichen, der ihm von Zeit zu Zeit die Tröstungen der Religion brachte, und den Diener des Hospitals, der ihn jede Woche mit Nahrung versorgte. — Während des Alpenkriegs, im Jahre 1797, kam ein Officier, der sich in Aosta aufhielt, eines Tages zufällig an dem Garten des Aussätzigen vorüber, und da die Thüre halb offen stand, so trat er, von Neugierde getrieben, ein. Er gewahrte einen einfach gekleideten Mann an einen Baum gestemmt und in tiefes Nachdenken versunken. Bei dem Geräusch, das der

Digitized by Google

eintretende Officier machte, rief der Einsiedler, ohne sich umzusehen, mit dumpfer Stimme: „Wer ist da und was will man von mir?“ — „Entschuldigen Sie einen Fremden“, antwortete der Officier, „den der angenehme Anblick Ihres Gartens vielleicht eine Unbescheidenheit begehen ließ, der Sie jedoch in keiner Weise belästigen will.“ — „Gehen Sie nicht weiter“, rief der Bewohner des Thurmes, indem er mit der Hand ein Zeichen machte, „gehen Sie nicht weiter; Sie sind bei einem Unglücklichen, den der Aussatz verzehrt.“ — „Was auch Ihr Unglück sein mag“, entgegnete der Reisende, „ich werde mich nicht zurückschrecken lassen; ich habe niemals das Unglück geflohen; sollte Sie meine Anwesenheit jedoch belästigen, so bin ich bereit, mich zu entfernen.“

„Seien Sie willkommen“, versetzte der Aussätzige, indem er sich plötzlich umwandte, „und bleiben Sie, wenn Sie es wagen, nachdem Sie mich gesehen.“

Der Soldat blieb einige Augenblicke unbeweglich vor Staunen und Schrecken beim Anblick des Unglücklichen, den der Aussatz vollständig entstellt hatte. „Ich bleibe gern“, sagte er endlich, „wenn Sie den Besuch eines Mannes willkommen heißen, den der Zufall hierher geführt und ein lebhaftes Interesse hier zurückhält.“

D. Ausf. Interesse! ich habe stets nur Mitleid erregt.

D. Off. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen einigen Trost bieten könnte.

D. Ausf. Es ist ein großer Trost für mich, Menschen zu sehen und den Klang der menschlichen Stimme zu hören, die mich zu fliehen scheint.

D. Off. Erlauben Sie mir, mich einige Augenblicke mit Ihnen zu unterhalten und Ihre Wohnung zu sehen.

D. Ausf. Sehr gern, wenn es Ihnen Vergnügen macht. (Bei diesen Worten bedeckte der Aussätzige den Kopf mit einem großen Filz, dessen herumgeschlagener Rand ihm das Gesicht bedeckte.) Gehen wir hier etwas südlich. Ich pflege dort ein kleines Blumenbeet, das Ihnen vielleicht Freude macht, da ich sehr seltene Pflanzen besitze. Ich habe mir den Samen von allen wildwachsenden Blumen der Alpen verschafft und sie durch die Cultur zu veredeln gesucht.

D. Off. Ich sehe hier allerdings Blumen, die mir vollkommen neu sind.

D. Ausf. Wenn Ihnen einige gefallen, so können Sie sie ohne Furcht nehmen und sie tragen, ohne irgendwelche Gefahr zu laufen. Ich habe sie gepflanzt, ich hatte die Freude, sie zu begießen und zu sehen, aber ich berühre sie niemals.

D. Off. Warum das?

D. Ausf. Ich befürchte sie zu verunreinigen, und ich würde es dann nicht mehr wagen, sie anzubieten.

D. Off. Für wen sind sie denn bestimmt?

D. Ausf. Die Leute, die mir meinen Speiseovrrath vom Hospital bringen, scheuen sich nicht, Bouquets daraus zu machen. Bisweilen kommen auch die Kinder der Stadt und zeigen sich an der Thüre meines Gartens. Ich steige dann augenblicklich in den Thurm hinauf, aus Furcht, ich möchte sie erschrecken oder ihnen schaden. Ich sehe sie von meinem Fenster aus ihren Muthwillen treiben und mich einiger Blumen berauben. Wenn sie gehen, sehen sie zu mir herauf und rufen lachend: „Guten Tag, Aussatz!“ und das amüsirt mich.

D. Off. Sie wußten hier die verschiedensten Pflanzen zu vereinigen: Weinstöcke und Fruchtbäume der schönsten Art.

D. Ausf. Die Bäume sind noch jung: ich habe sie selbst gepflanzt; den Weinstock zog ich an der alten Mauer hinauf. Das Spalier, das sich hier überwölbt, habe ich auch gebaut. Halten Sie sich an der Mauer!

D. Off. Das reizende Plätzchen! wie für das träumerische Sinnen eines Einsiedlers geschaffen!

D. Ausf. Ich liebe es auch sehr; ich sehe von hier das offene Feld und die Arbeiter; ich beobachte Alles, was draußen vorgeht, und bin doch von Niemandem gesehen.

D. Off. Man ist in der Stadt und glaubt in einer Einöde zu leben.

D. Ausf. Die Einsamkeit ist nicht immer inmitten von Wäldern und Felsen. Der Unglückliche ist stets allein.

D. Off. Was führte Sie hierher? Ist dieses Land Ihr Vaterland?

D. Ausf. Ich bin an den Ufern des Meeres geboren, im Fürstenthum Oneglia, und wohne erst seit fünfzehn Jahren hier. Meine Lebensgeschichte ist eine lange Reihe von Elend und Mißgeschick.

D. Off. Haben Sie immer allein gelebt?

D. Ausf. Ich verlor meine Eltern als Kind und habe sie nie gekannt: eine Schwester, die mir blieb, ist seit zwei Jahren todt. Ich besaß nie einen Freund.

D. Off. Unglücklicher! Wie heißen Sie?

D. Ausf. Mein Name ist schrecklich! Ich heiße „der Aussätzige!“ Die Welt kennt den Namen nicht, den ich von meiner Familie habe und den die Religion mir an meinem Geburtstage gab. Ich bin der Aussätzige, es ist der einzige Titel, den ich dem Wohlwollen der Menschen verdanke. Könnten sie auf ewig vergessen, wer ich bin!

D. Off. Lebte die Schwester, die Sie verloren haben, mit Ihnen?

D. Ausf. Sie wohnte fünf Jahre bei mir in der Behausung, wo Sie mich sehen. Ebenso unglücklich als ich, theilte sie meine Leiden, und ich suchte die ihren zu mildern.

D. Off. Womit beschäftigen Sie sich jetzt in dieser Einsamkeit?

D. Ausf. Die Beschäftigung eines Einsiedlers, wie ich, kann einem Weltmann, der sein Glück in der Thätigkeit des öffentlichen Lebens sucht, nur höchst eintönig erscheinen.

D. Off. Sie kennen diese Welt nicht, die mich niemals glücklich gemacht hat. Ich bin gar häufig Einsiedler aus freiem Willen, und es ist oft mehr Analogie zwischen unseren Ideen, als Sie glauben; indessen, ich gestehe, eine ewige Einsamkeit wäre mir schrecklich; ich kann sie mir kaum denken.

D. Ausf. Der, der seine Zelle liebt, findet darin auch den Frieden. Die Nachahmung Christi*) lehrt es uns. Ich fühle immer mehr die Wahrheit dieser tröstenden Worte. Das Gefühl der Einsamkeit mildert sich durch die Arbeit. Der Mensch, der arbeitet, ist niemals vollkommen unglücklich, ich fühle das. Während der schönen Jahreszeit beschäftigt mich mein Garten und mein Blumenbeet vollauf; während des Winters mache ich Körbe und Matten; ich verfertige mir meine Kleider selbst, auch bereite ich meine Speisen aus den Vorräthen, die man mir vom Hospital bringt, und dem Gebet sind die Stunden geweiht, die mir von der Arbeit übrig bleiben. So verfließt das Jahr, und wenn es um ist, erscheint es mir gar kurz. Ich liebe die

*) Das bekannte Erbauungswerk von Thomas a Kempis.

Digitized by Google

Dinge, die, so zu sagen, meine Begleiter durchs Leben sind, und die ich jeden Tag sehe; auch grüße ich jeden Abend, ehe ich mich in den Thurm zurückziehe, die Gletscher von Rutorts, die dunklen Wälder des St. Bernhard und die bizarren Bergspitzen, die das Rheinthal beherrschen. Obgleich die Allmacht Gottes eben so fühlbar in der Schöpfung eines Wurmes, als in der des ganzen Universums ist, so imponirt doch der Anblick der Berge meinem Herzen weit mehr: ich kann diese ungeheuren Massen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, nicht sehen, ohne einen religiösen Schauer zu fühlen; aber in dem großen Bilde, das mich umgibt, habe ich Lieblingspunkte, die ich Allem vorziehe; darunter gehört die Eremitage, die ich dort oben auf der Spitze des Charvensodberges sehe. Einsam inmitten des Waldes, empfängt sie die letzten Strahlen der Sonne. Obgleich ich nie dort war, gewährt es mir doch ein eigenthümliches Vergnügen, es zu sehen. Wenn der Tag sich neigt, richte ich, in diesem Garten sitzend, meine Blicke auf die einsame Eremitage, und meine Phantasie ruht darauf aus. Sie ist für mich ein Besitzthum geworden; eine dunkle Erinnerung sagt mir, daß ich dort in glücklicheren Tagen gewohnt. Gern betrachtet mein Auge die fernen Berge, die in die Wolken tauchen. Wie die Zukunft, erweckt die Entfernung in mir das Gefühl der Hoffnung, mein Herz glaubt an ein fernes Land, wo ich einst das Glück genießen werde, nach dem ich seufze.

D. Off. Mit einem glühenden Herzen, wie das Ihre, mußte es Ihnen schwer werden, auf die Welt zu verzichten und nicht zu verzweifeln.

D. Ausf. Ich würde Sie täuschen, wenn ich Sie glauben machte, daß ich immer so resignirt sei; ich bin noch nicht zu der Entsagung gelangt, die die Jugend des Anachoreten ist. Mein Leben ist eine Reihe von Kämpfen, und selbst die mächtige Stütze der Religion vermag nicht immer der weit hinausstrebenden Phantasie zu gebieten. Sie zieht mich oft unwillkürlich in einen Ocean chimärischer Wünsche, die mich alle nach der Welt führen, deren phantastisches Bild mich fortwährend quält.

D. Off. Wenn ich Sie in meiner Seele lesen lassen und Ihnen eine Idee von der Welt geben könnte, so würden alle Ihre Wünsche und Ihre Schmerzen in ein Nichts sich auflösen.

D. Ausf. Vergebens haben mir die Bücher die Verkehrtheit der Menschen und die von der Menschheit unzertrennlichen Uebel gezeigt; mein Herz sträubt sich, daran zu glauben. Das Loos der Menschen, die draußen leben, scheint mir um so beneidenswerther, je elender das meine ist. Beim Beginn des Frühlings, wenn der Wind aus Piemont in unser Thal weht, fühle ich mich von seiner belebenden Wärme durchdrungen und ich zittre unwillkürlich. Dann fliehe ich meine Zelle; ich irre im Felde umher, um freier zu athmen. Ich vermeide, von den Menschen gesehen zu werden, denen mein Herz zu begegnen wünscht, und von der Höhe des Hügels, im Gebüsche versteckt, wie ein wildes Thier, blicke ich nach Aosta hinunter. Ich sehe aus der Ferne mit neidischen Augen seine glücklichen Bewohner, die mich kaum kennen; ich biete ihnen seufzend die Hand und bitte sie um mein Theil an ihrem Glücke. In meinem Entzücken — soll ich es gestehen? — halte ich oft die Bäume des Waldes in meinen Armen und bitte Gott, sie für mich zu beleben und mir einen Freund zu geben! Aber die Bäume sind stumm; ihre kalte Rinde stößt mich zurück. Lebensmüde kehre ich in meine Wohnung heim, lege Gott meinen Jammer ans Herz, und das Gebet bringt Ruhe in meine Seele.

D. Off. So leiden Sie also, armer Unglücklicher, alle Qualen der Seele und des Körpers?

D. Ausf. Die letzteren sind nicht die grausamsten. Alle Monate mehren und mindern sie sich mit dem Lauf des Mondes. Wenn er sich zu zeigen beginnt, leide ich Anfangs gewöhnlich mehr; dann muldert sich die Krankheit und scheint ihre Natur zu ändern: meine Haut wird trocken und weiß, und ich fühle mein Uebel kaum mehr; aber es wäre Alles ohne die schlaflosen Nächte erträglich. Sie können sich nicht denken, wie lang und traurig eine Nacht ist, die ein Unglücklicher schlaflos verbringt, den Geist auf eine Zukunft ohne Hoffnung gerichtet! Nein! Niemand kann sich das vorstellen. Meine Unruhe wächst, je mehr die Nacht vorschreitet.

D. Off. Ich gestehe, daß ich mir nie die Idee von einer Situation, wie die Ihrige, gemacht. Ich glaube aber, daß sie weniger traurig sein müßte, wenn Ihre Schwester lebte.

D. Ausf. Gott allein weiß, was ich durch ihren Tod verlor. — Aber fürchten Sie sich nicht, so nahe bei mir zu sein? setzen Sie sich hierher, auf diesen Stein; ich werde mich hinter die Laube setzen, dann können wir sprechen, ohne uns zu sehen.

D. Off. Warum denn? Nein, Sie sollen mich nicht verlassen; setzen Sie sich neben mich. (Bei diesen Worten machte der Reisende eine unwillkürliche Bewegung, um die Hand des Aussätzigen zu ergreifen, der sie jedoch lebhaft zurückzog.)

D. Ausf. Unglücklicher! Sie wollten meine Hand ergreifen?

D. Off. Ich hätte sie von ganzem Herzen gedrückt.

D. Ausf. Es wäre das erste Mal, daß mir dieses Glück zu Theil würde: meine Hand hat nie die eines Andern gefühlt.

D. Off. Wie! außer jener Schwester, von der Sie mir gesagt, wurden Sie nie von einem Wesen Ihresgleichen geliebt?

D. Ausf. Glücklicher Weise gibt es Niemanden meinesgleichen.

D. Off. Sie machen mich zittern.

D. Ausf. Verzeihen Sie, theilnehmender Fremdling! Sie wissen, daß die Unglücklichen gern von ihrem Unglück sprechen.

D. Off. Sprechen Sie, interessanter Mann! Sie sagten mir, daß eine Schwester früher mit Ihnen lebte und Ihnen das Unglück tragen half.

(Fortsetzung folgt.)

Gent.

I.

Nach den Rathhäusern von Brüssel, Lüttich und Audenaerde ist das von Gent unstreitig das schönste Gebäude dieser Art in dem an Baudenkmalen so reichen Belgien.

Vom dreizehnten Jahrhundert an besaß die mächtige Gemeinde von Gent ein Rathhaus, das damals den bescheidenen Namen Schöpenhaus trug. Wir besitzen jedoch keine näheren Nachrichten über dieses Gebäude.

Der erste Stein zu dem gegenwärtigen Rathhause wurde am 4. Juli 1481 gelegt. Zwei Architekten, die

Digitized by Google

eines großen Renommés in ihrem Vaterlande genossen, Dominik Waghemakere und Rombaut Keldermans, hatten die Pläne dazu entworfen. Die Bürgerzwistigkeiten, welche die Stadt Gent zwischen 1488 und 1540 beunruhigten, und noch andere Hindernisse unterbrachen häufig die Bauarbeiten, die zur Zeit der Religionskriege ganz aufgegeben worden. Von 1580 bis 1618 wurden sie jedoch mit allem Eifer betrieben. Da aber der Spitzbogenstyl zu

Rathhaus zu Gent.

jener Zeit durch die classische Reaction ganz in Mißcredit gekommen war, so sind die neueren Theile in römischem Style vollendet. Dieses Gemisch von Bausylen macht einen wunderlichen Eindruck. Die alte im weltlich-gothischen, sogenannten flamboyanten Styl erbaute Façade, welche 1829 ausgebessert wurde, ist vielleicht die an Verzierungen reichste in Belgien. Ihre Ornamente sind in weichem Steinen ausgeführt und haben von der Zeit viel

Digitized by Google

gelitten. Die Nischen sollten Statüen schmücken, auch das Dach sollte größeren Luxus entfalten, wie die im Archiv aufbewahrten Pläne beweisen. Die im modernen Styl erbaute Façade gegen den Buttermarkt hat drei Stockwerke mit rechteckigen Fenstern und 54 steinerne Fensterkreuze, die durch dorische, korinthische und jonische Säulen getrennt sind. Das Ganze macht einen frostigen und monotonen Eindruck.

(Schluß folgt.)

Der Factor in Canton.

Novelle.

I.

China, das große Reich der Mitte, ist dem europäischen Handel nur auf einem Punkte geöffnet, und zwar mit Beschränkungen, die selbst der neue Tractat mit England nur schwach modificiren konnte. Noch heutzutage ist der Tiger der einzige Fluß des himmlischen Reiches, auf welchem die „barbarischen" Europäer Schifffahrt treiben dürfen: an seiner Mündung liegt beständig eine Flotte, welche die Schiffe, die nach Canton hinauffahren, visitiren muß. Sie besteht aus Kriegsjonken mit kurzen, massiven und bunt bewimpelten Masten, welche an ihrer Spitze die gelbe, mit dem kaiserlichen Drachen geschmückte Flagge tragen.

Die beiden Verzweigungen des Tiger vereinigen sich bei Canton, einer Stadt von ungefähr dreimal hunderttausend Seelen. Zum Theil auf den Fluß gebaut, besteht sie aus drei verschiedenen Städten: die erste, längs dem Tiger, umfaßt mehr als vierzigtausend Champans, die zu gleicher Zeit als Barken und als Wohnungen dienen; die zweite Stadt umschließt die europäischen und amerikanischen Factoreien; die dritte endlich, von den vorhergehenden durch Mauern und eine Pforte getrennt, welche kein Europäer betreten darf, bildet die eigentliche chinesische Stadt.

In der Nähe dieses Thores, aber auf der von den Europäern bewohnten Seite, beginnt unsere Geschichte.

Zwei Männer, gefolgt von Dienern, die sie mit großen Sonnenschirmen beschatteten, schritten langsam und plaudernd auf den Fluß zu: der Aeltere trug einen Rock von broschirter Seide, weite Hosen von Taffet und eine Mütze von Piqué, aus welcher ein langer gewundener Zopf hervorbing, der bis auf das Knie ging. Selbst wenn sein citronengelber Teint, seine schiefgeschlitzten Augen, seine sorgfältig gemalten Wimpern, sein kurzer und spitzer Bart noch einen Zweifel über seine Abstammung hätten lassen können, der Ausdruck des Geizes, der Verschlagenheit und der Feigheit, den sein ganzes Gesicht trug, würde doch sogleich den Chinesen bezeichnet haben. Sein Begleiter dagegen, der ein nach europäischer Sitte geschnittenes Gewand von Nankin trug, hatte eine offene Physiognomie und etwas Festes in seinem Wesen, was die Gewohnheit, zu befehlen, verbunden mit natürlichem Muthe, zu verleihen pflegt. Beide sprachen halblaut und in chinesischer Sprache.

„Ich wiederhole Ihnen, Yu-bi," sagte der Europäer, „daß die amerikanische Compagnie solche Plündereien nicht länger duldet; die Rechte, welche sich Ihr Hu-pu*) anmaßt, müssten sie ruiniren. Nicht allein schickt er an Bord unserer Schiffe Zollbeamte, die uns bis aufs Tau bestehlen, sondern er schreibt, wenn es die Aufnahme der Waarenvorräthe gilt, bei den Tüchern das Dreifache der Ellenzahl an, zählt die Kisten mit Stahlwaaren doppelt und nimmt zu tausenderlei anderen Betrügereien seine Zuflucht, um seine Einkünfte zu mehren. Kürzlich z. B. ließ er einfaches böhmisches Glas als Spiegel und Flintensteine als Agat notiren. Solcher Unfug kann nicht länger geduldet werden, Yu-bi, das sage ich Ihnen."

Der Chinese machte eine traurige Geberde.

„Was kann ich dabei machen?" sagte er; „der Hupu ist ein geiziger Mensch; die Compagnie hatte Unrecht, ihm die Hand halb offen zu zeigen, wo es galt, sie ganz aufzumachen." — „Beim Himmel! haben wir denn noch nicht genug Opfer gebracht?" rief der amerikanische Factor, „und hat denn Ihr Zolldirector nicht für mehr als fünftausend Dollars Tücher, Stahl, französische Weine und Goldwaaren bekommen? Wir können nicht mehr geben, und es ist an Ihnen, Yu-bi, dies dem Hu-pu zu bedeuten."

Yu-bi wollte sich verwahren.

„Sie müssen," fuhr der Amerikaner in bestimmtem Tone fort, „der Kaiser hat, indem er das ausschließliche Privilegium des Handels mit dem Auslande zwölf Kaufleuten ertheilte, die das sogenannte Kong-hang bilden, zugleich den Willen ausgedrückt, daß sie den Barbaren unterstützen und ihm als Vermittler bei den chinesischen Behörden dienen. Sie sind unsere Mandatare, und an Ihnen ist es, uns Recht zu verschaffen." — „Und das Mittel, dieses zu erreichen, mein lieber Effendou?" sagte Yu-bi in verdrießlichem Tone; „wissen Sie nicht, daß die unglücklichen Hanisten*) die Opfer sind, auf die man alles Unangenehme abläd, womit man Euch Fremde nicht zu belästigen wagt. Zwischen unsere Herren und die Europäer gestellt, wie das Eisen zwischen Hammer und Amboß, empfangen wir alle Schläge, ohne ihnen ausweichen zu können." — „Ich glaube das wohl," versetzte Effendou, „aber Sie sind zu gewandt in solchen Dingen, um nicht ein Mittel zu finden, den Hu-pu geschmeidiger zu machen. Die Compagnie, die Sie bereichert, hat das Recht, von Ihnen zu erwarten, daß Sie derselben Ihren ernstlichen Schutz angedeihen lassen: thun Sie das, oder unsere Geduld bricht, und wir werfen ein Dutzend Ihrer Zollbeamten in den Tiger." — „Was sagen Sie?" rief der Chinese, dessen kleine Augen erschrocken zwinkerten. „Sie können doch nicht an eine solche Grausamkeit denken?" — „Ich glaube allerdings, daß es eine nützliche Lection wäre und daß es Ihre Leute etwas billiger machen würde." — „Aber ich, mein lieber Effendou," unterbrach ihn der Chinese ängstlich, „vergessen Sie, daß ich in meiner Eigenschaft als Hanist für Alles was Ihre Leute thun, verantwortlich bin? Wenn Sie eine Abgabe zu bezahlen sich weigern, muß ich sie bezahlen; wenn Sie eine Unordnung begehen, steckt der Mandarin mich ins Gefängniß; wenn Sie die Donaniers ins Wasser werfen, schneidet man mir den Kopf ab!" — „Ich weiß es, Yu-bi," versetzte der Amerikaner mit einem ruhigen Lächeln; „deßhalb hielt ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen, ehe es zu diesem Aeußersten kommen würde. Verständigen Sie sich mit dem Zolldirector; öffnen Sie die Hand, und lassen Sie in den Rachen dieses Haifisches etwas von dem Gold rollen, das Sie von der Compagnie ge-

*) Zolldirector.

*) Mitglieder des Kong-hangs.

Digitized by Google

wonnen. Man muß zur rechten Zeit ein Opfer bringen."

Yu-hi seufzte, antwortete jedoch nicht; er kannte den unbeugsamen Character Effendons. Es entstand eine lange Pause, während welcher Beide vor dem Palaste des Hu-pin ankamen, der an den Drachenköpfen kenntlich war, die die Thüre schmücken, und unter denen Ketten und Peitschen als Symbole des Rechts, zu richten, aufgehängt waren.

„Wir sind da," sagte Effendon zu dem Chinesen, indem er auf den Palast deutete; „vertheidigen Sie Ihre Sache gut; es wird Ihnen gelingen, wenn Sie wollen: mit festem Willen kann man Berge versetzen."

„So sagen Sie, lieber Effendon", antwortete Yu-hi; „aber wir haben ein Sprichwort, welches sagt: der geschickteste Gelehrte kann die Spinne nicht zwingen, Seide zu machen. Ich werde jedoch Alles versuchen, und Sie sollen heute Abend die Antwort haben, wenn Sie in meinem Sommerhause speisen; . . . Sie haben doch meine Einladung erhalten?" — „Auf rothem Papier und mit Goldtinte geschrieben! Sie können auf mich zählen."

Der Chinese machte mit der Hand ein Zeichen des Abschieds und sie trennten sich.

Die Drohung, welche Effendon ausgestoßen, war ernstlich gemeint, und Yu-hi wußte, daß er im Stande sei, ihr Folge zu geben. Effendon war gewöhnt, gerade auf ihre Schurkereien loszugehen, für jedes erlittene Unrecht Genugthuung zu fordern, und sie sich selbst zu nehmen, wenn sie verweigert wurde.

Während er noch über den Erfolg der Bemühungen Yu-hi's nachsann, war der amerikanische Factor bei seiner Wohnung angekommen, die an der bessernten Flagge kenntlich war. Er ging durch das erste Gebäude und kam in einen Hof, an dessen Ende sich der Pavillon befand, den er bewohnte, als er plötzlich einen hellen, aber schlecht articulirten Schrei hörte, wie ihn die Taubstummen ausstoßen. Er sah auf und gewahrte in der ersten Etage hinter einem halb aufgezogenen Rolivorhang ein junges Mädchen in Balltoilette, das ihm freundlich zulächelte.

Effendon stieß einen Schrei des Erstaunens aus, gab ihr ein Zeichen, sich zurückzuziehen, und stieg, nachdem er einen halb erschrockenen Blick umhergeworfen, rasch die Treppe zum Pavillon hinauf.

Die junge Taubstumme öffnete ihm selbst.

„Bist Du toll, Marie?" rief er und schloß die Thüre hinter sich. „Mit diesem Costüme am Fenster zu erscheinen! Unglückliches Kind! Willst Du uns denn verderben?"

Obgleich das junge Mädchen die Worte ihres Vaters nicht hören konnte, begriff sie doch, daß er unzufrieden war, denn sie warf sich mit einem Ausdruck der Reue und so bittender Miene in seine Arme, daß die Züge des Factors unwillkürlich freundlicher wurden.

„Ich vergaß," murmelte er, „daß das Kind keine andere Zerstreuung hat."

Er umarmte sie zärtlich. Als das Mädchen sich verziehen sah, stieß sie einen Freudenschrei aus; dann trat sie mit selbstgefälliger Miene drei Schritte zurück und blieb mit der naiven Gravität eines Kindes, das seinen Anzug bewundern lassen will, vor Effendon stehen.

Der Rock von weißem Krepp, mit einer duftenden, obgleich künstlichen Jasminguirlande, war mit einem Gürtel von silberdurchwirkter Seide umschlossen; eine Art Sammetturban, der um die Haare geschlungen war, fiel auf beiden Seiten herab und umsäumte das Gesicht des jungen Mädchens; die Füße endlich ruhten in blauen, mit Perlenfranzen geschmückten Stiefelchen. Dieser glänzende Anzug verlieh der Schönheit Mariens etwas so Feenhaftes, daß Effendon einen Ausruf des Entzückens nicht zurückhalten konnte. Sie erschien ihm wie eine Peri des Orients in ihrem schönsten Glanze.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus Natur und Leben.

Als Jerusalem im ersten Kreuzzug erobert war, und Gottfried, Herzog von Lothringen und Brabant, zum König gewählt werden sollte, erklärte er mit christlicher Demuth: „Ich will nicht eine Goldkrone tragen, wo mein Erlöser eine Dornenkrone getragen."

— Der berühmte Löwenjäger Jules Gerard, von dem wir kürzlich ein Abenteuer mitgetheilt, gibt folgende Statistik über die Verluste, welche die Löwen den Arabern der Provinz Constantine verursachen. Ein Löwe lebt durchschnittlich 30 Jahre, er verzehrt jährlich für ungefähr 6000 Franken Pferde, Maulthiere, Ochsen, Kameele und Schafe. Jeder Löwe kostet also den Arabern 200,000 Fr. Die dreißig Löwen, die in diesem Augenblick in der Provinz Constantine leben, kosten 180,000 Fr., und der Araber, der an die französische Regierung 5 Francs Steuer zahlt, zahlt 50 an die Löwen.

St. Quentin.

Wer kennt nicht den Namen St. Quentin, unzertrennlich von dem jenes jugendlichen Helden, welchen Göthe in einem seiner Meisterwerke so herrlich gezeichnet, — des Grafen Egmont, Prinzen von Gaure?

St. Quentin liegt im Aisne-Departement an der Somme und den Canälen Crozat und St. Quentin, das alte Augusta Veromandorum, und ist eine Festung dritten Ranges. Eine prachtvolle gothische Kirche schmückt die Höhe, um die sich die Häuser der alten Stadt gruppiren, welche sich durch großartige Fabriken und bedeutenden Handel auszeichnet. Doch würde der Name der Stadt außerhalb Frankreichs wohl wenig genannt worden sein, wäre hier nicht jene Schlacht geschlagen worden, in welcher die Franzosen eine so große Niederlage erlitten.

Philipp II., jener eroberungslustige König von Spanien, griff, von England unterstützt, Frankreich von den Niederlanden aus an. Sein Feldherr, der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, die Prinzen von Oranien und von Gaure, die Grafen Barlaimont, Megen und Mansfeld sammelten an den Grenzen der Picardie ein Heer, zu dem auch Deutsche stießen, zu Roß und zu Fuß. Als Philibert, den Feind zu täuschen, lange mit seinem Heere hin und her gezogen, wendete er sich auf einmal nach St. Quentin, das nur schwach besetzt war, und ließ es mit der leichten Reiterei unter Egmont unvermuthet berennen. Doch des Feindes Wachsamkeit vereitelte das Unternehmen. Man schritt daher zu einer förmlichen Belagerung; ehe diese aber ganz bewerkstelligt werden konnte, warf sich der Admiral von Coligny zur Nachtzeit in die Festung, wo er, durch den Ruhm seiner Tapferkeit Alles neu belebte. Als schon die Laufgräben eröffnet, erschien plötzlich der Connetable, Herzog von Montmorency, mit dreißigtausend Mann, verschanzte sich, trotz heftigen Widerstandes, an

Digitized by Google

einem sumpfigen Teiche, welcher die Festung von einer Seite beschützte, in zwei Lagern, und schoß so lebhaft in Philiberts Zelte, daß sich dieser mit allem Volk in Egmonts Lager zurückziehen mußte. Hierauf versuchte der Connetable, über den Teich auf kleinen Barken Mannschaft in die Stadt zu bringen. Am frühen Morgen des 10. August stiegen der Rheingraf, Oberster der Deutschen, und des Admirals Bruder, von Andelot, mit vielen Kriegern in die Barken; aber nur vier- bis fünfhundert mit Andelot kamen glücklich hinein, die Uebrigen liefen, weil sie schlecht geführt worden, Gefahr, stecken zu bleiben, und kamen nur mit vieler Mühe in das Lager zurück. Zur selben Zeit ward in Egmonts Zelte Kriegsrath gehalten. Man war unentschlossen; da rief Egmont: „Es sei keine Zeit zu verlieren; wolle man warten, bis der Feind die Stadt mit Kriegern vollgefüllt, und nach Erfüllung seines Auftrags, ihnen zu gerechtem Spott, in Frieden wieder abgezogen sei? Das Heer habe schon gemurrt, daß man den Coligny hineingelassen; jetzt werde sein Unwille laut ausbrechen. Bald werde der König mit den Engländern zu ihnen stoßen: dann müsse man französische Fahnen verfertigen, oder feindliche Monturen mit Bauern ausstopfen lassen, wenn man ihm ein Geschenk machen wolle. Man solle ihm den Angriff überlassen; er stehe für den Erfolg." Des Redners Kraft siegte über die Bedächtigkeit.

Zwischen den zwei feindlichen Lagern dehnte sich ein enger Weg hin, vom Feinde, der sich während seines kurzen Aufenthalts hinlänglich durch den Morast gesichert glaubte, nur schwach besetzt. Leicht drangen die Burgunder hier vor, an ihrer Spitze Egmont, hierauf die deut-

Ansicht von St. Quentin vom Canal aus.

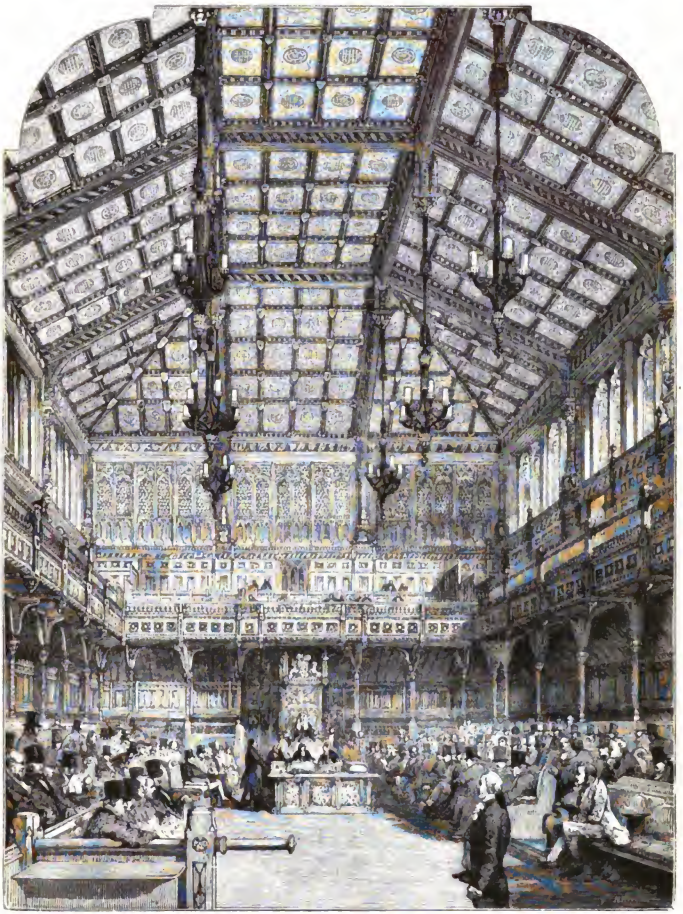
schen Reiter, dann das Fußvolk. Sobald sie bemerkt wurden, sprengte der Herzog von Nivers mit einem Haufen leichter Reiter heran, wich aber, da schon zweitausend Pferde durchgedrungen und er nichts wagen zu dürfen glaubte, eben so schnell, als er gekommen, zum Prinzen von Condé zurück, welcher mit der leichten Reiterei an den Mühlen in Schlachtordnung stand und sich an des Connetable ablehnendes Heer anschloß. Drei Meilen von St. Quentin wurden die Fliehenden ereilt. Acht große Reiterhaufen sprengten auf sie an: auf einer Seite Egmont mit der leichten Reiterei und die Herzoge Heinrich und Erich von Braunschweig, Jeder mit tausend Pferden; auf der anderen Seite Graf Hoorne mit tausend niederländischen Kürassieren, mit den Haufen des Herzogs von Holstein und des Grafen von Mansfeld. Ihr Angriff war so ungestüm und so voll Nachdruck, daß das vorderste Glied niedergehauen, die anderen in die Flucht gejagt, alle Ordnung zersprengt wurde. Bei zehntausend Fußknechte und dreitausend Reiter wurden, nach der Feinde eigenem Geständnisse, geödtet und gefangen: unter diesen der Connetable, schwer verwundet, mit seinen beiden Söhnen, und über fünfzehn Anführer. All' ihr Geschütz und ihre Fahnen wurden erobert und dem Könige, der kurz darauf an der Spitze von achttausend Engländern unter dem Grafen Pembroke mit großer Pracht in das Lager kam, mit jubelndem Siegesgepränge überreicht. Die Festung ward siebenzehn Tage darauf im Sturm erobert, geplündert und verbrannt.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Druck von Fowlen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Englisches Parlament.

Haus der Gemeinen.



Innere Ansicht des Hauses der Gemeinen.

Der neue Saal des Hauses der Gemeinen, welcher einfacher, als der der Lords ist, hat 60 Fuß Länge und 42 Fuß Breite. Die Wände sind mit reich geschnitztem Eichenholz bekleidet; besonders prachtvoll aber ist der Plafond. Die gemalten Fensterscheiben mildern das zu helle Licht des Tages. Am nördlichen Ende befindet sich der Präsidentenstuhl, über ihm der Platz der Stenographen und der privilegirten Besucher. Südlich ist eine

Digitized by Google

große Galerie für die Mitglieder des Hauses und das Publikum. Das Ganze macht jedoch keinen großartigen Eindruck, der Saal ist schmutzig und ermangelt der frischen Luft.

England schickt 498 Mitglieder in das Unterhaus, Irland 105, Schottland 53, im Ganzen 656.

Sie sitzen ohne Unterschied des Rangs. Der von der Versammlung gewählte Präsident nimmt den Stuhl auf der Estrade ein, der Secretair und seine beiden Assistenten, wie jener in großem Talar und mit Perrücken, sitzen unter ihm vor einem Tische. Zur Rechten des Präsidenten befindet sich die Schatzbank oder die Ministerbank; die Linke ist die herkömmliche Seite, wo sich die Chefs der Opposition niederlassen. Wenn ein Mitglied das Wort hat, wendet es sich nur an den Präsidenten: wenn ein anderes Mitglied auf das antwortet, was jenes gesagt, so darf es dies nicht am nächsten Tage thun, es sei denn bei einem rein persönlichen Angriff. Die Mitglieder des Unterhauses stimmen mit Ja und Nein. Wenn die Majorität zweifelhaft ist, theilt sich das Haus; wenn es sich um die Einführung einer neuen Sache handelt, gehen die Bejahenden hinaus. Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags und Samstags, ist um Mittag Sitzung zur Berathung der Petitionen; für die gewöhnlichen Angelegenheiten und zur Tagesordnung versammelt sich das Haus erst um fünf Uhr

Restaurants und Cafés im Innern des Palastes sind ausschließlich für die Mitglieder der beiden Häuser bestimmt. Viele diniren hier, wenn die Verhandlung lange dauert.

Die Zuschauer müssen sich entfernen, wenn nur ein Mitglied es verlangt; auch müssen sie den Saal räumen, wenn abgestimmt wird. Ehemals bezahlte man für den Eintritt 2 Sh. 6 P. (1 fl. 30 kr.). Jetzt hat man auf das Billet eines Mitglieds Zugang.

Wenn die beiden Kammern über eine Sache übereingekommen, so ist die königliche Sanction erforderlich, um ihr gesetzliche Kraft zu geben. Ist die königliche Zustimmung zu einer öffentlichen Bill erfolgt, so sagt der Secretair französisch: „Le roi le veut.“ Wenn die Bill eine geheime ist, sagt er: „Soit fait, comme il est désiré.“ Wenn eine Bill Subsidiengelder zum Gegenstande hat, so ist die Formel: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur benevolence et aussi le veut.“ Wird eine Bill vom König verworfen, so sagt der Secretair: „Le roi avisera.“

Diese Gewohnheit, sich zur Erklärung des königlichen Willens der französischen Sprache zu bedienen, stammt von Wilhelm dem Eroberer: ein interessantes Zeugniß für den Respect des englischen Volkes vor allen Traditionen, selbst wenn sie dem Nationalstolz widerstreiten.

Der Factor in Canton.

(Fortsetzung.)

Bezaubert von Mariens blendender Anmuth, betrachtete er sie einige Augenblicke; dann nahm er ihre Hand und führte sie nach einem aus Bambusrohr künstlich gearbeiteten Sopha und begann mit ihr eines jener Gespräche durch Zeichen, die für Solche, welche darin geübt sind, einen beinahe eben so raschen Gedankenaustausch gestatten, als durch das gesprochene Wort.

„Du weißt“, sagte er, „daß es den Fremden verboten ist, Frauen aus ihrer Heimath in dieses Land mitzubringen. Wenn man erführe, daß Du hier bist, würde ich fortgejagt, und das Interesse der Compagnie wäre auf's Höchste gefährdet. Es würde freilich das Klügste gewesen sein, Dich nicht mitzubringen. Gezwungen jedoch, die Direction der Factorei zu übernehmen, um Dir eine reiche Zukunft zu sichern, wollte ich meine Interessen und meine Neigung vereinigen; ich ließ Dich für meinen Sohn gelten.“ — „Und Niemand hat bis auf diesen Tag meine Verkleidung beargwohnt,“ unterbrach ihn das junge Mädchen in ihrer stummen Sprache. — „Weil Du sie keinen Augenblick abgelegt und ich selbst den Namen Marie Dir lassen konnte, welcher mir wohl zwanzigmal entschlüpft wäre und uns verrathen hätte. Aber was würde geschehen, wenn man Dich in diesem neuen Costüme sähe! Ich hatte Unrecht, es war eine thörichte Phantasie, Dir diese Damentoilette kommen zu lassen. Du solltest sie nur für mich und im Geheimen anziehen, Marie. Vergiß nicht, daß wir von Spionen umgeben sind, daß Alles, was in den Comptoiren vorgeht, den chinesischen Mandarinen berichtet wird. Lege die Kleidung augenblicklich ab, Marie, wenn Du nicht willst, daß ein Unglück geschieht.“

Die junge Stumme umarmte ihren Vater und ging.

Was der Factor seiner Tochter gesagt, war nur zu wahr. Er wohnte zwar in seinem eigenen Hause, aber die Domestiken, die ihn bedienten, waren nicht Leute seiner eigenen Wahl; sie wurden ihm durch den Comprador zugewiesen, der auch seine Tafel besorgte, und dessen Rechnungen er jeden Monat bezahlen mußte, ohne irgend etwas daran aussetzen zu dürfen. Obgleich er die Sprache des Landes erlernt, zwang man ihn doch, einen Linguas zu bezahlen, der ihm als Dolmetscher dienen sollte. Sein Leben war auf diese Weise eine fortgesetzte Reihe von Plackereien und Kämpfen mit den chinesischen Behörden.

Während er noch in diese Träumereien versunken war, schlug es vier Uhr. Er erinnerte sich, daß er bei Yu-hu speisen sollte, ließ seinen Palankin vortragen und begab sich nach dem Landhause des Haniften.

II.

Dieses Haus, auf der entgegengesetzten Seite des Tiger, lag mitten in einem Garten, der wegen seiner großen Ausdehnung und Schönheit in Canton berühmt war; denn obgleich in allen seinen Handelsbeziehungen sehr genau, bewies sich Yu-hi doch sonst nichts weniger, als geizig. Das Geld, das er durch alle möglichen Mittel den Barbaren abzunehmen bemüht war, verwendete er weitaus zum größten Theil auf das Vergnügen seiner Familie und die Verschönerung seiner Besitzung.

Effendon stieg bei einer kleinen Pforte aus seiner Sänfte; ein Diener führte ihn in den Garten, der den ganzen Reichthum chinesischer Phantasie vor seinen Augen entfaltete.

Das Haus bestand, wie alle chinesischen Wohnungen, aus einem Erdgeschoß, wo man die Besuche empfing, und, einer ersten Etage, welche ausschließlich für die Frauen und die Kinder Yu-hi's bestimmt war, die man niemals zu Gesichte bekam.

Der Hanist erwartete seine Gäste in dem ersten Zimmer, dem Empfangssalon, wo sich der Hausaltar befindet, auf welchem das Räucherwerk verbrannt wird. Sein Gesicht war heiter.

Digitized by Google

„Willkommen, mein lieber Effendon, unter meinem armen Dach!“ sagte er beim Anblick des Factors, „ich komme von dem Hu-pu und hoffe, daß die Compagnie in Zukunft Grund haben wird, zufrieden zu sein.“ — „Und ist Sie die Sache theuer zu stehen gekommen?“ fragte Effendon lachend. — „Theuer genug, um Einem die beste Mahlzeit zu verderben“, sagte der Chinese; „ich will mir die Sache aus dem Kopfe schlagen, wir können ein andermal davon sprechen.“ — „Der Hu-pu hätte sicher das Doppelte gefordert, wenn er Ihr Landhaus kennen würde. Die Wohnung ist eines Kaisers des Reichs der Mitte würdig.“ — „Effendon betrachtet Alles mit dem Auge der Nachsicht“, versetzte Yu-bi mit dem Tone stolzer Bescheidenheit. „Wollen Sie meine Wohnung in Augenschein nehmen?“

Effendon bejahte und der Haniſt führte ihn durch alle Gemächer des Erdgeſchoſſes, indem er ihm die Beſtimmung jedes einzelnen erklärte.

Die Zimmer waren nur mit Canapés und Guéridons möblirt, Lampen von Horn, Gaze oder Papier hingen jedoch in großer Maſſe vom Plafond herab, und die ſchön gefirnißten Wände waren mit Bildern und moraliſchen Sentenzen geſchmückt.

Der Factor durchſtreifte die erſten Säle ziemlich raſch; in der Bibliothek verweilte er jedoch länger.

„Sie finden hier nicht, wie in der kaiſerlichen Bibliothek zu Pekin, dreimal hunderttauſend Bände“, bemerkte Yu-bi lächelnd; „aber außer den heiligen Büchern beſitze ich ungefähr hundert Manuſcripte und die doppelte Zahl von gedruckten Werken. Unglücklicher Weiſe laſſen mir die Geſchäfte nicht viel Zeit zum Leſen. Und doch, wie viel wird geſchrieben! kein Volk iſt ſo prodnctiv, wie das unſrige! Kein Volk kann ſich rühmen, wie wir eine Bücherſprache zu beſitzen, die nicht geſprochen wird, und deren achtzigtauſend Buchſtaben, ſtatt Töne oder Worte vorzuſtellen, wie bei Ihnen, Ideen repräſentiren! — Doch, geben wir jetzt in den großen Saal, das Mahl muß bereitet ſein und die Gäſte ſind ohne Zweifel angekommen.“

Effendon fand dort wirklich die Eingeladenen, die zum größten Theile aus gelehrten Fremden des Haniſten beſtanden. Dieſer hat ſie, ſich an verſchiedenen kleinen Tiſchen niederzulaſſen, die mit reich geſticktem Scharlachtuch belegt und im Dreieck aufgeſtellt waren. Jeder von den Geladenen hatte einen ſilbernen Teller, zwei kurze Elfenbeinſtäbchen zum eſſen, einen ſehr großen Porcellanlöffel und zwei Präſentirteller, die eine mit Loga, die andere mit geſalzenem Fiſch und japaniſchem Leder in Lack.

Die Diener begannen das Mahl aufzutragen. Man ſervirte zuerſt in Porcellanplatten eine Suppe von indianiſchen Schwalbenneſtern; dann kamen Fricaſſés von Fröſchen, Cotelettes von Hunden, Haifloſſen, fette ſchwarze Seenefſeln, endlich Eier, Fleiſchwaaren, Gemüſe mit Ricinusöl zubereitet und mit geſalzenen Raupen und Kellerasſeln gewürzt. Wenn die Gäſte trinken wollten, ſchenkten ihnen die hinter den Stühlen ſtehenden Diener nach Befehl Thee in Porcellantaſſen oder Cam-chon (warmen Wein) in Metallbecher ein.

Die Platten wurden weggenommen und man brachte als zweiten Gang Paſteten, Salat von Bambusſchößlingen und Caraffen mit aus ſtinkendem Odeur zubereitetem Waſſer.

Endlich kam der Deſſert, der aus Gingemachtem und köſtlichen Früchten beſtand.

Die Gelehrten, welche das Mahl etwas erhitzt hatte, begannen ſich herauszufordern und ſchlugen einen jener poetiſchen Kämpfe vor, bei welchen der Beſiegte die von ſeinem Sieger beſtimmte Zahl von Cam-chontaſſen trinken muß. Yu-bi ließ Tuſch, Papier und Pinſel bringen, und Jeder begann einige Verſe zu improviſiren.

Während die Einen ſich in ſentimentalen Tiraden ergoſſen, hatte der, welcher zuletzt las, ein humoriſtiſches Gedicht auf das Papier geworfen; unter großem Jubel wurde dieſes mit dem Sieg gekrönt, und die übrigen Gelehrten mußten zur Strafe zehn Taſſen warmen Wein trinken.

Als dieſes Urtheil vollzogen war, führte Yu-bi ſeine Gäſte, vor denen er den ganzen Glanz einer chineſiſchen Gaſterei entfalten wollte, nach einer Galerie, die auf den Haupthof hinaus ging, den er mit Lampen von gefärbtem Papier geſchmückt. Auf ein gegebenes Zeichen wurde ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Dann ließ der Haniſt Gaukler kommen, die eine außerordentliche Geſchicklichkeit entwickelten, und zuletzt ſtellten einige Schauſpieler eines der berühmteſten Stücke ihres Repertoires dar.

Obgleich Effendon ſchon mehre Male dieſe wunderlichen Darſtellungen geſehen, intereſſirten ſie ihn doch immer wieder. Er blieb deßhalb bis zum Schluſſe des Stücks und verließ das Haus des Haniſten erſt ſpät in der Nacht. —

Marie war, nachdem ſie ihre gewöhnliche Kleidung wieder angezogen, in den Salon hinabgegangen, wo ſie ihren Vater zu finden hoffte.

Als ſie ihn dort nicht traf, glaubte ſie, er ſei noch immer über ihre Unbeſonnenheit ungehalten und deßhalb weggegangen, um ihr auszuweichen. Ihre Augen füllten ſich bei dieſem Gedanken mit Thränen. Die Liebe Mariens zu ihrem Vater hatte, wie alle Gefühle, die ſich nicht voll ausſtrömen dürfen, etwas unruhig und leidenſchaftlich Exaltirtes. Er war das einzige Weſen, das ſie verſtehen, ihr antworten konnte. Die leiſeſte Unzufriedenheit, der ſanfteſte Tadel von ſeiner Seite brachte ſie zur Verzweiflung.

Der Factor hatte vergeſſen, ihr die Einladung Yubi's mitzutheilen. Das lange Ausbleiben war ihr deßhalb unbegreiflich. Die Stunde des Abendeſſens war da, ohne daß Effendon erſchien. Marie ließ ihn in den verſchiedenen Comptoirs ſuchen; man hatte ihn nirgends geſehen.

Sie ging ſelbſt mehre Male an den Hafen hinunter und durchſtreifte aufs Gerathewohl die Menge; aber die Nacht kam, ohne ihren Vater zurückzuführen.

Sie ging in das Haus hinein und ſetzte ſich auf den Balkon, der die Straße überſah. Die glühend heiße Stirne in die Hand geſtützt, ſuchte ſie die Finſterniß mit ihren Blicken zu durchdringen, um die bekannte Geſtalt ihres Vaters zu erkennen. Endlich kehrte ein auf Erkundigungen ausgeſchickter Kammerdiener mit der Nachricht zurück, man habe den Palankin des Factors die Richtung nach dem chineſiſchen Quartier einſchlagen ſehen.

Dieſe Nachricht erweckte neue Beſürchtungen bei Marien. Das jüngſte Ereigniß mit einem Engländer, der in jenen entfernten Quartieren ergriffen und den Mißhandlungen der chineſiſchen Bevölkerung preisgegeben worden, die ihn nur gegen eine große Summe freigelaſſen, bewies, daß ſolche Ausflüge nicht ohne Gefahr waren. Während ſie noch mit ſich kämpfte, was ſie thun ſollte, richteten ſich ihre Augen mechaniſch nach dem andern Ufer des Tiger. Sie ſtieß einen Schrei aus. Hohe Flam-

Digitized by Google

menſchlichen ſtiegen aus der chineſiſchen Vorſtadt auf und ergoſſen eine unheimliche Helle über den ganzen Horizont.

Die junge Stumme hatte nur einen Gedanken: ihr Vater war dort, und zu den Gefahren, denen er bereits ausgeſetzt war, kamen nun auch die eines Brandes. Halb von Sinnen eilte ſie auf das Quai hinab zu den Ueberſetzbooten; aber die Maſſe hatte bereits den Ort beſetzt und drohte auf die Flammen, die mit jedem Augenblick größer wurden. Nachdem ſie ſich vergeblich einen Weg zu bahnen geſucht, erinnerte ſie ſich einer Haltſtation von Barken, welche ſich an einem weniger frequenten Platze weiter unten befand, und eilte dorthin.

Die Nacht war dunkel, der Wind blies unheimlich, und der Tiger rauſchte dumpf. Als ſie an die Ueberfahrt kam, war eine einzige Locke ohne Laterne angebunden. Marie gewahrte auf dem Hintertheile zwei tartariſche Schiffer, unheimliche Geſtalten, die leiſe mit einander ſprachen; aber ſie achtete kaum darauf, ſprang in die Barke, machte das Tau los und ſtieß einen Schrei aus, der bei ihr das Wort erſetzte. Die Tartaren erhoben ſich und ſchienen ſich zu berathen. Marie, welche glaubte, ſie ſeien unſchlüſſig, zog raſch die Börſe, nahm ein Goldſtück und zeigte auf das andere Ufer. Die Augen der Bootsmänner blitzten hell auf; Beide ergriffen die Ruder, und die Locke ſtieß vom Ufer.

Zwei bis drei Male war es ihr, als ob die Barke hielte und die Führer unſchlüſſig wären, ob ſie weiter fahren ſollten: als ſie ſich umwandte, ſah ſie ſie leiſe mit einander ſprechen. Endlich hatten ſie die Mitte des Fluſſes erreicht; das andere Ufer begann ſich im Schatten abzuzeichnen und ſie erreichte es bereits mit dem Blicke, als plötzlich zwei ſtarke Arme ſie umſchlangen! Sie wandte ſich mit einem Schrei um, aber beinahe im ſelben Moment erhielt ſie einen Schlag auf die Bruſt und ſank bewußtlos zuſammen.

III.

Effendon erfuhr erſt am andern Morgen, als er Marien rufen ließ, daß ſie verſchwunden war. Die Dienerſchaft konnte keine Auskunft über ſie geben. Der Factor durchſuchte alle Winkel des Hauſes, lief zu ſeinen Freunden, fragte ſeine Nachbarn und ſchickte Leute nach allen Punkten von Canton; aber ſeine Nachforſchungen blieben ohne Erfolg. Gegen Abend erſt brachten ihm Bootsleute ein mit Blut getränktes Tuch, das ſie im Tiger gefunden und auf welchem Effendon den Namenszug Mariens erkannte.

Der unglückliche Vater war bei dieſem Anblicke wie vom Blitze gerührt: es blieb kein Zweifel, ſeine Tochter war todt, von meuchleriſcher Hand ermordet! ... Aber wo war das Verbrechen begangen worden? warum? und von welchen Händen? Er verlor ſich vergeblich in Vermuthungen. Und doch konnte er wieder nicht alle Hoffnung aufgeben: ſein Herz kämpfte gegen ſeine Vernunft. So oft die Thüre ſich öffnete, glaubte er, ſie müſſe eintreten!

Aber die Tage verfloſſen, ohne daß ſie wiederkehrte, und der Factor ſah ſich endlich gezwungen, an ſein Unglück zu glauben. Bei dieſer Gewißheit brachen ſeine Kräfte zuſammen. Er übergab die Direction des Comptoirs den Unteragenten, hob alle ſeine Verbindungen auf und ſchrieb an die Compagnie, ſie möge für die Wiederbeſetzung ſeiner Stelle beſorgt ſein.

Seine Freunde ſuchten vergeblich ihn zu tröſten: er hörte ſie kaum, ſo ſtumpf war er für alle Eindrücke geworden. Auf einem Ruhebett liegend, Mariens Bild in der Hand, brachte er ganze Tage in vollſtändiger Apathie zu.

Eines Morgens jedoch, als Effendon genöthigt war, einige Angelegenheiten mit dem Kong-hang zu ordnen, und dabei an dem verbotenen Thore der chineſiſchen Stadt vorüberkam, zwang ihn eine lange Reihe von Kameelen, die mit Salz und Kohlen beladen waren, ſtehen zu bleiben. Als das letzte Kameel vorüber war, betrachtete der Factor, der unbeweglich auf demſelben Platze ſtehen blieb, mechaniſch die einräderigen Gefährte, Sänften und Schubkarren, die an ihm vorbei kamen, als ſein Blick plötzlich auf einen koſtbaren vierräderigen Wagen fiel, der von mehren reich geſchirrten Pferden gezogen wurde. Auf den ſchwarz lackirten Feldern war in vergoldetem Relief der Stock des Mandarinen mit einer ſilbernen Jasminguirlande gemalt.

Der Wagen, der durch das Gedränge der Straße einen Augenblick aufgehalten worden, ſetzte ſich eben wieder in Bewegung und kam an Effendon vorüber .... Plötzlich rauſchten die ſeidenen Vorhänge und ein geller Schrei durchdrang die Luft! ...

Der Factor wandte ſich raſch um. Er hatte die Stimme ſeiner Tochter, der keine andere glich, erkannt! In dieſem Momente wurden die ſeidenen Vorhänge aufgeriſſen und ein Frauenzimmer blickte heraus! ... es war Marie!

Der Amerikaner breitete die Arme aus und wollte ſich auf ſie zuſtürzen; ... aber der Wagen fuhr durch das chineſiſche Thor und verſchwand im ſelben Augenblick. Effendon eilte ihm außer ſich nach und war nahe daran, ihn zu erreichen, als die chineſiſchen Soldaten, welche die Thorwache hatten, ihm den Eingang verſperrten.

„Meine Tochter! Unglückliche! meine Tochter!“ rief der Factor, der ſich loszumachen ſuchte. — „In die Factoreien, in die Factoreien, Hund!“ erwiederten die Soldaten, indem ſie ihn zurückſtießen. — „Nein!“ rief Effendon, „laßt mich! meine Tochter! ... ich will ihr folgen!“ — „Er iſt ein Narr!“ wiederholten einige Stimmen, „man muß ihn in den Tiger werfen! halten ihn feſt!“

Sie hatten wirklich den Factor ergriffen, der einen Schrei ausſtieß und eine letzte Anſtrengung machte, als er den Wagen am Ende der Straße verſchwinden ſah. Aber der Officier, der den Poſten commandirte, erſchien in dieſem Augenblick, ließ ihm Hände und Füße binden, ihn auf einen Eſel ſetzen und unter den Beſchimpfungen und dem Gelächter des Volks nach den Factoreien bringen.

. . . . . .

(Fortſetzung folgt.)

Der Ausſätzige von Aoſta.

(Fortſetzung.)

D. Auſſ. Es war das einzige Band, das mich an die Menſchheit knüpfte. Gott hat es gefallen, dieſes zu zerreißen, und mich einſam und allein zu laſſen inmitten der Welt. Ihre Seele war des Himmels würdig, der ſie beſitzt, und ihr Beiſpiel gab mir Muth. Wir lebten indeß nicht jenes himmliſche Zuſammenleben, wie ich es mir vorſtellte und wie es unglückliche Freunde verbinden müßte. Die Art unſeres Uebels nahm uns dieſen Troſt.

Digitized by Google

Selbſt wenn wir uns im Gebete zu Gott vereinigten, vermieden wir, uns anzuſehen, da wir fürchteten, der Anblick unſerer Krankheit möchte uns in unſeren Gedanken ſtören, und unſere Augen wagten nicht, ſich zu begegnen. Nach unſerem Gebete zog ſich gewöhnlich meine Schweſter in ihre Zelle oder unter die Nußbäume zurück, die am Ende des Gartens ſtehen, und wir lebten beinahe immer getrennt.

D. Oſſ. Aber warum legten Sie ſich dieſen Zwang auf?

D. Ausſ. Als meine Schweſter von der anſteckenden Krankheit befallen wurde, deren Opfer meine ganze Familie war, und ſie meine Einſamkeit zu theilen kam, hatten wir uns noch nie geſehen: ihr Schrecken, als ſie mich zum erſten Male erblickte, war furchtbar. Die Angſt, ihr Uebel zu vergrößern, zwang mich, dies traurige Leben zu führen. Der Ausſatz hatte bis jetzt nur ihre Bruſt ergriffen, und ich hegte immer noch einige Hoffnung, ſie geheilt zu ſehen. Eine Hopfenbeete, die ich ſorgfältig hegte, theilte damals den Garten. Ich

Der Ausſätzige und ſeine Schweſter.

hatte auf beiden Seiten einen Fußpfad angelegt, auf dem wir ſpazieren gehen und plaudern konnten, ohne uns zu ſehen und uns zu nahe zu kommen. Ich war doch wenigſtens nicht allein; die Anweſenheit meiner Schweſter gab meiner Einſiedelei Leben. Ich hörte ihre Tritte. Wenn ich bei Tagesanbruch unter dieſen Bäumen zu Gott flehte, öffnete ſich leiſe die Thüre des Thurmes, und die Stimme meiner Schweſter vermiſchte ſich mit der meinen. Abends, wenn ich meinen Garten begoß, ging ſie bisweilen beim Untergang der Sonne ſpazieren — hier, am ſelben Orte, wo ich mit Ihnen ſpreche —, und ich ſah ihren Schatten über meine Blumen hinſchweben. Selbſt wenn ich ſie nicht ſah, fand ich überall die Spuren ihres Daſeins. Jetzt finde ich nie mehr auf meinem Wege eine entblätterte Blume oder die Zweige eines Strauches, die ſie im Vorübergehen fallen ließ; ich bin allein. Scheinbar ohne ſich um mich zu bekümmern, dachte ſie immer daran, was mir Vergnügen machen könnte. Wenn ich in mein Zimmer zurückkehrte, fand ich bisweilen Gefäße mit friſchen Blumen, oder eine ſchöne Frucht, die ſie ſelbſt gezogen. Ich wagte nicht, ihr die gleichen Dienſte zu erweiſen, und ich hatte ſie ſogar gebeten, mein Zimmer nicht wieder zu betreten. Aber wer vermag der Liebe einer Schweſter Grenzen zu ſtecken? Ein einziger Zug mag Ihnen eine Idee von ihrer Zärtlichkeit gegen mich

Digitized by Google

geben. Ich ging einmal Nachts, von furchtbaren Schmerzen geplagt, mit großen Schritten in meiner Zelle auf und nieder. Mitten in der Nacht, als ich mich einen Augenblick setzte, um auszuruhen, höre ich ein leises Geräusch am Eingang meines Zimmers. Ich nähere mich, ich lausche: denken Sie sich mein Erstaunen! es war meine Schwester, welche draußen auf der Schwelle zu Gott flehte. Sie hatte meine Klagen gehört. Ihre Zärtlichkeit ließ sie besorchten, mich zu stören; aber sie kam, um im Nothfalle augenblicklich in meiner Nähe zu sein. Ich höre sie mit leiser Stimme das Miserere recitiren. Ich ließ mich neben der Thüre auf die Knie nieder, und ohne sie zu unterbrechen, folgte ich im Geiste ihren Worten. Meine Augen waren voll Thränen: wen hätte solche Liebe nicht gerührt? Als ich glaubte, ihr Gebet sei zu Ende, sagte ich mit leiser Stimme: „Adieu, meine Schwester, geh' auf Dein Zimmer, ich fühle mich besser; Gott segne Dich und lohne Dir Deine Treue!" Sie entfernte sich still, und ihr Gebet ward erhört: denn ich sank endlich in einen ruhigen Schlaf.

D. Off. Wie traurig mußten die ersten Tage nach dem Tode dieser Schwester sein!

D. Ausf. Ich brütete lange Zeit stumpf vor mich hin und konnte die ganze Größe meines Unglücks nicht ermessen. Als ich endlich wieder zu mir kam und meine Lage erkennen konnte, war ich nahe daran, den Verstand zu verlieren. Jene Tage waren doppelt traurig für mich: sie erinnern mich an das größte Unglück, das mir begegnet, und das Verbrechen, das die Folge davon war.

D. Off. Ein Verbrechen? ich kann Sie eines solchen nicht für fähig halten.

D. Ausf. Leider ist die Sache nur zu wahr, und während ich Ihnen die Geschichte dieser Epoche erzähle, fühle ich nur zu sehr, daß ich viel in Ihrer Achtung verlieren werde; aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin, und Sie werden mich vielleicht beklagen, indem Sie mich verdammen. Schon mehre Male war mir in Anfällen von Melancholie der Gedanke gekommen, freiwillig aus diesem Leben zu scheiden: die Furcht vor Gott hatte mich jedoch immer wieder zurückgehalten, als der einfachste Umstand mich plötzlich nahe an den Abgrund führte. Ich hatte einen neuen Schmerz erlebt. Seit einigen Jahren hatte sich ein junger Hund an und angeschlossen: meine Schwester liebte ihn ungemein, und ich gestehe, seit sie nicht mehr lebte, war das arme Thier ein wahrer Trost für mich.

Wir verdankten ohne Zweifel seiner Häßlichkeit, daß der Hund unsere Wohnung sich als Zufluchtsort gewählt. Er war von der ganzen Welt verstoßen worden: für das Haus des Aussätzigen bildete er aber immer noch einen Schatz. Zum Dank für die Gunst, die uns Gott zu Theil werden ließ, als er uns diesen Freund gab, hatte ihn meine Schwester „Wunder" genannt, und sein Name, der so sehr mit seiner Häßlichkeit contrastirte, sowie seine beständige Lustigkeit, hatte häufig unsern Kummer verscheucht. Trotz meiner Sorgfalt entfernte er sich bisweilen vom Hause, und ich hatte nie daran gedacht, daß er irgend Jemand schädlich werden könnte. Einige Bewohner der Stadt waren jedoch darüber ungehalten und glaubten, er könnte den Keim der Krankheit unter sie bringen; sie beschlossen daher, sich beim Commandanten zu beklagen, welcher befahl, daß mein Hund augenblicklich umgebracht werde. Soldaten, von einigen Einwohnern begleitet, kamen sogleich zu mir, um diesen grausamen Befehl zu vollziehen. Sie schlangen ihm in meiner Gegenwart einen Strick um den Hals und zogen ihn fort. Als er an der Gartenthüre war, konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihn noch einmal zu betrachten: ich sah, wie er die Augen nach mir richtete und mich um Hülfe bat, die ich ihm nicht gewähren konnte. Man wollte ihn in die Loire werfen; aber die Bevölkerung, die draußen harrte, warf ihn mit Steinen todt. Ich hörte sein Geschrei und kehrte mehr todt, als lebendig in meinen Thurm zurück: ich konnte mich auf meinen zitternden Knieen kaum aufrecht erhalten, ich warf mich in einem kaum zu beschreibenden Zustande auf mein Bett. Mein Schmerz ließ mich in diesem gerechten, aber strengen Befehl nichts als eine harte und unnütze Barbarei sehen. Ich brachte den ganzen Tag in der größten Aufregung zu. Es war das letzte lebende Wesen, das man mir entriß, und dieser neue Schlag hatte alle Wunden meines Herzens wieder aufgerissen. Das war meine Lage, als ich mich am nämlichen Abend gegen Sonnenuntergang auf den Stein niederließ, auf welchem Sie sitzen. Ich dachte seit einiger Zeit über mein trauriges Schicksal nach, als ich am Ende des Zaunes bei den Birken zwei junge, seit Kurzem verheirathete Gatten sah. Sie kamen auf dem Fußpfade über das Feld ganz nahe an mir vorüber. Auf beiden Geschtern lag die stille Ruhe des Glücks; sie gingen langsam Arm in Arm spazieren. Plötzlich sah ich sie halten; die junge Frau senkte den Kopf auf die Brust ihres Gatten, der sie entzückt umschlang. Mein Herz zog sich zusammen. Soll ich es Ihnen gestehen? Der Neid schlich sich zum ersten Male in mein Herz: nie hatte das Bild des Glücks sich je zuvor so lebendig vor meinen Blicken gezeigt.

Ich folgte ihnen mit den Augen bis zum Ende der Wiese, wo sie sich zwischen den Bäumen verloren, als ich ein helles Freudengeschrei vernahm: es waren ihre Familien, mit denen sie zusammentrafen. Ich sah zwischen den Bäumen die glänzenden Farben ihrer Kleider, die ganze Gruppe schien von einer Wolke von Glück umgeben. Ich konnte das Schauspiel nicht länger ertragen; die Qualen der Hölle waren in mein Herz gedrungen: ich wandte meine Blicke ab und stürzte in meine Zelle. Wie leer, wie düster, wie schrecklich erschien sie mir. Hier soll ich ewig zu bleiben verdammt sein, sagte ich zu mir: hier soll ich das Ende eines jammernswerthen Leben erwarten! — Nein, nein! rief ich endlich voll Wuth, es gibt kein Glück für dich auf der Erde; stirb, Unglücklicher, stirb! Lange genug hast du die Erde durch deine Gegenwart beschmutzt! könnte sie dich lebendig verschlingen, damit keine Spur deines häßlichen Daseins übrig bliebe! Der Gedanke, mich zu zerstören, bemächtigte sich all' meiner Sinne. Ich beschloß endlich, meine Wohnung in Brand zu stecken. In verzweiflungsvoller Wuth stürmte ich im Felde unther; ich irrte im Schatten um meine Wohnung; Jammergeschrei entrang sich meiner Brust. Ich kehrte verzweifelnd in meine Wohnung zurück und rief: Wehe dir, Aussätziger, wehe! Und als ob Alles zu meinem Jammer hätte beitragen sollen, das Echo wiederholte meine Worte. Ich blieb erschrocken an der Thüre des Thurmes stehen, und das schwache Echo des Berges wiederholte noch lange: Wehe!

Ich nahm eine Lampe, und entschlossen, Feuer an meine Wohnung zu legen, stieg ich in das unterste Zimmer, indem ich trockene Reben und Zweige mit mir nahm. Es war das Zimmer meiner verstorbenen Schwester, das ich seit ihrem Tode nicht mehr betreten hatte; ihr Stuhl stand noch auf demselben Platze, wo ich ihn zuletzt hingestellt; ich fühlte einen Schauer, als ich ihren Schleier und einige Stücke ihrer im Zimmer zerstreut liegenden Kleider sah.

Digitized by Google

Die letzten Worte, die sie gesprochen, traten mir vor die Erinnerung: „Ich werde Dich, wenn ich auch sterbe, nicht verlassen, sagte sie; gedenke, daß ich in Deinem Zimmer bei Dir sein werde.“ Als ich die Lampe auf den Tisch stellte, gewahrte ich die Schnur des Kreuzes, das sie an ihrem Halse getragen, und die sie selbst zwischen zwei Blätter gelegt. Unwillkürlich schauerte ich bei diesem Anblick. Die Tiefe des Abgrundes, in den ich mich stürzen wollte, zeigte sich plötzlich vor meinen unverschleierten Augen; ich näherte mich zitternd dem heiligen Buche. Und als ich das Kreuz aus dem Buche nahm, fand ich ein versiegeltes Papier, das meine gute Schwester für mich dort gelassen. Die vom Schmerze zurückgehaltenen Thränen stürzten nun in Strömen aus meinen Augen: all' meine unheimlichen Pläne verschwanden plötzlich. Ich drückte lange Zeit den kostbaren Brief an mein Herz, ehe ich ihn lesen konnte, und mich auf die Knie werfend, um die göttliche Barmherzigkeit anzurufen, öffnete ich ihn und las schluchzend folgende Worte, die ewig meinem Gedächtnisse eingeprägt sein werden: „Mein Bruder, bald gehe ich von Dir, aber ich werde Dich nicht verlassen. Vom Himmel, in den ich einzugehen hoffe, werde ich über Dir wachen; ich werde Gott bitten, daß er Dir den Muth gibt, das Leben mit Resignation zu tragen, bis es ihm gefällt, uns in einer anderen Welt zu vereinen; dann werde ich Dir all' meine Liebe bethätigen können; nichts wird mich hindern, mich Dir zu nahen, und nichts uns trennen. Ich lasse Dir das kleine Kreuz, das ich mein ganzes Leben getragen; es hat mich oft in meinem Jammer getröstet und meine Thränen hatten keinen andern Zeugen, als jenes. Erinnere Dich, wenn Du es siehst, daß mein letzter Wunsch ist, Du möchtest leben und sterben als guter Christ.“ Theurer Brief! er wird mich nie verlassen; ich werde ihn mit mir in das Grab nehmen; er soll mir die Pforte des Himmels öffnen, die mir mein Vergehen auf ewig schließen müßte. Als ich gelesen, war ich von der Erschöpfung ohnmächtig. Ich sah eine Wolke sich über meine Augen lagern und während einiger Zeit verlor ich das Gefühl meiner Schmerzen und meines Daseins. Als ich wieder zu mir kam, war die Nacht schon weit vorgeschritten, und als meine Ideen wieder klarer wurden, empfand ich ein Gefühl unbeschreiblichen Friedens. Alles, was an jenem Abend vorgegangen, erschien mir wie ein Traum.

(Schluß folgt.)

Von den Minen nach Melbourne.

Ein Abenteuer.

Im October 1852 kehrte eine Gesellschaft Engländer, zwei Männer und zwei junge, ihnen nahe verwandte Damen, die ihren Golddurst in den Minen gestillt, nach Melbourne zurück. Kluger Weise führten sie die gesammten Schätze nicht bei sich, und die Bescheinigung der Regierung für die richtige Ablieferung des Gefundenen nach Melbourne war in die Kleider der Damen eingenäht.

Trotz des schlechten Rufes, den die Gegend bei Black Forest bezüglich räuberischer Anfälle genießt, nahmen unsere vier Reisende doch diesen Weg. Hier hatten sie sich eines Morgens niedergelegt, um ein gemüthliches Frühstück an dem Orte zu genießen, wo sie übernachtet, als plötzlich ein eigenthümlich geller Laut an ihre Ohren drang. Es war der Schrei, der unter den Goldgräbern als Nothruf eingeführt ist, und, wenn er auf die rechte Weise von dem Rufenden hervorgebracht wird, bei stillem Wetter mehr als eine halbe Meile im Umkreis gehört wird. Rasch folgte ein Schrei dem andern. Die Reisenden sprangen auf, sahen sich zuerst erschrocken an und waren unentschlossen, wohin sie zu Hülfe eilen sollten. Als man indessen nach kurzer Zeit wieder rufen hörte, und diesmal noch jammervoller, als zuvor, konnte man erkennen, von welcher Seite der Nothruf kam, und beide Männer stürzten nun mit den Pistolen in der Hand nach jener Seite, während die Frauen ihnen, so rasch sie konnten, folgten. Die Richtung, die sie eingeschlagen, führte sie in ein immer dichter und dunkler werdendes Gehölz. Der Schrei um Hülfe verstummte; die Männer riefen nun ihrerseits, zum Zeichen, daß sie sich näherten, und aus geringer Entfernung hörte man mit schwacher Stimme „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ rufen. — Wenige Schritte davon vernahm man ein dumpfes Stöhnen, und noch einige rasche Schritte, so sahen sie zwei Männer, die dicht neben einander an einen Baum gekuebelt waren. Um Leib, Arm und Beine war ein dicker Strick gebunden, so daß sie kein Glied zu rühren vermochten. Sie schienen beinahe athemlos von dem langen, angestrengten Hülferufen.

Augenblicklich warfen die Angekommenen ihre Pistolen zur Erde, griffen nach Messer und Tomahawk und machten sich an die Befreiung der Gebundenen. Aber die Stricke waren so dick und so fest angezogen, daß es keine leichte Arbeit war, die Gekuebelten von ihren Banden zu befreien. Auch hinderte das schwache Licht des Dickichts, sie rascher zu befreien. Endlich war der Eine von Beiden los und ledig; aber er schien so vollständig erschöpft, daß beide Rettenden ihrer vereinten Kräfte bedurften, um den großen, schweren und stark gebauten Mann aufrecht zu halten. Zuletzt übernahm der Eine, ihn zu stützen, während sein Kamerad den andern Unglücklichen befreite. Aber kaum hatte dieser Hände und Füße frei, als er einen lauten Schrei ausstieß: und als man darüber staunte und sich umsah, gewahrte man zu noch größerem Erstaunen vier bewaffnete Männer aus dem nächsten Gehölz hervor und auf die zu Hülfe geeilten Goldgräber losstürzen. Diese, welche von den beiden Befreiten fest umklammert und ihrer Messer beraubt waren, sahen nun ein, daß die beiden Gekuebelten nur dazu gedient, sie in die Falle zu locken.

Jessie, die jüngste der Damen, ergriff die andere bei der Hand und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich bemerke unterwegs eine kleine Höhe, dahin laß uns eilen, um zu sehen, ob nirgendher Hülfe kommt.“ Und damit bückten sich Beide und krochen in der bezeichneten Richtung fort. — Als sie auf der Höhe angekommen waren, konnten sie hören, wie die Spitzbuben unter Flüchen und Scheltworten die Ueberfallenen nach dem Platz führten, wo sie übernachtet hatten. Was konnte ihr Loos sein, wenn die Räuber dort kein Gold fanden und vergebens nach Auslieferungsscheinen suchten? Im selben Augenblick, als dieser Gedanke Jessie durchzuckte, erhob sie ihre Stimme zu dem Schrei, den sie in den Minen gelernt hatte: der ganze Wald widerhallte davon. Ihre Begleiterin stimmte aus allen Kräften mit ein. Nun machte Jessie eine Pause und lauschte: ihr geübtes Ohr vernahm Schritte, die sich näherten; wieder ein Schrei und noch einer, und immer näher hörte sie Schritte und bald auch eine Stimme: „Frauenzimmer in Gefahr!“ Die Stimme klang kräftig, und im selben Augenblick trat eine männliche Gestalt aus dem Dickicht und noch eine und noch eine! — „Folgt mir! folgt mir!“ sagte Jessie gebietend und schritt voran — die Männer folgten ihr. Bald hörte man Pistolenknall, und die Straßenräuber

Digitized by Google

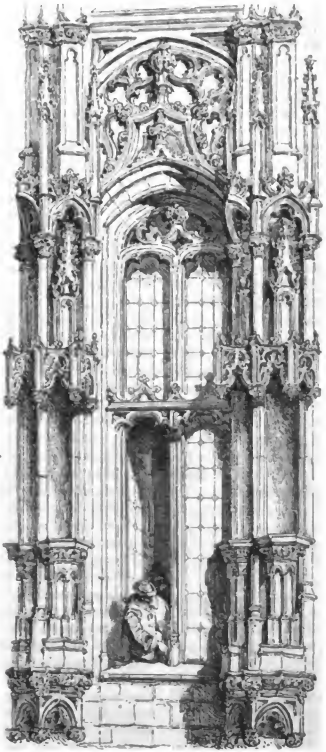
suchten das Dickicht. Aber die Ueberfallenen standen an dem Baum festgebunden: man hatte ihnen mit dem Tode gedroht, wenn sie nicht ihre Schätze auslieferten. Die Rettenden waren gleichfalls Goldgräber, welche nach ihrer Heimath zurückkehrten und ihr Nachtlager unfern von dem Platze gehabt, wo die Befreiten den Abend vorher zugebracht.

Gent.

(Schluß.)

II.

Im Innern des Rathhauses von Gent ist hauptsächlich die Capelle bemerkenswerth, welche 1533 vollendet wurde. Der Thronsaal ist groß und elegant decorirt. In einem der Säle unterzeichnete der Congreß der Verbündeten, der sich 1576 zur Vertreibung der Spanier aus den Niederlanden hier versammelte, den in der Geschichte unter dem Namen der Pacification von Gent bekannten Vertrag. In einem andern Saale befindet sich eine Sammlung interessanter Alterthümer, die auf den Ort Bezug haben. Die Archive der Stadt sind sehr reich an alten Documenten, von denen einige aus dem achten Jahrhundert datiren, unter Anderem ein von Eginhard, dem Secretär Carls des Großen, unterzeichnetes Pergament. An Malereien besitzt das Rathhaus ein neueres Werk von v. Bree: Moritz von Oranien für die unterdrückten Katho-



Ein Fenster des Rathhauses in Gent.

liken bittend, dann die Bildnisse der Kaiserin Marie Thereſe und des Kaisers Joseph II. und andere Bildnisse östreichischer Fürsten.

Die feinen und edlen Details des schönen Baues ganz besonders ins Licht zu stellen, haben wir eines der gothischen Fenster für diese Blätter zeichnen lassen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Kunst von Lemoine & Comp. in Paris

Digitized by Google

Colibri.

Colibris (Trochilides).

1851.

Digitized by Google

Dieser kleine reizende Vogel, für den sich die Naturfreunde in glänzenden Beinamen gegenseitig zu übertreffen suchten, hat in dem Amerikaner Audubon seinen glücklichsten Zeichner durch Wort und Bild gefunden.

„Auf schwirrenden Flügeln schwingt sich dieses lustige Wesen in seiner anmuthigen Leichtigkeit von Blume zu Blume. Kaum eröffnet die heitere Sonne den Frühling, kaum entfalten die unzähligen Pflanzen unter ihren wohlthätigen Strahlen Blätter und Blüthen, so schweift auch schon der summende Vogel auf seinen Feenflügeln durch die Luft. Er fliegt von einer Pflanzenkrone zur anderen, und wie ein zarter Blumenfreund den schönen Schmelz und die keusche Reinheit jedes Blattes schonend, weiß er mit geschicktem Schnabel das kleinste Insekt leicht herauszufangen. Mit leuchtendem Auge und auf seinen spitzen Flügelchen schwebend, taucht er einen durchbohrenden Blick in die tiefsten Blumenkelche, während das rasche Vibriren seiner kleinen Flügel die Blumen zu fächeln und sein leises Gesumme die Insekten, auf deren Fang er ausgeht, einzuschläfern scheint.

„Prairien, Felder, Weinberge, Gärten und die tausendjährigen Schatten der Wälder werden von dem leichten Jäger ausgebeutet. Sein Hals, ein Theil des Regenbogens, strahlend von glänzenden Farben, mit dem Schmelz eines sammetartigen Schwarz, bietet jedem Vergleiche Trotz, während der untere Theil seines zarten Körpers im herrlichsten Grün spielt. Schießt der kleine Vogel mit der Schnelligkeit eines Pfeiles durch die Lüfte? Nein, er gleicht dem Sonnenschein, der die Blume beleuchtet, um die er oben, unten, rechts, links, überall gaukelt. Von Staat zu Staat verfolgt er nordwärts seine Sommerwanderung durch ganz Amerika und zieht sich mit dem Beginn des Herbstes nach dem Süden zurück. O! daß mir das Wort nicht vergönnt ist, dem Leser einen Theil des Vergnügens zu schildern, das ich bei der Belauschung des Lebens der schönen Miniaturvögelchen empfand!"

Die Caraiben hatten diesen gefiederten Juwelen den Namen Colibri gegeben; die Merikaner nannten sie Strahlen des Tages, Sonnenpferde, Hügelsterne, leuchtende Komete, Myrten- und Rosengeliebte! Die spanischen und portugiesischen Eroberer, von ihrer Kleinheit überrascht, hießen sie Tominos (Gewicht von 12 Gran) und Passeres mosquiti (Moskito-Vögel) wegen des unaufhörlichen Gesummes ihrer spitzen Flügel, welches ihnen bei den Franzosen den Spottnamen Oiseaux-mouches (Fliegenvögel) zuzog, während die Creolen von Cayenne sie Murmures, Bourdons, Fronfrons, und die Engländer Humming-birds (Summvögel) nennen.

Die Wissenschaft fand für diese Azur-, Amethyst-, Smaragd-, Topas- und Rubinwunder nicht eben so reizende Namen. Linné nennt sie wegen ihrer Kleinheit Trochilus. Die großen Ordner der Scala der Natur theilten diese zarten amerikanischen Vögel, die sich durch den kleinen Wuchs, die Feinheit ihres langen und spitzen Schnabels, die Weichheit und Anmuth ihrer Formen, die Geradheit ihrer Flügel, besonders aber durch die Pracht der Farben und den metallischen Glanz einiger Theile ihres Gefieders auszeichnen, in zwei Unterarten — in die mit gebogenem Schnabel und die mit geradem Schnabel. Dieser enthält eine sehr lange zweispaltige Zunge, die sich verlängern läßt, und deren sich der Vogel wie einer feinen Pincette bedient, um aus den Blumenkelchen die für ein gewöhnliches Auge kaum sichtbaren Insekten herauszuholen. Die geradschnäbeligen Colibris gehen höher nach Norden und tiefer nach Süden, als die krummschnäbeligen. Die letzteren entfernen sich nicht von den tropischen Gegenden. Der kleinste Colibri (Trochilus minimus) ist etwas größer, als die Hummel, legt Eier wie Erbsen, und hat ein Nest wie eine Nußschale.

Die Gruppe, welche wir umstehend mittheilen, ist der herrlichen Sammlung des zoologischen Gartens von London entnommen, wo Mr. Gould dreihundert und zwanzig Arten von Colibris vereinigt hat.

Der Aussätzige von Josta.

(Schluß.)

Die erste unwillkürliche Bewegung war, daß ich die Augen zum Himmel erhob und ihm dankte, daß er mich vor dem größten Unglück bewahrt. Nie war mir das Firmament so rein und so schön erschienen: ein Stern glänzte vor meinem Fenster; ich betrachtete ihn lange mit unaussprechlichem Vergnügen, indem ich Gott dankte, daß er mir die Freude gönne, ihn zu sehen, und es lag ein geheimer Trost für mich darin, denken zu können, einer seiner Strahlen sei für die traurige Zelle des Aussätzigen bestimmt.

Ich stieg ruhiger in mein Zimmer hinauf. Den Rest der Nacht verwandte ich dazu, das Buch Hiob zu lesen, und die heilige Begeisterung, die es in meine Seele strömte, verscheuchte endlich völlig die schwarzen Gedanken, die mich niedergedrückt. Ich hatte niemals solche Augenblicke gehabt, so lange meine Schwester lebte: es genügte mir, sie in meiner Nähe zu wissen, um ruhiger zu sein, und der Gedanke an die Liebe, die sie für mich empfand, war hinreichend, um mich zu trösten und mir Muth zu geben.

Theilnehmender Freund! Gott verhüte es, daß Sie jemals allein leben müssen! Meine Schwester und Leidensgenossin ist nicht mehr, aber der Himmel wird mir die Kraft verleihen, muthig das Leben zu tragen; er wird es mir gewähren, denn ich bitte ihn täglich aus der Tiefe meines Herzens darum.

D. Off. Sie haben sie sehr jung verloren?

D. Aussf. Sie war kaum zwanzig Jahre; aber ihre Leiden ließen sie älter erscheinen. Trotz der Krankheit, die sie aufgezehrt und die ihre Züge verändert, wäre sie ohne eine schreckliche Blässe, die sie sehr entstellte, gewiß schön gewesen: es war das Bild des lebendigen Todes, und ich konnte sie nicht ohne einen Schauer ansehen.

D. Off. Was führte ihren Tod herbei?

D. Aussf. Ihre schwache und zarte Constitution konnte so vielen Uebeln nicht widerstehen: ich bemerkte seit einiger Zeit, daß ihr Ende immer näher rückte, und ich mußte es sogar wünschen. Häufige Ohnmachten bedrohten ihr Leben stündlich mehr. Eines Abends, es war Anfangs August, sah ich sie so erschöpft, daß ich sie nicht verlassen wollte: sie lag in ihrem Armstuhl, da sie seit mehren Tagen nicht mehr zu Bette konnte. Ich setzte mich neben sie, und in der tiefsten Dunkelheit führten wir unsere letzte Unterhaltung. Meine Thränen versiegten nicht mehr; eine schreckliche Ahnung bemächtigte sich meiner! „Warum weinst Du?" sagte sie zu mir; „warum grämst Du Dich so sehr; ich werde Dich auch im Tode nicht verlassen und Dir in Deinen bangen Stunden nahe sein."

Einige Momente später sprach sie den Wunsch gegen mich aus, aus dem Thurme gebracht zu werden, um in ihrem Haselnußgebüsch zu beten: dort brachte sie den größ-

Digitized by Google

ten Theil der schönen Jahreszeit zu. „Ich will im Anblick des Himmels sterben," sagte sie. Ich glaubte indeß ihre Stunde nicht so nahe. Ich nahm sie in meine Arme, um sie hinauszutragen. „Stütze mich nur," sagte sie zu mir; „ich habe vielleicht noch die Kraft, zu gehen." Ich führte sie langsam bis zu den Haselnüssen, machte ihr ein Kissen aus trockenen Blättern, die sie selbst gesammelt, und, nachdem sich sie mit einem Schleier bedeckt, um sie vor der Feuchtigkeit der Nacht zu schützen, setzte ich mich neben sie; aber sie wollte bei ihrer letzten Betrachtung allein sein: ich entfernte mich, ohne sie aus dem Auge zu verlieren. Ich sah ihren Schleier sich von Zeit zu Zeit bewegen und ihre weißen Hände sich zum Himmel erheben. Als ich mich dem Gebüsch näherte, das sie mich um Wasser; ich brachte solches in ihrem Becher; sie setzte die Lippen an, aber sie konnte nicht trinken. „Ich fühle mein Ende nahen," sagte sie, den Kopf abwendend, „mein Durst wird bald für ewig gelöscht sein. Stütze mich, mein Bruder; hilf Deiner Schwester diesen erschrecklichen, aber furchtbaren Weg gehen. Stütze mich, sprich das Gebet der Sterbenden." Das waren die letzten Worte, die sie an mich richtete. Ich legte ihren Kopf an meine Brust und sprach das Gebet der Sterbenden. Drei Stunden lang unterstützte ich sie so im letzten Todeskampf; sie schlief endlich sanft ein und ihre Seele löste sich leicht von der Erde.

Der Aussätzige bedeckte, als er geendigt, das Gesicht mit den Händen; der Schmerz versagte dem Fremden die Stimme. Nach einer Pause stand der Aussätzige auf. „Fremdling," sagte er, „wenn Kummer und Muthlosigkeit Sie befällt, gedenken Sie des Einsiedlers von Aosta; Sie werden ihn nicht umsonst besucht haben."

Sie gingen mit einander nach der Thüre des Gartens. Als der Officier scheiden wollte, zog er den Handschuh an die Rechte: „Sie haben nie die Hand eines Menschen gedrückt," sagte er zu dem Aussätzigen; „gewähren Sie mir die Gunst, die Ihrige zu drücken: nehmen Sie die Hand eines Fremdes, der sich lebhaft für Sie interessirt." Der Aussätzige trat erstaunt einige Schritte zurück und rief, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „Gott der Güte, ströme Deinen Segen auf diesen theilnehmenden Mann aus!"

„Gewähren Sie mir noch eine Gunst, fuhr der Reisende fort. Ich schreibe jetzt und wir werden uns vielleicht lange nicht mehr sehen; könnten wir uns nicht, mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, manchmal schreiben; eine solche Verbindung würde Sie vielleicht zerstreuen und mir ein großes Vergnügen machen." Der Aussätzige besann sich einen Augenblick. „Warum," sagte er endlich, „sollte ich mir diese Illusion machen? Ich darf keine andere Gesellschaft, als mich, keinen anderen Freund, als Gott haben; wir werden uns in ihm wiedersehen. Leben Sie wohl, edler Fremdling, seien Sie glücklich! Leben Sie wohl auf ewig!" Der Reisende ging. Der Aussätzige schloß die Thüre und schob die Riegel vor.

Oliver Goldsmith.

Oliver Goldsmith, der berühmte Verfasser des „Landpredigers von Wakefield", wurde zu Pallas in der Grafschaft Longford am 10. November 1728 geboren. Sein Vater, Charles Goldsmith, war ein armer, schlecht besoldeter Pfarrer; zwei Jahre nach der Geburt des Sohnes wurde er Rector von Kilkennywest. Hier erhielt Oliver den ersten Unterricht von Mrs. Elizabeth Delap, die kein besonderes Talent in ihm zu entdecken vermochte: im Alter von sechs Jahren kam er unter die Zucht von Thomas Byrne, dem ehemaligen Quartiermeister eines Regimentes in Spanien. Bald begann sich sein Sinn zur Verschwendung und zum Müssiggang, aber auch ein großes Talent für Satyre und Poesie zu entwickeln. Der Vater sandte ihn auf die Universität, wo er seine Zeit und sein Geld auf die leichtsinnigste, wenn auch poetischste Weise vergeudete. Er verkaufte die Bücher, die er hätte studiren sollen, und veranstaltete Gastereien und Tanzbelustigungen in den Zimmern des Collegiums. Sein Vater war indeß gestorben und die Mutter erlebte allen Kummer armer Wittwenschaft. Als ihr Sohn die Universität verließ, hatte er nichts gelernt, womit er sich eine Lebensstellung erwerben konnte, und man verzweifelte bereits an dem jungen Manne: nur sein Oheim Contarine gab die Hoffnung nicht auf. Man schlug ihm vor, sich dem geistlichen Stande zu widmen, aber er hatte keine Lust dazu. „Eine lange Perrücke tragen zu müssen", sagte er, „während ich eine kurze liebe, oder einen schwarzen Rock, während ich mich gewöhnlich braun trage, das scheint mir ein Gewissenszwang, den ich strengstens von mir abweisen muß." Er entschloß sich jedoch, trotz des schwarzen Rockes, später noch zur Theologie, die er theilweise in Lissoy, theilweise in Goblinhouse zu Pallas studirte. Als er sich aber zur Ordination beim Bischof von Elphin meldete, wurde er zurückgewiesen: freilich trug er, als er bei diesem Würdenträger erschien, Scharlachhosen! Sein Oheim, der noch immer die Hand nicht von ihm abzog, verschaffte ihm eine Stelle als Erzieher in der Familie Flinn, wo er ein so großes Salair empfing, daß er sich ein Pferd anschaffen konnte und noch dreißig Pfund übrig behielt.

Als sich Goldsmith auch in dieser Stellung nicht mehr behaglich fühlte, unterstützte ihn sein Onkel, daß er die Rechte studiren konnte. Aber statt in London zu arbeiten, vergeudete er das Geld in Dublin mit einigen Spießgesellen und kehrte ohne einen Schilling in die Heimath zurück.

Sein nächster Versuch galt der Medicin — in Edinburgh —, doch auch damit wollte es nicht gelingen. Er begab sich zu seiner Ausbildung nach Leyden; dort blieb er ungefähr ein Jahr. Sein Geld war natürlich bald verbraucht — er borgte und versprielte; so verließ er Holland und begab sich auf eine Reise mit einem Hund, einer Guinee und einer Flöte, — und nachdem er lange umhergewandert und den Stoff zu seinem „Traveller" gesammelt, kam er endlich wieder in die große Metropole zurück, „kaum ein Königreich in Europa kennend, wo er keinen Gläubiger hatte."

Griffith, der Eigenthümer der Monthly Review, lernte Goldsmith an der Tafel von Dr. Milner kennen. Die an periodischen Zeitschriften reiche Zeit nöthigte Griffith, den Stab seiner Mitarbeiter durch tüchtige Opponenten zu vervollständigen. Oliver trat gegen ein kleines Salair, Kost und Logis bei ihm ein. Der keine Abhängigkeit duldende Geist Olivers konnte sich jedoch nicht lange mit Griffith, der sich in Alles mischte, vertragen, und das Verhältniß wurde deßhalb plötzlich und auf unfreundliche Weise gelöst.

Unser Dichter lebte nun von kleinen literarischen Arbeiten und gewann sich einen Namen als Journalist. Auch sein „Traveller" hatte ihm viele Freunde und Verehrer

Digitized by Google

erworben. Der größte unter dieſen war der gefürchtete Kritiker Dr. Johnſon, deſſen charaktervolle Weltklugheit ihm ein treuer Rathgeber wurde. Wir können uns nicht verſagen, ein Bruchſtück aus Johnſons Memoiren hier einzuſchalten: „Ich erhielt eines Morgens“, ſagt er, „einen Brief von Goldſmith, worin er mir mittheilte, daß er in großer Noth ſei, und, da er nicht zu mir kommen könne, mich bat, ihn ſo bald als möglich zu beſuchen. Ich ſchickte ihm eine Guinee und verſprach, augenblicklich zu ihm zu kommen. Ich eilte auch, ſobald ich angekleidet war, zu ihm und erfuhr, daß ſeine Wirthin ihn wegen des Miethzinſes eingeſperrt, worüber er aufs Höchſte entrüſtet war; auch fand ich, daß er meine Guinee bereits gewechſelt und eine Flaſche Madeira und ein Glas vor ſich ſtehen hatte. Ich ſteckte den Kork in die Flaſche, bat ihn, ruhig zu ſein, und begann mit ihm darüber zu ſprechen, wie er aus ſeiner

Portrait Goldſmiths.

Verlegenheit gezogen werden könnte. Er ſagte mir nun, daß er eine Novelle druckfertig habe, und legte ſie mir vor. Ich blätterte darin und erkannte ſogleich ihr großes Verdienſt; ich verſprach deßhalb der Wirthin, alsbald wiederzukommen, und nachdem ich einen Buchhändler gewonnen, der mir ſechzig Pfund dafür gab, brachte ich Goldſmith bezahlte die Miethe und das Geld, verſäumte nicht, der Wirthin derbe Vorwürfe zu machen, daß ſie ihn ſo ſchlecht behandelt.“

Dieſe Novelle, wir brauchen es kaum zu ſagen, war der „Vicar of Wakefield“, ein Werk, das zu allen Zeiten, in allen Ländern die gleiche Bewunderung gefunden. Obgleich es weſentlich engliſche Zuſtände ſchildert, haben ihm ſeine reizende Einfachheit, ſeine Naturwahrheit und ſein

Digitized by Google

glücklicher Humor dennoch eben so viele Freunde in den Salons der großen Welt, als an der friedlichen Stätte eines englischen Herdes erworben. Kein englischer Novellist ist allen seinen Landsleuten so vertraut und bekannt geworden: sein Styl ist ein Muster von Grazie, Leichtigkeit und Reinheit. Das Buch wurde mit größtem Enthusiasmus aufgenommen und bereicherte den Verleger, brachte aber dem Dichter keinen materiellen Nutzen.

Endlich erschien sein Lebensende, durch geistige Anstrengungen und leibliche Entbehrungen beschleunigt.

Am 25. März 1774 sollte er bei einer Versammlung des Clubs, zu dem er gehörte, erscheinen. Er fühlte sich jedoch Nachmittags so unwohl, daß er sich zu Bett begeben mußte. Die sorgfältigste ärztliche Behandlung und die treueste Wartung konnten ihn nicht retten; ein großes Herz war durch großes Mißgeschick gebrochen. Er starb am 5. April 1774, aber sein Name wird mit Ruhm genannt werden, so lange die Sprache lebt, in der er seine Gedanken niedergelegt.

Der Factor in Canton.

(Fortsetzung.)

Am Abend dieses Tages waren Walter Effendon und Yu-hi in das hinterste Zimmer des amerikanischen Factors eingeschlossen. Der Hanist, welcher auf einem Fauteuil von Bambus saß, schien unruhig, und seine Blicke waren immer auf die Thüre gerichtet, als fürchtete er, bei der Zusammenkunft überrascht zu werden. Effendon ging, mit einem Papiere in der Hand, aufgeregt im Zimmer umher.

Seit einigen Stunden wieder in Freiheit gesetzt, hatte er den chinesischen Kaufmann eiligst zu sich bitten lassen und ihm Alles mitgetheilt.

Yu-hi war höchst überrascht, als er die Verkleidung Mariens erfuhr, die er immer für den Sohn des Factors gehalten; als ihm Effendon aber seine seltsame Begegnung von diesem Morgen erzählte, schlug sein Staunen in Ungläubigkeit um. Der Amerikaner beharrte jedoch fest auf seiner Behauptung, seine Tochter sei nicht todt, sondern in den Händen eines Räubers, den er um jeden Preis ausfindig machen wollte. Er hatte aus diesem Grunde eine Bittschrift an den Gouverneur oder Vicekönig von Canton gerichtet, in welcher er in Kürze die Thatsachen darlegte und verlangte, daß Marie aufgesucht und ihm wiedergegeben würde.

„Wenn Sie keine Belohnung versprechen, wird der Gouverneur auch keine Schritte thun," warf Yu-hi ein. — „Sie haben Recht," sagte der Factor; „ich werde noch hinzufügen, daß ich für seine Nachforschungen Alles zu bezahlen bereit sei, was er verlange." — „Schreiben Sie das nicht," unterbrach ihn lebhaft der Hanist, „er würde Alles verlangen, was Sie besitzen. Bieten Sie eine runde Summe — etwa tausend Liangs (333 Thlr.)." — „Es sei!" sagte Effendon, der an den Tisch eilte und dieses Versprechen zu seiner Bitte fügte. „Aber wie diese Schrift direct in die Hände des Vicekönigs bringen?" — „Es gibt nur ein Mittel," sagte Yu-hi, „und wenn es auch gegen die Gesetze ist . . . ."

„Sie haben Recht," unterbrach ihn der Amerikaner und stand auf; „ich eile an das chinesische Thor." — „Sagen Sie ja nicht," flüsterte ihm Yu-hi zu, „daß ich Ihnen diesen Rath gegeben; denn wenn man mich mit Ihnen im Einverständniß wüßte, ich wäre verloren."

Effendon beruhigte den Haniften und versprach ihm die größte Verschwiegenheit; dann eilte er nach den Factorien, um seine Freunde zusammenzuholen, die er in diesem Augenblick zu seinem Plane brauchte.

Als ihrer dreißig bis vierzig beisammen waren, jagten sie den Posten, der das Thor bewachte, mit Stockstreichen auseinander und stürzten sich mit lautem Geschrei, und die Laternen der Kaufleute zerschmeißend, in die chinesische Stadt. Die Letzteren, von panischem Schrecken ergriffen, machten sich auf und davon; die Straßenwächter schlossen die Barrièren und die „Zehner"*) liefen nach einem Mandarin, der endlich erschien, um den Grund dieses Einfalls zu erfahren. Die Bittsteller ließen die Stöcke sinken, nannten ihr Verlangen und zogen sich mit der Ueberzeugung zurück, daß der Vicekönig, dem diese Störung der öffentlichen Ruhe gemeldet würde, sicher auch die Bittschrift zu sehen verlangen werde, die dazu Veranlassung gegeben.

Die Expedition gelang vollkommen, denn der Zufall führte die Sänfte des Vicekönigs mitten in den Tumult und der Factor konnte seine Bittschrift ihm selbst übergeben.

Indessen verflossen zwei Tage, ehe er eine Antwort erhielt. Er war gerade im Begriff, sich zu einem neuen Angriff zu rüsten, als man ihm ein Papier übergab, das das Siegel eines Mandarinen der ersten Classe trug. Er öffnete zitternd und las, wie folgt:

„Ich, King-so, Inhaber des Gyn-siediploms**), geschmückt mit dem Knopf von Edelsteinen, und neunmal auf dem Register des Ping-pu***) empfohlen, Gouverneur der Provinz Canton, im Namen des Himmelssohnes, des großen und erhabenen Herrschers.

„An den Barbarenchef der amerikanischen Factorei.

„Wir haben die Bittschrift gelesen, die Du an uns gerichtet, und die Wahrheit des Wortes des Weisen erkannt, welcher sagt, daß die Menschen eben so verschiedenartig, als der Boden des himmlischen Reichs. Denn wie man unfruchtbare Felsen und gefährliche Länderstriche nichts als vergiftete Pflanzen hervorbringen sieht, so gibt es Herzen, aus denen nichts Gutes hervorsprießt: und das sind die der fremden Barbaren.

„Du hast den Befehlen des erhabenen Kaisers nicht gehorcht, und nun beklagst Du Dich, daß man Dir Deine Tochter geraubt, die Du in Deinem Hause verborgen hieltest; wisse aber, daß der Weise nicht an das Wort dessen glaubt, der die Gesetze verletzt.

„Und was die tausend Liangs betrifft, von denen Du sprichst, so wollen wir uns für diesmal damit begnügen, obgleich sie eine ungenügende Buße für das Verbrechen sind, das Du begangen.

„Dies sei in Deinen Augen Gesetz"

Wir wollen nicht versuchen, die Entrüstung Effendons nach Durchlesung dieser Depesche zu schildern, in der sich der Haß gegen den Fremden, die heuchlerische Ungerechtigkeit und die Habgier, welche die traditionelle Regel der chinesischen Administration sind, so eclatant entfalteten. Auf den Rath des Haniften machte man einen zweiten Versuch, der aber trotz der Unterstützung Yu-hi's und des Einflusses des Kong-hang eben so erfolglos blieb.

---

*) Je zehn Häuser der Stadt stehen unter der Verantwortlichkeit eines Familienoberhauptes.

**) Doctordiplom.

***) Kriegsministerium.

Digitized by Google

Yu-hi hatte indessen ununterbrochen Nachforschungen nach Mariens Aufenthalt angestellt; es war ihm jedoch bisher nicht gelungen, eine Spur zu entdecken. Eines Tages aber erschien der Hanist ganz athemlos und leichenblaß bei dem Factor.

„Errichten Sie Ihren Hausgeistern einen Altar", rief er; „ich bringe Ihnen Nachrichten von Ihrer Tochter!"

Effendon stieß einen Schrei aus.

„Wo ist sie?" fragte er ganz außer sich. — „In Pekin, wohin sie vor einem Monat gebracht worden." — „Aber wie? Von wem? Wo haben Sie es erfahren?" — „Einen Augenblick," sagte der Chinese, indem er sich setzte und den Schweiß abwischte; „auf drei Fragen braucht's drei Antworten." — „Aber wissen Sie sicher, ganz sicher, daß sie es ist?" fragte Effendon, der kaum zu athmen vermochte. — „Wenn Sie sich nicht selbst geräuscht, als Sie sie in dem Wagen erblickten. — Sie wissen, daß wir in Pekin ein Tribunal von Censoren haben, welche dem Sohn des Himmels bedeuten müssen, wenn er irrt, und dabei die Provinzen zu besuchen haben, um zu sehen, wie die Mandarinen das Reich der Mitte regieren." — „Allerdings." — „Gut! vor einem Monate befand sich nun einer dieser Censoren in Canton, und der Wagen, in dem Sie Ihre Tochter erkannt, gehörte ihm . . ." — „Wie kam aber meine Tochter in seine Hände?" — „Am Abend, als Ihre Tochter verschwunden war, wurde sie wirklich von Meuchelmördern ergriffen und dann in den Tiger geworfen, wie das Tuch bezeugte, das man Ihnen gebracht. Die Strömung trieb sie nach einem unserer Blumenschiffe*), wo man ihrer gewahr wurde." — „Und sie rettete?" — „Scheinbar todt zog man sie heraus. Glücklicher Weise war der Censor Fo-hy zugegen. Er ließ sie in seine Wohnung bringen, wo sie sich erholte, wie Sie wissen, da Sie sie gesehen. All' dies erfuhr ich auf dem Blumenschiffe, wo es sich ereignete."

Effendon umarmte den Hanisten.

„Sie sind mein Retter, Yu-hi!" rief er außer sich. „Aber wie sollen wir sie nun dem Räuber wieder entreißen!"

Der chinesische Kaufmann zuckte die Achseln.

„Fo-hy wird um so schwerer darein willigen, Ihnen das Mädchen zurückzugeben", sagte er, „als seine eigenen Kinder todt sind und sein Geiz unersättlich ist. Er wird Ihre Tochter an einen Mandarin des Hofes gegen eine große Summe verheirathen!" — „Was sagen Sie? Ich werde Gerechtigkeit vom Kaiser verlangen." — „Und wie wollen Sie ihm die Bittschrift in die Hände bringen?" — „Es ist wahr; aber sollte sich denn Niemand finden, der diese Vermittelung übernähme?" — „Niemand, Effendon, Niemand. Sie müssen sich damit begnügen, zu wissen, daß Ihre Tochter gerettet ist." — „Nein", rief Effendon, „welche Hindernisse sich mir auch entgegenthürmen mögen, ich werde Marie wiedersehen oder untergehen."

IV.

Einige Tage nach diesem Gespräche war die Wohnung Effendons leer und ein neuer Agent hatte die Direction des amerikanischen Comptoirs übernommen. Der Factor war verschwunden, ohne daß Jemand wußte, was aus ihm geworden. Einige behaupteten, er habe sich insgeheim eingeschifft und sei nach Amerika zurückgekehrt; aber die allgemeine Meinung war, daß er durch einen freiwilligen Tod seinem Leben und seinem Kummer ein Ende gemacht.

Während man sich in der Factorei darüber den Kopf zerbrach, war Effendon bereits auf dem Wege nach Pekin. Er trug Sandalen von Reisstroh, einen spitzen Hut mit acht Zoll breitem Rand und einen langen Rock von Daba, umschlossen von einem Gürtel, an welchem ein Messer, ein Fächer und eine Büchse mit Wohlgerüchen hingen.

Er hatte bei der Wahl der Kleidung eines chinesischen Kaufmanns hauptsächlich im Auge, daß dadurch seine fremdartige Haltung und sein Accent gerechtfertigt sei. Um jede Begegnung zu vermeiden, die eine Erkennungsscene hätte herbeiführen können, hatte sich Effendon entschlossen, sich zu Wasser nach Pekin zu begeben.

In Nankin nahm das Schiff einen neuen Passagier auf, der sich, wie Effendon, nach Pekin begab. Es war der Sohn eines armen Gerbers, der, statt die Profession seines Vaters fortzusetzen, die Laufbahn des Gelehrten gewählt hatte. Das zum Examen nöthige Geld verschaffte sich der Gerber, indem er einen der Brüder des jungen Candidaten, einen Idioten, verkaufte; denn das chinesische Gesetz gestattet, wie das römische, dem Vater, über seine Kinder wie über eine Sache zu verfügen.

Der junge Mann, der sich Tchao nannte, war äußerst freundlich und gesprächig, und schon wenige Stunden nach seiner Einschiffung hatte er Effendon zu seinem Vertrauten gemacht und ihm seine Lebensgeschichte erzählt.

„Wenn es mir gelingt", schloß er, „von einem alten Gouverneur das Recht zu erkaufen, ihn zu ersetzen, so wird sich das Uebrige leicht finden. Nur bedarf ich dazu einer großen Summe, und diese zu gewinnen, begebe ich mich nach Pekin, wo es der Mittel, sein Glück zu machen, weit mehr gibt." — „Und was willst Du thun?" fragte ihn Effendon. — „Alles, was Lianzs einträgt; ich scheue vor Nichts zurück."

Unter angenehmem Geplauder verfloß die Zeit, die ihnen Beiden wohl sehr lange geworden wäre, da die tausend Hindernisse, die sich der Fahrt auf den Kanälen jeden Augenblick entgegenstellen, gar häufig Aufenthalte veranlassen und den Wasserweg unerträglich langweilig und ermüdend machen.

Effendons Herz pochte laut, als sie endlich die dreißig Fuß hohen Mauern der Hauptstadt sahen und ans Land traten. Er hatte das Ziel seiner Reise erreicht und athmete eine und dieselbe Luft mit seiner Tochter. Das Gelingen der Reise bewies ihm, was der Muth vermag, und sein Herz begann wieder Hoffnung zu fassen. In heiterer Stimmung betrat er die große chinesische Hauptstadt.

Die wie nach der Schnur gezogenen, dreißig Ellen breiten Straßen, die sich ins Unendliche ausdehnen, waren so voll von Menschen, daß man nur langsam durchkommen konnte. Auf beiden Seiten erhoben sich Häuser von gemaltem Holz, an deren erster Etage sich eine bedeckte Galerie hinzog.

Das Erdgeschoß war gewöhnlich von Kaufleuten besetzt, welche die Vorübergehenden anriefen, indem sie auf Gongs schlugen. Effendon bemerkte, daß jedes Quartier seinen besonderen Handel und jede Bude ihre mit Bändern geschmückte Stange hatte, an der auf rothen oder schwarzen Schildern mit goldenen Lettern die Namen der Kaufleute, ihre Genealogie, ihre Vorzüge, sowie die ihrer Waaren standen. Tchao, der früher schon in Pekin gewesen, ergötzte sich an dem Staunen, dessen sich sein Begleiter nicht erwehren konnte.

*) Eine Art schwimmendes Casino, wo die Chinesen sich zu Abendunterhaltungen einfinden.

Digitized by Google

„Das Alles ist noch nichts", sagte er mit dem Stolze, mit dem man dem Fremden die Schönheiten einer Stadt zeigt, die man schon kennt: „Sie müßten den kaiserlichen Palast sehen, der von fließendem Wasser umgeben ist, über das eine Brücke aus Jaspis führt, die einen Drachen vorstellt; dann den Tempel des Himmels, dessen Hauptsaal, welcher von achtzig mit Gold und Azur bemalten Säulen getragen wird, die Himmelswölbung vorstellt; die dem Fu-hi und Con-fu-tse geweihten Tempel; endlich die große kaiserliche Bibliothek, die Druckerei, das medicinische Tribunal, das Findelhaus und das Impfhaus. Pekin ist eine Welt, die genau kennen zu lernen, ein Menschenleben erforderlich wäre; denn die beiden chinesischen und Mantschu-Städte, aus welchen es besteht, umfassen nahe an zwei Millionen Einwohner."

Während sie so sprachen, war der junge Gelehrte in eine Herberge getreten, wo er schon früher gewohnt, und Effendon folgte ihm. Der Factor glaubte annehmen zu dürfen, daß ihm Tchao mit seiner Kenntniß von Pekin wesentliche Dienste zu leisten im Stande sein werde; er theilte ihm deßhalb noch am selben Abend den Zweck seiner Reise mit und fragte ihn, ob er gegen gute Belohnung ihm bei seinem Unternehmen hilfreiche Hand leisten wollte.

Der junge Gelehrte ergriff die Sache mit großer Lebhaftigkeit und machte sich am andern Morgen, nachdem er die Instructionen des Factors empfangen, auf den Weg, um Erkundigungen einzuziehen.

Endlich war es dem jungen Manne, der Bekanntschaft mit den Dienern des Fo-hu angeknüpft, gelungen, in Erfahrung zu bringen, daß der alte Mandarin ein stummes Mädchen bei sich habe, die er für seine Tochter ausgebe und die er von seiner letzten Reise nach Canton zurückgebracht.

Diese Details ließen keinen Zweifel mehr übrig; der Amerikaner wollte jedoch vollkommene Gewißheit und schrieb deßhalb ein Billet, das Tchao in die Hände von Marien zu befördern versprach. Er kam auch wirklich am Abend mit einigen in der Eile von dem jungen Mädchen geschriebenen Zeilen wieder. Sie flehte ihn aufs Ergreifendste um seinen Schutz an.

Der Anblick dieser Züge machte auf den Factor einen unbeschreiblichen Eindruck: jetzt war der Beweis, daß sie noch lebte, in seinen Händen; er bedeckte die Buchstaben mit Küssen und Thränen.

„Führe mich zu diesem Menschen", sagte er zu Tchao, nachdem er den Brief mehrmals durchlesen hatte; „ich will, daß er mir noch heute meine Tochter zurückgebe." — „Ich fürchte, daß er es nicht thun wird", entgegnete der Gelehrte. — „Warum das?" — „Weil jetzt gerade der Zeitpunkt ist, wo der Kaiser sich die Töchter und Nichten seiner ersten Mandarinen vorführen läßt und die schönsten heirathet. Wenn Deine Tochter gewählt würde, stiege der Reichthum und die Macht Fo-hu's ins Ungeheure." — „Ich werde sie zwingen, meine Rechte anzuerkennen", rief Effendon.

Als sie jedoch zu dem Censor kamen, verweigerte man ihnen den Eintritt; Alles, was er erreichen konnte, war, daß er einen Brief zurücklassen durfte, in welchem er seine Tochter reklamirte. Er kam eine Stunde später, um die Antwort zu holen; aber die Diener Fo-hu's sagten ihn fort und erklärten, den Befehl zu haben, ihn an die Polizei auszuliefern, wenn er noch einmal zu kommen wagte.

Effendon verzichtete auf weiteren Widerstand und ließ sich statt dessen die Wohnung des Richters zeigen, bei dem er seine Klage vorbrachte.

Große Geschenke vermochten denselben, die Sache unverzüglich aufzunehmen, und der Censor wurde auf den folgenden Tag beschieden.

Der Factor hatte anfänglich gehofft, sich auf das Zeugniß Tchao's stützen zu können; als dieser jedoch von dem Proceß hörte, war er kluger Weise verschwunden, und alle Bemühungen Effendons, ihn wieder aufzufinden, waren vergeblich. Er erschien daher allein vor dem Richter und stellte sich dem Räuber Marieus gegenüber.

Dieser war ein kleiner alter Mann mit weißem Bart, listigem und verschmitztem Gesichte; in der Hand trug er einen Stock von kostbarem Holze, umgeben von goldenen Buchstaben. Er hatte sich in sein Staatskleid geworfen: einen seidenen, mit zwei Greifen geschmückten Rock, Schuhe mit gekrümmten Schnäbeln und einen Hut von violettem Filz mit einem kostbaren Stein obenauf, der seine Würde anzeigte.

Effendon erzählte auf die Aufforderung des Richters die Geschichte, wie er zu der Entdeckung gekommen, daß seine Tochter bei dem Censor sei, und verlangte zuletzt, daß sie ihm wieder gegeben werde.

Fo-hu ergriff das Wort und drückte zuerst sein Staunen über die Kühnheit dieses Fremden aus, der es wage, einen der ersten Würdenträger des himmlischen Reiches anzugreifen. Dann erklärte er, sein Verlangen müsse mit dem Siu*)-Zeichen gebrandmarkt werden, und ließ mehrere seiner Sclaven kommen, die, nachdem sie die Erde mit ihrer Stirne berührt, betheuerten, daß das junge Mädchen, das bei ihrem Herrn wohne, seine Nichte sei, die Tochter eines Bruders, der so eben in Canton gestorben.

Effendon aber ließ sich durch dieses Zeugniß nicht einschüchtern, und auf seiner Behauptung mit einer Hartnäckigkeit beharrend, die den Richter in Staunen setzte, verlangte er, daß die Stumme vor das Tribunal gebracht werde, damit sie selbst entscheide.

„Wenn sie die Nichte Fo-hu's, so kann sie mich nicht kennen, und ist sie auch des Wortes beraubt, ihre Geberden werden hinlänglich beweisen, daß ich ihr fremd bin; wenn jedoch das Gegentheil der Fall, und sie sich auf mich zustürzte, dann werdet Ihr nicht länger an der Wahrheit meiner Forderung zweifeln."

Fo-hu erblaßte bei diesem Vorschlag und wandte ein, daß es unpassend wäre, eine Dame von nobler Familie öffentlich erscheinen zu lassen.

„So komme sie verschleiert," rief Effendon, „aber sie komme, denn sie allein kann zwischen uns entscheiden."

Der Richter befahl seinen Dienern, sich in das Haus des Censors zu begeben, um die Nichte herbeizuholen: Fo-hu, der sich endlich damit zufrieden geben mußte, schickte einen seiner Sclaven mit, dem er leise einige Vorsichtsmaßregeln gab. Effendon, der gerade mit dem Richter sprach, bemerkte dies nicht.

Nachdem man lange gewartet, erschienen endlich die Leute, die man fortgeschickt.

Der Sclave und Fo-hu wechselten Blicke.

„Habt Ihr gefunden, was Ihr gesucht?" fragte der Richter. „Sie steht an der Thüre Deines Tribunals," antwortete der Gerichtsdiener. „So soll sie eintreten," rief Effendon, der seine Aufregung nicht beherrschen konnte.

Fo-hu aber gab ein Zeichen, daß man warte.

„Ich habe noch ein Verlangen." — „Sprich." — „Wenn dieses junge Mädchen mich als ihren Oheim er-

*) Lügner.

Digitized by Google

kennt, so ist er ein Lügner." — „Ohne Zweifel." — „Ich verlange in diesem Fall, daß eine exemplarische Strafe gegen ihn erkannt werde, um Allen zu beweisen, daß eine böse Handlung so sicher ihre Strafe findet, als der Pfirsichbaum seine Blüthen trägt." — „Das ist gerecht," versetzte der Richter, „und wird Deinem Verlangen gemäß vollzogen werden; aber wir wollen zuerst das junge Mädchen sehen."

Die Gerichtsdiener öffneten die Thüre und ließen sie eintreten.

Effendon eilte auf sie zu; blieb aber plötzlich mit einer Geberde des Erstaunens stehen. Diese kurze Taille, dieser schwankende Gang, diese Hände mit langen Nägeln waren nicht die Hände, noch der Gang, noch die Taille seiner Tochter!

„Marie!" rief er zitternd und mit ausgebreiteten Armen.

Das junge Mädchen sah ihn an, schien erschrocken, und rasch an ihm vorübereilend, warf sie sich in die Arme Fo-hu's, als wollte sie sich in seinen Schutz begeben.

„Du siehst es," sagte der Censor triumphirend, „sie kennt Dich nicht." — „Es ist unmöglich," rief Effendon, der gegen seinen eigenen Zweifel ankämpfte. „Marie! Marie!"

Und auf das Mädchen zustürzend, riß er ihr den Schleier vom Gesicht! Aber er trat mit einem schmerzvollen Ausruf zurück: diese Züge waren ihm unbekannt.

Fo-hu verlangte die Bestrafung des unverschämten Betrügers, und der Richter befahl den Gerichtsdienern, ihn festzunehmen. Effendon aber verlangte, daß man noch einmal bei Fo-hu nachsuche: der Richter erklärte jedoch, sein Betrug sei hinlänglich erwiesen.

„Und da ich eine exemplarische Bestrafung versprochen, so verurtheile ich Dich, Kan-bo, das Tcha zwei Jahre lang in den Gefängnissen des Staats zu tragen. Dies geschehe, wie befohlen."

Das Tcha ist eine der gewöhnlichsten Torturen im himmlischen Reich. Es ist eine Art Joch, das aus zwei Theilen besteht, und in welches der Kopf geschlossen wird. Es bildet gewissermaßen ein Halsband, dessen Gewicht zwischen sechzig und zweihundert Pfund variirt. Ein Kerkermeister mit einer Peitsche führt den Verbrecher jeden Tag durch die Straßen, wo er dem Spott der Leute ausgesetzt ist, und bringt ihn Abends wieder zurück in das Gefängniß.

Bei dem ersten dieser Spaziergänge war Effendon mit seinem Wächter am Ende der Vorstädte an einen der Kanäle gekommen, auf welchen man die Lebensmittel von den verschiedenen Punkten des Landes in die Stadt bringt. Effendon sank erschöpft zu Boden; der Wärter suchte vergeblich ihn mit der Peitsche zum Aufstehen zu zwingen. Der Factor blieb unbeweglich. (Schluß folgt.)

Monaco.

Von Nizza nach Monaco haben wir den freundlichen Leser in einem früheren Artikel dieses Jahrgangs geleitet, und ein Bild des Felsennests mit der wunderbar gebauten Stadt gegeben. Der Zeichner, entzückt von der herrlichen Lage dieses Felsen-Venedig, in dem er mit besonderer Vorliebe verweilte, sendet uns ein zweites Bild, das uns die Stadt näher rückt. Wir glauben, daß es interessant genug sei, um es den Lesern mitzutheilen, und fügen den italienischen Spottvers an, der das Adlernest so charakteristisch schildert:

„Son Monaco sopra un scoglio,
Non semino e non raccoglio,
E pur mangiare voglio."

„Ich bin Monaco auf einem Felsenriß, ich säe nicht, ich ernte nicht, und dennoch will ich essen."

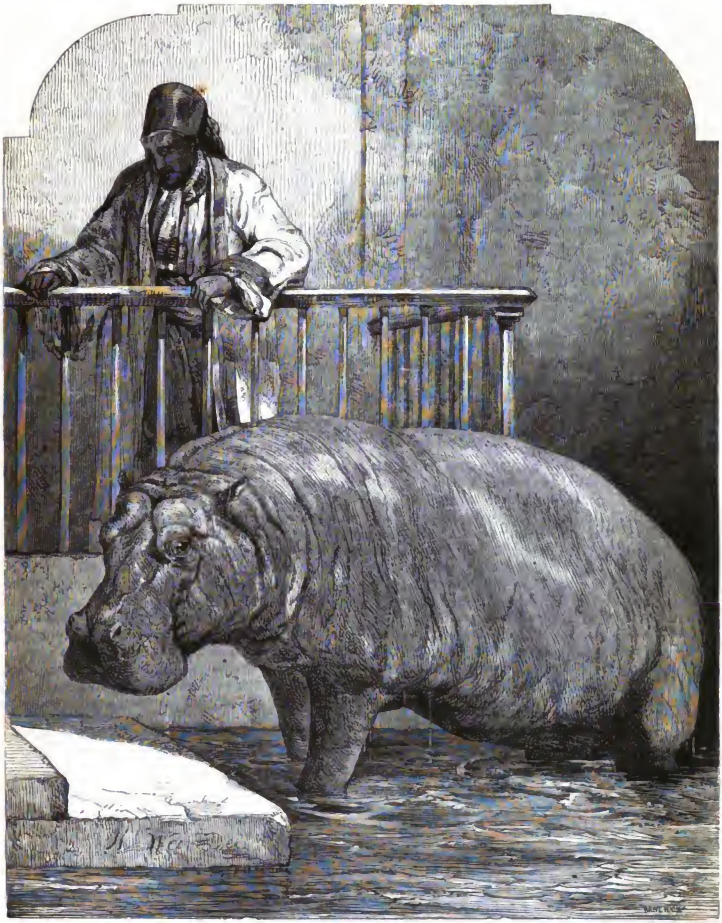
Die Stadt Monaco.

Ein interessantes Moment, das dem Besucher der Stadt zu wissen wichtig ist, haben wir in unserem früheren Artikel übergangen: Monaco besitzt kein einziges Hôtel; der Fremde muß daher auf der Landseite wohnen, was er aber nicht bedauern darf, da er dadurch das Bild der Stadt stets vor Augen hat, während er sonst nur in die schmutzigen Gassen hinabschaute.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Agentur vom Timpleon & Gerig, in Paris.

Digitized by Google

Das Nilpferd.



Das Nilpferd (Hippopotamus) im zoologischen Garten zu London.

Am 14. November 1849 kam ein ausgezeichneter Fremder in Cairo an, der nach seiner fünfmonatlichen Nilreise von den Gruppen der Erwartenden mit großem Jubel begrüßt wurde. Der Begleiter des Fremden eilte sogleich nach dem Palaste Abbas Pascha's, um ihn von der Ankunft in Kenntniß zu setzen, und Seine Hoheit führten den Fremden alsbald mit orientalischer Formalität bei dem britischen Consul ein, der ihn mit der größten Freude

Digitized by Google

empfing, denn der ausgezeichnete Reisende war niemand anders, als unser guter Freund — das Nilpferd.

Es war damals kaum sechs Monate alt; ein großes, dickbäuchiges Kind von dunkelröthlicher Farbe, einer neugeborenen Maus ähnlich. Es war tern am dunkeln geheimnißvollen Nil gefangen worden und nunmehr auf dem Wege nach London, um einen interessanten Theil des zoologischen Gartens zu bilden. Seine Gefangennahme ist nicht ohne Gefahr. Ein großes weibliches Flußpferd, welches verwundet wurden, war in voller Flucht den weißen Nil hinauf, ungefähr tausend fünfhundert Meilen von Cairo; seine Verfolger waren ihm hart auf den Fersen, und Kugel um Kugel zischte an dem erschrockenen Thier vorbei, bis endlich eine oder zwei derselben einen tödtlichen Theil trafen und das Thier plötzlich anhielt. Mutterliebe verbot ihm, zu fliehen: es schwamm rasch nach einem Rohrgebüsch am Ufer, entweder um dort sein Leben zu vertheidigen oder bei seinen Jungen zu sterben. Das arme Thier konnte jedoch den Ort nicht erreichen; seine Kräfte schwanden; es war ihm unmöglich, weiter zu kommen, und sterbend sank es unter das Wasser. Die Verfolger steuerten nun rasch nach dem Gebüsch: im selben Augenblick aber sprang das junge Nilkalb heraus und stürzte der Länge nach am Ufer nieder. Es wäre jedoch sicher entkommen, wenn nicht ein gewandter Bootsmann ihm seinen Haken in die Flanke geworfen, worauf das Thier an Bord gezogen wurde.

Der Transport vom weißen Nil nach Cairo war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der junge Säugling verschmähte die Nahrung, die man ihm gab, und Milch war nur mit großer Mühe aufzutreiben.

Auf dem Schiffe, welches das Nilpferd nach Alexandria brachte, war ein Haus auf dem Hinterdeck für dasselbe eingerichtet, von welchem einige Stufen in den Wasserbehälter des Kielraums hinabführten, der vierhundert Gallonen Wasser enthielt. Bei seiner Ankunft in Alexandria drängten sich Tausende in den Straßen, um das Thier vorbeikommen zu sehen, das von einer militärischen Eskorte begleitet wurde. Auf der Reise von Alexandria nach Southampton nahm sein Wärter zwei Kühe und zehn Ziegen mit, die die Milch für das junge Thier liefern sollten.

Endlich kam es an seinem Bestimmungsort — im zoologischen Garten von Regentspark — an, wo sich der ausgezeichnete Fremde, ein Wasserferkel seiner Art, noch befindet.

Das Nilpferd ist ein Vierfuß, eben so groß und nicht minder furchtbar, als das Rhinoceros. Ob es mehr, als eine Art gibt, ist unermittelt. Das Flußpferd hat in jeder Kinnlade vier Schneidezähne und vier Fangzähne: von den letzteren sind die in der oberen Kinnlade kurz, die in der unteren dagegen sehr lang. Alle aber sind so hart, daß sie mit Stahl Feuer geben würden. Bisweilen sind sie zwei Fuß lang und wiegen bis zu sechs Pfund. Man macht falsche Zähne für Menschen daraus, wozu sie sich besonders eignen, da sie nicht gelb werden.

Die Größe eines Flußpferdes ist sehr beträchtlich. Ein Männchen war siebenzehn Fuß lang, sieben Fuß hoch und fünfzehn Fuß um den Leib. Das Maul ist ungefähr zwei Fuß weit; die Ohren sind klein und spitzig, mit feinen kurzen Haaren umsäumt; die Augen und Nasenlöcher schmal, die Lippen sehr dick, breit und mit wenigen kurzen Borsten besetzt. Die ganze Oberfläche des Körpers hat kurzes, am Unterleib sehr dünnes Haar; der Hals ist kurz, keinen Fuß lang, zusammengedrückt und faltig; die Füße sind breit, in vier Theile gespalten und mit Hufen versehen; dessen ungeachtet ist das Thier ein Amphibium. Die Haut ist dicker, als die eines Rhinoceros und von schwärzlicher Farbe, aber für einen Flintenschuß durchdringbar. Die Haut allein soll für ein Kameel eine volle Last bilden.

Die Flußpferde bewohnen die wärmsten Theile der Welt. Früher waren sie namentlich am Cap sehr zahlreich, sind jedoch dort nunmehr ganz ausgerottet. Heutzutage findet man sie besonders in Afrikas Flüssen, im obern Nil und in großen Truppen im Niger. Die Neger von Congo, Angola, Elmina und andern Theilen Afrikas bezeugen dem Thier, wie die Egypter des Alterthums, göttliche Verehrung.

Die große Stärke des Nilpferdes würde es zu einem der furchtbarsten Vierfüßer machen, wenn es wirklich einen wilden Charakter hätte; wird es jedoch nicht gereizt, so ist es sanft und gutmüthig. Das in London befindliche Individuum zeichnet sich namentlich durch eine große Anhänglichkeit an seinen Wärter aus, der es keinen Augenblick verlassen darf.

Der Gemsenjäger.

Novelle.

Am Ende des Engepasses, unfern von dem Dorfe Grindelwald und einige Schritte von jenem Sturzbache, dem sein schiefersarbiges Wasser den Namen „die schwarze Lütschine“ gegeben, befindet sich eine Sennhütte, welche gegenwärtig verlassen und öde steht, einst aber, wie man erzählt, von einer jener wenigen Familien bewohnt wurde, in denen sich die heroischen Traditionen der Gemsenjagd erhalten haben. Wir sagen heroisch, denn diese Jagd ist weit weniger eine Quelle des Lebensunterhalts, wie das Handwerk unserer Wilderer, als vielmehr eine edle Uebung der Geschicklichkeit, der Kraft und des Muthes, eine Art von fortgesetzter Herausforderung des Todes. Die Kühnheit der Gemsenjäger gleicht der jener Kämpen des Nordens, die ihre Drakars auf das stürmische Meer schleuderten, ungewiß, ob sie ihre Beute trafen, aber gewiß, einst durch den Sturm oder das Schwert umzukommen. Wie sie, verfolgt der Alpenjäger einen Traum, der ihn, durch Kälte, Entbehrungen und Gefahren, sicher in den Abgrund führen muß; aber was thut es? Eine unbesiegbare Macht treibt ihn und sagt ihm: Geh'! Er hat stets die Helden der Gebirgssagen vor Augen; er denkt an jenen schrecklichen Colani von Engadin, der bis zu seinem siebzigsten Jahre gejagt und zweitausend siebenhundert Gemsen erlegt; er denkt an Bläsi von Schwanden, der sechshundert fünfundsiebzig Gemsen geschossen. Eines Tages hatte sich Bläsi auf der Verfolgung zu weit hinaus gewagt und hing zehn Stunden an einer Felsenspitze: darüber wurden seine Haare weiß. Von einem Kameraden gerettet, gab er diesem seine Büchse und schwur, sie nie mehr anzurühren: aber kaum hatte er einige Schritte auf dem Berge gethan, als eine Gemse ihren Kopf hinter einem Alpenrosengebüsch hervorstreckte. Bläsi stürzte sich auf seine Waffe und rief: „Ich bin und bleib' ein Jäger!“ und verfolgte seine neue Beute, ohne an die Todesgefahr zu denken, in der er eine ganze Nacht geschwebt.

Solcher Art waren auch die Hauser vom Engepaß. Das Gebirge war ihr wahres Vaterland; allem Uebrigen auf der Welt hatten sie die wilde Freiheit der Höhen und den seltsamen Ruhm jenes Kampfes gegen Hindernisse und

Digitized by Google

Gefahren vorgezogen. Mehrere Generationen berühmter Jäger waren in ihrer Familie aufeinander gefolgt und hatten ihr eine gewisse Auszeichnung und ein hohes Selbstgefühl vererbt. Die Geschichte des letzten Hauser, die zum Theil die seiner Vorahnen in sich faßt, wollen wir den nachfolgenden Blättern anvertrauen. Sie gibt ein treues Bild des noch immer nicht genugsam bekannten Alpenlebens.

I.

Vor einigen Jahren war die Sennhütte der Hauser noch bewohnt. Man befand sich in den ersten Tagen des März; seit dem 28. October war kein Sonnenstrahl mehr in das Thal gedrungen. Die Berge, welche den Paß umschlossen, von der Iselen-Alp bis zum Wetterhorn, waren in Schnee gehüllt, aus dem nur dann und wann ein paar Fichten hervorlauschten. Die Hütte, in der unsere Geschichte anhebt, wurde von dem flackernden Feuer des auf dem Herde brennenden Holzes erhellt. Neben dem Fenster, dessen kleine Scheiben durch Eiskrystalle undurchsichtig geworden, stand ein junges Mädchen, an die Wand gelehnt. Sie hatte die Hände gefaltet, das Köpfchen neigte sich zur Schulter, und ihre ganze Haltung drückte eine tiefe Trauer aus. Zu ihren Füßen saß ein junger Mann, den Kopf auf beide Arme gestützt. Ihr Gespräch schien ins Stocken gerathen zu sein. Man hörte lange nichts in der Hütte, als das dumpfe Rauschen der schwarzen Lüfschine, welche die Felsenstücke, die sie auf den Bergen losgerissen, an das Ufer schleuderte, und das Krachen der Fichten, die ihre leuchtenden Funken weit hinausſprühten.

„So ist es also wahr, Freneli?“ sagte Ulrich in niedergeschlagenem Tone, „während ich in der Ferne fleißig arbeitete, um Dich einst heimführen zu können, hat Dich Mutter Trine dem Vetter Hans bestimmt.“

„Freilich, Ulrich,“ antwortete das junge Mädchen traurig.

„Aber wenn ich recht gehört, hat sie bis jetzt weder Dir, noch ihm etwas davon gesagt!“

„Nein, aber 's ist ihr fester Entschluß, und Hans hat's wohl gemerkt, ohne daß sie den Mund aufthat.“

„Es bliebe doch zu wissen, ob die Großmutter, wenn sie erführe, daß Dein Herz anders denkt, auf ihrem Kopf beharrte?“

Freneli senkte den Blick. „Die Mutter Trine ist so fest in ihren Entschlüssen, als der Eiger in seinen Wurzeln“, sagte sie, „und es wäre leichter für Dich, den Berg zu bewegen, als ihren Willen zu ändern.“

„Selbst wenn der Vetter ihn nicht theilte?“ versetzte Ulrich, dessen Blicke auf das junge Mädchen gerichtet waren. „Sieh, Freneli, antworte mir, als wenn Du die Hand auf dem Evangelium hättest: gestand Dir Hans nie, daß er ein Herz zu Dir hat?“

„Niemals! Du weißt, daß Hansens Worte so rar sind, als die Goldstücke.“

„Ja, er ist ein echter Gemsenjäger; Haus hat sich mit dem Gebirge vermählt, vielleicht will er keine andere Frau. Wenn ich ihm Alles sagte!“

Freneli zitterte. „Lieber Himmel! thu' das nicht, Ulrich“; rief sie ängstlich, „wenn Hans etwas erführe, Gott weiß, was dann geschähe. Ich wollte lieber die Lüfschine aus ihrem Bette treten und Wald und Feld verwüsten sehen, wie voriges Jahr.“

„So glaubst Du also, daß er Dir gut ist, Freneli?“

„Ich bin in den Augen von Hans, wie alles Uebrige, eine Beute; er glaubt, daß ich ihm angehöre, bloß, weil er mich will, und er würde Jeden, der mich ihm nehmen wollte, behandeln, wie der Jäger Den behandelt, der ihm sein Wild nimmt.“

„So ist also Alles gegen mich?“ rief Ulrich schmerzlich.

Freneli antwortete nicht augenblicklich. „Du hast noch einen Freund,“ sagte sie nach einiger Zeit leise: „den Oheim Hiob. Obgleich auch er nur den Berg liebt und es ihn sehr geschmerzt, daß Du die Büchse des Jägers auf die Seite gelegt, spricht er doch immer mit großer Anhänglichkeit von Dir.“

„Aber der Ohm vermag nichts über die Muhme . . . Auch ist er nicht hier.“

„Nein, er sucht Pflanzen, Steine und Krystalle droben auf den Bergen. Doch hoffe ich, daß er heute Abend kömmt.“

„Nun, ich gehe erst morgen nach Meyringen“, antwortete Ulrich nachdenklich, „aber wenn Mutter Trine und Hans auf ihrem Willen beharren?“

„Dann sind wir eben sehr unglücklich.“

Keines von Beiden dachte an die Möglichkeit eines Ungehorsams: in dem einfachen Leben dieser Alpendörfer hat sich das patriarchalische Recht der Eltern über die Kinder erhalten. Das Haupt der Familie allein hat einen Willen.

Die Großmutter Freneli's behauptete unumschränkt diese Privilegien ihrer Stellung. An ihrem Herde erzogen, hatten die Großneffen niemals ihrem Willen zu widerstreben gewagt, bis sie in das Alter getreten, wo sie mit der Büchse auch die Freiheit des Berges errungen. Aber Ulrich hatte keinen Sinn für dieses wilde Leben, diese unaufhörliche fieberhafte Aufregung: so oft er das Lauterbrunner oder das Haslithal durchstreifte, blieb er unwillkürlich Stunden lang vor den Häusern stehen, wo die Hirten den Tarus und den Ahorn mit kunstvollem Messer bearbeiten; er bewunderte jene Meisterwerke der Geschicklichkeit, denen nur eine erfinderischere Laune mangelt; er träumte von neuen Formen, und gar oft, wenn er auf dem Anstand war, vergaß er der Beute, die er erwartete, und ließ die Büchse sinken, um aus einem Stücke Holz Figuren zu schnitzen. Seine Versuche fielen immer glücklicher aus und verschafften ihm bald einen Namen. Zu seiben Maße, in dem sein Ruf als Jäger abnahm, wuchs sein Ruf als Ahornschnitzer. Endlich nahm ihn ein Holzschnitzer von Meyringen in seine Werkstatt auf. Zwei Jahre verflossen in angestrengter Arbeit, und Ulrich wurde der erste Holzschnitzer des Oberlandes. Bald hatte er die Summe erübrigt, die ihm seine höchsten Wünsche verwirklichen helfen sollte. Wir haben gesehen, wie ihm die Pläne der Großmutter im selben Augenblick enthüllt wurden, in welchem er sich am Ziele glaubte.

Freneli wollte gerade das Gespräch wieder aufnehmen, als die siebzigjährige, kleine, magere Frau eintrat. Auf dem Kopfe trug sie einen jener Weidenkörbe, die vom Bergbewohner so unzertrennlich sind, wie der Säbel vom Soldaten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kupferdruck.

In einem früheren Artikel (S. 196) haben wir das Verfahren des Kupferstechers geschildert: es bleibt uns noch die Arbeit des Kupferdruckers darzustellen.

Digitized by Google

Die Maschine des Kupferdruckers (Fig. 3) besteht aus zwei hölzernen Ständern, die mit Querriegeln verbunden sind. Zwischen diesen Ständern befinden sich zwei horizontale hölzerne Walzen, jede $^1/_2$ Fuß im Durchmesser und 2 — 3 Fuß lang, über einander, deren Zapfen (D) auf hölzernen, mit Eisenblech ausgefüllten Pfannen laufen. An dem einen Zapfen der oberen Walze ist ein hölzernes Kreuz befestigt, um sie herumdrehen zu können,

Fig. 1. Glühpfanne.

auch wird um die oberste Walze ein doppelt zusammengelegtes Stück Molton (C) mit Schnüren befestigt. Zwischen beiden Walzen, die ungefähr einen Zoll von einander stehen, liegt das Laufbrett (A), eine glatte Tafel von hartem Holz. Große Pressen haben noch ein Schwungrad an einer eisenen Welle. Soll nun gedruckt werden, so trägt man etwas Kupferdruckfarbe mit einem Span auf

Fig. 2. Pupfen.

die über dem mit heißer Asche gefüllten Kessel (Fig. 1) warm gemachte Kupferplatte, vertheilt sie gleichmäßig

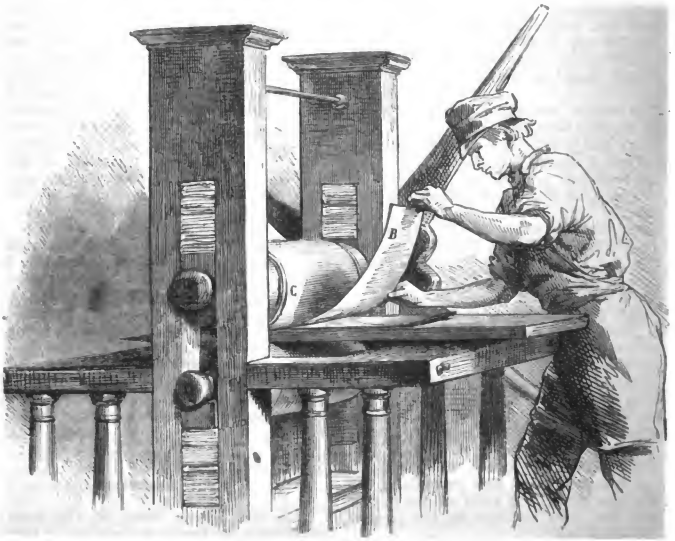


Fig. 3. Presse.

Digitized by Google

durch Tupfen mit dem Tupfballen (Fig. 2) und wischt dann die Farbe mit einem feuchten leinenen Lappen oder mit dem Ballen der Hand so ab, daß die Farbe nur in den Vertiefungen der Platte bleibt; nun legt man auf das Laufbrett ein Stück Filz oder Pappe, darauf einige Stücke weiches Papier, auf dieses die Kupferplatte und darüber das zum Kupferstich bestimmte Papier, das wenig geleimt, fein, glatt, von allen Höckern befreit und vor dem Druck mit Alaunwasser angefeuchtet sein muß, darauf wieder einige Stücke weiches Papier. Indem man nun die obere Walze mittelst des Haspels herumdreht, zwängt sich das Laufbrett mit der Platte zwischen den Walzen durch, und der Kupferstich ist auf das Papier abgedruckt. Nach jedem Abdruck muß die Platte frische Farbe bekommen. Die ersten zehn Abdrücke fallen schlecht aus, weil die Platte noch zu rauh ist; die besten und deshalb theuersten sind die nächsten 200 — 300 vor dem Eingraben der Unterschrift verfertigten (avant la lettre); die mit der Unterschrift bezeichneten heißen dann avec la lettre; die späteren Abdrücke werden stumpfer, bleicher und unreiner.

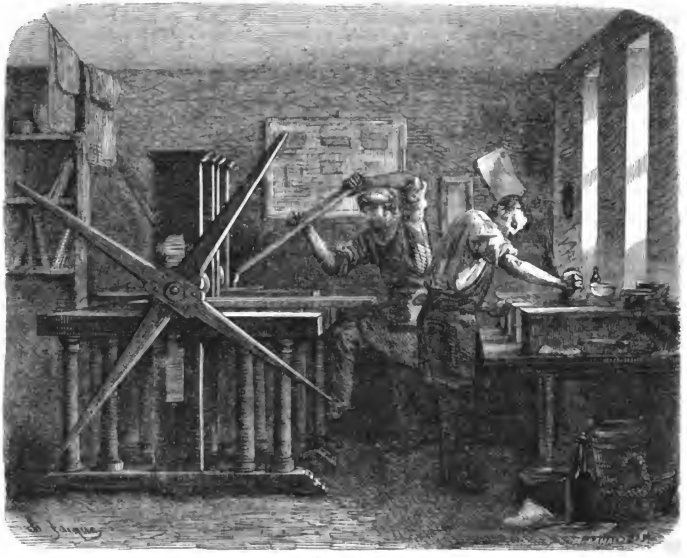


Fig. 4. Kupferdruckerwerkstätte.

Von einer gestochenen Platte macht man 2000, von einer geätzten ungefähr 1500 Abdrücke.

Der Factor in Canton.

(Schluß).

Als der Wärter sah, daß Alles nichts half, setzte er sich neben den Gefangenen

Plötzlich hörte man das Geräusch von Rudern auf dem Kanal und eine Locke näherte sich. Zwei Männer in weißem Hemde, weiten Hosen, auf der Seite zugeknöpfter Blouse und spitzem Strohhut, an welchem man den Matrosen erkennt, stiegen aus und trugen eine Last, die sie in einiger Entfernung niedersetzten.

Der Gefängnißwärter, der aufblickte, sah, daß es der Leichnam eines Ertrunkenen war.

„Bei den Wassergeistern!" rief er mit einer lauten Lache, „Ihr habt da einen fetten Fisch gefangen!" —

„Der uns aber doch nicht reich macht," versetzte einer der Matrosen. — „Habt Ihr denn nichts bei dem Todten gefunden?" — „Nichts als dieses kleine Kästchen mit einer Arzneiphiole und Papieren." — „Seine Kleidung deutet auch wirklich auf einen Arzt." — „Der Niemanden mehr heilen wird." — „Hier ist ein Patient, der seiner bedürfte: ich weiß nicht, wie ich ihn ins Gefängniß zurückbringen soll."

Die Matrosen sahen sich um und gewahrten Effendon.

„Wer ist denn Dein Gefangener?" fragten sie näher tretend. — „Ein reicher Kaufmann aus Canton," antwortete der Wächter mit einem gewissen Stolz. — „Reich!" wiederholten die Matrosen, „warum hat er denn keinen Ersatzmann gekauft?"

Effendon, den die Frische des Abends wieder belebt hatte, zitterte bei diesem Worte.

„Ist es wahr, daß ein Anderer meine Stelle einnehmen könnte?" fragte er erstaunt. „O ja, es gibt sogar

Digitized by Google

Leute, die sich für einen Andern enthaupten lassen," meinte der Matrose.

Die Augen des Factors blitzten.

„Wer von Euch Beiden will meine Strafe übernehmen? ich werde ihn für sein ganzes Leben reich machen." — „Wie lange mußt Du Dein schweres Tcha tragen?" fragten die Matrosen. — „Zwei Jahre." —

Sie schüttelten den Kopf.

„Das kann kein Mensch aushalten!" riefen sie. „Wenn man nicht mit dem Nachschlüssel das Schloß öffnet und das Tcha abnimmt", warf der Wächter ein. — „Kannst Du das wirklich?" fragte Effendon. — „Für einen Liang!"

Der Factor suchte in seinen Kleidern und warf das verlangte Stück zu den Füßen des Wächters. Dieser machte sich alsbald aus Werk, und einen Augenblick später war das Tcha geöffnet.

Effendon stieß einen Schrei aus und sprang auf.

„Halt!" rief der Wächter, der ihn am Arm ergriff; „ich habe Dir gezeigt, was ich zu thun im Stande bin, aber Du mußt jetzt wieder in Dein Halsband." — „Nein," rief der Factor; „denn ich habe einen Ersatzmann gefunden." — „Und wer ist das?" — „Dieser Leichnam!" — „Was sagst Du?" — „Ich sage, daß Du ihm Dein großes Tcha an den Hals legst. Da ich erst heute ins Gefängniß kam, kennt mich Niemand, und der Tausch wird also von Niemandem bemerkt. Lege dem Todten meine Kleider an, erkläre, daß ich mich ins Wasser gestürzt, und man wird der Sache sicher nicht auf die Spur kommen." — „Es ist unmöglich," sagte der Wächter. — „Ich gebe Dir hundert Liangs!" — „Hundert Liangs!" — „Und eben so viel diesen beiden Kameraden, daß sie schweigen!" — „Die Sache ist abgemacht!" riefen die Matrosen.

Der Factor zahlte sie in Papieren auf den Hu-pu aus, und man schritt augenblicklich zum Wechseln der Kleider. Effendon zog den Rock des Ertrunkenen an, nahm die kleine Cassette, die ihm die Matrosen gaben, und machte sich, so rasch er konnte, auf die Fersen.

Er ging eine Zeitlang an der Vorstadt hin; als er jedoch an das Mauthschuthor kam, versagten ihm seine Beine den Dienst und er mußte sich neben eine Laterne setzen, die den Eingang beleuchtete.

Nachdem er einige Augenblicke ausgeruht, erinnerte er sich der Cassette, die er trug, und öffnete sie. Wie die Matrosen gesagt, enthielt sie nichts, als eine sorgfältig verschlossene Bronceflasche und einige Papiere. Die ersten, die er durchlas, enthielten Recepte zu verschiedenen Giften nebst der Angabe ihrer Wirkung; das letzte war ein an den Doctor Wang-ti gerichteter Brief, in welchem man ihn dringend bat, nach Pekin zu kommen, „wegen des großen Planes, den man ihm mitgetheilt."

Effendon las den Brief noch einmal und sann darüber nach, welcher Art dieser Plan sein möge, als er plötzlich aufblickte und zwei Menschen gewahrte, die einige Schritte von ihm mit Laternen standen und ihn aufmerksam zu betrachten schienen. Der Factor stand rasch auf und legte die Papiere eiligst in die Cassette; einer der Laternenträger jedoch, der näher getreten, hatte den Namen gelesen, der darauf eingravirt war.

„Er ist es", sagte er halblaut und gab dem Kameraden ein Zeichen. — „Wer bist Du und was willst Du von mir?" fragte Effendon verlegen. — „Heißest Du nicht Wang-ti?" murmelte der Chinese. — „Was geht das Dich an?" — „Du bist Arzt?" — „Vielleicht." — „Und kommst von Pao?" — „Nun?" — „Wir sind von Fo-hu an Dich abgesandt." — „Fo-hu?" wiederholte Effendon zitternd. — „Komm, er erwartet Dich!"

Der Factor zögerte; indessen hatte sich eine Sänfte genähert, die beiden Chinesen hoben ihn hinein und gaben, nachdem er sich gesetzt, den Trägern ein Zeichen, worauf sich diese in Lauf setzten.

Effendon machte sich die günstige Gelegenheit, seine Tochter zu sehen, zu Nutzen und beschloß die Rolle des Arztes, dessen Mittel er bei sich trug, so lange und so gut es ging, zu spielen.

Lassen wir ihn denn zu Fo-hu führen, und verschweigen wir die Unterhaltung, die er mit dem Censor hatte und die einen großen Theil der Nacht dauerte.

V.

Yuen-ming-yuen (der runde und glänzende Garten), wo der Sohn des Himmels gewöhnlich die schönsten Tage des Jahres zubringt, ist weniger eine Sommerwohnung, als eine Stadt von Palästen. Man zählt ihrer mehr denn hundert, mit Säulen von Cedernholz, vergoldetem Zimmerwerk und tausendfarbig bemalten Ziegeln. Die einzelnen Paläste sind durch prachtvolle Gänge oder Gärten getrennt. Die letzteren, welche einen Raum von hunderttausend Morgen einnehmen, werden von künstlichen Seen mit Porcellanbrücken und Felsen mit Kiosken, Belvederen und Pavillons durchschnitten.

An diesem Tage empfing der erhabene Kaiser die Großen des Reichs in dem besondern Zimmer, in welchem sich der Thron befand, und der die Wohnung des reinen Himmels hieß. Vor der Thüre des Saales standen zweiundzwanzig junge Cavaliere, welche gelbe Sonnenschirme trugen; einige andere hielten Sonnen und Halbmonde in der Hand, noch andere trugen Stöcke mit bunten Quasten, Drachen, Fahnen, Aexte, Hellebarden und vergoldete Keulen. Gegenüber von der Thüre standen zwanzig Steine, in welchen Kupfertäfelchen eingekramt waren, auf denen das Ceremoniell stand, das man zu befolgen hatte, wenn man dem Kaiser vorgestellt wurde.

Im Hintergrunde des Saales, auf einer erhabenen Estrade, sah man den Thron, zu welchem man auf einer künstlich gearbeiteten Alabastertreppe gelangte. Er wurde von zwei massiv goldenen Drachen getragen und war ganz mit kostbaren Steinen übersäet.

Der Kaiser hatte sich darauf niedergelassen. Seine Kleidung bestand aus einem Mantel von Zobelpelz, der einen Rock von gelber Seide bedeckte, welcher mit Steinen durchwirkt war, und aus einer Fuchsfellmütze, auf welcher eine Perle von staunenswerther Größe sich befand. Er war von Prinzen von Geblüt und von mehren Provinzial-Gouverneuren umgeben, denen man Thee in hölzernen Tassen servirte.

Der Kaiser trank in kleinen Zügen aus einem goldenen Gefäße Bohnenmilch*), die ein Mundschenk ihm gereicht.

Obgleich er noch jung war, hatten seine Züge doch schon etwas Welkes; seine Haltung war gebeugt, und ein geheimes Uebel schien seine Lebenskräfte frühzeitig untergewühlt zu haben. Er erwachte jedoch aus der Träumerei, in die er versunken war, als er den Herold ausrufen hörte:

„Geht und stellt Euch vor den Thron!"

Die ersten Mandarinen des Hofes traten ein und begannen sich vor der Estrade niederzuwerfen, als sich die Masse plötzlich öffnete und der Censor Fo-hu erschien, der

*) Extract von indischem Hydiskus (Geisamilch.)

Digitized by Google

die Hand Effendons hielt, welcher ein neues und prächtiges Kleid trug.

Beide knieten vor dem Throne nieder und neigten ihre Stirne bis zur Erde. Beim Anblick des Censors und seines Genossen zitterte der Kaiser; er gab ein Zeichen, und Beide wurden auf die Estrade zu ihm geführt.

„Ist das der Arzt, den Du mir angekündigt?“ fragte er lebhaft Fo-hu. — „Ja, Sohn des Himmels!“ erwiederte der Mandarin. — „Du bürgst mir für seine Wissenschaft?“ — „Die Provinz Ordos, zu deren Gouverneur Du meinen Bruder ernannt, ist voll von den Wundern dieses Mannes.“

Der Kaiser wandte sich an den vorgeblichen Arzt.

„Und Du“, sagte er, „hoffst Du, mir Kraft und Gesundheit wiedergeben zu können?“ — „Ich hoffe es,“ antwortete er, „vorausgesetzt, daß Du Vertrauen zu Deinem Sclaven hast.“ — „Ich bin zu Allem bereit, nur lösche das Feuer aus, das hier brennt, und ich will Dich reicher machen, als alle Mandarinen des Reiches der Mitte.“ — „Ehe ich Dir Linderung schaffen kann“, antwortete Effendou, „muß Dein Sclave Dich ohne Zeugen befragen.“

Der Kaiser machte eine Bewegung mit der Hand, und alle Höflinge, die um ihn her standen, verließen die Estrade.

Als sie weit genug entfernt waren, um nichts hören zu können, beugte sich der Factor zum Kaiser herab und sagte halblaut:

„Man täuscht Dich, großer Fürst, und der Himmel hat mich zu Dir gesandt, um Dich zu retten! aber unterbrich mich nicht, fügte er hinzu, als er sah, in welche Bewegung diese Worte den Kaiser versetzten; rühre Dich nicht, stoße keinen Schrei aus, thue nichts, was Verdacht erregen könnte, denn man beobachtet uns.“ — „Was weißt Du denn?“ fragte ihn der Fürst unruhig. — „Ich weiß, daß man Deinen Tod will.“ — „Meinen Tod?“ — „Ein Theil der Mandarinen conspirirt, um Deinen Nachfolger auf den Thron zu erheben; deßhalb wird Deine Gesundheit untergraben.“ — „So hatte ich also doch Recht, als ich Gift vermuthete!“ rief der Kaiser. — „Ja“, versetzte Effendou; „aber Deine Vermuthungen haben sie geschreckt, und da sie erfuhren, daß der Arzt Wang-ti noch sicherere Mittel wüßte, die keine Spur zurückließen und den Kranken durch einen Todeskampf, der mit der Wiedergenesung alle Aehnlichkeit hat, zum Grabe führen, so wandten sie sich an ihn . . .“ — „Sie ließen Dich also rufen, um sich meines Untergangs zu versichern!“ unterbrach ihn der Kaiser, den diese unerwartete Enthüllung mit Schmerz und Entrüstung erfüllte, „und Du kennst die Namen dieser Schurken nicht?“ — „Fo-hu allein hat mir davon gesagt; ihm versprach ich, Dir noch heute den Trank zu credenzen, der ihre Pläne zum Ziele führen sollte.“

Der Kaiser schwieg einen Augenblick und schien in tiefes Nachdenken versunken; endlich belebten sich seine Züge, ein Blitz des Triumphes leuchtete aus seinen Augen und an Effendou gewandt, fragte er:

„Du hast dieses Mittel?“

Der Factor zeigte die Broncephiole, die in der Cassette des Arztes gewesen war.

„Fülle dies Gefäß,“ sagte der Kaiser und gab ihm den Becher, aus dem er die Bohnenmilch getrunken.

Effendou gehorchte. Dann machte der Fürst ein Zeichen, und als alle Mandarinen näher getreten waren, sagte er mit lauter Stimme:

„Die Söhne der Han-Dynastie sind vom Himmel beschirmt und ein großer Segen strömt in diesem Augenblick auf sie nieder.“ — „Was ist geschehen?“ fragten alle Stimmen. — „Betrachtet diesen Mann“, fuhr der Kaiser fort, „und betet ihn wie einen schützenden Gott an; denn seine Wissenschaft hat einen Trank erfunden, der nicht nur jede Krankheit lindert, sondern das Leben in uns erfrischt, wie der Sommer die Schößlinge aufs Neue erblühen läßt.“

Aller Augen richteten sich auf Effendou, und ein langes Gemurmel der Verwunderung erhob sich aus den Reihen der Höflinge.

„Ich könnte diesen Trank für mich allein behalten; aber es steht geschrieben: der erhabene Herr soll wie wohlthätiger Thau für seine Unterthanen sein. Deßhalb will ich, daß meine treuen Diener ihren Theil an diesem Schatze des Lebens haben.“

Er ergriff den Becher und fügte hinzu: „Alle die, welche, wie ich, aus diesem Gefäße Gesundheit, Kraft und Jugend trinken wollen, mögen herantreten.“

Bei diesen Worten entstand eine große Bewegung unter den Höflingen. Die, welche nichts von dem Complotte wußten, drängten sich nach der Estrade, während die Uebrigen zurückblieben und sich unruhige Blicke zuwarfen. Der Kaiser zählte sie: es waren die ersten Beamten des Reichs! Er rief sie bei ihren Namen.

„Warum kommen die Edelsten meines Reiches nicht zuerst?“ fragte er, den goldenen Becher erhebend. „Fo-hu! Du sollst die Reihe beginnen.“

Der Censor, blaß und zitternd, machte einige Schritte gegen den Thron; plötzlich aber blieb er stehen und streckte die Hände aus, fiel auf die Knie und rief, der Arzt sei, ein Betrüger. Seine Mitschuldigen thaten desgleichen, aber der Kaiser erhob sich mit drohender Geberde und rief laut:

„Der Himmel hat das Zeichen Tao*) auf Eure Stirne geprägt. Mich, den Vater und die Mutter meines Volkes, habt Ihr mit einem Netz von Schurkereien umgeben; aber Ihr habt Euch selbst darein verfangen. Der blaue Himmel empfange dafür unsern Dank. Und Ihr, Soldaten, ergreift diese Giftmischer; die Tortur erpresse ihnen das Geständniß ihres Verbrechens!“

Bei diesen Worten eilten die Thürwächter herbei, bemächtigten sich Fo-hu's und seiner Genossen und führten sie fort.

Der übrige Theil des Hofes konnte sich von seinem Schrecken kaum erholen. Die treuesten Diener des Kaisers umgaben seinen Thron und erfuhren die Details des Complottes. Endlich fielen die Blicke des Kaisers auf Effendou, der im ersten Augenblick vergessen worden, und der Fürst rief laut:

„Komm, mein Sohn, der Du mich gerettet; komm, mein treuer Wang-ti! und was Du Dir auch wünschen magst, sprich es aus, es soll erfüllt werden.“

Der Factor kniete nieder.

„Vergib mir zuerst, daß ich Dich getäuscht,“ sagte er; „denn ich bin nicht Arzt und mein Name ist nicht Wang-ti. Du stehst vor Dir einen Barbaren, der allen Gefahren trotzte, um Gerechtigkeit von Dir zu fordern.“

Und er erzählte seine eigene Geschichte, ohne das Gelungene zu verschweigen, und Alle hörten ihm mit Staunen und Bewunderung zu. Als er geendigt, gab ihm der Kaiser das Zeichen, sich zu erheben, und sagte mit wohlwollendem Blick:

*) Das Zeichen der Verräther.

Digitized by Google

„Der Weise entschuldigt den Tiger, der den Jäger zerreißt, um seine Jungen zu retten; so kann man Dir verzeihen, daß Du die Gesetze des „unter dem Himmel“ um Deiner Tochter willen verletzt hast. Erhebe Dich und fasse Muth, denn, wenn die, welche Du suchst, noch lebt, so wird sie Dir wiedergegeben werden.“

Dieses Versprechen wurde gehalten und einen Monat später fuhr Effendou mit Marien nach Amerika. Ihre Liebe zu ihm schien noch größer geworden, da sie gesehen, wie seine Vaterstreue alle Hindernisse überstiegen und so zu sagen Unmöglichkeiten überwunden. Wenn man vor ihr von schwierigen Unternehmungen sprach und Effendou gewöhnlich sagte: „Mit festem Willen versetzt man Berge!“ versäumte die Stumme niemals ein Zeichen hinzuzufügen, das sagen wollte: „Und man bewegt sie mit Liebe!“

Der Gabon und das Dorf Denis.

(Westafrika.)

Der Gabon ist ein großes Bassin, das eine beträchtliche Zahl von Wassern, die aus dem Innern des afrikanischen Continents kommen in sich aufnimmt. Vor der Begründung der französischen Niederlassungen an diesem Ufer bildete der Gabon den Markt für den Sclavenhandel, welcher von den M'pongos und den M'pongues sehr lebhaft betrieben wurde. Der Hauptplatz dieses Handels war das auf dem linken Ufer gelegene Dorf, das den Namen von dem Häuptling trägt, der es beherrscht — nämlich Denis. Die Bewohner des Dorfes sind noch heute die einzigen Tauschhandel-Agenten am Gabon, welches Monopol sie sich dadurch zu erhalten wußten, daß sie das Mißtrauen zwischen den Europäern und den Stämmen des Innern beständig nährten. Vielleicht aber eröffnen sich die Europäer doch noch eine sichere und geregelte Route in das Innere des afrikanischen Continents, wo so viele edle Missionäre der Religion und der Wissenschaft in Sclaverei gerathen sind oder ihren Tod gefunden.

Auf dem linken, niederen und sumpfigen Ufer liegt das Dorf Denis, in welchem der Kern des M'pongnestammes wohnt, woher auch die Suprematie des Königs Denis über die anderen Häuptlinge der Nation datiren mag. Das Dorf ist in mehre Quartiere getheilt, die durch Kreeken oder Marigots von einander geschieden sind; man muß sich der Pirogues bedienen, um von einem Quartier in das andere zu gelangen. Die Vegetation der Ufer ist

Ansicht des Dorfes Denis am Gabon.

prachtvoll. Die Hauptstraße des mittleren Quartiers liegt am Flusse; sie ist lang, breit und ziemlich regelmäßig gebaut; die Häuser, beinahe alle ganz ähnlich, bestehen aus Bambusgittern und unterscheiden sich nur durch ihre Größe. Durchschnittlich bestehen sie aus zwei Zimmern; das eine, das Schlafzimmer der ganzen Familie, enthält eine Art Estrade, auf welcher Matten liegen, das andere enthält das Hausgeräthe und die Lebensmittel, und dient als Wohnzimmer, Küche und Magazin. Prachtvolle Bäume und Gesträuche mit Blüthen in den herrlichsten Farben beschatten die Häuser. In dieser Straße befindet sich die Hütte des Königs, die sich durch ihre Größe und die eigenthümliche Architektur, namentlich ein von Säulen getragenes Vordach, auszeichnet.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Karte von Lawlen & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Die Lebensalter.

IV.

Das Alter.

Wir stehen heute am Schlusse der Laufbahn, die uns der Griffel des Künstlers in ihren Hauptwendepunkten vor Augen geführt. Die Tröstungen des Alters erfreuen den Blick, der gern auf diesem Bilde ruht. Die Großmutter, umgeben von dienstfertigen lachenden Enkeln, der Großvater, gestützt durch den Arm des Enkels, im Hintergrunde die Freundinnen, die im Kartenspiel ihre letzten Zerstreuungen suchen.

1854.

Digitized by Google

Die Ewigkeit öffnet ihre Pforten! Der Herr erwartet die müden Kämpfer und wird ihren Lohn bestimmen. Hier ist ihr Tagewerk vollendet.

Rabelais sagt in seinem Kalender: „Das Alter ist dieses Jahr unheilbar wegen der vorhergehenden Jahre!“ Trauriges Epigramm auf die Gebrechlichkeit der Menschen und die Kürze des Lebens, wenn uns Gott nicht zum Troste die folgenden Generationen gegeben, die, uns ersetzend, das Beste von uns fortpflanzen. In dieser unterbrochenen Folge menschlicher Wesen, die durch den Ring der Familie verbunden sind, liegt die irdische Entschädigung für unsere Schwachheit. In den Kindern leben wir fort und lassen durch Erziehung, Beispiel und Namen einen Strahl unseres Innern auf Erden zurück. Sie bleiben, um unser Werk, sei es gut oder böse, fortzusetzen: darum soll unser Leben ein Musterbild sein; dann wird das Alter „ruhig und fromm“, wie Hölderlin sagt.

Die Jahreszeiten.

III.

Der Herbst.

Die Sonne beginnt nach dem Südpol herabzusinken. Das Nordlicht — dieses herrlichste aller Lichtmeteore — erscheint wieder am Horizont: die Dunkelheit der Polargegenden bildet vom August bis zum Mai den Schauplatz dieser prachtvollen Erscheinung. Es war am 21. September, in einer klaren, kalten Nacht, als de Capell Brooke zum ersten Male das Nordlicht der Polargegenden sah, wie er es in seinem „Winter in Lappland“ beschrieb. Das Himmelszelt war hell erleuchtet: blasse Lichter flogen mit überraschender Schnelligkeit von Nordost nach Südwest. Bisweilen stiegen sie hinter den dunkeln Bergen empor. Das Nordlicht nahm mit jedem Tage an Schönheit zu. Am herrlichsten ist es von November bis März. Erst waren es unregelmäßige Lichtstrahlen, wie die Reflexe eines fernen Lichtes: dann zum Zenith emporsteigend, nahm es alle Arten von Formen an: die von Lichtströmen, Bogen, Kronen, Domen, Gewölben u. s. w. Ganze Stunden lang glich das Nordlicht einem Bogen von unbeschreiblichem Glanze, der am Himmelszelte ausgespannt war; und andere Beobachter sagen uns, daß es selten nur ein Bogen ist, sondern daß zwei, drei, vier und sogar fünf concentrische Bogen zugleich sichtbar sind. Kann man sich etwas Erhabeneres denken? So ist selbst auf das tiefe Dunkel der Polargegenden in deutlichen Zügen die Antwort auf die Frage geschrieben: „Ist nicht ein Gott in der Höhe des Himmels?“

Der Herbst ist die eigentliche „Regenjahreszeit.“ In den tropischen Gegenden ist der Regen außerordentlich dicht, aus dem einfachen Grunde, weil, wäre es nicht so, der größere Theil zuvor schon absorbirt oder verdampft wäre, ehe er den Boden erreichte. An dem Flusse Atabapo in Südamerika, bemerkt Humboldt, ist der Himmel immer in dieser Zeit mit Wolken bedeckt und die Sonne scheint ganze Tage lang nur einige Minuten.

Der Herbst ist auch die Zeit der Nebel. Sie rieseln in Schauern auf den hohen Hügeln von Nordengland herab. „Es ist ein thränenreiches Klima,“ sagte Walter Scott zu Washington Irving, „wir Schottländer sind Kinder des Nebels und kümmern uns wenig um ein leises Blinzeln der Wolken.“ Von den Eingeborenen der englischen Hauptstadt kann man sagen, sie seien Kinder des gelben Nebels, jenes eigenthümlichen Phänomens, das die guten Bürger nöthigt, Nachmittags Gas und Wachslichter anzuzünden, die Wagen bei den großen Durchfahrten verwirrt, das Ueberfetzen über den Fluß gefährlich macht, die natürlichen Umrisse und Dimensionen aller Dinge ändert, Alles in ein dunkles Gelb hüllt, Luft, Himmel und Erde vermischt, den Athem hemmt und sind staunen macht, wie London trotz alledem eine der gesundesten Städte der Welt sein kann.

Jedermann verbindet unwillkürlich in seinen Gedanken mit dem Fall des Laubes die Periode menschlichen Sterbens. Wir lauschen im Herbste mit seufzendem Herzen dem heulenden Winde und glauben in ihm unser Grablied zu hören.

Der große Dichter Pope, der ein scharfes Auge für die Schönheiten der Natur hat, schreibt an einen Freund: „Sprich nicht von dem Verfall des Jahres; die Jahreszeit ist gut, wenn es die Menschen auch sind. Der Herbst ist die beste Zeit für den Maler: es ist mehr Wechsel der Farben in den Blättern; die Aussicht beginnt sich durch das dünnere Laub der Bäume zu öffnen; der Morgenthau perlt an jedem Dorn und schüttelt Diamanten auf den grünen Teppich der Erde, die Wälder sind frisch und würzig; — was willst Du mehr?“ — „In Brasilien,“ erzählt Darwin, der es in dieser Jahreszeit besucht, „übertrifft die Vegetation im Herbste so sehr Alles, was ein Europäer je gesehen, daß er nicht weiß, wie er seine Gefühle ausdrücken soll. Die blühenden Schmarotzerpflanzen wachsen so dicht, daß ein Mann mit einem Schwerte vorausgehen mußte, um uns durch das Gesträuch, das an Schönheit noch seine Ueppigkeit übertrifft, einen Weg zu bahnen.“

Die herbstliche Scenerie des Südens von Europa hat ihre eigenthümlichen Reize. Die Trauben, aus welchen der Xeres producirt wird, im Süden von Spanien, werden in gewöhnlichen Jahren ungefähr am 9. September eingesammelt. Die Xeres-Weinberge liegen zerstreut; wenn man sie jedoch alle an einander setzte, würden sie einen Raum von sechs Quadratmeilen einnehmen.

Der Herbst in Italien ist ungemein hübsch und bietet höchst malerische Bilder: Männer, Frauen, Kinder und Esel treiben sich zwischen den Weinstöcken umher und sammeln in die Körbe. Hunderte von Trauben läßt man hängen, so groß ist der Ueberfluß.

In den Gärten der Normandie bilden die Aepfel- und Birnbäume Alleen von mehr denn sechzig Meilen. Die Früchte beginnen in der Mitte des August zu fallen, und die Ernte fängt mit dem October an, wo Männer, Frauen und Kinder die noch hängenden Früchte mit Stangen abschlagen. Das Obst bleibt in großen Haufen bis Mitte November liegen und wird dann in die Presse gebracht.

Die Wanderung der gemeinen Schwalben und der Mauerschwalben beginnt oft erst in diesem Monat. Myriaden sammeln sich jährlich an den Ufern der Themse und der Küste von Hampshire, die sich zu ihrem Fluge vorbereiten, indem sie ihre Schwingen üben und besondere Exercitien vornehmen; die Schaaren erheben sich so hoch in die Luft, daß sie wie Bienenschwärme erscheinen. Die übrigen Sommergäste machen nicht so viele Umstände. Sie sind am Ende des October alle fort.

Digitized by Google

Der Gemsenjäger.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als ihr Blick in dem Halbdunkel der Sennhütte Freneli und Ulrich suchte, die, in ihrem vertraulichen Gespräche unterbrochen, etwas verlegen schienen.

„Ah!“ sagte sie und setzte den Korb ab, „es ist Gesellschaft hier: bist Du da, Ulrich?“

„Grüß' Gott, Muhme!“ antwortete der junge Mensch und ging auf die Alte zu. „Ich komme von Meyringen.“

„Und das ist's, was Du so leise mit Neli verhandelt“, versetzte die Alte; „ich sehe den Leuten gern ins Gesicht, mit denen ich spreche. Neli, zünde einen Span an.“

Während das junge Mädchen, wie befohlen, that, fragte die Alte: „Ist Hans noch nicht zurück?“ — „Nein“, antwortete Freneli.

„Ja, er läßt sich keine Ruhe“, sagte die Alte mit einem Seitenblick auf Ulrich; „das Brod, das man hier ißt, muß er droben, auf den Gletschern, erwerben. Du hast wohl daran gethan, ein leichteres Handwerk zu wählen; die Gemsen laufen zu rasch für die Füße Derer, die sich gern am Herde ausstrecken.“

„Ich habe auch Grund, mich jeden Tag meines Entschlusses zu freuen“, erwiederte der junge Mann, ohne die Ironie, die in dem ernsten Ton der Großmutter verborgen lag, zu ahnen.

„Ulrich hat uns eine Probe seiner Kunst mitgebracht“, unterbrach ihn Freneli; „sieh', Großmutter, wie geschickt er geworden!“

Sie brachte einen jener Becher in Tulpenform herbei, wie sie später von allen Holzschnitzern gemacht wurden, von denen Ulrich jedoch zuerst die Idee gehabt. Mutter Trine warf kaum einen flüchtigen Blick auf das Werk ihres Großneffen.

„Und es gibt wirklich Leute, die das geschnittene Holz kaufen?“ fragte sie mit einem gewissen Staunen.

„Sehr theuer,“ versetzte Ulrich stolz. „Ja, so theuer, daß mir mein Pfriem und mein Messer mehr Geld jede Woche einbringt, als Hans seine Büchse in einem ganzen Monat. Auch schwebe ich nicht jeden Tag in Todesgefahr. Die Frau, die mich am Herde erwartet, braucht nicht jedes Mal zu zittern, so oft eine Lawine vom Schreckhorn oder Wetterhorn herabbraust.“

Die Großmutter warf ihm einen Blick zu, der ihn die Augen zu senken zwang. „Das ist's wohl, was Du Neli so leise zugeflüstert?“ fragte sie.

Das junge Mädchen wollte mit einem Winke die Antwort Ulrichs zurückhalten; dieser aber glaubte den günstigen Moment gekommen und sagte:

„Ja, Mutter, laß Freneli und mich ein glückliches Paar werden.“

Er hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen und stand mit ängstlich bittendem Blicke vor der Großmutter. Diese betrachtete sie eine Zeitlang, wie der Falke ein Holztaubenpaar, und sagte dann, den Kopf schüttelnd:

„Kennst Du das Heirathsgut Freneli's?“ fragte sie Ulrich.

„Ich habe nie daran gedacht, daß sie eines braucht. Was sollte sie auch damit?“

„Du täuschest Dich. Es ist kein Heirathsgut, das reich macht, sondern es erlegt eine Pflicht auf. Hier ist es, in diesem Kasten, den noch Keines von Euch öffnen sah, und der Euch in der Kindheit Furcht einflößte.“

Und die alte Großmutter trat an das wurmstichige Möbel, steckte in das Schloß einen rostigen Schlüssel und öffnete die beiden Flügel. Die dunkle Tiefe des Kastens ließ mehre Gemsenschädel mit krummen Hörnern unterscheiden. Die gebleichten Gebeine hoben sich in so bizarren Umrissen ab, daß Freneli einen leichten Schrei nicht unterdrücken konnte. Die Großmutter wandte sich um:

„Bist Du so ängstlich, daß Du darob erschrickst thörichte Kreatur?“ sagte sie hart.

„Der Anblick muß überraschen“, unterbrach sie Ulrich. „Was ist das, Mutter Trine, und woher kommt diese Aussteuer für Freneli?“

„Von den Vätern ihres Vaters“, antwortete die alte Frau; „obgleich Du kein großer Jäger bist, Ulrich, kannst Du doch erkennen, daß jeder dieser Schädel einem Gemsenkaiser angehörte.“

„Allerdings“, versetzte der junge Mann, welcher wußte, daß nach der Sage diese hohen Geweihe von Gemsen stammen, welche so alt sind, daß ihre Nachkommenschaft eine Art Stamm bildet, für dessen Oberhaupt man sie hält.

„Auch wirst Du wissen, wie schwer es ist, ein solches Wild zu erlegen“, fuhr die Mutter Trine fort, „und man wird Dir ohne Zweifel erzählt haben, daß Der, der ein solches Thier schießt, unter dem Schutze des Erzengels Michael oder des schwarzen Jägers stehen muß.“

„Man hat mir das gesagt“, versetzte Ulrich.

„Nun gut!“ fuhr die Großmutter mit einer gewissen Emphase fort, „seit länger, als nöthig, um eine Eiche wachsen zu sehen, haben alle Die, welche die Töchter unseres Hauses geheirathet, ihrer Braut zum Hochzeitsgeschenk einen Gemsenkaiser gebracht. Sieh': unter jedem Geweih kannst Du den Namen eines unserer Ahnen lesen. Der Letzte, der etwas über den anderen steht, wurde dort von meinem Schwiegersohn aufgehängt: Gott lohn' es ihm! Als er mich um seine Base, die Mutter Freneli's, zu bitten kam, zeigte ich ihm, was ich Dir zeige.“

„Und was hat er Dir geantwortet?“

„Nichts, aber zwei Monate später legte er mir zu Füßen, was Du hier siehst; wenn er es nicht gebracht, hätten meine Tochter und ich auf einen geschickteren Jäger gewartet.“

„Wie!“ rief Ulrich, „Du hättest einen solchen Ruhm über alles Uebrige gestellt, Muhme Trine? Du hättest die Liebe Deiner Tochter zum Vater Freneli's für nichts geachtet?“

Ein verächtliches Lächeln verzerrte die Züge der alten Frau: es war ihre einzige Antwort.

„Und das Alles nur,“ fuhr der junge Mann traurig fort, „damit der beste Schütze in Deiner Familie sei.“

„Und das war auch stets der Fall,“ versetzte die alte Frau stolz.

„Aber was hat es Dir gebracht,“ fuhr Ulrich lebhaft fort, „als Armuth, Jammer und Wittwenschaft? Wo sind jetzt die irdischen Ueberreste Derer, auf die Du so stolz bist? Waren die Lawinen nicht ihr Leichentuch und die Abhänge ihr Leichenhof?“

„Wer sagt das Gegentheil?“ versetzte Trine mit stolzer Kälte; „habe ich von langem Leben, Ruhe und Reichthum gesprochen? Hast Du nicht in den alten Geschichten, welche die Kinder an den langen Winterabenden lesen, von edlen Familien gehört, deren männliche Angehörige alle im Kriege umkamen? Nun: unsere Männer sterben auf dem Gebirge; das ist ihr Schlachtfeld; die Schande beginnt bei dem Ersten, der in seinem Bette stirbt.“

Digitized by Google

Freneli faltete die Hände mit einem Ausruf, der zu protestiren schien, aber die alte Frau unterbrach sie mit dem Tone gebieterischer Ungeduld: „Ruhe! Ruhe! tolle Kreatur!“ sagte sie, „man fragt Dich nicht um Deine Meinung. Glücklicher Weise hast Du nicht zu befehlen; Du sollst hören und schweigen. Ich spreche mit Dem, welcher wissen wollte, wie die Ehegatten hier ins Haus kamen; jetzt weiß er es und hat gesehen, daß Jeder von ihnen zu unserem Ehrenschatz beitragen mußte.“

„So wird also Niemand angenommen, der diese Bedingung nicht erfüllt hat?“ bemerkte Ulrich, „und selbst der Vetter Hans nicht?...“

„Hans fragt nicht,“ unterbrach ihn die Mutter heftig; „Hans thut seine Pflicht. Die günstige Gelegenheit wird schon mal für ihn kommen und dann trifft seine Kugel ganz gewiß. Indessen ernährt er uns.“

„Und Du kannst hinzufügen, daß das eine Bevorzugung gegen Recht und Gerechtigkeit ist,“ bemerkte Ulrich lebhaft, „denn auch ich hatte ein Recht...“

„Nein“, vollendete die alte Frau. „Die Hauser haben immer von den Erzeugnissen des Gebirges gelebt. Hans und Hiob sammeln für uns und die Ernte genügt.“

Als sie diese Worte gesprochen, hörte man von dem steilen Abhange, der nach der Hütte führte, das Rasseln von Kieseln, die ein rascher Schritt vor sich herrollte. Freneli hob den Kopf, lauschte und rief: „Er ist es!“

Beinahe im selben Augenblick wurde die Thüre heftig aufgerissen und Hans trat über die Schwelle. Er trug die vollständige Kleidung eines Gemsenjägers: Rock und Hose von Tuch, welche zahlreiche Spuren der Zeit zeigten, grobe Schuhe mit Gamaschen von Leder, die von den Eisschollen zerrissen waren, und einen vom Regen gerötheten Hut. An seiner Seite hing das Beil, das ihm einen Weg auf den Eisspitzen bahnen mußte, der Hammer, mit dem er die Ladung in die Büchse zwang, und die lederne Kugeltasche, die seine Munition enthielt; ein großer Sack von rother Leinwand hing um seine linke Schulter.

Er war wie ein Sturm hereingetreten und blieb erst in der Mitte der Hütte stehen, indem er den Kolben seiner Büchse schwer auf den Boden fallen ließ. Mutter Trine erkannte auf den ersten Blick, daß die Jagd unglücklich ausgefallen war. Ohne ein Wort zu sagen, machte sie Freneli ein Zeichen, sie solle das Feuer wieder anfachen, und trat dann selbst an ein kleines Kästchen, aus welchem sie Alles herausholte, was zum Tischdecken nöthig war. Erst jetzt bemerkte der Jäger Ulrich.

„Gott grüß' Dich, Hans!“ sagte der Letztere, indem er einen Schritt näher kam.

Der Vetter antwortete nicht; aber sein Blick richtete sich rasch auf Freneli, deren Augen auf den jungen Bildschnitzer geheftet waren. Er näherte sich dem Herde, ohne ein Wort zu sprechen, stellte seine Büchse an die Wand und streckte, sich auf den Block setzend, der in der Ecke stand, seine Füße an das Feuer.

Obgleich Ulrich an sein schweigsames und grämliches Wesen gewöhnt war, schien er diesmal doch etwas überrascht; er setzte sich auf die andere Seite des Klotzes, schlang die Arme in einander und lehnte die Schulter an die Wand.

„Es scheint, der Gemsen ist kein großer Ueberfluß auf den Alpen,“ sagte er mit einer leichten Ironie, „daß der Vetter Hans kommt, wie er gegangen.“

Der Jäger zuckte die Achseln und antwortete verächtlich: „Wer hat jemals gesagt, daß die Gemsen auf der Alp im Ueberflusse seien, wenn das Thauwetter ihnen auf den höchsten Spitzen zu grasen erlaubt?“

„So wollte sie also der Vetter nicht so hoch droben aufsuchen?“ fuhr der Bildschnitzer fort.

Hans warf ihm einen wilden Blick zu. „Ich komme von den Schreckhörnern,“ sagte er mit einer gewissen Emphase.

Bei diesem Worte wandten sich die beiden Frauen um und Ulrich selbst schien eine Bewegung nicht unterdrücken zu können. Die Schreckhörner sind wirklich die höchsten Spitzen des Mettenbergs und ihr Name sagt genugsam, wie gefährlich sie von je erschienen; selbst die Jäger wagen sich selten hinauf, und man kann Diejenigen zählen, die die Gemsen bis in diesen höchsten Zufluchtsort verfolgen. Auch Mutter Trine, welche mit dem Tischdecken fertig war, trat an den Herd.

„Die Schreckhörner!“ wiederholte sie mit bestürztem Tone; „kommst Du wirklich von den Schreckhörnern?“

„Warum nicht?“ versetzte Hans und sah sie an.

„Dort sind sie Alle geblieben,“ ... murmelte die alte Frau mit sich selbst sprechend ... „der Vater Freneli's ... der Vater ihrer Mutter ... und der Vater des Großvaters ... Es ist ein alter Haß zwischen unserer Familie und den Schreckhörnern.“

„Und selbst auf diesen hohen Spitzen hast Du nichts gefunden?“ fragte Ulrich wider Willen sich für die Kühnheit seines Vetters interessirend.

„Wer sagt Dir das?“

„So hast Du eine Fährte gesehen?“

„Ich habe mehr gesehen.“

„Was denn?“

„Eine Truppe Gemsen mit ihrem „Kaiser!“

Alle drei Zuhörer stießen einen Schrei aus. In diesen wilden Thälern ist die Gemsenjagd die romantische und ergreifende Seite des Lebens; an sie knüpfen sich alle wunderbaren Abenteuer; sie gleicht der Schmuggelei an den Grenzen, den Expeditionen der Schatzgräber nach dem Westen der Vereinigten Staaten oder dem Goldsuchen an den Ufern des Sacramento; aus ihr schöpft die Volkskunde den Stoff zu ihren Tausend- und Eine Nacht-Märchen; und auf alle Gemüther übt sie dieselbe unwiderstehliche Gewalt.

So traten auch diesmal Trine, Freneli und Ulrich unwillkürlich näher zu dem Jäger heran und bestürmten ihn zu gleicher Zeit mit ihren Fragen: ein Blitz der Aufregung hatte seine verbrannten Züge erhellt.

„Ja, ich habe sie gesehen,“ begann er wieder und streckte die Hand aus, als wollte er auf die herrliche Beute deuten. „Es war in einer der Schluchten, die sich am Fuße des kleinen Zahnes öffnen. Mit meinem Fernrohr habe ich sie deutlich gesehen und setzte neues Pulver auf die Zündpfanne, um des Schusses gewiß zu sein: dann schlich ich auf den Knien näher. Schon war ich der Gemse, die als Wache ausgestellt war, auf Schußweite nahe, denn ich konnte ihre Hörner unterscheiden, da sprang sie auf die Seite, um die anderen zu warnen, und alle flohen davon, den Kaiser an der Spitze ... es waren ihrer neun! ...“

Mutter Trine zitterte bei diesem Worte.

„Du bist der Zahl gewiß?“ sagte sie lebhaft; „hast Du sie gezählt?“

„So gewiß, als ich die Finger meiner Hand gezählt.“

Digitized by Google

„Sie wurden von einem „Kaiser“ angeführt? Du hast Dich nicht getäuscht?“

„Hältst Du mich denn für einen Jäger von gestern?“

Die alte Frau schien nachzusinnen.

„Ich habe sie drei Stunden lang zwischen den Felsen und längs den Staffeln verfolgt,“ fuhr Hans mit immer lebhafterer Begeisterung fort. „Anfangs gingen sie nach dem Viescher-Horn über den Gletscher hin, dann sind sie plötzlich wieder umgekehrt. Viermal habe ich einen kürzern Weg gemacht und war nahe genug, um das Commandopfeifen des Kaisers zu hören, der noch immer den Rudel führte; immer wieder schnitt mir ein Felsenspalt oder eine Spitze den Weg ab.“

„Und wo hast Du sie verloren?“ fragte Mutter Trine.

„Als ich auf den Eiger kam; urplötzlich waren sie verschwunden.“

„Ja, ja!“ fuhr die Großmutter nachdenklich fort: „wenn Gemsen . . . der Kaiser an der Spitze! . . . Unmöglich, sie zu erreichen, und wenn man endlich nahe ist, verschwunden Alles . . . der Vater Freneli's hatte sie einen Monat vor seinem Tode gesehen.“

Hans zitterte unwillkürlich, aber nach einem Augenblick tiefer Stille sagte er: „Glaubst Du wohl gar, es sei eine Heerde Irrgemsen gewesen?“

„Wer weiß?“ antwortete die Mutter starr vor sich hinblickend; „der böse Geist treibt da oben sein Spiel.“

„Habe ich das Gegentheil gesagt?“ versetzte Hans; „Die, welche die Nacht auf der Jungfrau gewesen, haben ihn mehr als einmal unter den Gletschern heulen hören. Aber was thut's? Elf Jahre trotze ich ihm in seiner Behausung, und so lange ich mein Beil und meine Büchse habe, brauche ich Niemanden gegen ihn. Gott verdamme mich! wenn die Heerde selbst dem schwarzen Engel gehörte, schwöre ich, daß sie mit meinen Kugeln Bekanntschaft machen soll.“

Freneli und Ulrich sahen sich an. Beide im Aberglauben der Alpenthäler aufgewachsen, betrachteten sie die ewige Schneeregion als einen Boden furchtbarer Wunder, auf den man sich nur mit ängstlicher Vorsicht und unter dem Schutze Gottes wagen dürfte; die Kühnheit Hansens erschien ihnen wie eine Gottlosigkeit. Die alte Frau theilte dieses Gefühl, denn sie schüttelte den Kopf und sagte halblaut: „Man muß den unsichtbaren Feind nicht reizen, Hans.“

Aber der Jäger hatte sich in seiner Prahlerei erhitzt, erhob sich und rief, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug: „Bei meinem Kopfe, Muhme Trine, ich kümmere mich nichts um Den, von dem Du wie das Murmelthier sprichst, das in den Felsen der Schreideck pfeift. Merke wohl, was ich verspreche, und Ihr Anderen auch. Ehe acht Tage vergehen, muß auf diesem Tische ein Viertel des Gemsenkaisers liegen, den ich so oben verfolgt.“

Dieser Schwur war von einem Blick auf das junge Mädchen begleitet, der Ulrich zittern machte. Die Worte ihres Vetters waren niemals leichtsinnig in den Tag hinein gesprochen: was er sagte, war immer wie eine Verpflichtung, die er übernahm, und der er um jeden Preis nachkam. Seinem Versprechen folgte eine lange Stille.

Er hatte indessen einen hölzernen Stuhl an den Tisch gerückt und sich vor die armselige Mahlzeit gesetzt, die seine Großmutter aufgestellt. Sie bestand aus einem Reste schwarzen Brodes und einem Stücke magerer Käse. Hans wandte sich nach dem Biloschnitzer um.

„Der Vetter hat wohl keinen Hunger für die Mahlzeiten des Jägers,“ sagte er ironisch; „man darf ihm nicht anbieten, an dem mageren Mahle Theil zu nehmen.“

„Wer spricht von magerem Mahle?“ unterbrach ihn eine Stimme.

Der Oheim Hiob erschien auf der Schwelle der Hütte, mit seinem eisernen Stocke bewaffnet, den Hammer des Krystallsuchers im Gürtel und die Bleichbüchse über der Schulter. Freneli und Ulrich eilten ihm entgegen, der Eine, um ihm die Hand zu drücken, die Andere, um ihm abzunehmen, was er trug; aber der Alte wollte ihr nichts lassen, als ein kleines Körbchen, das ihm am Arme hing.

„Nimm Dich in Acht, Neli; nimm Dich in Acht, meine Tochter,“ sagte er heiter. „Es sind weder Kräuter, noch Steine, noch Schmetterlinge . . . es ist meine Antwort für den Neffen-Hans. Sprach er nicht, als ich eintrat, von magerem Mahle? Hebe den Deckel, Neli, und zeige ihm, was ich bringe.“

Sie öffnete das Körbchen, aus welchem sie nach und nach Eier, geräucherten Speck, drei weiße Brode und eine kleine Flasche Kirschwasser nahm. Der Jäger, der gegen die ersten Vorräthe gleichgiltig schien, nahm das Letzte mit einem Ausruf der Befriedigung auf.

„Bei meiner Seele! Es freut mich, eine Ritze in diesem Herzen zu finden, in die ich einen Sonnenstrahl hineinsenden kann. Guten Morgen, Trine! Du bist seit zwei Tagen, Gott sei Dank, nicht älter geworden. Und Du, Neli, bereite jetzt, was ich mitgebracht. Setze Dich hier, Ulrich; wir wollen zusammen essen, mein Sohn.“

Während der Alte in seinem heitern Tone das Wort nach und nach an Alle gerichtet, hatte er sich seiner Last entledigt und gegenüber von seinem Neffen an den Tisch gesetzt. Er entkorkte die Branntweinflasche mit größter Vorsicht, gab Jedem ein Glas voll und bediente sich dann selber. Mit freundlichem Tone erkundigte er sich, ob Hans etwas geschossen, worauf der Jäger mit einem verneinenden Seufzer zu antworten sich begnügte. Zuletzt fragte er Ulrich über seine Stellung in Meyringen.

Der junge Bildschnitzer wiederholte ihm, was er bereits Mutter Trine gesagt, aber in einem zerstreuten und niedergeschlagenen Tone, der wenig mit den Worten harmonirte, in denen er seine Erfolge darlegte. Der Oheim, welcher daraus schloß, daß er die Vortheile, die er sich erwerbe, sehr theuer erkaufen müsse, und dabei daran dachte, wie sehr er ihm von dem unmuthig ergriffenen Berufe abgemahnt, gerieth unwillkürlich in eine lebendige Schilderung der Unabhängigkeit hinein, die er auf den Bergen hätte genießen können.

Seit den vierzig Jahren, die der Oheim Hiob alle Mühen und Gefahren dieser rauhen Einöden ertragen, hatte er stets nur das Anziehende und Erhebende dieses Gebirgslebens ins Auge gefaßt. Während die unbändige Kühnheit Hansens den Dämon darin zu finden glaubte, suchte seine sanfte Milde dort den Gott, den er anbetete. Der Erste, von ich weiß nicht welcher wilden Leidenschaft fortgerissen, achtete nicht der Abgründe, nicht der Lawinen, das Auge einzig auf seine Beute richtend; der Andere wußte, während er Blumen, Schmetterlinge und Steine am Felsenriff suchte, jedes Hinderniß geschickt zu umgehen. Jener war die Kraft, welche trotzt, Dieser die Einsachheit, welche bewundert.

Nachdem das Essen aufgetragen war, nöthigte der Oheim Mutter Trine und Freneli, Platz zu nehmen und das Mahl zu theilen. Seiner Heiterkeit gelang es endlich, alle Stirnen zu entrunzeln. Nur die von Hans blieb, wie

Digitized by Google

gewöhnlich, finster. Als jedoch die beiden Frauen den Tisch verlassen, machte der alte Hiob einen letzten Versuch, ihn in eine heiterere Stimmung zu versetzen. Er füllte sein Glas, legte ihm vertraulich die Hand auf den Arm und sagte lächelnd: „Trinke, guter Schütze: das Kirschwasser ist hell und klar, wie Felsenwasser; man kennt die Quelle, und morgen wird die Reiseflasche aufs Neue gefüllt sein."

„Gott schütze uns," sagte Ulrich. „Wo hast Du diese herrliche Quelle entdeckt, Oheim?"

„Im Wirthshaus in Lauterbrunnen," antwortete der Alte. „Diesen Morgen hat mir der Kellner Alles, was ich von Proben am Rosenlawi gefunden, abgekauft: ich erhielt siebenzehn Batzen, mit denen ich Euch dies Fest geben konnte; und ich habe immer noch übrig," fügte er, auf die Tasche schlagend, daß es hell klang, hinzu.

Und als der junge Bildschnitzer seine Verwunderung ausdrückte, fuhr er lustig fort:

„Das ist noch nichts, mein Kind; wenn Du wüßtest, was ich gestern auf der Spitze eines Felsens unter dem geschmolzenen Schnee entdeckte! Ein Nest von echtem Krystall! Ich schlug mit einem Stein darauf, und es gab einen Ton von sich, wie die Glocke unter dem Schlägel."

„Du konntest die Hand an diesen Schatz legen?"

„Noch nicht. Glaubst Du denn, daß man so leicht dazu kommt? Nein, nein, das Nest ist an der Seite des Felsens verborgen, gerade über dem Abgrund. Aber mit einem Strick kann der Mensch überall hinkommen, wo der Vogel hinkommt: morgen werde ich die Stelle wieder aufsuchen. Ei, Hans, als ich über die Wengernalp ging, fand ich eine Gemsenfährte über dem Upigel; ich könnte Dir den Ort zeigen."

„Danke, ich kenne andere," antwortete Hans.

„Sie sind sehr zahlreich," bemerkte der Oheim, „und Du weißt, die Wengernalp ist für die Jagd sehr bequemer Boden."

„Ich suche nicht Bequemlichkeit," warf der Jäger trocken ein und fügte mit einem ironischen Blicke hinzu: „Sonst wohl hätte das Ulrich verlocken können."

„Du hast Recht, Hans, und es lockt mich noch heute", antwortete der Bildschnitzer; „Du gibst mir die Andenkungen und ich gehe morgen auf die Alp, lieber Oheim."

„Du?" rief Hans, der sich anfrichtete. „Bei meinem Leben! sprichst Du im Ernste?"

„Allerdings, und ich bitte den Oheim nur, mein Jagdzeug, das ich ihm gelassen, mir noch heute wieder zu geben."

„Ist es wahr?" rief der Alte; „Du entsagst Deinen geschnitzten Hölzern, um wieder zu uns auf die Berge zu kommen?"

„Ich will's versuchen."

„So kehrst Du also heute nicht nach Meyringen zurück?"

„Heute schlafe ich, wenn Du's erlaubst, Oheim, unter Deinem Dache."

„Und morgen?"

„Morgen gibst Du mir meine Büchse und zeigst mir die Fährte, die Du auf der Wengernalp gefunden."

Der Alte verließ rasch den Tisch.

„Gut!" rief er: „Gott sei Dank! das Kind kehrt zu uns zurück. Hast Du gehört, Trine, was er gesagt?"

„Der Wind nimmt die Worte fort", versetzte die Großmutter kalt, „ich muß Thaten sehen."

„Wir werden sie sehen; ganz sicher werden wir sie sehen!" rief der Krystallsucher. „Er wird wieder Geschmack am freien Leben bekommen. Ich will in meinem Nachtgebet den himmlischen Vater bitten, daß er ihm Muth verleiht und den schönsten Gemsenkaiser in den Bereich seiner Büchse bringt."

„Ja", rief Ulrich und ergriff den Arm des Alten. „Ja, bitte das, Oheim Hiob; für ein solches Glück würde ich den besten Theil meines Lebens hingeben."

Bei diesen Worten warf der junge Mann Frenelі einen Blick zu, den sein Vetter auffing. Seine Stirne runzelte sich und seine Lippen zogen sich zusammen; aber er beobachtete tiefes Schweigen. Ulrich nahm Abschied und verschwand mit dem Oheim. Hans heftete auf das junge Mädchen einen forschenden Blick, der sie zwang, den Kopf zu senken; dann blinzte er mit den Augen, nahm seine Büchse und verließ schweigend die Hütte.

II.

Am andern Morgen, lange vor Tagesanbruch, waren Ulrich und der alte Krystallsucher auf den Beinen.

Der Oheim bewohnte eine noch kleinere und elendere Seumhütte, als die von Mutter Trine. Der Haustrath beschränkte sich auf einen kleinen Tisch und drei Hutschen (Fußschemel); aber die vier Wände waren mit den Sammlungen geschmückt, die er auf den Bergen gemacht. Diese leuchtenden Steine, diese getrockneten Kräuter, diese Schmetterlinge und Insekten mit den bunten Flügeln, welche seine Hütte tapezirten, gaben ihr etwas Fremdartiges, was der Greis selbst mit seiner altväterischen Tracht, seinem grauen, halblangen Barte und seinem bis auf den Hals herabwallenden Haar noch erhöhte; der Oheim warf auf seine Reichthümer einen letzten liebevollen Blick, während er sich mit einem Strick umwickelte, der ihm zur Erreichung des Krystalllagers dienen sollte, das er am Tage zuvor entdeckt; zuletzt füllte er seine Wandertasche mit eisernen Klammern, Bolzen und dem kurzen Brecheisen, deren sie zu ihrer gefährlichen Unternehmung bedurften. Während dieser Zeit hatte sich auch Ulrich mit seiner Ausrüstung beschäftigt. Er prüfte sorgfältig seine Büchse, eine alte Gemsenjägerwaffe, deren einziger Lauf eine doppelte Ladung hatte, die man hinter einander losschießen konnte. Nachdem er sich versichert, daß jede Pfanne Pulver hatte, deckte er sie mit einer Lederhülle und begab sich zum Oheim, der vor der Thürschwelle stand.

Es bedurfte der ganzen Liebe eines jungen Mannes und der Gewißheit, daß Mutter Trine nur Dem die Hand Frenelі's geben würde, der die seltsame Bedingung erfüllte, die sie gestellt hatte, um ihn zu vermögen, zu einem Leben zurückzukehren, das er nur zu gut kannte. Kein anderes kann in der That so vielen Mühen, Entbehrungen und Gefahren aussetzen. Der Gemsenjäger verläßt seine Hütte gewöhnlich am Abend, um bei Tagesanbruch auf der Höhe zu sein. Wenn er keine Fährte entdeckt, steigt er noch höher, und hält nicht früher an, als bis er eine Spur gefunden, die ihn zu seiner Beute führen kann. Dann rückt er vorsichtig, bald auf den Knien rutschend, bald auf den Händen oder dem Bauche vor, bis er die Hörner der Gemsen sieht; dann erst ist er auf Schußweite. Wenn die Gemse, welche Wache steht, ihn nicht gesehen, sucht der Jäger einen Stützpunkt für seine Büchse und schießt, indem er auf den Kopf oder das Herz zielt; denn wenn die Kugel anderswohin trifft, so kann sie das Thier durch und durch schießen, ohne daß der Jäger etwas davon hat, und die Gemse verendet in irgend einem Abgrund, wo

Digitized by Google

sie dem Lämmergeier als Fraß dient. Ist das Thier aber in seiner Flucht aufgehalten, so eilt der Jäger seiner Fährte nach, sucht es zu erreichen und ihm die Kniekehle abzuschlagen. Er muß es dann auf seine Schultern laden, um es durch Sturzbäche, Schnee und Abgründe nach seiner Hütte zu bringen. Bei dieser gefahrvollen Wanderung meist von der Nacht überrascht, sucht er eine Felsenritze, zieht aus seiner Tasche ein Stück schwarzen Brodes, das so hart ist, daß der Zahn es nicht zermalmen kann und man es zwischen zwei Steinen zerreiben muß, trinkt etwas geschmolzenen Schnee, legt sich einen Stein unter den Kopf und schläft, die Füße über dem Abgrund, die Stirne unter den Lawinen, ein. Am andern Tage neue Mühen, neue Gefahren, und das setzt sich oft mehre Tage fort, ohne daß er ein Obdach findet oder ein menschliches Wesen sieht. Ehemals konnte er hoffen, einigen Krystallsuchern oder einem seiner Jagdkameraden zu begegnen, aber die Ersteren sind beinahe ganz ausgestorben, und die Anderen werden mit jedem Tage seltener. Was bei den Hausern geschehen, schien die in der ganzen Bevölkerung vorgegangene Aenderung zu symbolisiren. Der alte Hiob repräsentirte eine ausgestorbene Generation, Hans die aussterbende, Ulrich die beginnende.

Indessen hatten sich der Alte und sein Neffe auf den Marsch gemacht. Der Himmel hellte sich noch nicht auf und die Eisspitzen boten sich von einem blassen Horizonte ab. Die Lüfschine brauste in der Tiefe des Thales; ein starker Wind machte die mit Schnee beladenen Tannen ächzen und von Zeit zu Zeit hallte der Klang einer Art von den unteren Abhängen herauf. Hiob wandte sich an seinen Begleiter.

„Ich mag diesen Morgen nicht", sagte er mit nachdenklicher Miene; „der Nebel setzt dem Faulhorn einen Helmbusch auf; gestern war der Sonnenuntergang von einer großen Glut begleitet und der Mond ging mit einem rothen Hofe auf. Ich fürchte, daß uns von Mittag etwas kommt."

„Wir sind ja kaum im März", warf Ulrich ein, „und gewöhnlich kommt der Föhn erst später."

„Das habe ich mir auch gesagt", erwiederte der Alte; „aber die Zeichen sind doch schlimm; wenn Du droben bist, gib recht auf den Himmel Acht."

Bei diesen Worten hatten sie die erste Höhe erreicht. Beide gingen in dem festen und gleichen Schritt, der den Bergbewohnern eigen ist; aber der junge Mann schritt, in ernste Träume versunken, mechanisch vor ihm her, während der Krystallsucher jeden Augenblick lebhafter und heiterer wurde. Auf der Scheidewand zwischen dem Eiger und der Wengernalp schien er jeden Felsen, jeden Baum, jeden Grashalm zu kennen. Man käme ihn, nach seiner Freude zu urtheilen, für einen Verbannten halten können, der an den Grenzmarken seines Vaterlandes ankommt. Hier entdeckte sein forschendes Auge eine unter dem Schnee verborgene Pflanze, dort ein schlafendes Insekt, und dort endlich einen Stein, dessen Namen er laut nannte. Als sie endlich den ersten Absatz des Berges erreicht hatten, umhüllte sie der Nebel der Morgensonne, der auf den Spitzen leuchtete, mit einem Purpurglanz und zeigte ihnen alle Widerlager des Eiger und der Schreckhörner in hellem Lichte, während das Thal von Grindelwald noch in Finsterniß begraben lag. Der Oheim blieb stehen.

„Hier müssen wir uns trennen, Kind", sagte er, „Du gehst rechts, ich links. Hast Du meine Andeutungen wohl verstanden und wirst Du den Weg zurückfinden?"

„Ich hoffe es", sagte der junge Mann, der seine Augen umherlaufen ließ, um die Bergspitzen wieder zu erkennen, die er seit mehren Jahren nicht mehr gesehen.

„Geh' zuerst diese Treppe hinan," fuhr der Oheim fort, „an dem Tannen- und Birkengebüsch hin. Wenn Du sie hinter Dir hast, wirst Du einen Vorsprung finden, den Du zu einer andern Jahreszeit an den blauen Genzianen erkennen würdest; laß dann den Felsen zur Linken; dann steigst Du immer weiter bis zum Kieselfeiher; von dort kommst Du nach dem großen Plateau, wo man nur um sich sehen darf, um sich zu orientiren. Gehen wir jetzt unter Gottes Beistand!"

Der Oheim hatte sein Haupt entblößt. Ulrich that desgleichen, und auf seinen mit Eisen beschlagenen Stock gestützt, begann der Alte laut eines seiner improvisirten Gebete zu sprechen, welche die Bergbewohner für jede Gelegenheit stets zur Hand haben. In diesem Augenblick übergoß die aufgehende Sonne den Berg mit rothen Gluten, die, wie eine leuchtende Lawine, rasch von Spitze zu Spitze herabstiegen. Man sah die über einander gethürmten Felsen, die Schluchten und Bergwasser nach und nach aus der Dunkelheit auftauchen und, so zu sagen, ihren Platz in dem Riesenpanorama einnehmen. In dem Augenblick, als der alte Krystallsucher sein Gebet mit einem innigen Amen schloß, war die Morgenhelle bis zu ihm gedrungen und umhüllte nun die Beiden mit einem leuchtenden Nimbus. Hiob wandte sich mit einer Bewegung des Dankes und Grußes nach Osten.

„Sieh', mein Sohn," sagte er mit lächelnder Miene, „nun ist die Sonne aufgegangen, die uns das Wild und den Abgrund zeigen wird; das Uebrige hängt von unserer Klugheit ab. Erinnere Dich, was der Gemsenjäger nach dem Sprüchwort braucht: „Ein Herz fester als Stahl und zwei Augen an jedem Finger."

„Ich will suchen, es nicht zu vergessen," sagte Ulrich.

„Dann geh' mit Gott, mein Sohn."

„Gleichfalls, Ohm."

Mit einem Zeichen des Abschieds trennten sie sich. Der junge Mann, der sich wieder in Marsch gesetzt hatte, sah den Alten in eine der tiefsten Schluchten, welche die Seite des Felsens durchfurchten, hinabsteigen: bald hatte er ihn aus dem Gesicht verloren, aber beinahe augenblicklich erhob sich seine klare und zitternde Stimme aus der Tiefe; er sang den Psalm, welchen die Märtyrer, wenn sie zum Scheiterhaufen geführt wurden, sangen: „Das ist der Tag des Heils . . ."

Nachdem er einen Augenblick gelauscht, stieg Ulrich den schroffen Abhang hinan und war bald an den letzten Tannen vorüber. Je höher er hinaufkam, desto größer schienen die Felsenspitzen zu werden, die Sonne stieg immer höher am Horizonte herauf, und wie ein Sieger, der in seinem Laufe die inzugänglichsten Festungen erobert, steckte sie nach und nach auf jeder im Sprung genommenen Spitze ihre Feuerfahne aus. Die Nebel, welche an den untern Felswänden auf und nieder wogten, zertheilten sich nach und nach, und wie durch die Risse eines prachtvollen Schleiers drang der Tag bis in die Tiefe des Thales. Ulrich begann sich umzusehen und den wohlthätigen Einfluß der freien Luft zu fühlen. Vor diesen ungeheuren Schneemassen ergreift und der Muth, den wir dem Feinde gegenüber fühlen: man hört all' die Fanfaren des Lebens blasen und tausend innere Stimmen rufen zugleich: „Vorwärts!"

Von solcher Begeisterung ergriffen, beeilte der junge

Digitized by Google

Bildſchnitzer ſeine Schritte und ſchwang ſich von einem Felſenriff zum andern. Die Sennhütten der unteren Bergabſätze waren in ein Leichentuch von Schnee gehüllt; man ſah nur dann und wann einige verkrüppelte Fichten und Zwergbuchsbäume, die den kahlen Boden ſchmückten. Bald aber verſchwanden auch dieſe, und man ſah nichts mehr, als den nackten Felſen, der von einem dichten Raubreif geſprenkelt war. Ulrich erreichte endlich den Seiher, welchen ihm der Oheim angedeutet hatte. Es war eine tiefe, in den Felſen geriſſene Spalte, in die noch nie ein Sonnenſtrahl gedrungen. Er wollte gerade den finſtern Ort betreten, als er einen Schatten an der Felswand gewahrte und ſeinen Vetter Hans erkannte.

„Du hier, Hans!“ rief er; „Gott ſchütze uns! wo biſt Du heraufgekommen?“

„Gibt's denn blos einen Weg nach der Wengernalp?“ fragte der Jäger kalt.

„Und was thuſt Du hier?“

„Ich ſah Dich kommen und erwartete Dich.“

„Du hatteſt mir etwas zu ſagen?“

„Suchſt Du nicht die Gemſen, die der Oheim geſtern hier geſehen?“

„Allerdings.“

„Du wirſt ſie nicht mehr finden; ich habe ſo eben ihre Fährte aufgeſpürt; ſie ſind nach den Gletſchern hinüber.“

„Gut! ſo folge ich ihnen dorthin.“

„Das willſt Du?“

„Warum nicht?“

„Dann wollen wir zuſammen jagen,“ ſagte Hans und nahm ſeinen Stock auf, als wollte er ſich auf den Weg machen. Ulrich wurde zum erſten Male ein ſolcher Vorſchlag gemacht. Er warf einen erſtaunten Blick auf Hans, welcher ihn wohl begriff.

(Schluß folgt.)

Dörfer in der Krim.

Auf der Oſtſeite der Krim, zwiſchen Aluchta und Caffa, kommt man durch verſchiedene Dörfer, unter anderen Tokink, Kooz und Otuz, wo die tartariſchen Wohnungen mit ihren platten Dächern ſich an die Hügel lehnen, die das Thal umſäumen. Vermöge dieſer Einrichtung können die Einwohner von Außen mit den Terraſſen ihres Hauſes verkehren, welches ihnen bei Tage als Zufluchtsſtätte dient. Es gibt nichts Maleriſcheres, als dieſe übereinander gethürmten Söller bei Abend. Um dieſe Zeit erwacht die ganze Bevölkerung des Dorfes und ver-

Häuſer in den Dörfern der Krim.

läßt die dunkeln Zimmer, wo ſie Schutz gegen die Hitze geſucht. Männer, Frauen, Kinder, Greiſe ſteigen auf die Dächer, welche aus ſtarkem Zimmerwerk und einer dichten Lage Thon gemacht ſind. Das angenehmſte und lebendigſte Treiben folgt dem Schweigen des Tages; überall hört man munteres Geplauder, und der Beobachter ergötzt ſich an den anmuthigen Gruppen, die, mit häuslichen Arbeiten beſchäftigt, ſich der friſchen Abendluft erfreuen.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Karte von Lemlen & Comp. in Paris

Digitized by Google

Das Arſenal in Venedig.

Anſicht des Arſenalthores in Venedig.

Zu dem Gewaltigſten, was an Venedigs ehemalige Größe mahnt, gehört ſein weltberühmtes Arſenal. Es iſt nicht etwa ein großes Haus, ſondern ein ganzer Stadttheil, aus verſchiedenen mächtigen Gebäuden, Plätzen, Kanälen, Thürmen und Mauern beſtehend, in einem Umfang von mehr als 2 italieniſchen Meilen. Es ſoll 16,000 Arbeiter beſchäftigt haben, jetzt ſind's kaum eben ſo viele Hundert. Im Anfang des 14. Jahrhunderts wurde der Bau begonnen, erſt allmälig mit der ſteigenden Macht der Republik erweitert und vollendet. Weiſt ſchon der äußere Umfang und die Anlage — der Saal, in welchem die Seile gedreht werden, iſt 110′ lang und 56′ hoch, und 92 Schiffe können zu gleicher Zeit gebaut werden — auf die Macht hin, die Venedig ehemals beſeſſen, ſo findet man im Innern des Arſenals in reicher Fülle noch anderweitige Documente hierfür in den zahlreichen Trophäen und anderen Merkwürdigkeiten. Gleich am Eingang zeigen ſich die vier berühmten antiken Löwen von Marmor, in verſchiedenen Stellungen und paarweiſe verſchiedener Größe. Sie ſind 1683 von dem Pyräus von Athen hierher als Beute gebracht worden. Der eine von ihnen, auf den Hinterfüßen ruhend, ſoll ſogar ein Denkmal der Schlacht bei Marathon ſein. Die Sculpturen ſind von den Schülern Sanſovino's. Ueber dem Bogen des Eingangs befindet

Digitized by Google

sich der Löwe von Sanct Marcus, als Wächter und Schützer der venetianischen Marine. Die Statue der h. Justina auf dem Fronton und die übrigen Statuen von G. Campagna erinnern an den Sieg, welchen die Venetianer 1571 am Tage der h. Justina über die Türken erfochten. Unter den Trophäen gehört zu den interessantesten die große Fahne, die in der Schlacht von Lepanto den Türken abgenommen wurde. Im Modellsaal wird ein kleines Modell des Bucentore, des Schiffes, von welchem der Doge jährlich den kostbaren Brautring ins adriatische Meer ward, gezeigt. Auch das Schiff, in welchem Napoleon in Venedig einzog, ist noch vorhanden. Die große Zahl der erbeuteten türkischen Kriegswerkzeuge erinnert den Nordländer daran, daß Venedigs Macht einst die Vormauer gegen den Orient war, wie denn noch immer in Venedigs Hafen des Orients Flaggen wehen.

Die Jahreszeiten.

IV.

Der Winter.

Man nimmt allgemein an, daß, wenn die Tage kürzer werden und die Sonne an Intensität abnimmt, die Kälte, welche sich an den Polen concentrirt hat, nach dem Aequator zu gedrängt wird. Ihr Einfluß auf die verschiedenen Theile des Globus ist vielleicht merkwürdiger, als in irgend einer anderen Jahreszeit.

Die ungeheure Masse kalter Atmosphäre, welche von den Polargegenden auf den Schwingen des Windes nach dem Aequator getragen wird, müßte Alles vor sich her zerstören, wenn die göttliche Weisheit nicht dafür gesorgt hätte, daß die Feuchtigkeit, wenn sie unter den dreißigsten Grad der natürlichen Wärme der Erde herabsinkt, sich in Schnee und Eis verwandelt; der erstere hüllt den Boden mit all' seinen Schätzen animalischen und vegetabilischen Lebens in ein warmes Kleid, während der letztere die Bewohner des Wassers vor einem unvermeidlichen Tode bewahrt. Wie willkommen ist dem Landbebauer ein rechtzeitiger Schnee, der seine junge Saat beschützt und dem Boden seine Fruchtbarkeit verleiht.

Die Phänomene großen Frostes sind bisweilen furchtbar, weit öfter aber herrlich und schön. In Canada ist jedes Stückchen Boden bedeckt, man sieht nur noch die Bäume. Die Wälder krachen in frostigen Nächten, als ob zehntausend Holzhacker mit ihren Aexten darin arbeiteten. „Die trockene Luft glüht und die Kälte macht den Eindruck von Feuer." Die Hunde werden in Quebeck von der Kälte toll, wie sie es bei uns in den heißen Hundstagen werden. Felsen, namentlich Kalkstein-, Sandstein- und Schieferfelsen, werden von der erpansiven Gewalt der Kälte wie von Pulver gesprengt. Die durchschnittliche Tiefe des Schnees in Canada beträgt beständig dreißig Zoll. Natürlich ist es unmöglich, auf dem gewöhnlichen Wege zu gehen: man bedient sich der Schneeschuhe oder Mocassins, die aus einer Art Netzwerk gebildet sind, das auf einem Rahmen ausgespannt ist und wie ein Kinderdrachen aussieht. Sie sind zwei Fuß lang und achtzehn Zoll breit. Wagen aller Art führen über den St. Lorenzstrom: statt der Räder haben sie Eisen, wie die Schlittschuhe, die zwölf bis achtzehn Zoll über den Schnee emporstehen.

Einem eigenthümlichen Phänomen begegnet man in den nördlichen Breitegraden. Mehre Thiere ändern ihre Farbe während der heftigen Kälte der canadischen Winter. Der canadische und norwegische Hase kann kaum vom Schnee unterschieden werden, auch auf den schottischen Bergen findet man weiße Hasen. Das Schneehuhn ist im Sommer Steinflechte, im Herbste Reif, im Winter Schnee. Einige Thiere scheinen für solche Klimate besonders geschaffen: so unter den Vierfüßern das Rennthier, in den nördlichen Gegenden ein großer Schatz; seine Fährte findet man auf den kältesten und höchsten Bergen; und das Elennthier, der größte wilde Vierfüßer Amerikas, der sich in der heftigsten Kälte am wohlsten fühlt. Unter den Vögeln die Schneeeule des höchsten Nordens, deren Gefieder ungemein dicht ist und die sich selten nach dem Süden von England u. s. f. verirren, unter den Amphibien das Seekalb der nördlichen und südlichen Küsten, die in großen Schaaren, oft mit ihren Jungen auf dem Rücken, von einer Eisinsel zur anderen schwimmen.

Eine weit größere Zahl von Thieren aber flieht vor der Kälte in wärmere Regionen. Diese Wanderung dauert bis zum December. Die sogenannten indischen Sommer in Obercanada, eine kurze Periode lieblichen Wetters, die im November beginnt und endigt, benützen die gefiederten Stämme zu ihrer Wanderung, und man sieht um diese Zeit die Ufer und Seen von Obercanada mit ungeheuren Schwärmen wilder Vögel bedeckt. Unsere Wintergäste aus den nördlichen Regionen, die Wachholderdrossel und die Rothdrossel, bleiben bis April, wenn unser Winter nicht gerade einen lappländischen Character annimmt: dann ziehen sie mehr südlich. Die meisten Vögel kreibt vor Allem der Mangel an Futter in den nördlichen Gegenden nach dem Süden.

Das Ueberwintern der Thiere ist eines der interessantesten Phänomene. Geschöpfe, die den Winter nicht in der Kälte zubringen und auch nicht wandern können, werden durch die geheime Stimme, die sie leitet, dazu veranlaßt, sich warme Schlupfwinkel zu bauen, Wintervorräthe einzusammeln und sich in ihren Bau zu legen, bis eine wärmere Jahreszeit sie wieder zu Leben und Thätigkeit ruft. Die Bären von Nordamerika, welche sehr zahlreich und groß sind, verbergen sich in hohlen Bäumen oder Höhlen, die aus Zweigen und Reißern gebildet und mit einer Lage warmen Mooses überdeckt sind. „Dort schläft der Pez während der Frost- und Schneemonate und erwacht erst beim Anbrechen des Frühlings, um sich wieder zu restauriren und zu mästen, bis die Wintersonnenwende ihn in sein Hungerdormitorium zurückschickt."

Gastronomische Nationalehre.

Aus den Papieren eines Emigrirten.

Während meines Aufenthaltes in New-York brachte ich die meisten Abende in London Tavern zu, wo man die beste Schildkrötensuppe aß. Meine beiden Freunde, der Vicomte de la Massue und der Marseiller Handelsgerichtsadvokat Fehr, nahmen gewöhnlich an dem frugalen Mahle Theil. Bald gesellten sich zu unserer Gesellschaft zwei Engländer: ein Pflanzer aus Jamaica, Mr. Wilkinson, und ein wunderlicher Mensch, der niemals sprach und dessen Züge so unbeweglich waren, wie die eines Blinden. Mr. Wilkinson dagegen war ein vollkommener Gentleman.

Eines Abends nahm er mich auf die Seite und erklärte, er wünsche uns Drei zu einem Diner einzuladen.

Da ich mich in dieser Sache für die Hauptperson hielt, so nahm ich für uns Alle die Einladung an, und die

Digitized by Google

Stunde des Diners wurde auf den dritten Tag um 3 Uhr fixirt. Der Abend verfloß wie gewöhnlich: als ich jedoch nach Hause gehen wollte, nahm mich der Kellner auf die Seite und sagte mir, daß die Jamaicaner ein tüchtiges Mahl bestellt; namentlich habe man ihm den Auftrag ertheilt, für vortreffliches Getränke zu sorgen, da sie die Einladung für eine Herausforderung ansähen, wer am besten trinken könne; der Mann mit dem großen Munde habe behauptet, er allein werde die drei Franzosen unter den Tisch bringen.

Diese Mittheilung hätte mich veranlassen können, das Bankett zu refüsiren, wenn es irgend thunlich gewesen, denn ich bin ein Feind von solchen Orgien; aber es war unmöglich. Die Engländer würden uns zu sehr verschrien haben.

Ich versammelte deßhalb Febr und La Massue bei mir und hielt ihnen eine ernste und feierliche Rede; ich empfahl ihnen, möglichst in kleinen Zügen zu trinken, dann und wann etwas zu verschütten, während ich die Aufmerksamkeit der Gegner auf mich zöge, namentlich langsam zu essen und während der ganzen Sitzung immer noch etwas Appetit sich zu erhalten, weil die mit den Getränken vermischten Speisen die Hitze der ersteren mäßigten und sie hinderten, zu rasch nach dem Kopfe zu steigen; endlich theilten wir einen Teller bitterer Mandeln unter uns, von denen ich gehört, daß sie den Dunst des Weines mildern.

So physisch und moralisch gewappnet, begaben wir uns nach London Tavern, wo wir die Jamaicaner fanden, und bald darauf wurde das Diner servirt. Es bestand aus einem ungeheuren Stück Rostbeef, einem in seiner Brühe gekochten Truthahn, gekochten Wurzeln, Salat und einer Torte mit kleinem Backwerk.

Man trank à la française, das heißt, der Wein wurde gleich von Anfang an servirt: es war vortrefflicher Claret.

Mr. Wilkinson machte die Honneurs aufs Allerbeste, indem er uns freundlich zusprach und selbst immer mit dem besten Beispiele voranging; sein Freund schien ganz in seinen Teller versunken, sprach kein Wort, schielte nur bald da, bald dorthin und lachte mit den Mundwinkeln.

Ich meines Theils freute mich über meine beiden Freunde. La Massue, obgleich mit einem ziemlich bedeutenden Appetit ausgestattet, sparte mit seinen Stücken, wie eine feine Dame; und Febr escamotirte von Zeit zu Zeit einige Gläser Wein mit großer Geschicklichkeit in einen Blexkrug, der am Ende der Tafel stand.

Nach dem Claret kam der Porto, nach dem Porto der Madeira, bei welchem wir lange blieben.

Endlich kam das Dessert, bestehend aus Butter, Käse, Cocos- und Ncoryznüssen. Das war der Moment für die Toaste; wir tranken auf die Macht der Könige, die Freiheit der Völker und die Schönheit der Damen.

Nach dem Wein kamen die Spirituosa, nebst Trauben und Erdbeeren; nun begann auch der Gesang, und ich fühlte, daß mir warm wurde. Um die Spirituosa zu vermeiden, verlangte ich Punsch: der Wirth selbst brachte eine heiße Bowle, die schon vorher bereitet war und für vierzig Personen zugereicht hätte. Ich aß fünf bis sechs geröstete Brodschnitten mit Butter, und fühlte meine Kräfte wieder zunehmen. Meine Freunde schienen ziemlich frisch; sie tranken und aßen tüchtig Ncoryznüsse. Wilkinson hatte ein carmoisinrothes Gesicht und schien erschöpft: sein schweigsamer Freund dampfte, wie ein siedender Kessel. Die Katastrophe nahte: — Mr. Wilkinson erhob sich und begann mit donnernder Stimme das Rule Britannia. kam aber nicht weiter, sank auf den Stuhl und von da unter den Tisch. Als sein Freund ihn in diesem Zustande sah, stieß er ein lautes Hohngelächter aus und fiel, da er ihm aufhelfen wollte, neben ihn.

Wer beschreibt unsere Satisfaction! Ich klingelte und ließ die beiden Gentlemen zu Bette bringen, während wir auf ihre Gesundheit noch ein Glas Punsch tranken. Andern Tages brachten die New-Yorker Zeitungen die ausführlichsten Berichte über unser Bacchanal. Wilkinson hatte dadurch seine Gicht heraufbeschworen, und sein Freund lag mit einer heftigen Indigestion kämpfend zu Bette. Sein trauriger Zustand erpreßte ihm endlich die Worte: „Mein Herr, Sie sind ein guter Gesellschafter, aber ein zu großer Trinker für uns!"

Die Ehre der Nation war durch Mäßigkeit gerettet!

Schnepfen.

II.

Früher schon haben wir (Nr. 28) die allgemeine Charakteristik des Schnepfengeschlechtes gegeben: wir theilen heute unsern freundlichen Lesern die Abbildungen von zwei Jungen, dem der gemeinen Schnepfe und dem der bräunlichen Schnepfe, mit; auch wird es nicht uninteressant sein, ein genaues Bild des Schnabels der gewöhnlichen Waldschnepfe zu erhalten.

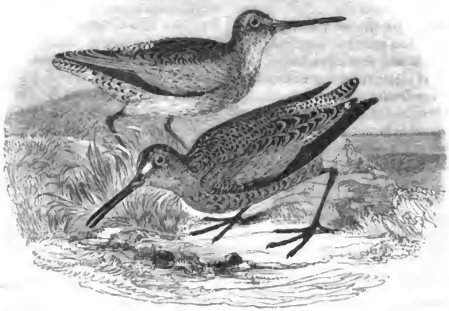
Zu den früher mitgetheilten Schnepfen fügen wir noch das Bild der Pfuhlschnepfe (Sandschnepfe, Teichschnepfe). Sie ist ungefähr 8 Zoll lang, hat einen schwärzlichen Schnabel, braunes Gefieder, mit gräulichen Flügelrändern; der Flügelbug und die Schwungfeder sind dunkel, die Füße graulich-grün, im Winter heller. Ihre Heimat ist der Norden Sibiriens, wo sie nistet und vier gelblich-weiße Eier mit braunen Flecken legt. Von dort kommt sie selten im Spätjahr nach Deutschland und scheint den Rhein nicht zu überschreiten. Sie hat höhere Beine als die übrigen Schnepfen und ist überhaupt ein zierlicher Vogel. Als Wildpret ist die Pfuhlschnepfe trotz ihres Bisamgeruches sehr gesucht.

Der Schnepfenstrich gehört unbedingt zu den schwierigsten Jagden; aber der köstliche Braten lohnt die Mühe.

Eine interessante Schilderung des Schnepfenfangs entnehmen wir dem „Tagebuch eines Jägers" von Iwan Turghenew: „Eine Viertelstunde vor Sonnenniedergang geht man im Frühling mit der Flinte, ohne Hund, in den Wald. Man sucht sich am Saume irgend eine Stelle aus, steht sich um, untersucht das Zündhütchen und wechselt mit dem Gefährten stumme Blicke. Die Viertelstunde ist vorbei, die Sonne gesunken, aber im Walde ist's noch hell, die Luft klar und transparent. Die Vögel lassen ihr plauderhaftes Zwitschern hören. Das junge Gras glänzt im heitern Smaragdgrün. Man wartet. Im Innern des Waldes wird es allmälig dunkler. Der Purpurschein der Abendröthe gleitet langsam über die Wurzeln und Stämme der Bäume hinweg, steigt immer höher und höher, geht von den untersten, fast noch nackten Zweigen zu den unbeweglichen, einschlummernden Wipfeln über — endlich sind auch die Wipfel in Finsterniß getaucht. Das Roth des Himmels wird violett. Der Waldduft wird stärker; lauwarme Feuchte haucht uns an. Ein Lüftchen erhob sich in der Nähe, starb aber, ehe es uns umspielte. Die Vögel entschlafen — nicht alle zugleich, je nach ihren Gattungen. Die Finken sind verstummt, einige Augenblicke darauf die Grasmücken, nach ihnen die Ammern. Im Walde wird's immer finsterer und finsterer. Die

Digitized by Google

Bäume zerfließen zu großen dunkelnden Massen. Auf dem schwarzblauen Himmel treten schüchtern die ersten Sternchen hervor. Alle Vögel schlafen, nur die Rothschwänzchen und die Spechte zwitschern noch hin und wieder schläfrig auf. Jetzt sind auch diese still geworden. Noch einmal klingt über uns der helle Ton des Laubvög-

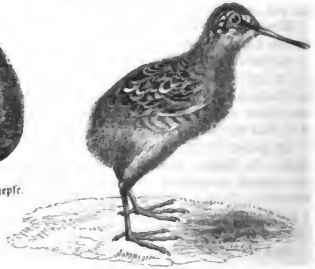


Die Pfuhlschnepfe.

lein, kläglich schreit irgendwo im Walde der Pirol auf. Nun lacht die Nachtigall zum ersten Mal. Das Herz hebt sich in sehnsuchtsvoller Erwartung — und plötzlich — doch mich wird nur der Waidmann verstehen. Jetzt ertönt in der großen Stille ein eigenthümliches Zischen, man hört den gemessenen Aufflug kurtiger Flügel, und die

Junges der bräunlichen Schnepfe.

Ein Ei der Pfuhlschnepfe.



Junges der Becassine.

Schnabel der Becassine.

Waldschnepfe kommt mit graziös gesenktem Schnabel aus einer dunklen Birke unserm Schuß schwimmend entgegen geflogen."

Der Gemsenjäger.

(Schluß.)

Hans fragte den jungen Bildschnitzer barsch: „Fürchtest Du meine Gesellschaft?"

„Warum sollte ich sie fürchten?" versetzte dieser.

„Wer weiß?" fuhr Hans fort; „vielleicht befürchtest Du, man müsse mit mir zu hoch hinauf?"

„Wahrhaftig, daran habe ich nicht gedacht," antwortete Ulrich mit einem gewissen Stolz: „wenn Du auch ein besserer Jäger bist, als ich, so habe ich doch meinen ehemaligen Beruf nicht so sehr vergessen, daß ich nicht auch dahin gehen könnte, wohin Du gehst."

„Nun, dann vorwärts," unterbrach ihn Hans und schritt in die weite Felsenspalte. Ulrich folgte ihm, und Beide erreichten kurz darauf das Plateau, wo die Fußpfade sich scheiden. Der Jäger zeigte seinem Begleiter die Fährte, von der er gesprochen und die wirklich von der neulichen Flucht einer Gemsenheerde zeugte, welche ihren Weg nach den großen Felsenspitzen genommen. Die beiden Jäger ließen den Upigel zur Rechten und stiegen muthig das Felsengelände hinauf, das den Eiger und die Wengernalp

Digitized by Google

trennt. Die Fährte hatte ihnen bislang den Weg gezeigt; aber auf der andern Seite des Berges verlor sich diese plötzlich auf den Schneefeldern, die sich zu ihren Füßen ausbreiteten.

Die Jäger befanden sich jetzt gerade vor dem ungeheuren Eisdamm, der den Menschen den Weg über die Alpen zu versperren scheint. Dort war das Eismeer von Grindelwald und Aletsch, etwas entfernter die anderen Eisseen von Vinschet, Finsteraar, Lauter und Gauli. Hans sah sich einige Augenblicke um, ohne ein Wort zu sagen, und schlug dann den Weg nach Süden ein. Sein Schritt hatte eine fieberhafte Schnelligkeit und eine herausfordernde Sicherheit. Je schwieriger der Weg wurde, desto mehr beschleunigte er seinen Marsch: sein Auge leuchtete wild, seine Lippen bäumten sich bisweilen zu einem finstern Fluch, und mit gierigen Zügen schien er die frische Luft der Berge einzuathmen.

Ulrich, der ihm anfangs schweigend gefolgt war, stutzte endlich über diesen wilden Lauf und fragte sich, was der Gemsenjäger auf dem Eisocean, der ihn auf allen Seiten umgab, hoffen könne. Er fragte endlich auch den Vetter: Hans begnügte sich, mit einem „Weiter!" auf den Horizont zu deuten.

Der Himmel verfinsterte sich indeß, dumpfes Geräusch drang von ferne herauf und warme Windstöße begannen über das Feld hinzuziehen. Ulrich machte seinen Begleiter darauf aufmerksam, aber Hans schien nicht auf das zu achten, was um ihn her vorging.

Er blieb plötzlich stehen und legte die Hand an die heiße Stirne. Hans wandte sich um: nichts deutete bei ihm auf den langen, anstrengenden Weg, den sie zurückgelegt: sein Gesicht war so blaß, sein Schritt so leicht, sein Athem so frei, wie zuvor.

Während Ulrich einen Felsvorsprung suchte, um sich zu setzen, warf ihm Hans einen ironischen Blick zu und fragte: „Nun, kühner Jäger, bist Du schon am Ziele?"

„Noch nicht," antwortete Ulrich, „obgleich Du keinen andern Zweck zu haben scheinst, als zu wissen, wie weit meine Kräfte reichen."

„Willst Du wirklich Dein Holzschnitzen in Meyringen aufgeben?"

„Ich?" rief Ulrich lebhaft, „glaube das nicht, Vetter."

„Warum hast Du dann wieder zur Büchse gegriffen?" fragte der Jäger.

Ulrich schien verlegen.

„Ich mußte," sagte er und stand auf, „aus einem Grunde . . . den Du später erfahren sollst . . . Wir wollen jetzt gehen . . ."

„Nein, bleibe," unterbrach ihn Hans mit einer befehlenden Geberde; „um zu erfahren, was Du mir zu sagen hast, brauche ich nicht zu warten. Du bist wieder Jäger geworden, weil es das einzige Mittel ist, Freneli zu bekommen, die Du liebst."

„Ja," antwortete Ulrich ohne Zögern; „hast Du, um mich das zu fragen, bis zu dieser Spitze der Wengernalp gewartet und mich hierher geführt?"

Hans stützte seine beiden Hände auf seinen Büchsenlauf und sah ihn fest an.

„So gestehst Du es also zu" fuhr er mit geschlossenen Lippen fort, „und Du weißt doch, daß auch ich Neli zur Frau erkoren; sag', weißt Du das nicht?"

„Nein," sagte der junge Bildschnitzer, der diese Erklärung erwartet hatte; „da aber Neli frei ist, gilt unser Wille nichts; sie allein wird wählen."

„Und Du weißt wohl, daß das bereits geschehen ist, nicht wahr?" fügte der Jäger hinzu, dessen Augen zu funkeln begannen; „Du hast von Deinen Vorzügen Gebrauch gemacht, um ihr Herz von mir abzuwenden. Ich schwieg, und Du sprachst so schön. Ich brachte nichts nach Hause, als das tägliche schwarze Brod, während Du mit Deinen geschnitzten Bechern kamst . . . Glaube aber nicht, daß ich mir mein Glück rauben lasse, ohne mich zu rächen."

„Was willst Du damit sagen?" unterbrach ihn Ulrich zitternd.

Hans ergriff seinen Arm. „Höre," fuhr er fort, „ich wollte an einem Orte mit Dir sprechen, wo uns Niemand hören könnte. Neli muß die Meine werden. Wagt es Jemand, sie mir zu rauben, so tödte ich ihn, und wär' er mein Freund oder mein Bruder."

„Was Du da sagst, Vetter, kommt nicht von Dir; es ist ein böser Geist, der aus Dir spricht. Laß Gott entscheiden. Du kennst die Bedingung, die an Freneli's Hand geknüpft ist. Vielleicht verfällt Einer von uns dem Schicksal aller Hauser und räumt dem Andern den Platz."

„Und wann wird er entscheiden?" fragte Hans lebhaft.

„Vielleicht in der nächsten Stunde schon," antwortete der junge Mann und deutete nach Süden; der Jäger blickte nach jener Richtung und zitterte. Man sah an den höchsten Spitzen große röthlich-falbe Wolken, die ein heftiger Wind vor sich hertreiben schien, rasch herabsinken; die frische Luft der Gletscher war lau geworden und aus den schneeigen Gebirgspäßen drang von Zeit zu Zeit ein dumpfes Tosen herauf. Ein Blitz wilder Freude zuckte über das Gesicht des Gemsenjägers.

„Wahrhaftig! Du hast wie ein Prophet gesprochen," sagte er und wandte sich nach seinem Vetter um, „Dein Wort scheint sich erfüllen zu wollen."

„Ich glaube wirklich, daß ein Sturm im Anzuge ist," bemerkte Ulrich.

„Es ist der Föhn," versetzte Hans, die Augen unverwandt auf den Horizont gerichtet; „fühlst Du den warmen Wind? siehst Du diese Wolken da unten im Wirbel sich drehen?"

Ulrich erinnerte sich augenblicklich der Befürchtungen, welche der Oheim bei ihrem Scheiden ausgesprochen. Wie alle Gebirgsbewohner, kannte er diesen heißen Wirbelwind, der aus der afrikanischen Wüste kommt. Unter all' den furchtbaren Phänomenen, gegen die der Muth des Menschen machtlos bleibt, kann keines mit dem verglichen werden, dessen Name so eben genannt wurde. In den Thälern trieb man rasch alles Vieh in die Ställe, als man den Föhn nahen fühlte; die Feuer wurden ausgelöscht, und Niemand wagte sich über die Schwelle seines Hauses. Der junge Bildschnitzer fragte seinen Begleiter, ob er auch gewiß wisse, daß das der Föhn sei.

„Ganz gewiß," versetzte der Jäger, der die Hand erhoben, um den Wind zu fühlen; „in einigen Augenblicken ist er hier; Du wolltest, daß Gott entscheide: Gott hat Dich erhört. Wer jetzt nach der Enge hinunterkommt, hat Neli. Leb' wohl, hab' Acht auf Dein Leben; ich will das meine zu retten suchen."

Und ohne die Antwort zu erwarten, eilte Hans an die schmalste Stelle der Schlucht, setzte seinen eisenbeschlagenen Stock auf den Rand und schwang sich mit einem Sprung hinüber; Ulrich rief ihm vergeblich zu; der Jäger

Digitized by Google

lief, ohne auf ihn zu achten, und verschwand bald in der dichten Wolke. Da Ulrich nichts hatte, womit er den Sprung über die Felsenspalte machen konnte, die ihm den Weg versperrte, mußte er zurückkehren; statt, wie Hans, die Höhen zu erklimmen, wo die Wirkungen des Südwindes minder fühlbar sind, stieg er, so rasch er konnte, nach der Wengernalp hinab; aber die aufgethauten Schneemassen begannen sich zu spalten; ununterbrochen krachte das Eis des Gletschers; laue Stoßwinde zogen an ihm vorüber und verloren sich mit unheimlichem Pfeifen in den Eisnadeln. Raubvögel, die in hoher Luft von dem Samum der Wüste überrascht wurden, suchten in raschem Flug und mit gellem Schrei ihr Nest; drunten in den tieferen Schichten hörte man das Alphorn, dessen wehmüthig hingezogene Töne tausend Echos weckten, unsichtbare Gebirgswachen, die sich den Lärmschrei zuzurufen schienen.

Ulrich betrachtete mit bangem Herzen den Horizont. Die Wolken kamen im Sturmschritt immer näher. Schon waren die nächsten Spitzen verschwunden; er sah sich von einem Nebelwall umgeben, der, von dem Föhn getrieben, immer näher rückte. Endlich kam dieser in seiner ganzen Macht. Der junge Mann stieg, vom Winde halb getragen, schief an dem Gletscher hinunter, einzig darauf bedacht, die Felsenspalten zu vermeiden, in die er stürzen konnte; auf diese Weise erreichte er eine Krümmung, wo der Wind, der sich an einem Bergvorsprung brach, ihm stehen zu bleiben gestattete. Er sank so erschöpft und athemlos auf den Boden, daß er ziemlich lange liegen blieb. Als er endlich um sich sah, hatte Alles ein verändertes Aussehen. Vom wilden Föhn getrieben, wogten die Wolken in weiter Ferne und der von seiner Hülle entblößte Berg stand in solcher Klarheit da, daß man selbst seine feinsten Spitzen sah; aber der afrikanische Wind wirbelte noch immer um die Höhen, glitt an den Abhängen hinab und brauste durch die Engpässe. Alles schien in seiner heißen Umarmung zu schmelzen. Man sah unter den geborstenen Schneedecken wilde Ströme hervorbrechen, die in weißschäumenden Cascaden in die Schluchten hinabrauschten.

Der junge Jäger erhob sich und setzte, in den Schluchten, die den Gletscher durchschnitten, sich gegen den Stoßwind schützend, seinen Weg fort. Je weiter er kam, desto rascher schmolz das Eis auf allen Seiten. Die zu Bergströmen angeschwollenen Bäche brausten an den riesigen Felsenwänden hinunter, mit jeder Minute sich vergrößernd und ihre zügellosen Wellen mit anderen vermischend. Die vom Sturme losgerissenen Felsenstücke rollten anfangs an dem glatten Abhang hinunter, stürzten aber, plötzlich irgendwo aufspringend, in Riesensprüngen von Absatz zu Absatz, und verloren sich endlich in einem Abgrund, an dessen sonoren Wänden man sie noch lange Zeit anprallen hörte. Die plötzlich losgelösten Schneemassen stürzten sich mit Donnergepolter und Alles, was ihnen im Wege war, mit sich fortreißend in die Tiefe und füllten die Höhlen, aus denen der Schneestaub zischend auffuhr. Von Zeit zu Zeit schienen die vom Winter gebauten Alpen in Staub zu sinken, und ihr ungeheurer Sturz versperrte nach und nach alle Wege. Ulrich suchte vergeblich einen Ausweg. Ueberall hörte man das Knirschen des aufbrechenden Eises, das wilde Pfeifen des Windes, den Donner der Lawinen, das Brausen der uferlosen Wasser, und über diesem Chaos lag die Nacht, die rasch hereinbrach, um dem Wanderer auch noch die letzte Hoffnung zu nehmen.

Der junge Jäger kämpfte muthig gegen die stets wachsende Gefahr. Der Gedanke an Freneli hielt ihn aufrecht. Unglücklicher Weise war ihm der Ort völlig unbekannt. Betäubt durch das Geräusch, geblendet durch die Helle, die ihn umgab, ermüdet durch die Umwege, zu denen ihn die Hindernisse gezwungen hatten, konnte er seine frühere Richtung nicht wiederfinden. Und doch mußte er sich dessen versichern, ehe ihm die Nacht jedes Mittel, sie zu finden, benahm. Er blieb deßhalb stehen und suchte sich durch die Stellung der Bergspitzen, die hell im Abendstrahle standen, zu orientiren. Es war ihm bereits gelungen, die höchsten zu erkennen, und er rückte mit dem Blicke immer näher, als plötzlich aus der Tiefe des Gletschers ein furchtbares Getöse heraufscholl, das mit jedem Augenblicke wuchs. Ulrich wankte: der Gletscher erbebte unter seinen Füßen. Ein zweiter Stoß ließ ihn beinahe das Gleichgewicht verlieren; dann folgten andere, immer näher und gleichmäßiger, und verloren sich endlich in einer einförmigen, aber fühlbaren Bewegung. Man konnte sich nicht mehr täuschen, der Gletscher war im Gang und schob sich nach dem Thal hinunter.

Wohl wissend, daß jeder Verzug eine Frage um Leben und Tod sei, eilte der junge Mann nach der nächsten Bergspitze zurück. Der Weg war zwar nicht lang, bot jedoch die größten Schwierigkeiten. Außer den Bächen, die von der Höhe herabstürzten, brachen auch noch die Brücken von gefrorenem Schnee, welche da und dort über die Abgründe geworfen waren, eine um die andere zusammen und ließen in tausend gähnende Schlünde sehen, in deren Tiefen das Wasser brauste. Die Bewegung des Gletschers glich der eines trägen Flusses, dessen Strömung sich nach der Mitte hindränge, während sie auf den Seiten äußerst schwach war. Von Zeit zu Zeit in seinem Laufe aufgehalten, schien sein Wasser zu kochen, oder bildete durch eine Unebenheit des Niveaus eine Eiscascade, die sich mit furchtbarer Gewalt herabstürzte. Ulrich, welcher auf dem beweglichen Boden bei jedem Schritte strauchelte, gelang es doch endlich, aus der Hauptströmung herauszukommen. Er war sogar nahe daran, das Ufer dieses breiten Flusses zu erreichen, und hatte bereits über mehrere Schneebrücken gesetzt, als er plötzlich eine Gletscherwiderlage vor sich sah und sich mit einer letzten Anstrengung hinaufschwang. Aber der Boden wich unter seinen Füßen und er hatte nur noch Zeit, die Arme nach Rechts und Links auszustrecken, um sich zu halten. Auf diese Weise blieb er bis an den Gürtel in dem Schnee stecken. Er fühlte seine Füße frei hängen und von dem Winde des Abgrundes durchfröstelt. Unbeweglich und den Athem zurückhaltend, blieb er einige Minuten in derselben Lage, dann streckte er langsam seine Hand nach dem Gewehr aus, das ihm entfallen war, in der Hoffnung, sich darauf stützen zu können; aber der Schnee gab durch diese Bewegung nach, ein leichtes Krachen — und die Brücke verschwand wie eine Lawine mit ihrer Beute in der Tiefe.

III.

Andern Tages bei Sonnenaufgang hatte der Föhn zu wehen aufgehört: man konnte jedoch überall seinen Fußstapfen begegnen. Die Bergspitzen waren von Schnee entblößt und die Sturzbäche rauschten noch mit furchtbarer Gewalt in die Thäler hinab. Der Himmel hatte seine blaßblaue Winterfärbung, keine Wolke weit und breit: er glich einem ungeheuren Schleier, der über den Alpen aufgehängt war. Die Temperatur hatte sich unmerklich gemildert. Die Gletscher standen wieder in ihrer stummen

Digitized by Google

Unbeweglichkeit da und tiefe Stille herrschte auf den Höhen.

In einer der höchsten Schluchten hatte Hiob während des Föhns eine Zuflucht gefunden. Sobald der Tag anbrach, stieg der Greis in die tieferen Bergschluchten hinab, wo er einige Pflanzen zu finden hoffte, die der Thau des Tageslicht gebracht. Bald hatte er den Punkt erreicht, wo die Erschütterung des Gletschers den armen Ulrich überrascht. Als er, von Neugierde angezogen, an eine jener Brücken gekommen, die wie durch ein Wunder über dem Abgrunde gehalten war, bemerkte der alte Mann, halb von Schnee bedeckt, einen Gegenstand, von dem er sich auf den ersten Blick keine Rechenschaft geben konnte; aber kaum hatte er den Schnee etwas zur Seite geschafft, als er einen furchtbaren Schrei ausstieß: es war Ulrichs Büchse! Er sah in den gähnenden Schlund: an seinen Schneewänden konnte man noch die Spuren der Tritte des jungen Jägers und den Ort, wo er verschwunden, erkennen. Der Alte wollte in die Tiefen sehen, aber drunten herrschte das tiefste Dunkel. Er kniete deßhalb nieder, steckte den Kopf in die Oeffnung des Felsenrisses und rief laut hinab. Ein lang hingezogenes Echo war die einzige Antwort, die er erhielt. Er rief zum zweiten und dritten Male. Endlich erkannte er eine menschliche Stimme. Rasch stand er auf, löste den Strick, den er bei sich trug, von seiner Hüfte, befestigte ihn an einem in das Eis gehackten Bolzen und ließ ihn an den Ort hinabgleiten, wo er die Stimme gehört. Der Strick begann sich endlich straff anzuziehen. „Muth, mein Sohn!" rief der Alte in die dunkle Tiefe hinab: „ich bin's, Dein Ohm, der alte Hiob. Schwing' Dich muthig herauf; ich halte fest; sei ein Mann . . . wenn Du Mutter Trine und Freneli wieder sehen willst!"

Nach langem Harren sah man ein menschlich Haupt aus dem Dunkel auftauchen: an jeder Haarflechte hing ein Eisklumpen, und das von den grünen Nesteren des Gletschers beleuchtete Gesicht war wie versteinert. Beim Anblick der automatischen Langsamkeit der Bewegungen hätte man glauben können, ein galvanisirter Leichnam ohne Gefühl und Stimme steige aus den Eingeweiden der Erde herauf. Rasch zog der Alte an und Ulrich lag am Rande des Schlundes. Hiob löste seine Flasche vom Gürtel, öffnete mit Mühe die Zähne des jungen Mannes und goß ihm einige Tropfen Branntweins ein; dann nahm er Schnee, rieb ihm Füße, Hände und Gesicht, bis sie wieder zum Leben kamen und die blauen Lippen Ulrichs sich öffneten.

„Der Himmel lohne Dir, lieber Ohm!" stammelte er, „ohne Deine Hilfe wäre ich verloren gewesen."

„Sag': ohne die Hilfe Gottes!" versetzte der Alte, „er allein ist Herr, und wir sind nichts, als die Diener seines Willens."

Mit vieler Mühe gelang es endlich, seinen Neffen auf die Beine zu bringen. Auf dem Wege erzählte er ihm seine Flucht vor dem Föhn: von der Begegnung mit Hans schwieg er jedoch.

Als er geendigt, sagte der Oheim: „Hans wird wohl auch vom Föhn überrascht worden sein: ich sah diesen Morgen seine Fußspuren auf der Fährte einer Gemsenheerde."

„Ja, das ist die Heerde, die einen „Kaiser" an ihrer Spitze hat!"

„Wohl möglich; die Fährte ging in der Richtung nach Norden."

„Am Fuß des Eiger hin?"

„Nein, näher bei uns, rechts."

Der junge Mann war stehen geblieben: seine Augen liefen über einen grünen Streif hin, der die Bergwand umsämmte, als er plötzlich seinen Begleiter hinter einen der vorspringenden Felsen, von denen sie umgeben waren, zurückzog.

„Was gibt es"? fragte der Oheim, indem er instinctmäßig die Stimme dämpfte.

„Sieh', sieh'," murmelte Ulrich, „dort drunten, bei der Krümmung der Weide."

Der alte Mann hielt seine Hand über die Augen und gewahrte in der angedeuteten Richtung eine Heerde von neun Gemsen, die, ihren Kaiser an der Spitze, um den Berg bog. An der ängstlichen Schnelligkeit ihres Laufes konnte man erkennen, daß sie verfolgt wurden. Ulrich und der Alte suchten anfangs vergeblich den Jäger am Fuße des Berges; bald jedoch gewahrten ihn Beide auf dem Kranze, der ihn krönte, und erkannten den Vetter Hans.

So lange die Gemsen der Waide folgten, war Hans ihnen auf der Höhe immer zur Seite und suchte mit Anstrengung aller Kräfte einen Vorsprung zu gewinnen. Der Oheim und Ulrich sahen ihn an der steilen Felswand hinlaufen, bald über einen breiten Abgrund springend, bald an einem steilen Felsen hängend, bald an der glatten Wand hinaufkletternd, als ob es kein Hinderniß für ihn gäbe, das unüberwindlich wäre. Endlich gelang es ihm, der Gemsenheerde etwas zuvorzukommen: um den Kaiser der sie führte, sicher schießen zu können, schwang er sich auf einen aus dem Kranz vorspringenden Felsen. Hiob ergriff die Hand Ulrichs und wagte kaum zu athmen. Hans kniete nieder und legte an. In diesem Augenblick kamen die Gemsen unter ihm vorüber; der Schuß ging los und der Kaiser fiel. Der Jäger stieß einen Siegesschrei aus, der trotz der Entfernung von dem Krystallsucher und seinem Kameraden gehört wurde; als er jedoch mit der noch rauchenden Büchse wieder aufstand, wich plötzlich das Felsstück, auf dem er stand; er streckte die Arme aus, um sich zu halten. Es war zu spät . . .

Seine Hände gleiteten an der vom Winter ausgefeilten Felsenwand hinunter und von Spitze zu Spitze geschleudert, rollte er, an allen Gliedern zerrissen und gebrochen, bis zu der Waide hinab, zwanzig Schritte von der Gemse, die er so eben erlegt.

Einige Stunden später trug man in die Sennhütte der Enge den entstellten Leichnam des Jägers. Mutter Trine, welcher Hiob das Unglück mitgetheilt, empfing den Trauerzug an der Schwelle der Hütte. Sie betrachtete den Todten eine Zeit lang mit tiefem Schmerz. „Noch Einer!" murmelte sie endlich mit kurz abgebrochenem Tone. „Aber es mußte sein . . . er hatte, wie Neli's Vater, die Irrgemse gesehen . . . das war eine Vorbedeutung. Der Geist der Berge ist der Stärkere; jetzt geht der Letzte der Hauser schlafen!"

Und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sie sich, die Stirne in den Händen, auf einen Stein. Freneli und Ulrich wollten sich nähern, aber sie machte eine abwehrende Bewegung. Erst als man Anstalten zur Beerdigung traf, stand sie langsam auf, ging in das Haus und beschäftigte sich mit der Einhüllung des Todten. Sie wachte am Todtenbett bis zum Augenblicke der Bestattung. Die Bewohner des Thales und der Bergabhänge, welche von dem Unglücke Kunde erhalten hatten, waren herbeigeeilt, um den irdischen Ueberresten des Jägers die letzte Ehre zu erweisen. Dieser wurde auf eine Bahre von Zweigen gelegt, das Haupt

Digitized by Google

auf den Kaiser gestützt, der ihm das Leben gekostet. Hinterdrein ging die Großmutter mit finsterem Blicke; Ulrich war tief bewegt und Freneli konnte die Thränen nicht zurückhalten.

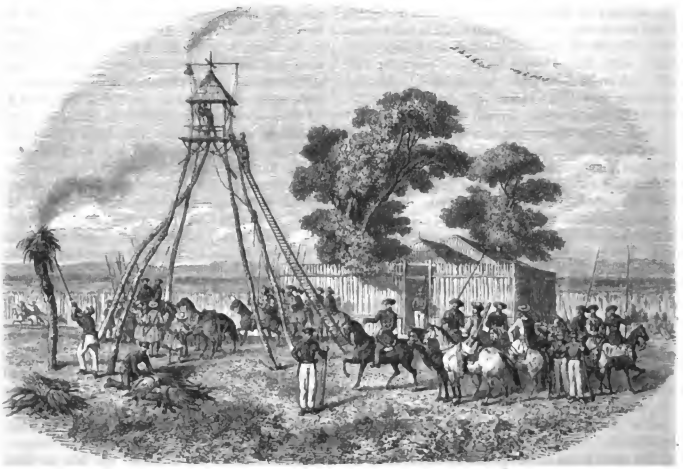
Im Augenblicke, als der Zug um die Steige bog, welche zu der Sennhütte führte, erschien die Sonne über den höchsten Bergspitzen, wo sie sich seit vier Monaten nicht mehr gezeigt, und warf in den Engepaß einen ihrer goldenen Strahlen. Aller Augen richteten sich auf das heilige Licht; selbst Mutter Trine zitterte, ihre Blicke fielen auf den Todten und ihre trockenen Augen wurden feucht.

Hansens Verlust war ein Schlag, von dem sie sich nicht mehr erholte. Sie sank immer mehr zusammen, bis endlich nach wenigen Monaten der Tod sie erlöste. Sie starb, die Augen auf den finstern Kasten von Nußbaum gerichtet, den sie, als sie den Tod sich nahen fühlte, hatte öffnen lassen, und wo der Schädel der letzten von Hans getödteten Gemse bei den anderen lag.

Freneli, welche nunmehr allein über ihre Hand verfügen konnte, wurde Ulrichs Frau und zog mit ihm nach Meyringen, wohin auch der alte Ohm bald nachfolgte. Wer durch das Haslithal, über die Höhen der großen Scheideck, oder in die Nähe der Grimsel kommt, kann mit ziemlicher Sicherheit darauf zählen, dem unermüdlichen Krystallsucher zu begegnen, der noch immer die steilsten Berge hinaufklettert und seine Lieder unter dem Orgelklang des Rauschens der Sturzbäche und des Donners der Lawinen in die freie Alpenluft hinaus singt.

Eine Vishka oder militärischer Beobachtungsposten in der Krim.

Das Wort Vishka scheint „Höhe, erhabener Punkt“ zu bedeuten. Die Construction der Thürme oder Plattformen für militärische Beobachtungen, die man mit diesem Namen bezeichnet, ist höchst einfach. Ein Boden von vier oder fünf Fuß im Quadrat, mit einer Balustrade umgeben, wird von vier Pfosten dreißig bis vierzig Fuß vom Boden in der Luft gehalten. Häufig hat man keine Leitern, um hinaufzusteigen, sondern es sind Holzstücke quer an den Pfosten befestigt. Die Kosaken, welche als Wachen auf den Vishkas stehen, um die Bewegungen des Feindes zu erspähen, legen Feuer an ein aufgehängtes Holzbündel, wenn es ihnen nöthig dünkt, ein Signal zu geben. Man kann sich keinen Begriff machen von der Geduld dieser Wachen. Trotz der Kälte bleiben sie Tag und Nacht auf diesem Luftposten, der dem Regen und allen Winden ausgesetzt ist; unbeweglich wie Standsäulen stehen sie, das Gesicht nach dem ihnen bezeichneten Punkte gerichtet, da, ohne sich um das zu kümmern, was hinter ihnen vorgeht.



Ein kosakischer Beobachtungsposten.

Diese Posten, welche nicht sehr entfernt von einander aufgestellt sind, bestehen gewöhnlich aus zwölf Mann: von Zeit zu Zeit hat man auch kleine Forts mit Schanzen in der Erde angelegt und sie mit einigen Kanonen versehen, um diese an ziemlich gefährlichen Punkten stehenden Posten nicht gar zu sehr bloßzugeben.

Das Bild, das wir hier mittheilen, ist nach einer Zeichnung des Herrn Hommaire de Hell gefertigt, welcher ganze Reihen solcher Vishkas an dem Kubanflusse errichtet sah, der die Grenze zwischen Rußland und dem Südcaucasus bildet.

Redaction, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart. Zweite von Lawton & Comp. in Paris.

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

	Seite
Achselschnüre, Geschichte der	155
Affe, der, auf dem Dorfe (m. B.)	25
Aguadorefel, der, von Lima (m. B.)	281
Alter, das (m. B.)	385
Andreselle, in der Normandie (m. B.)	128
Araber, alter	102
Arbeiter, die zehn, der Fee (m. B.)	135
Aussätzige, der, von Aosta; Novelle von Xavier de Maistre (m. B.)	354
Bäder, Sitten der	35
Bäder von Lacey, Novelle (m. B.)	81
Bahia (m. B.)	328
Barbarossafelsen, der (m. B.)	316
Baseler Münster, der (m. B.)	303
Bauernhochzeit in Rußland	208
Berg, der gespaltene (m. B.)	121
Beschwörung, eine	232
Bevölkerung von Nordamerika	142
Bevölkerung der Erde	142
Bevölkerung von London	256
Bischof, ein italienischer	307
Blätter aus Natur und Leben 35. 102 128. 134. 142. 151. 155. 208 215. 232. 235. 256. 279.	
Blätter aus dem Buche der Weisheit 31. 43 55. 102. 159. 199. 228. 296	
Blätter aus dem Tagebuche eines Pfarr-Vicars, Erzählung (m. B.)	106
Blau, zu viel, Erzählung	270
Blumenstrauß, der, des Van Huysum, Erz. (m. B.)	49
Bolonchen (m. B.)	324
Borgholm in Schweden (m. B.)	64
Bouillon, Gottfried von (m. B.)	84
Boysalzgärten, die (m. B.)	139
Braunelle, die (m B.)	308
Brautente, die (m. B.)	208
Brillenschlange, die (m. B.)	173
Brimham, die Felsen von (m. B.)	56
Brüder, die beiden, Erz.	265
Brustkasten, der (m. B.)	208
Bucklige, der, von Grenoble, Erz	199
Canova	280
Capri (m. B.)	317
Caravane, arabische (m. B.)	112
Castel Follit (m. B.)	305
Chapeau rouge	183
Coblenz (m. B.)	337
Colibri (m. B.)	369
Columbus, Heimkehr des (m. B.)	169
Concil zu Clermont (m. B.)	353
Corduan (m. B.)	97
Correo, El (m. B.)	8
Cuvier und der Teufel	215
Denis, St., am Gabon (m. B.)	384
Dieppe (m. B.)	229
Dorf, das heilige (m. B.)	28
Dorfarzt, der (m. B.)	225
Dschaggernaut, Tempel des (m. B.)	313
Doria, Palazzo (m. B.)	5
Dow, Gerard (m. B.)	329
Dresden (m. B.)	348
Druckfehler	155
Ecce homo von Titian (m. B.)	321
Edgeworth, Miß Maria (m. B.)	240
Eichhornjagd, die	62
Eier, die, der Fische	279
Elennjagd, die	34
Elephantenklugheit	256
Engracia, Sta., in Zaragoza (m. B.)	280
Factor, der, in Canton, Erz.	358
Falschmünzer, ein origineller	99
Felsen von Brimham (m. B.)	56
Fischer, chinesische und indische (m. B.)	288
Flügvogel, der (m. B.)	307
Flußpferd, das (m. B.)	377
Follit, Castel (m. B.)	305
Folter, die letzte, in Dänemark	62
Franzensburg, die, bei Wien (m. B.)	37
Frauen, die, auf der Insel de France	235
Frühling, der, von Goldschmidt	95
Frühling, der	219
Furcht, Wirkung der	72
Gabon, der (m. B.)	384
Garabosa, die Insel (m. B.)	77
Gast, der nächtliche, Erz.	157
Gebirgspaß, der, Abenteuer	174
Gemeinen, das Haus der (m. B.)	361
Gemsenjäger, der, Erzählung	378
Genua (m. B.)	5
Gent, das Rathhaus von, I. II. (m. B.) 356.	368
Geschenk, das, des Wucherers, Erzählung	142
Giraffenjagd in Kordowa	27
Glück, Ritter von (m. B.)	241
Goldsmith, Oliver (m. B.)	371
Gondy, Leon, Erzählung (m. B.)	212
Gorill, der (m. B.)	57
Grabmal, das, des Cyrus (m. B.)	187
Grillen großer Männer	42
Grotius, Flucht des (m. B.)	66
Hai, ein (m. B.)	29
Haje, die (m. B.)	172
Hal.-Liebfrauenkirche von (m. B.)	65
Handwerk und Wissenschaft	58
Haus, das unheimliche, Erzählung	77
Hausirer, der (m. B.)	283
Hausirer, der, und sein Hund, Erz.	21
Havanesische Frauen	125
Haydn	2
Heiligt Dorf, das (m. B.)	28
Heiliges Land, berühmte Orte (m. B.)	148
Heimkehr der Heerden (m. B.)	9
Heimkehr des schweizer Soldaten (m. B.)	217
Heinrich III. von England (m. B.)	33
Helgolander Flagge	102
Hexerei und Wahrsagerei	154
Hinrichtung, eine, von A. Dumas	342
Hirsches, der Tod des (m. B.)	69
Hiu, Gandid (m. B.)	192
Hochzeit der Boysalzsieder (m. B.)	151
Holzlieferinnen, die, Erz. (m. B.)	249
Hunde, Proceß der (m. B.)	17
Huysum, van, Erz. (m. B.)	49
Jahreszeiten, Frühling	219
— Sommer	306
— Herbst	386
— Winter	394
Japan, Felsen von (m. B.)	156
Indianer, der, Erz.	246
Insecten, Sprache der	66
Itamaratiafall, der (m. B.)	345
Jude, der junge, von Tunis, Erz.	290
Kaiserkanal, der (m. B.)	96
Kalmücken, die (m. B.)	44
Kibitka, die (m. B.)	61
Kindermord in Indien	256
Kindheit (m. B.)	1

Digitized by Google

	Seite
Kirche, die, der Templer in Luz (m. B.)	44
Kirgisensitte, eine	128
Knabe, der gerettete (m. B.)	312
Kohlenbrennerei (m. B.)	177
Kolimanse (m. B.)	176
Konieh, Thor in (m. B.)	84
Korbwagen (m. B.)	116
Kupferdruck, der (m. B.)	379
Kupferstecherkunst (m. B.)	196
Lavey, die Bäder von, Erz. (m. B.)	81
Laxenburg bei Wien (m. B.)	37
Lebensalter I. II. III. IV. (m. B.)	1
105. 209.	385
Lebrun (m. B.)	101
Leonidas, Nov. von Aurelie	38
Leuchtthurm von Kordnan (m. B.)	97
Liebfrauenkirche in Hal (m. B.)	65
Limes	245
Lincoln (m. B.)	265
Löwenjagd, eine	350
Lüttich, Kirche von St. Peter in (m. B.)	31
Luxemburg (m. B.)	268
Luzern (m. B.)	20
Magier, der letzte, Erzählung	74
Malaischer Wolf (m. B.)	269
Marine von Capri (m. B.)	317
Marmorbrüche von Zel-Zelah	55
Marmorgruppe von Lechesne (m. B.)	312
Maso, der glückliche, Erzählung	182
Mauren, unter den (m. B.)	137
Meissen (m. B.)	113
Menons, die (m. B.)	40
Minen, von den, nach Melbourne	367
Minirspinne, die (m. B.)	247
Mode, die	147
Monaco (m. B.)	376
Mont Vernon (m. B.)	344
Morand, Chirurgus	167
Mormonenpriester, der, Erz.	254
Moschee, die, El Meyed (m. B.)	16
Münster, der, in Basel	303
Mumie, eine	102
Nacht, eine, im Weissbrachen, Abenteuer	6
Nachtigall, die	126
Nadeln (m. B.)	251
Nilpferd, das (m. B.)	377
Nizza, von, nach Monaco (m. B.)	215. 224
Normannische Küste (m. B.)	229
Ohren, große	235
Orient, Scene aus dem (m. B.)	111
Ostade, Isak van	89
Ostende (m. B.)	153
Osterei	244
Palazzo Doria in Genua (m. B.)	5
Paläste in Venedig (m. B.)	52
Parlament, englisches, I. II. (m. B.)	193
	361
Persische Erziehung	90
Pest, die, in Jütland	128
Peter, St., in Lüttich (m. B.)	31
Pfarrer, ein, in Jütland	256
Phantasie, die	59
Pfau von Achem (m. B.)	272
Prophezeiung, eine	218
Proceß der Hunde (m. B.)	17
Quentin, St. (m. B.)	359
Rabbi Nathan Glausener, Novelle	318
Rebhuhn, das rothe (m. B.)	88
Recrut, der, Erzählung (m. B.)	11
Regensburg (m. B.)	332
Regenschirme	134
Reynolds, Josuah (m. B.)	185
Rio Janeiro	102
Ritt, zweierlei	234
Robbe, die (m. B.)	41
Rosmarin	256
Ruhe, die ländliche (m. B.)	129
Ruinen von Pompeji (m. B.)	145
Russische Wachen (m. B.)	60
Sägmüller, der, in den Vogesen, Erz. (m. B.)	245
Salz, das	135
Salzburg (m. B.)	27
Scharfrichterichwert, das	215
Scherenschleifer (m. B.)	36
Scheide, die	186
Schiff, das gestrandete, Erz.	170
Schlaf, eine Stunde, Erz.	129
Schlittenomnibus in New-York (m. B.)	144
Schnepfen I. II. (m. B.)	220
	395
Schrecken eines Papageis	203
Schuldeneintreiben, originelles	256
Schwestern, die beiden, Erz. (m. B.)	161
Seeräuber im Archipel (m. B.)	76
Selbstschußflinte	151
Semnora ectondida (m. B.)	324
Shawl	271
Silberberg, der, in Cayenne (m. B.)	296
Simon von Montfort (m. B.)	33
Sitte in fremden Ländern	142
Sokrates' Kerker in Athen (m. B.)	184
Sommer, der	306
Spinnennetz, das	180
Staubbach, der (m. B.)	340
Steinschmätzer, die (m. B.)	131
Storch	234
Struenfee	218
Sub rosa	232
Taje-Mahal (m. B.)	199
Tapfer, Hans, Erzählung	69
Tauschhändler am Senegal, der, Erzählung	274
Teleka (m. B.)	61
Thomas, San, Insel (m. B.)	3
Thürme, alte, in Schottland (m. B.)	165
Titians Ecce homo (m. B.)	321
Todtenfitten in Northumberland	256
Tollar, der Indianer, Erz.	313
Trojanstafel (m. B.)	100
Träume, zwei (m. B.)	160
Trieft (m. B.)	287
Trostl (m. B.)	60
Türkische Pfeifen	278
Türkische Wagen (m. B.)	48
Urgub, das Thal von (m. B.)	93
Venedig (m. B.)	52
Verons Memoiren, aus	352
Vevay, Winzerfest in	243
Vhiska, eine, oder militärischer Beobachtungsposten in der Krim	400
Vielefter	102
Vogelei (m. B.)	235
Vogelneftet, eßbare	50
Wässerung in Indien (m. B.)	256
Wagen, deutscher (m. B.)	76
Wagen, russische (m. B.)	60
Wagen, türkische (m. B.)	48
Waise, die (m. B.)	201
Wald von Palenque (m. B.)	79
Waldemar, König	35
Was eine Mutter leiden kann, Erz.	210
Waschington (m. B.)	344
Wasser	279
Wasser und Eis	151
Wasserfall des Itamarati (m. B.)	345
Wasserstahr, der (m. B.)	168
Wasserträgerin zu Venedig (m. B.)	72
Watteau (m. B.)	36
Wels (m. B.)	329
Weltkörper, Entstehen und Vergehen der	114
Wetterhorn (m. B.)	73
Wie man Moschken baut	228
Windsor (m. B.)	273
Winter, der	384
Wirthshaus, wämisches (m. B.)	89
Wolf, malaischer	269
Zahnauszieher, von Dow (m. B.)	329
Zapfenstreich	128
Zschokke (m. B.)	232
Zu spät, Criminalgeschichte	131
Zu viel Blau	270
Zweierlei Ritt	243
Zwergmongus (m. B.)	180

Digitized by Google

Sachregister.

Unterhaltung.

Novellen, Erzählungen, Abenteuer.

Aussätzige, der, von Aosta 354; Bäder, die, von Lavey 81; Bischof, ein italienischer 307; Blätter aus dem Tagebuch eines armen Pfarrvicars 106; Blumenstrauß, der, des Van Huysum 49; Brüder, die beiden 265; Bucklige, der, von Grenoble 199; Buschrangerabenteuer, ein 133; Factor, der, in Canton 358; Falschmünzer, ein originneller 99; Flucht, die, des Hugo Grotius 66; Folter, die letzte, in Dänemark 62; Gast, der nächtliche 157; Gebirgspaß, der 174; Gemsenjäger, der 378; Geschenk, das, des Wucherers 142; Gondy, Leon 212; Haus, das unheimliche 77; Hausirer, der, und sein Hund 21; Hinrichtung, eine 342; Holzsleriinnen, die 249; Indianer, der 246; Jude, der junge, von Tunis 290; Leonidas 38; Löwenjagd, eine 350; Magier, der letzte 74; Maso, der glückliche 182; Morand, der Chirurgus 167; Mormonenpriester, der 254; Nacht, eine, im Wolfsrachen 6; Prophezeiung, eine 218; Rabbi Nathan Clausener 318; Rekrut, der 11; Sägmüller, der, in den Vogesen 245; Schiff, das gestrandete 170; Schlaf, eine Stunde 129; Schwestern, die beiden 161; Tapfer, Hans 69; Tauschhändler, die, am Senegal 274; Tollar, der Indianer 313; Von den Minen nach Melbourne 367; Was eine Mutter leiden kann 210; Wie man Moscheen baut 228; Zu spät 131; Zu viel Blau 270; Zweierlei Ritt 234.

Belehrung.

Lebensweisheit.

Blätter aus dem Buche der Weisheit 31, 43, 55, 102, 159, 199, 228, 296.

Natur und Leben.

Blätter aus Natur und Leben 35, 102, 128, 134, 142, 151, 155, 203, 215, 232, 235, 256, 279; Achselschnüre 155; Aus den Memoiren Verons 351; Bäder, Sitten der 35; Dorfarzt 225; Druckfehler 155; Frühling 95; Grillen berühmter Männer 42; Herrezi und Wahrsagerei 154; Jahreszeiten: Frühling 219, Sommer 306, Herbst 386, Winter 394; Lebensalter: Kindheit 1, Jugend 105, Reifes Alter 209, Alter 385; Mode 147; Nationalehre, gastronomische 394; Ostereier 244; Phantasie 59, Regenschirme 134; Vielesser 102; Waise, die 201; Wirkung der Furcht 72.

Naturwissenschaft.

Entstehen und Vergehen der Weltkörper 114; Wasser und Eis 151; Wassers, Einfluß des 279.

Naturkunde.

Zoologie.

Säugethiere. Eichhörnchenjagd 62; Elennjagd 34; Elephantenklugheit 256; Giraffenjagd 27; Gorill 57; Hirsches, der Tod des 69; Hunde, der Proceß der 17; Löwenjagd 350; Nilpferd 377; Robbe, die gemeine 41; Schwanzloser Affe 180; Wolf, malaischer 269; Zwergmongus 180.

Vögel. Brautente 208; Colibri 369; Flötvogel 307; Nachtigall 126; Papagei 203; Rebhuhn, rothes 88; Schneehsen L. 220, II. 395; Steinschmätzer 131; Storch 234; Vogelei 235, 263; Vogelnester, eßbare 50; Wasserstuhr 168.

Fische. Fischerei 279; Wels 320.

Kriechende Thiere. Brillenschlange 172; Haje 173.

Insecten. Können Insecten sprechen 66; Minirspinne 247; Spinnennetz 180.

Geschichte.

Weltgeschichte.

Columbus' Heimkehr nach Spanien 169; Concil, das, zu Clermont 353; Heinrich III. und Simon von Montfort 33; Persische Erziehung unter Darius 90; Struensee und Caroline Mathilde 218.

Biographie.

Dow, Gerard 329; Edgeworth, Maria 240; Gluck, Christoph, Ritter von 241; Goldsmith, Oliver 371; Grotius, Hugo 66; Haydn, Joseph 2; Hiu, Candid 192; Huysum, van 41; Ostade, Isak van 89; Reynolds, Joshua von 185; Washington 344; Watteau 36.

Geographie.

Allgemeine. Die Bewohner der Erde 142.

Länder- und Völkerkunde.

Europa. Portugal und Spanien. Castel Follit 305; Correo, El 8; Gebirgspaß 174; Kaiserkanal, der 96.

Frankreich. Andreselle 128; Boyolaggärten, die 139; Chapeau rouge 183; Dieppe 229; Hochzeit der Boyolajäger 151; Korbwagen 116; Leuchtthurm von Cordouan 97; Lux, Kirche der Templer in 44; Limes 245; Menons, die 40; Normannische Küste 229; Quentin, St. 359; Rekrut, der 11; Sägmüller, der, in den Vogesen 245.

Italien. Arsenal in Venedig 393; Aussätzige, der, von Aosta 354; Capri 315; Maso, der glückliche 182; Monaco 376; Von Nizza nach Monaco 215; Palazzo Doria 5; Pompeji 145; Venedig 52, Wasserträgerin in Venedig 72.

Schweiz. Affe im Dorf 25; Bäder von Lavey 87; Basel 303; Gemsenjäger 378; Heimkehr der Heerden 6; Heimkehr des schweizer Soldaten 217; Luzern 20; Staubbach 340; Wetterhorn 73; Winkelstüh 121; Winzerfest in Vevay 243.

Deutschland. Gobienz 337; Dresden 348; Meissen 115; Regensburg 332.

Oesterreich. Franzensburg bei Laxenburg 15; Salzburg 27; Triest 287.

Niederlande. Luxemburg 268.

Belgien. Denkmal Gottfrieds von Bouillon 84; Gent I. 355, II. 368; Leon Gondy 212; Liebfrauenkirche in Hal 65; Ostende 153; St. Peter in Lüttich 35; Schelde 186.

Großbritannien. Bevölkerung Londons 256; Blätter aus dem Tagebuch eines Pfarrvicars 106; Haus der Gemeinen 361 Haus, das unheimliche 77; Helgoland 102; Lincoln 205; Oberhaus, das 193; Thürme, alte, in Nordschottland 165; Windsor 273;

Dänemark. Beerlöse 35; Folter, die letzte, in Dänemark 62; Pest in Jütland 128; Rabbi Nathan Clausener 318; Struensee 216; Hans Tapfer 69.

Digitized by Google

Schweden und Norwegen. Schloß Borgholm 64; Das gestrandete Schiff 170.
Rußland. Bauernhochzeit 208; Dörfer in der Krim 392; Kirgisensitten 128; Russische Wagen 61; Bhiska 400.
Türkei. Türkische Pfeifen 278; Türkische Wagen 48; Wie man Moscheen baut 229.
Griechenland. Garabousa 77; Sokrates' Kerker 184.
Asien. Rußland. Eichhornjagd 62; Elennjagd 34; Kolimaniee 176.
Tatarei. Kalmücken 44.
Türkei. Heiliges Land, berühmte Orte desselben 149; Das Thor von Konieh 85.
Persien. Grab des Cyrus 187; Heiliges Dorf 28; Urgub 93.
Arabien. Caravanen 112; Sitten, arabische 102.
Japan. Felsen, japanische 156; Hai, ein 29.
Vorderindien. Dschaggernauttempel 313; Kindermord 256; Taje-Mahal 199; Tollar, der Indianer 313.
China. Canbid Hin 192; Chinesische und indische Fischer 288; Factor in Canton 356.
Inseln. Prao von Achem 272.
Afrika. Egypten. Moschee El Moyed in Cairo 16; Mumie 102.
Algier. Jude, der junge, von Tunis 290; Löwenjagd 350; Marmorbrüche 55; Mauren, unter den 137.
Senegambien. Der Tauschhändler 274.
Nubien. Giraffenjagd 27.
Centralafrika. Selbstschußflinte 150.
Westafrika. Gabon 384.
Inseln im Westen. St. Thomas 3.
Inseln im Osten. Mauritius 235.
Amerika. 1. Nordamerika. Eine Nacht im Wolfsrachen 6.
Vereinigte Staaten. Grabmal Washingtons 352; Hausirer, der, und sein Hund 21; Indianer, der 246; Mont Vernon 344; Mormonenpriester 254; Schlittenomnibus in New-York 147; Statistik der Bevölkerung Amerikas 172; Von den Minen nach Melbourne 307; Was eine Mutter leiden kann 210.
2. Südamerika. Brasilien. Aguador, der, zu Lima 281; Bahia 328; Itamaratifall 345; Rio Janeiro 103.
Guyana. Silberberg in Cayenne 296.
3. Westindien. Havanesische Frauen 135.

Kunst.

Baukunst.

Arsenal in Venedig 393; Dschaggernauttempel 313; Kirche der Templer in Luz 44; Leuchtthurm von Cordouan 97; Liebfrauenkirche in Hal 65; Moschee El Moyed 16; Paläste in Venedig 53; Ruinen von Pompeji 145; Thor von Konieh 84.

Bildhauerkunst.

Canova 280; Gottfried von Bouillon 84; Lechesne, gerettete Knabe 312.

Malerei.

Dow, Zahnauszieher 329; Hirsch, der sterbende 69; Van Huysum, Strauß 49; Landseer, Proceß der Hunde 17; Lawrain, ländliche Ruhe 129; Lebrun, Familie des Darius 101; Murillo, Maurin 137; Ostade, vlämisches Wirthshaus 89; Reynolds, Schüler 185; Staal, zwei Träume 160; Stone, Schwestern 161; Titian, Ecce homo 321; Watteau, Scherenschleifer 36; Wilkie, Hausirer 233; Zu viel Blau 270.

Musik.

Gluck 241; Haydn 2.

Poesie.

Edgeworth, Maria 240; Goldsmith, Oliver 371.

Handel und Wandel.

Agricultur, Technik, Weltverkehr.

Handel und Wissenschaft 58; Kohlenbrennerei 177; Kupferdruck 379; Kupferstecherkunst 196; Magier, der letzte 74; Nadeln 251; Prao von Achem 272; Wagen, deutscher 76; Wagen, russische 90; Wagen, türkische 48.

Producten- und Haushaltungskunde.

Boysalzgärten 139; Brutkasten 203; Salz 135; Shawl 271; Vogelnester, eßbare 51.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 1 3 1943

Digitized by Google

Digitized by Google